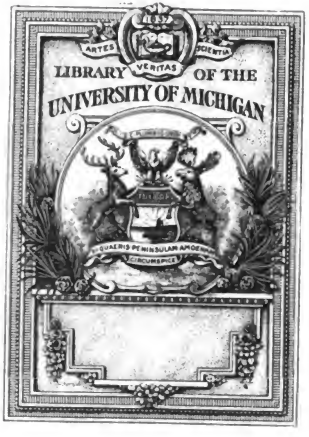
# Deutsche Rundschau




Digitized by Google

830.6
D485

Digitized by Google

Digitized by Google

# Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

**Julius Rodenberg.**

## Band XXXIV.

(Januar — Februar — März 1883.)


Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

**Alexandrien**, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyri. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capstadt**, J. H. Rose. **Michaelis & Braun.** — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. C. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Smithoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. - **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Kug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandl. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Baledow. — **Tiflis**, C. Baerenstamm. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.


Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß

zum

## Vierunddreißigsten Bande (Januar — März 1883).


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Der Bildhauer von Cauterets. Von **A. Meinhardt** | 1 |
| II. | Das römische Afrika. Von **L. Friedländer** | 44 |
| III. | Strategie. Nach einer Studie des Obersten Blume. Von **C. Freiherrn v. d. Goltz** | 63 |
| IV. | Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. VII/IX | 85 |
| V. | Die evangelisch-religiöse Bewegung in Rußland. Von **Freiherrn von der Brüggen** | 115 |
| VI. | „Page Leubelfing" | 129 |
| VII. | Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel** | 133 |
| VIII. | Politische Rundschau | 145 |
| IX. | Kunst und Kunstgeschichte | 152 |
| X. | Ferdinand Cohn's botanische Vorträge von **J. Reinke** | 154 |
| XI. | Literarische Notizen | 157 |
| XII. | Bibliographie | 160 |
| XIII. | Der Hexenprediger. Novelle von **Hans Hoffmann** | 161 |
| XIV. | Die Beziehungen des heiligen Stuhles zu Mexiko vor und während der Kaiserperiode | 194 |
| XV. | Zur Geschichte der Kasseler Kunstschätze, vornehmlich in den Zeiten des Königreichs Westphalen. Von **Albert Duncker** | 213 |
| XVI. | Das römische Afrika. Von **L. Friedländer.** (Schluß.) | 241 |
| XVII. | Ueber Verschwendung. Von Dr. **C. William Siemens** in London | 255 |
| XVIII. | Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. X/XI. | 262 |
| XIX. | Immer tapfer voran! Aus dem Italienischen des **Salvatore Farina** | 281 |
| XX. | Politische Rundschau | 305 |


(Fortsetzung umstehend.)

149692

Digitized by Google

| | | Seite |
|---|---|---|
| XXI. | Conrad Ferdinand Meyer's Gedichte von **Adolf Frey** | 312 |
| XXII. | Ein neuer Schriftsteller | 316 |
| XXIII. | Literarische Notizen | 319 |
| XXIV. | Bibliographie | 320 |
| XXV. | Das letzte Glück. Erzählung von **Wilhelm Berger.** I. | 321 |
| XXVI. | Die Aussichten des Hauses Hannover auf den englischen Thron im Jahre 1711. Von weil. Prof. **R. Pauli** | 347 |
| XXVII. | Reinhold Pauli † 3. Juni 1882. Biographisches Nachwort von Professor **Ferdinand Frensdorff** in Göttingen | 371 |
| XXVIII. | Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. XII/XIII. | 376 |
| XXIX. | Friedrich II. in englischen Urtheilen. Rede zur Feier des Jahrestags Friedrich's II. von **E. du Bois-Reymond** | 395 |
| XXX. | Die deutsche Dynastie in Rumänien | 410 |
| XXXI. | Schiller. Von Professor **Wilhelm Scherer** in Berlin | 417 |
| XXXII. | Die Erlebnisse des heiligen Pancrazius von Evolo. Ein sizilianisches Sittenbild. Von **A. Schneegans** | 441 |
| XXXIII. | Politische Rundschau | 466 |
| XXXIV. | Kunst und Kunstgeschichte | 473 |
| XXXV. | Ernst Dohm | 476 |
| XXXVI. | „Politischer und gemeiner Mord in den Vereinigten Staaten von Nordamerika." Entgegnung. Von Dr. F. von **Holtzendorff** | 478 |
| XXXVII. | Literarische Notizen | 479 |
| XXXVIII. | Bibliographie | 480 |


Digitized by Google

# Der Bildhauer von Cauterets.

Von

**A. Meinhardt.**

Rings umragt von dunklen Bergen,
Die sich trotzig übergipfeln,
Und von wilden Wasserstürzen,
Eingehüllet, wie ein Traumbild,

Liegt im Thal das elegante
Cauterets.

Es ist Abend, ein milder, stiller Augustabend. Die Tannen am Fels und die Wiesen im Thal freuen sich aufathmend der erfrischenden Kühle. Die Häupter der Berge, die das langgestreckte Thal umschließen, heben sich schwärzlich und vielgezackt von dem ausgestirnten Himmel ab, dessen Helle aus den Wassern des Gave in der Tiefe blinkend zurückstrahlt. Nur das Rauschen dieser Wasser tönt geheimnißvoll durch die Stille. Aus dem Schoß des Gebirges hervor quellen sie in unzähligen Fällen, hier aber, nahe der Stadt, eilen sie nur noch tänzelnd, in kürzeren Sprüngen und murmelnd vorüber, zur Ebene hinab, und wenn sie unter dem Brückenbogen hastig sich drängen, erzählen sie von schroffen Gipfeln, von Schnee und Eis, von den Bären dort oben, fragen nach ihrem Wege, klagen in Sehnsucht, wie lang es noch währe die lange Straße zu durchziehen, bis sie mit manch' anderem Bergstrom gemeinsam ihr herrliches Ziel erreichen, das lang erträumte, endlose Meer.

Aber die Menschen in der Stadt, welche Heine schon „das elegante Cauterets" benannte, achteten in ihrem geschäftigen Nichtsthun wenig auf die majestätischen Berge, auf den ernsten Nachthimmel droben, auf das Murmeln der Wellen des Gave. Laute Musik ertönte vom Casino auf die weite Promenade hinaus, die von zahlreichen Lampen hell erleuchtet und rings von zierlichen Buden mit den buntesten Waaren, zur Unterhaltung der vielen Fremden, umgeben war. Nur vor einer der ersten, wo ein Polichinelle seine Späße im bearneser Dialekt zum Besten gab, war auch das Volk von Cauterets zu finden; Frauen in weißen oder schwarzen lang herabwallenden Capulets, Männer mit blauen Baskenmützen, schwarzröckige Geistliche dazwischen. Aus der Menge der kleinen, beweglichen Südfranzosen trat ein Mann, der um Haupteslänge alle Anderen hier überragte.



Digitized by Google

Ein kleiner Abbé, der ihm willig Platz machte, wandte sich zu seinem Nachbar, um ihm scheu in's Ohr zu flüstern: „Das ist ein Deutscher!"

Jener hörte die Worte; wohlgefällig lächelnd strich er sich den großen, röthlichen Vollbart und ging langsam weiter; was das Volk anzog, däuchte ihn, so schien es, sehenswerther, als die Tische mit Hazardspielen, um welche sich die Menge der eleganten Fremdenwelt drängte. So kam er zu der rechten Seite der Esplanade, wo die Buden sich am Ufer des Gave hinziehen, hier gab es weniger Verlockendes zu schauen, der Händler mit Wollenwaaren, ebenso wie der nebenan, welcher Arbeiten von Pyrenäenmarmor feilhielt, schlossen schon die Läden zur Nacht. Nur vor dem vierten oder fünften Stand an dieser Seite hatte sich ein Menschenhaufe zusammengefunden, ein schwacher Lichtschimmer fiel aus dem Innern auf die staunenden Gesichter. Der Deutsche trat näher und schaute über die Köpfe der Andern hinweg in den von einer Petroleumlampe nur dürftig erleuchteten Raum. Was er dort sah, entlockte ihm einen Ausruf der Ueberraschung; es war eine Schaustellung sehr anderer Art, als man sie in einer Marktbude erwartet. Hinter dem Ladentisch, auf dem allerlei Büsten und Terracottafiguren standen, saß ein schwarzbärtiger Mann gebückt an einem kleinen Thonkopf beschäftigt, den er mit dem Modellirholz und mit den Fingern fleißig bearbeitete, hier ansetzend, dort abnehmend, bis in den dicken Locken und Flechten zum Mindesten, wenn auch noch kaum in den Zügen des breiten Gesichts eine sprechende Aehnlichkeit mit seinem Vorbild wahrnehmbar wurde. Denn das Modell saß in steifer Haltung ihm gegenüber, vom gelblichen Licht der Lampe beschienen und von allem Volk bewundernd begafft. Eine stattliche Dame aus Pau oder Tarbes, oder sonst einem Städtchen der Ebene, die von der Sommerhitze in die Berge vertrieben sein mochte und die zur Ueberraschung ihres würdigen Gatten, dessen Porträt in Emaille ihren Busen zierte, ihr Abbild nach Hause mitbringen wollte. Belustigt sah der Deutsche ihrem gravitätischen Wesen zu, als sie sich nach beendigter Sitzung erhob und von dem Künstler verabschiedete. Nach ihrem Fortgehen entfernten sich auch die Andern bald, denn nun gab es hier nichts mehr zu sehen. Ein Geistlicher kaufte nach mancherlei Handeln über den Preis ein Gipsfigürchen der Jungfrau von Lourdes, dann löschte der Bildhauer die Lampe und schickte sich an, seinen Laden zu schließen. Da trat der Deutsche, der bisher beobachtend im Schatten gestanden, an den Tisch heran und sagte schnell, auf eine Gruppe deutend, welche die Mitte der Auslage bildete, in fließendem Französisch:

„Ich möchte diese Pietà hier kaufen. Was kostet sie?"

„Sie ist nicht käuflich," entgegnete kurz und scharf der Künstler.

Der Deutsche, der sich vorgebückt hatte, um die kleine, kaum einen Schuh hohe Gruppe der Muttergottes mit dem todten Christus auf ihren Knien genauer zu prüfen, richtete sich auf. Er hatte bisher hauptsächlich das Gesicht der Madonna betrachtet, ein Antlitz von classisch edlen Zügen, in dem der tiefe Schmerzensausdruck durch die Weichheit der Jugend rührend verstärkt ward; nun verglich er mit schnellem Blick den Christuskopf mit dem des Künstlers und sagte dann auf Deutsch, indem er die Hand zum Gruße über den Ladentisch ausstreckte:

Digitized by Google

„Ich darf Sie wohl als Landsmann begrüßen, Sie haben da ein vortreffliches Werk trotz Michelangelo geschaffen, denn Ihre Pietà ist originell."

„Monsieur . . . ." sagte der Künstler betreten.

„Sie sind kein Deutscher? Also wohl ein Elsässer, denn ich meine doch mich auf den Accent zu verstehen. Wer so viel wie ich mit Fremden verkehrt hat . . ."

„Das ist es nicht," entgegnete Jener nun gleichfalls auf Deutsch; „ich bin ein guter Deutscher, mir war Ihre Anrede nur überraschend. In den drei Monaten, seit welchen ich hier in der Marktbude stehe, ist weder ein Deutscher zu mir gekommen, noch ein Kunstkenner. Sie begreifen . . ."

„Ach, mein Freund, Sie sind zu rasch. Halten Sie mich deshalb für einen Kenner, weil ich Ihre Arbeit lobe? Ich bin ein Freund der Kunst, und als solcher lockt mich diese Gruppe. Das Madonnengesicht gemahnt an Murillo; ich sah selten in Werken der Plastik einen ähnlichen Schmelz des Ausdrucks, daß man Farbe und Leben selbst unwillkürlich hinzu empfindet. Sie sollten das Modell in Lebensgröße ausführen, das wäre Ihres Talentes würdiger, als diese Heiligenfigürchen und Bäuerinnenporträts zu machen."

„Würdiger! Thun wir immer das, was unserer würdig ist? Haben wir überhaupt die Freiheit zu schaffen, was wir gut finden, müssen wir nicht vielmehr das machen, was die Menge verlangt und bezahlt?" sagte der Künstler mit bitterem Lachen.

„Bis zu dem Moment, wo aus der Menge Einer hervortritt, der das Echte und Schöne erkennt und den Künstler, welcher bisher dem Geschmack des Tages fröhnen mußte, auf den rechten Weg zurückweist. Lassen Sie mich also der Mann sein, der Ihnen wieder die Pforte eröffnet, die Sie sich selber verschlossen haben, denn daß Sie einmal ein Jünger im Reich der wahren Kunst und Schönheit gewesen sind, bezeugt diese Gruppe. Also zuerst, ich heiße Heinrich Flemming, hier meine Karte."

Der Künstler verneigte sich: „Mein Name ist Erich Wagner," entgegnete er, leise hustend.

„Also, Herr Wagner: wollen Sie mir für meine Sammlung eine vergrößerte Copie dieser Gruppe machen? Oder sonst eine andere Statue, eine Figur, die Ihre Phantasie beschäftigt? Ich meine, der Name Erich Wagner wird nicht immer ungekannt bleiben, und es sollte mir Freude gewähren, eines Ihrer Erstlingswerke zu besitzen. Ich schieße Ihnen zu den Kosten so viel vor, als Sie bedürfen, und den Preis der fertigen Arbeit bestimmen Sie selbst nach dem Werthe derselben."

„Herr Flemming," sagte der Künstler mit einer ironisch tiefen Verbeugung, „Sie sind ein Krösus, wie ich nicht bezweifle und sicher gewohnt, Almosen zu geben; Sie vergessen nur Eins: ich bin ein Künstler und — es mag Ihnen seltsam erscheinen, — trotzdem ich hier in meiner Marktbude Nippesfiguren feilhalte und Porträts fabricire, um die Käufer heranzulocken, noch nicht gewohnt, Almosen zu nehmen."

„Almosen!" Mit zornig gerunzelter Stirn griff Flemming an seinen Bart. „Sie sind ein Künstler; das beweisen mir, wüßte ich es nicht schon aus Ihrem



Digitized by Google

Werke, Ihre Reizbarkeit, Ihr Selbstgefühl. Gut, mein Freund, seien Sie nur reizbar; ein Künstler muß stolz wie ein Spanier sein. Doch die Hand zurückstoßen, die sich Ihnen bietet, um Ihren höchsten Ehrgeiz befriedigen zu können — ich nehme an, daß Sie in diese Bude nicht Mangel an Talent, sondern an Aufträgen verbannt hat — das wäre, däucht mich, ein falscher Stolz. Auch über mich sind Sie im Irrthum. Ich bin kein Krösus, leider nein. Wenn ich mir trotzdem vorgesetzt habe, das Beispiel eines der edelsten lebenden Männer, des Grafen Schack, soweit es meine schwachen Kräfte gestatten, im Lauf der Jahre nachzuahmen, so thue ich das aus herzlicher Neigung zur Kunst und den Künstlern. Meine Sammlung besteht bisher fast nur aus Werken von Unbekannten, die Jahre sollen erst beweisen, ob sie einst bekannte Größen werden. Der Eine und Andere meiner Freunde ist schon auf dem Wege zum Ruhme begriffen und es gereicht mir zur höchsten Befriedigung, ihnen diesen Weg erleichtert zu haben. Scheint es Ihnen also beleidigend, in solcher Gemeinschaft in Heinz Flemming's Sammlung von Sculpturen auch zu erscheinen, so thut es mir leid. Wenn nicht, so überlegen Sie meinen Vorschlag, ich bleibe ein paar Tage in Cauterets, es wird mich freuen, Sie noch zu sprechen."

Er lüftete den Hut und ging, ohne Jenem noch Zeit zu lassen ein Wort zu erwidern. Doch schon auf dem kurzen Weg zum Hotel bereute er seine Raschheit, die den Künstler nicht dazu kommen ließ, die Abweisung wieder zurückzunehmen. Er frug sich, was diesen Mann, dessen echtes Talent deutlich aus jener Gruppe sprach, hierher in's Gebirge, in die Fremde, in die Marktbude getrieben haben mochte, seine Krankheit, die aus den hohlen Augen hervorgrinste, oder welch' anderes Künstlerschicksal? So in Gedanken vertieft trat Flemming in's Haus und stieg, ohne sich umzusehen, zu seiner Wohnung hinauf. Ein leises Rauschen von Frauenkleidern kam die Treppe herunter. Sein gesenkter Blick fiel auf ein wunderkleines Füßchen, unwillkürlich trat er zur Seite, der Näherkommenden Platz zu machen und zog seinen Hut. Die Dame dankte mit leichtem Neigen des mit einem Schleier bedeckten Kopfes. Dabei traf ihn eine Secunde lang der Blick ihrer Augen, und als sie längst vorübergegangen, stand er noch wie verzaubert an der Wand und starrte auf die Stelle, wo sie verschwunden war. Immer noch meinte er diesen tiefen, schmerzlich starren Blick zu empfinden, der wie bewußtlos über ihn hinglitt; wo hatte er diese Augen schon gesehen? und wie war ihre Farbe gewesen?

Mitten in der Nacht fuhr er mit dem Ruf: Es war die Pietà! aus dem Schlaf empor. Er hatte von jener Gruppe geträumt und in seinem Traum hatte die Schmerzensmutter ganz dieselben Augen gehabt, die ihn vorhin auf der Treppe so ergreifend angeblickt hatten. Er ward vollends wach, indem er versuchte, die beiden Gesichter in der Erinnerung zu vergleichen und auch sein Aerger über die Abweisung durch den Künstler erwachte auf's Neue. Es währte lang, bevor er wieder Schlaf finden konnte, und kaum war er fest entschlummert, als ihn ein kräftiges Klopfen weckte. — „Nun, was gibt's?" — In der grauen Dämmerung näherte sich ein Mann mit grauem Bart seinem Lager, er meinte erst noch fortzuträumen; dann aber erkannte er lachend den Führer, den er gestern Nachmittag bei seiner Ankunft für eine heutige Bergbesteigung herbestellt hatte. — „Ist es schon Zeit, Alter?" frug er noch schläfrig.

Digitized by Google

„Oui, monsieur," entgegnete Jener, „die Zeit wäre schon recht, aber das Wetter! Il y a du brouillard! Ein Nebel so dicht wie meine Hand und so grau . . . so grau wie mein Bart."

„Der sich nicht im Laufe des Tages verziehen wird?"

„Es wäre ja möglich . . . aber —" der Alte nahm sein blaues Barett etwas verlegen aus einer Hand in die andere — „ich meinte nur, wenn monsieur noch länger in Canterets bliebe, thäte er besser auf einen helleren Tag zu warten, und ich würde mich glücklich schätzen, dem gnädigen Herrn dann als Führer zu dienen."

„Das heißt, heute würden Sie weniger glücklich sein?"

„Das nun eben nicht . . . oder doch. Es ist besser, ich schenke Ihnen reinen Wein ein, monsieur a l'air bienveillant. Sie werden begreifen, daß man eine Dame nicht gern im Stich läßt. Ich hatte der Marquesita versprochen, am ersten Tag, an dem ich frei sein würde, sie bis zum Pont d'Espagne zu führen. Das arme Ding meint, wenn sie den Fuß wieder einmal auf spanischen Boden setzte, so würde ihr leichter. Welch eine Täuschung! Als ob man nicht, wenn man unglücklich ist, in jedem Lande dasselbe empfände! Nicht wahr, bester Herr? Ich versprach ihr gestern bestimmt, sie heute zu begleiten. Da kamen Sie, mich zu engagiren, und da Sie zahlen wollten, mein Herr, was sie natürlich nicht vermöchte und ich auch niemals annehmen würde — von der Tochter meines Wohlthäters, wo denken Sie hin! — so war ich verpflichtet, mit Ihnen zu gehen. Ich fand keine Zeit, es ihr gestern zu sagen. Doch nun dieser Nebel . . ."

„Kommt Ihnen heute sehr gelegen. Es ist gut, mein Freund. Gehen Sie immer mit Ihrer Dame, ich werde dafür noch ein Stündchen schlafen, und morgen, bei klarerem Himmel und besserer Neigung wecken Sie mich wieder zu derselben Stunde, damit wir den Vignemale miteinander besteigen."

Der Führer entfernte sich unter vielen Reverenzen und wortreichen Betheuerungen des Dankes.

Als Flemming etwas später in die Halle des Hotels kam, war schon reges Leben dort. Abreisende mit Koffern, Bergsteiger mit ihren Führern, Kellner, welche Eßkörbe packten, dazwischen ein Wirrwarr von fremden Zungen. An der Hausthür grüßte ihn höflich aber verlegen der alte Führer. In demselben Moment kam eine schlanke Gestalt die Treppe herunter, trat auf den Führer zu, gab ihm ein Plaid und ein schmales Päckchen Proviant zu tragen, und Beide gingen mit raschen Schritten die Straße entlang, die Dame voran, die kleinen Füße gar zierlich setzend.

Ich kenne die Füßchen, dachte Flemming, der ihnen nachsah: also das war die arme, unglückliche Marquesita, die zu gesunden meint, wenn sie nur spanischen Boden betritt? Und ihre Augen? sie sind grün, die ojos verdes des spanischen Volksliedes, rechte echte Nixenaugen!

Nach mehreren Stunden, nachdem die Sonne, der Behauptung des Alten zum Trotz, die Nebel verscheucht hatte, als die Berge die felsigen Kuppen blendend gegen den stahlblauen Himmel erhoben und die Wasserfälle dazwischen in tausend Regenbogenfarben glitzernd, im hellen Lichte sprühend aufstäubten, kletterte Flemming nach langem, einsamen Wandern an einem steinigen Abhang hinunter.

Digitized by Google

Riesenhohe Felsenwände schienen hier das Thal von Gauterets festungsartig abzuschließen, und nur die weißschäumenden Wasseradern verriethen dem Fremden, wo engere Schluchten noch höher führten. Aber in dieser Einöde und Felsenwildniß sah er plötzlich tief unter sich ein Menschengewimmel vor einem langen, niedrigen Hause, so grau wie der Felsen, an welchem es lehnte. Rasch stieg er hinab und kam in die Mitte des Badetreibens von la Raillère. Mit seinen scharfen Beobachteraugen ging Flemming langsam durch die Menge. Es war ihm, der sonst wohin er kam, fast in ganz Europa Freunde fand, unbehaglich, sich so fremd zu fühlen und kein bekanntes Gesicht zu erblicken. Als er aber an der Thür der Trinkhalle den schwarzhaarigen Bildhauer stehen sah, der mühsam sein Gläschen mit dampfendem Wasser schluckte, grüßte er doch nur förmlich von Weitem, ohne ein Wort an ihn zu richten. Der Bildhauer erwiderte den Gruß ganz ebenso steif. — Nein, dachte Flemming, der ist kein Mensch mit rechtem Verständniß. Ein echter, noch so reizbarer Künstler hätte mich im ersten Aufwallen trotzigen Stolzes vielleicht auch abgewiesen, doch nachträglich wäre ihm der Wunsch gekommen, was es auch koste, ein Kunstwerk schaffen, seine Gedanken ausführen zu können. Wer solche Aussicht so kühl von der Hand weist, ist entweder nicht werth zu etwas Besserem, als am Markt mit Dutzendwaare zu handeln, oder — er ist so tief verzweifelt, daß er selbst nicht mehr wagt zu hoffen!

Es war am Abend desselben Tages. Flemming saß im Lesezimmer des Hôtel d'Angleterre und schrieb seinem Freund, einem römischen Bildhauer, mit dem er sonst die Sommermonate im deutschen Gebirge zu verbringen pflegte. Er erzählte ihm von seiner Reise, von dem Bildhauer in der Bude, der ihn so schnöde abgewiesen, und von der Spanierin mit den grünen Augen, als neben ihm plötzlich eine leise weiche Stimme sagte: „Mein Herr, ich komme Sie zu ..." Er fuhr in die Höhe und siehe, die Stimme gehörte zu den meergrünen Augen, die Augen schauten ihn an, und die Dame — wie war sie nur hereingekommen, ohne daß er es bemerkt hatte? — sprach Deutsch, wenn auch mit fremdem Accent. Uns Deutschen aber erscheint bekanntlich unsere ehrliche Sprache in fremdem Munde verschönt und verfeinert. So klang es Flemming auch wie Musik, als die Fremde zögernd, die Worte suchend, mit ihrer tiefen Stimme fortfuhr: „Sie sagten, Sie bleiben noch ein paar Tage, doch werden Sie es schwerlich erleben, daß er Sie anspricht. Denn eine Bitte geht ihm nicht über die stolzen Lippen. Und auch ich, ich komme nicht her, um zu bitten, ich sehnte mich nur, Ihre Gedanken über ihn in Wahrheit zu kennen."

„Ueber wen, mein Fräulein, von wem ist die Rede?" frug er verwirrt.

„Von meinem Mann. Ich bin kein Fräulein," sprach sie mit stolzem Heben des Kopfes.

„Ihr Mann ist? ... Verzeihen Sie ... Ich fürchte, es liegt hier ein Irrthum vor. Ich muß gestehen, daß ich nicht begreife ... ich kenne bisher Niemanden hier, am wenigsten einen spanischen Marques, Frau Marquesita ..."

Sie lächelte: „So nennt mich noch immer der gute père Mathieu aus alter Gewohnheit. So heiße ich nimmer. Mein Mann ist der Bildhauer Erich Wagner, dem Sie gestern Abend ..."

Digitized by Google

„Ah, endlich!“ rief Flemming, „nun kann ich begreifen. — Sie geben mir Hoffnung, gnädige Frau. Mir war es die schmerzlichste Erfahrung, von einem Künstler, dessen Können nach meinem Ermessen zu Großem bestimmt ist, als Laie und als ein eitler Reicher verächtlich abgewiesen zu werden. Die Künstler und ihre Launen sind mir gar wohl bekannt; ich weiß sie zu schonen, doch Ihr Gemahl . . .“

„Er ist eben unglücklicher als Andere,“ sagte sie leise. „Er fühlt sich allzuleicht gekränkt, weil er weiß, daß er nicht am rechten Platze steht. Und wenn er auch heute, von dem Wunsch beseelt sein Talent zu erproben, sich sehnt Ihren Auftrag erfüllen zu können, er wird ihn nur annehmen, wenn er sieht, daß Sie ihn wirklich dem Künstler geben, nicht dem Verarmten aus Mitleid zuwenden wollen. Deshalb kam ich her, um Ihre wahre Ansicht zu prüfen. Und was Sie mir soeben hier sagten, das that mir wohl.“

„Ich kann Ihnen noch mehr sagen, gnädige Frau. Ich kenne weder Ihren Mann, noch sein Leben, so wußte ich nichts von Armuth noch Mitleid. Ich sah sein Werk und es schien mir die Arbeit eines großen Talentes. Glauben Sie selber, daß er das ist?“

„Oh, ich!“ — es ging wie ein Sturm von Entzücken über das bleiche, schöne Gesichtchen, „ihm aber fehlt schon lange der Glaube an sein eigenes Können.“

„So will ich versuchen, ihm Muth zu machen und ihm diesen Glauben zurückzugeben.“

„Ja, aber“ — sie faltete die Hände flehend und schaute ihn an — „ich bin nicht gekommen, Sie darum zu bitten. Er weiß nicht, daß ich mit Ihnen spreche: er würde mir zürnen. Doch ich mußte es thun, um selbst zu erfahren, aus welchen Gründen Ihr Handeln entsteht. Sie meinen es ehrlich. Sie verstehen sein Talent zu schätzen und zu erfassen, ich traue Ihnen und — ich bin Ihnen dafür dankbar, mein Herr.“

Sie sagte dies langsam, als gingen die Worte nur schwer und mühsam von ihrer Zunge, neigte das reizende Köpfchen ein wenig und wandte sich zum Gehen.

Am nächsten Morgen pochte wieder der Führer an die Thür des Deutschen: „Heute, Monsieur, ist das richtige Wetter, es wird ein Tag ohne Regen, noch Hitze, Sie sehen den frischen Schnee von gestern auf allen Spitzen und vom Vignemale, Sie können mir's glauben, wird eine Aussicht sein, wie sie den ganzen Sommer noch nicht gewesen ist.“

„Und heute gerade will ich nicht gehen,“ sagte Flemming, „gehabt Euch wohl und laßt mich in Ruhe.“ — Er mußte lachen, als der Alte sich halb gekränkt, halb verlegen entfernte. Wie konnte er ihm nur zumuthen, heute irgend einen Berg zu erklettern! Es lag ein ganz anderes Wagstück vor ihm: er hatte heute ein Menschengemüthe für sich zu erobern, einen stolzen Widerstand zu bezwingen, den Grundstein für künftiges Schaffen zu legen!

Zu derselben Zeit wie am gestrigen Tage ging er wieder nach la Raillère, um dort am Brunnen bei zufälligem Gespräch den Künstler dahin zu bringen, in seinen Vorschlag zu willigen. Es war heute zu sonnig, am kahlen Abhang umher zu klettern, so ging er im Schutz seines großen Schirmes gemächlich auf breiter Landstraße dahin. Droben war es so voll wie gestern. Flemming spähte

Digitized by Google

nicht lang durch die Menge, bis er Wagner's hohe, etwas vornübergebeugte Gestalt und seine schlaffe Haltung erkannte. Er trat auf ihn zu. In die bleichen Wangen des schwarzbärtigen Mannes stieg ein Erröthen, doch seine Stirn furchte sich finster und seine Lippen preßten sich fester zusammen; er mochte erwarten, daß nun die Frage, das Anerbieten, die ihn verletzt hatten, wiederholt werden sollten. Heinz Flemming aber war klüger geworden. Statt von dem Künstler sprach er von sich, er erzählte, wie er, ohne eigenes Talent noch feste Richtung, seine Freude darin finde, die Talente Anderer zu wecken und zu pflegen; wie er in ihrem Gelingen, ihren Erfolgen den besten Lohn für sich selber empfinde. Allmälig sah er, wie Jener mit immer größerer Theilnahme zuhörte, und da er seine Künstlerfremde nannte, schien er anfangs verlegen, dann sehr begierig, noch mehr zu erfahren. Bei einzelnen Namen nickte er freudig, dann frug er nach ihnen und ihrem Ergehen, sprach von ihren Werken und bestätigte mit ehrlichem Beifall Flemming's Urtheil über dieselben. So kamen sie in ein eifriges Plaudern und stiegen langsam miteinander zu Thal. Heinz sprach von Rom, doch eine Wolke von Mißmuth wollte sich abermals über die Stirn seines Genossen lagern.

„Rom!" sagte er, „Rom! Es denken Alle, dort allein sei die Heimath der großen Kunst; wer Rom verläßt, so meint die Menge — und ich selbst ertappe mich oft auf dem Gedanken — der ist unerbittlich verflucht zu versinken und Schlechtes zu schaffen. Wir Bildhauer sind nun einmal gezwungen, in Rom zu studiren; ob das Leben dort uns taugt oder nicht. Wenn mich die Akademie meiner Heimath nicht jung nach Rom gesendet hätte . . ."

„Dann hätten Sie Ihre Pietà nicht geschaffen."

„Dann wäre ich heute vielleicht noch ein Künstler, fühlte mich noch fähig zu Arbeit und Mühe; wäre nie dem Dämon verfallen, der mich zu Schönheit und Reichthum verlockte und mir dann in der blendenden Schale Armuth und bittere Entbehrungen reichte."

„Lieber Freund, solch ein Dämon, der die Jugend verleitet, ist nicht in Rom heimisch, sondern in uns."

„Für mich war er's in Rom. Die deutsche Heimath, das stille Häuschen meiner Mutter, der Pfarrerswittwe, barg für mich nur gute, heilsame Geister; meine Kunst, mein Ehrgeiz erwachten dort und mein Leben lag rein und fleckenlos vor mir. Mit ungebrochener Kraft, voll Muth strebte ich nach den höchsten und edelsten Zielen."

„Und wenn der hochstrebende Pfarrerssohn, der das Ideal, doch die Welt nicht kannte, in Rom seinen Ehrgeiz auf Weltliches lenkte und das hohe Ziel aus dem Auge verlor, trägt Rom dann die Schuld? Trifft nicht vielmehr ihn selbst, seine Weltunkenntniß, seine träumende Jugend, der Vorwurf dafür? — Ich maße mir hier," unterbrach Flemming sich lächelnd, „ein Urtheil über Ihr Leben an, von dem ich nichts weiß, über Ihre Erziehung und Ihren Charakter, die ich nicht kenne. Doch ist mein Urtheil sehr wohl begründet auf meine Erziehung, auf meinen Charakter und auf das Leben von hundert Andern, die als gute Deutsche in tausend Träumen von Kunstidealen und hohen Zielen schwärmend erwuchsen und dann im Kampf mit dem wirklichen Leben in bittrer Enttäuschung ihr Ziel verfehlten. Die Enttäuschung wird Allen. Doch aus der Menge

Digitized by Google

erheben sich von Zeit zu Zeit Männer, die über Enttäuschung und Kleinmuth hinaus auf's Neue die Sterne der Jugend erblicken, nicht untersinken im alltäglichen Kampfe um alltägliche Ziele, sondern unbeirrt das Auge auf's Ganze, auf's Große gerichtet in Kunst und Staat, in jedem Berufe das Edle und Schöne, das Höchste erstreben. Das Höchste erreicht man freilich nur selten, doch es genügt schon, es zu wollen. Wollen Sie nur!"

„Und wenn ich nun wollte, was nützte es mir?" sagte Wagner bitter und zuckte die Achseln. „Glauben Sie, daß ich noch etwas kann? Zwei Jahre der Lohnarbeit als Sklave der Menge könnten den besten Künstler verderben und ich war nur Anfänger."

„Und als Anfänger machten Sie jene Gruppe? Sie ist wahrlich keine Anfängerarbeit."

„Die Pietà! Sie ist mein Schicksal geworden. Ich machte sie in Lebensgröße vor drei Jahren in Rom, sie war mir ein Bild der Mutterliebe; der Schmerz meiner Mutter um ihren Sohn, als ich sie verließ, verklärte sich mir in dieser Arbeit; so habe ich jene alte katholische Form erfaßt und meine Gedanken in sie gegossen. Die kleine Gruppe, die Sie sahen, ist nur eine Skizze, die ich vor Kurzem, als ich hier krank lag, mir zur Erinnerung abermals formte. Ich habe dabei die Köpfe verändert und somit die ganze Arbeit verdorben. Denn jene erste Pietà war gut, so gut, daß sie mir selbst gefiel, sie schaffte mir Freunde, Ruhm, Bestellungen, Gönner die Menge und — eine Braut. An der neuen Gruppe sehen Sie, wozu dies tückische Glück mich geführt hat, da hält dieselbe holdselige Braut mich, den Beglückten, todt auf den Knieen. So haben Sie meine ganze Geschichte in diesem Bildwerk: meine Braut ist eine Schmerzensmutter, mein Glück und mein Talent sind dahin und ich selbst bin dem Tode nahe." —

Er hustete leise bei diesen Worten. Sie waren indessen zur Esplanade hinabgelangt; als der Bildhauer in seine Bude eintrat, blieb Flemming draußen vor dem Ladentisch stehen und sah zu, wie Jener drinnen hantirte, seinen Thon einfeuchtete und dann an der Büste der dicken Frau, die noch nicht ganz fertig war, ruhig weiter modellirte, ohne sich durch den Zuschauer stören zu lassen. Flemming betrachtete nochmals den Kopf der kleinen Pietà, das traurige Antlitz schien ihm zu sprechen, wie sein Vorbild gestern gesprochen hatte: Ich bin Ihnen dafür dankbar, mein Herr! — Er mußte, um diesen Dank zu verdienen, sich Mühe geben, dem Künstler zu helfen, so wenig Jener auch geneigt schien, sich helfen zu lassen.

„Erich Wagner," sagte er plötzlich, mit seiner kräftigen deutschen Stimme die mittägliche Stille auf dem leeren sonnigen Platze durchbrechend: „Erich Wagner, Sie sind eine Zeit lang der idealen Kunst entfremdet, doch an Ihrem Schmerz über diese Entfremdung erkenne ich deutlich, wie nah' Sie ihr standen. Darum frage ich heute zum zweiten Male: wollen Sie für mich eine Statue machen? Nicht eine Wiederholung dieser Gruppe; nein, etwas Neues, das Ihrem jetzigen Denken entspricht. Sie sagten mir, damals sei Ihnen die Trennung von Ihrer Mutter in dieser Gestalt versinnlicht worden, schläft Ihnen für die Trennung von der hohen Kunst, für das Heimweh nach ihr nicht auch vielleicht ein

Digitized by Google

Bild in der Seele, das Sie gestalten und erwecken möchten? Wollen Sie das für mich entwerfen?"

Der Künstler hob den Kopf von der Arbeit, das lange Haar mit der Hand von der Stirn zurückwerfend, wandte er sich und heftete die düstern schwarzen Augen prüfend auf den blonden Deutschen, der wartend, fast bittend draußen stand. — „Ich will es versuchen," sagte er dann mit heiserer Stimme.

„So ist es recht," rief Flemming herzlich, „versuchen Sie, was Sie machen können, ich weiß, es wird etwas Gutes werden."

Er ging eilig fort. Es war ihm, als sei eine Schlacht gewonnen, doch die beste Ausnutzung seines Sieges bestand für ihn in schleunigem Rückzug. So viel kannte er schon den Künstler, um nachzuempfinden, wie ihm jetzt ein weiteres Besprechen der Arbeit und gar der Bedingungen für dieselbe peinlich sein würde. Wie ein Kranker bedarf der Künstler, der Dichter, schonungsvoller Stille, um seine Gedanken wie seine Werke reifen zu lassen. Dieser Künstler war zudem ein Kranker an Seele und Körper, ihm that die Ruhe mehr Noth noch als Andern.

So beschloß denn Flemming, am nächsten Morgen mit père Mathieu zu gehen, um den eigentlichen Zweck seines Hierseins zu erfüllen und sich in den Bergen Erfrischung zu suchen. Er blieb zwei ganze Tage fort. Hatte er sonst in der Schweiz, in Tirol, schon manche hohe Spitze erklommen, so war ihm dies Gebirge um so neuer und er meinte in seinem ganzen Leben nicht so viel Schönes gesehen zu haben, wie auf seiner Wanderung durch diese Schluchten, auf den Schneefeldern und Felsengraten. Père Mathieu erzählte ihm im Wandern viel von seinem Leben, von Winterschnee und Jagdgefahren, und Flemming mußte des braven Atta Troll gedenken, als der Alte sich brüstend auf seine Ehrenmedaille als Bärentödter wies, die neben dem silbernen Führerschildchen auf seiner blauen Jacke prangte und sich rühmte, daß ihn die Leute ob seines Jagdglücks père Mathieu des ours zubenannt hätten. Was hatte er nicht schon Alles erlebt! Unerschöpflich wie die Wasserfälle am Wege sprudelten ihm Erinnerungen über die Lippen; der Fremde brauchte mit leichtem Nicken nur seine Theilnahme zu bezeigen, er erzählte unaufgefordert weiter. In seine eigenen Gedanken verloren schritt Flemming neben ihm her. Es hatten ihn auf dem ganzen Wege die traurigen, grünen Augen begleitet, je näher er Cauterets kam, je mehr ward ihm auch das Interesse an dem Bildhauer wieder lebendig, desto stärker erwachte der Wunsch in ihm, zu wissen, ob Jener sein Versprechen erfüllen, eine Arbeit für ihn beginnen werde. Da traf ein Name plötzlich sein Ohr und drang ihm zum Bewußtsein. Nun horchte er um so eifriger hin, da er den Anfang überhört hatte.

„Ja damals!" sagte père Mathieu grade, „wer die Marquesita damals gesehen hätte, wie hätte der auch nur ahnen können, was heute aus ihr geworden ist! Sie ging immer nur in Sammt und Seide und wo sie ging, da schien die Sonne, denn sie lachte und sang und jubilirte beständig und die Armen und Kranken, die sie sahen, wurden reich und gesund von ihrem Anblick. Am frohsten aber war ihr Vater, Marques Don Miguel, mein edler Herr. Ich bin Jahre lang sein Leibjäger gewesen, bis mich das Heimweh und mein Versprechen, — ich war

Digitized by Google

nämlich schon recht lange verlobt, — zwangen, nach Frankreich zurückzukehren. Da sagte der Marquès zu mir: Geh nur, wenn ich aber an die Grenze komme, so lasse ich Dich zu mir rufen, damit Du mich führst in Deinen Bergen. Und die kleine holdselige Marquesita, — sie war damals noch kaum sieben Jahr alt, — sagte: Hebe mich auf mein Pferdchen Matito, ich will Dein schönes Cauterets, von dem Du mir so viel erzählt hast, und alle die hohen Berge sehen, die meine Ahnen im Kampf mit den Mauren so viele Male, doch nie auf der Flucht überschritten haben. — Seht, so war sie, mild und gut gegen niedere Leute, doch stolzer dabei auf ihren Adel als ein Königskind. Die Frau Marquesa schenkte mir ein Tuch für meine Liebste und wünschte mir Glück. Die war nicht stolz, sondern fromm und still, so still! — wenn das Kind recht übermüthig lachte, konnte sie weinen. Nun habe ich mich hier also vermählt und bin in die Führergesellschaft getreten und wenn père Champagne, unser Chef, zu alt wird, — denn er ist über siebenzig Jahre — wollen die Andern, so sagen sie, Herr, mich zum Chef aller Führer von Cauterets machen."

„Und die Marquesita?" sagte Heinz Flemming.

„Ja, von der wollt Ihr hören! Nun, das Kind wuchs heran und wenn die Herrschaft in der Sommerhitze von ihren Gütern in Aragonien alljährlich nach Panticosa hinaufkam, so ließ der Herr Marquès mich rufen und ich konnte das kleine Fräulein auf allen Ritten immer begleiten. Einmal sagte sie, ich weiß es noch deutlich, sie hatte eben einem Bettler einen ihrer goldenen Ringe gegeben: Matito, möchtest Du nicht auch viel lieber sterben, als arm sein? ich, ganz gewiß, ich stürbe eher. — Das sagte sie damals. Ich sah sie ein paar Jahre nicht, weil sie zu ihrer Erziehung in ein Kloster in Rom gebracht war und dann, vor drei Jahren, sah ich sie wieder. Sie war so wunderschön geworden, daß die Leute auf der Straße, wo sie vorüber ging, stehen blieben. Ihre Mutter pilgerte mit ihr zu Unserer Jungfrau nach Lourdes, zum Dank, daß das Fräulein sechzehn Jahr alt geworden war, da sie all ihre anderen Kinder in jungen Jahren verloren hatte. Zu jener Zeit war's, wo ich auf meines Herrn Auftrag den jungen Bildhauer, Ihr kennt ihn wohl schon? durch alle Thäler der Pyrenäen vom Vignemale bis zur Maladetta führte. Daß der einmal ihr Gatte würde, der arme Mensch, wie hätte man das denken können! Seit jenem Sommer ist Don Miguel nicht wieder nach Panticosa gekommen, ich hörte, daß die Marquesa gestorben, von der Marquesita wußte kein Mensch. — Da kam in diesem Frühjahr ein Kranker nach Cauterets mit einer bleichen traurigen Frau. Mr. Maillan, der Wirth im Hotel d'Angleterre, der noch nicht gar lange hier oben lebt, sagte zu mir: Mathieu des ours, seht Euch einmal die arme Frau an, ob Ihr sie nicht kennt; ich weiß nicht, mir ist, als hätte ich sie schon gesehen. — Bei Notre Dame! die Frau war unser gnädiges Fräulein, die Marquesita!" — So erzählte der Alte.

Es war Abend, als sie nach Cauterets zurückkamen und nächsten Tags auf la Raillère traf Flemming den Bildhauer wieder, der aufrechten Hauptes, elastischen Schrittes, wie verjüngt ihm entgegeneilte:

„Ich bin schon bei der Arbeit," rief er von Weitem; „Sie können nicht ahnen, wie mir zu Muthe ist, wieder an einem größeren Werke schaffen, wieder planen

Digitized by Google

und denken und weiter als nur für den Tag und sein kümmerlich Stückwerk hoffen zu dürfen!"

„So ist es recht," sagte Flemming erfreut. „Schaffen Sie rüstig, denken Sie nur Ihr Werk gut zu machen, sorgen Sie nur für Ihren Ruhm und für Ihre Gesundheit, das Uebrige überlassen Sie mir."

„So will ich es halten. Mit Ihrem Auftrag," sagte er und schob seinen Arm in den Flemming's, um sich mit ihm auf den Rückweg zu machen, „haben Sie nicht nur meinem Talent einen neuen Anstoß gegeben, Sie haben mir vor Allem die Jugendfrische, den Jugendmuth und den schönen Leichtsinn, den Mercedes mir als Verbrechen anrechnen wollte, unter der Asche wieder entfacht. Ich kann nicht um jedes Loch im Rock, um kleinliche Schulden mich sorgen und placken. Ohne Uebermuth und Leichtsinn läßt sich Nichts schaffen, mit Sparsamkeit und ängstlicher Vorsicht versinkt man selbst zum Spießbürgerthum und vergißt, ein freier Künstler zu sein. Zum rechten Genie gehört Freiheit vor Allem."

Flemming lachte: „Ich glaube, Sie irren, das echte und rechte Genie erhebt sich über die Bürgersphäre nicht aus Uebermuth, nur aus innerem Werth. Es bezahlt seine Schulden, flickt seine Röcke und erfindet dennoch unsterbliche Werke."

„Meinen Sie?" sagte Wagner gekränkt und ließ seinen Arm los. „Wenn Sie mein Leben kennen würden, schiene Ihnen vielleicht meine Sehnsucht nach Freiheit und Leichtsinn eher begreiflich. Leben Sie wohl." — Er wollte fort. Heinz hielt ihn zurück.

„Um also Ihr Gefühl zu begreifen, müßte ich Ihren Lebensweg kennen; wollen Sie sich mir anvertrauen?"

Der Künstler schien so schnell besänftigt wie aufgebracht. „Sie sollen meine Geschichte hören; Alles, Alles sollen Sie wissen, danach mögen Sie selbst entscheiden, ob ich die Schuld trage oder sie. Aber nicht jetzt, jetzt muß ich zur Arbeit, kommen Sie heute Abend zu mir, ich erzähle Ihnen die Nacht hindurch. Für jetzt, ade!"

„Grüßen Sie mir," rief Flemming, „die Arbeit. Darf man nicht wissen, was es wird, womit Sie mich beschenken wollen?"

„Es wird eine überlebensgroße Figur der wahren Kunst. Ihre Idee hat mich begeistert: ich will das Bild der Kunst erschaffen, die ich verließ und nach der ich mich sehne."

„Eine Allegorie!" sagte Flemming bedenklich.

„Keine kalte Allegorie; ein lebendiges, zu jedem sprechendes Weib. Sie soll schön werden und hoheitsvoll und doch dem modernen Menschen verständlich. Oh, wenn sie wird, wie sie werden soll!" rief er begeistert, „so wird sie noch vielen künftigen Geschlechtern von mir und meinen Gedanken erzählen. Von meiner Liebe, meinem Haß, meiner Treue und meiner Treulosigkeit, von meiner Moral, die höher steht als die der Alltagsmenschen, von innerem Adel, der edler ist als der spanischer Granden, von der Frömmigkeit, die weder an Gott noch an Heilige glaubt, und von schmerzlicher Sehnsucht nach Schönheit und Reichthum, die dennoch Erwerben und Sparen verachtet!"

„Er schwärmt im Fieber;" murmelte Flemming und schaute dem Künstler kopfschüttelnd nach, der mit leuchtenden Augen, brennenden Wangen sich von ihm

Digitized by Google

wandte und in seine Bude trat, in deren Rückwand er durch eine niedrige Thür verschwand.

Hinter dem Ladentisch mit der Gruppe der Pietà, mit den Terracottabüsten und den Heiligen von Gips saß heute als Verkäuferin die Frau des Künstlers, fleißig stickend.

„Sie hier, gnädige Frau!“ rief Flemming erschrocken.

Sie nickte mit ihrem traurigen Lächeln: „Der Auftrag, den Sie meinem Manne gaben, der ihn wie mich so sehr beglückt, hält ihn natürlich bei seiner Arbeit, nun will ich einstweilen die Sachen verkaufen, die er in den letzten Monaten machte.“

„Nein, Sie nicht, Sie nicht! Lassen Sie mich sorgen. Wenn ich Herrn Wagner den Auftrag ertheilte, für mich ein größeres Werk zu schaffen, so soll er nicht dadurch verlieren. Ich bitte Sie, meine gnädige Frau, so herzlich wie ich nur bitten kann, lassen Sie mich diese Dinge in Ordnung bringen. Es ist, ich weiß es, nicht Künstlersache zu handeln und rechnen, noch weniger ist es Frauensache.“

„Sie hörten,“ sagte sie, „wohl von père Mathieu, dem guten Alten, der mich als kleines Kind gekannt hat, ich sei eine vornehme Spanierin und denken deshalb, daß ich zu stolz sei, mich um Geldeswerth zu bekümmern. Sie irren, mein Herr, ich habe gelernt auf diese Vornehmheit zu verzichten; und wenn ich doch noch vornehm fühle,“ — sie hob das schmale Köpfchen höher — „wenn ich nie vergessen kann noch will, daß ich Marquesita da Silva bin, so kann ich es nur noch darin beweisen, daß ich ehrlich zahle, was ich kaufe, daß ich mich zu hoch dünke, um mir etwas leihen oder schenken zu lassen. Wenn das eine enge Bourgeoismoral ist, so ist sie doch Alles, was mir vom Adel und meinem Stolz geblieben ist.“

„Sie haben Recht. Ich achte Ihren Stolz, achten Sie nun auch den meinen. Glauben Sie mir, ich will Alles so ordnen, wie recht und billig, wie ein jeder Künstler, der im Begriff steht ein Werk für mich zu beginnen, es annehmen, — nein, von mir fordern würde.“

Sie neigte das Haupt: „Ich werde mich fügen. — Ich sehe, daß Sie es gut mit ihm meinen und ich wünsche ja nur sein Glück; wenn er durch diese Arbeit die Stellung wieder erringen kann, aus der ich ihn herausgerissen, dann will ich froh sein, ach wie froh!“

„Sie ihn herausgerissen haben! War es nicht seine Krankheit, die ihn hierher nach Cauterets verbannte, ihm die Kraft zu schaffen nahm und seine Künstlercarriere zerriß?“

„Nein. Ich allein trug die Schuld. Um meinetwillen verließ er Rom, verlor er Freunde und Stellung zugleich. Aber wenn Sie, mein Herr, ihm das Bewußtsein seines Talents zurückbringen können, so bringen Sie ihn auch wieder nach Rom, — ich werde ihm dann nicht mehr im Wege sein.“

„Wie meinen Sie das?“

„Oh, er weiß Nichts davon. Es hat ja noch Zeit. Noch ist er arm, noch krank und traurig, noch glaube ich mich — vielleicht irre ich — ihm nöthig. Wenn sein Entwurf gelingt, wenn er wieder Muth faßt, dann — aber was

Digitized by Google

rede ich zu Ihnen! ich bin ja noch bei ihm, muß noch für ihn sorgen und da sind Käufer, die ich im Plaudern mit Ihnen versäume."

Sie wandte sich zu einer alten Obstfrau, die, um ihren Stand an der Straßenecke hübsch aufzuputzieren, eine Figur Unserer Mutter von Lourdes begehrte, möglichst groß, aber möglichst billig. Und die schöne Frau bediente die Alte mit ihrem lieblichsten Lächeln, daß es Flemming in's Herz schnitt und er sich entfernte, weil er handeln, für sie sorgen wollte. Er ging, um sich über die Lage des Künstlers Klarheit zu schaffen, zum Wirth, zum Bureau der Casinoverwaltung, welche die Buden an der Esplanade vermiethet und zum Arzt, der ihm eingestand, ein einziger Winter im nördlichen Klima könne die hier geheilte Lunge des Künstlers zerstören, Gram und Aufregung jeder Art ihn vielleicht tödten aber — es gäbe auch solche Fälle — er könne noch jetzt durch südliche Wärme, Erfolg und Glück, vor Allem durch Pflege und innere Ruhe gänzlich gesunden, er sei noch jung, die Natur noch kräftig. Beim Notar ließ Flemming darauf einen Vertrag über seine Bestellung an den Bildhauer Erich Wagner aufsetzen, dessen erste Bedingung darin bestand, daß Erich Wagner sich ganz dieser Arbeit widmen, alle anderen für sie aufgeben sollte; Flemming wollte die sämmtlichen Figuren und Büsten, sowie Wagner's Schulden übernehmen und mit den einen die andern bezahlen, der Künstler sollte von Allem frei sein Werk beginnen und die Bude als Atelier ihm verbleiben, bis er, sobald die Skizze vollendet, nach Rom gehen würde, die Statue in Marmor auszuführen.

Am Abend, als der Contract bereit war, ging Flemming zur Esplanade. Hinter dem Ladentisch saß als Verkäufer auf seine Anordnung jetzt der junge Sohn des Wirths, der sich auf's Handeln wohl besser verstand als die Marquesita. Auf leises Klopfen öffnete Wagner die Thür von innen und führte den Fremden in das Atelier, das er sich auf dem kleinen Hofplatz am Gave, wie er sich hinter jeder Bude befindet, unter einem Holzdach errichtet hatte. Eine mit Tüchern verdeckte, noch formlose Gestalt stand auf einem Postament in der Mitte. Beim Schein seiner Lampe las Wagner das Schriftstück, das er mit fremdigem Stolz empfangen hatte. Flemming mußte der Worte des Arztes denken, würde er ihm die innere Ruhe schaffen können, deren er, um leben zu können, bedurfte? Er wünschte es von Herzen. Indem sprach Wagner schon wieder muthlos, mit derselben heiseren Stimme von neulich: „Daraus wird nichts. Der Vertrag ist unmöglich. Schon den zweiten Punkt kann ich nicht erfüllen, ich kann nicht nach Rom."

„Nur nicht so heftig! Wenn wir statt Rom nun Florenz setzten, oder Carrara, oder Neapel? Dort überall finden Sie auch Ateliers, Marmor, gute Abbozzatori und den belebenden Hauch italienischer Luft."

„Dann vielleicht . . . . . aber Rom ist unmöglich."

„Und weshalb unmöglich?"

„Weil . . . . . ich muß es Ihnen erzählen. Es war mir ohnehin Bedürfniß, bevor ich die Arbeit für Sie unternehme, Ihnen zu sagen, wer ich bin, damit Sie nicht glauben an einen Stümper, an einen Bettler und Undankbaren Ihr Interesse verschwendet zu haben. Es ist eine lange, böse Geschichte."

Wagner löschte die kleine Lampe neben der angefangenen Statue, daß nur

Digitized by Google

die Sterne und die Lichter aus den Häusern jenseits des Flusses den halbverdeckten Hofraum erhellten, gab Flemming den einzig vorhandenen Stuhl und setzte sich auf eine leere Kiste. Der Gave rauschte den Beiden zu Füßen, vom Casino her klang gedämpfte Musik, manchmal ein leises Pianogeklimper aus einem der Häuser über dem Fluß, ein lustiges Liedchen, dann Pferdegetrappel laut auf der Brücke, dann wieder Stille. Und er erzählte mit trauriger Stimme, dumpf, eintönig.

„Meine Mutter war arm. Ich hätte Pfarrer werden sollen, wie mein Vater es war. Doch meine Sehnsucht Schönes zu schaffen, war stärker als der Wunsch meiner Mutter; so ward ich denn Bildhauer. Das hieß für mich, froh leben, reisen, Schönes schauen, Großes schaffen und — Wenig verdienen. Für sie hieß es: darben, darben und abermals darben, um mir ihr letztes Erspartes zu geben. Ich liebte meine alte Mutter und wußte, sie litt, und so war mein Streben, als ich die Akademie bezog, ein doppeltes, nach Ruhm und Gewinn. Beides erwarb ich. Meine Meister lobten mich, meine Arbeiten erhielten die ersten Preise und ich ein Stipendium zum dreijährigen Studium in Rom. Doch als ich froh und stolz zur Mutter heimkam, weinte sie sehr: Oh, mein Kind, in der großen päpstlichen Stadt wirst Du die enge Heimath verachten, wir der einfachen Art deiner Mutter, dem Glauben der Väter entfremdet werden. — Mutter, sprach ich mit der stolzen Zuversicht der Jugend, fürchte Nichts, ich bleibe Dir treu, Dir, unserem Glauben und meiner Heimath. Du hast von Jesuiten und den verlockenden Frauen des Südens, welche die harmlose Jugend verleiten, wohl manchmal gelesen, mich aber, glaube mir, ficht Nichts an, mich kann Nichts verführen, ich kehre Dir unverderbt zurück, nur reicher an Wissen, Können und Ruhm.

So ging ich denn fort.

Zum ersten Mal frei, ein gemachter Mann und ohne Sorgen, ein Künstler in Rom! Wenn ich daran denke, berauscht es mich noch. Ich that nichts als Schauen und Staunen und wieder Schauen; doch als ich genug gesehen hatte, schloß ich mich mit schnellem Entschlusse in mein kleines leeres Atelier ein und erfand die Pietà. Zwei ganze lange Winter hindurch habe ich fleißig geschaffen, Keinen gesehen, Keinen gesprochen, nur Sonntags ging ich, um Luft zu schöpfen, manchmal zum nahen Pincio hinauf. Um Ave Maria trat ich dann in die Kirche Trinità de Monti, bei dem Gesang der unsichtbaren Nonnen mir jene fromme Stimmung zu holen, deren ich zu meiner Arbeit bedurfte. Nicht daß der katholische Glaube mich anzog, durchaus nicht, ich saß dort in Gedanken an mein Werk und meine Mutter, im halben Traum und sah kaum, was rings um mich vorging, weder die Beter in meiner Nähe, noch die Schülerinnen des Klosters hinter dem Gitter, die paarweise in weißen Kleidern gezogen kamen, sich vor dem Altar verneigten, neugiervoll in die dunkle Kirche und auf die vielen Fremden lugten und dann sich auf ihre Bänke setzten, den Rücken zu mir. Ich dachte nur an meine Arbeit. Die Zeit verging. Mit stolzer Freude konnte ich in die Heimath schreiben, daß ich den Beweis meiner Studien und meines Talentes bringen werde. Endlich im Frühjahr sandte ich die fertige Gruppe in die Deutsche Ausstellung auf dem Capitol. Ja, sie war gut, ich wußte es selbst; doch einen solchen Sturm von Beifall, von Neid und Entzücken, diese Empörung

Digitized by Google

der Italiener, diesen frohlockenden Stolz der Deutschen, die Zeitungskritiken, die Einladungen, die vielen Besuche, den lauten Erfolg, so viel hatte ich nicht erwartet. Unser Gesandter lud mich zum Thee ein, Earl S. zur Fuchsjagd, Graf C. zum Concert, jener zum Ball und der zum Theater trotz der Fastenzeit, ich war in acht Tagen Mode in Rom. Auch Bestellungen erhielt ich, freilich nicht auf große Statuen: eine schöne Frau wollte ihren Fuß, ein Stutzer seinen Hund, und mein alter braver Wirth eine Gedenktafel an seinem Hause machen lassen, weil Canova eine Nacht dort geschlafen hatte. Meine Pietà bewunderten Alle; doch sie bestellen? daran dachte Keiner. Der Sommer nahte, die Pension war im nächsten Jahr zu Ende, die Mutter mahnte schon zur Heimkehr. Da kam die Erlösung. Don Miguel Marques da Silva y Rivos, Grand von Spanien, Ritter, wer weiß wie vieler Orden, vertraulicher Gesandter beim Papst in irgend einer geheimen Sache, bestellte die trauernde Mutter Gottes, die er im Palast Caffarelli gesehen hatte, für das Grab seines frühverstorbenen Sohnes in der Gruftcapelle bei seinem Schlosse. Ich hätte zwar lieber meine Arbeit nach London, Berlin, Paris geschickt, als in solch' unentdecktes spanisches Dorf, aber was thun? Der Marques wollte zahlen! Eine Bedingung machte er noch, als er nach dem Abschluß der Verhandlung mit dem Notar in mein Atelier kam: seine Gattin, die, bevor meine Gruppe ausgestellt war, Rom verlassen hatte, mußte sie billigen, denn sie war es, die längst ein solches Grabmal zu errichten wünschte. Ich sollte mich persönlich mit der Frau Marquesa verständigen und mir ihre Beistimmung erholen. Don Miguel wollte selbst mit mir zugleich nach Hause reisen, dort konnte ich auch die Stätte betrachten, an die das Grabdenkmal gesetzt werden sollte.

Also nach Spanien! Meine Freunde, — ich hatte jetzt schon recht viele Freunde, — beneideten mich. Nur ein alter Maler sagte: Rom verlassen, das thut nicht gut. Man kann außerhalb Rom Nichts schaffen, man kann sonst nirgend glücklich werden. — Oh, rief ich, ich komme wieder! — Wir zogen von der Osteria, in der wir den Abschiedstrunk gehalten hatten, zur Fontana Trevi, um ein Glas auf meine frohe Rückkehr zu trinken. Und der Zauber war gut, denn ich kehrte zurück. Werde ich zum zweiten Mal wiederkehren? . . . . . Ach, ich fürchte, ich fürchte, das Wasser der Fontana Trevi wirkt nur einmal. Das zweite Mal weckt es dieselbe Sehnsucht, doch Nichts vermag sie dann mehr zu stillen, man träumt wohl noch von der Fontana Trevi, doch stirbt man, bevor man Rom wieder sieht . . . . . Ich reiste sehr bequem mit Don Miguel; ich lernte ihn bald kennen und schätzen, ein edler Mann, gerecht, doch gütig, streng für sich, aber mild gegen Andere, ein wahrer Vater für seine Leute, wie ich auf seinen Gütern erkannte und gar nicht stolz — so dachte ich damals. Doch ich kannte ihn schlecht. Sein Stolz war so groß, daß er ihn nicht zu zeigen brauchte; er fühlte sich auf seiner Höhe so unantastbar, daß er gern von ihr herabstieg; seine Milde gegen Niedere entsprang ihm gerade aus dem Bewußtsein, daß sie eine Pflicht seiner Stellung sei, ebenso gut wie seine Frömmigkeit, seine Kunstliebe und Kunstpflege: jede Tugend, jedes Wohlthun war ihm nur der Ausfluß des einen Gedankens: Ich bin Don Miguel, Marques da Silva! Jung und vertrauend wie ich war, erfüllt von meinen Träumen und meiner Kunst, geblendet

Digitized by Google

von meinem schnellen Erfolge, glaubte ich, der Künstler und der Marques stünden gleich. Der stolze, höfliche, formvolle Spanier ließ mich vom Gegentheil nichts bemerken.

Wir gingen zu Schiff nach Barcelona und reisten von dort nach Huesca weiter, in dessen Nähe das alte Stammschloß der da Silva's steht, eines der ältesten Schlösser Aragoniens. Die Kapelle, für welche mein Werk bestimmt war, barg viele Grabmäler von alten Rittern, steif und eckig ausgestreckt liegend, alle mit gefalteten Händen und alle mit denselben Zügen. — „Das sind meine Ahnen," sagte der Marques, „und ich bin ihr Sohn." — Ich Thor verstand nicht, wie viel in diesen Worten lag!

Da die Marquesa, der Hitze wegen, schon in's Gebirge vorausgereist war, folgten wir ihr. — „Sie lernen dadurch", sagte Don Miguel, „ein schönes Stück von Spanien kennen und reisen durch Frankreich zurück nach Hause. Ist für Ihre Kunst auch in unseren Bergen wenig zu finden, so muß doch das Schöne stets Schönes erzeugen, die hehren Formen der Pyrenäen erheben das Herz, läutern den Geist, stärken das Auge und werden Ihnen den Muth erhöhen zu neuem Schaffen." — Wie dankbar war ich dem edlen Mann für solche Reise! Nachdem ich also den Platz für das Grabmal gemessen hatte, reisten wir im schweren Wagen, mit acht schellenbehangenen Mäulern von Huesca nach Norden, den Bergen zu. In Panticosa — wenn Sie jenes Bad noch nicht kennen, müssen Sie es von hier aus besuchen, es ist viel schöner dort als in Frankreich, Felsen und See so düster, so stolz wie es zum Charakter der Spanier, zu ihrem ganzen Wesen stimmt; — in Panticosa war die Marquesa nicht anzutreffen. Auf der Stirn meines edlen Begleiters zeigte sich eine bedrohliche Falte (ich hatte sie nie zuvor gesehen), als man bei unserer Ankunft ihm sagte, die Dame habe ihn noch nicht erwartet und sei auf einem Ausflug begriffen, einer Reise nach Lourdes. — „Wir folgen ihr dorthin," sagte er kurz. Wer war froher als ich? Möge die Frau Marquesa nur immer weiter reisen, wünschte ich heimlich, damit ich ihr in so guter Gesellschaft, auf so vornehme Weise, mit Pferden und Dienern, durch die schönste Gegend, weiter und weiter nachziehen könnte. Bisher waren wir mit dem Dampfschiff, mit der Eisenbahn, dem Wagen und zuletzt zu Pferd gereist, von Panticosa über den Pont d'Espagne hierher ging es zu Fuß in einem Tage. Ach wenn ich heute noch wandern könnte, wie gern machte ich wieder den Weg . . . . . Und welche Freude, bei so viel Schönem einen solchen Begleiter zu haben, der mein helles Jugendentzücken trotz seines Ernstes theilte und begriff! So kam ich denn in bester Laune hierher nach Cauterets. Dies Thal erschien mir nach der Schroffheit der höheren Berge ein lächelndes Eden und alle die Menschen, das modische Treiben, die Buden, die Spiele! ich wandelte zur Musik spazieren, spielte Lotto, gewann im Roulette und kaufte für den Gewinn am Ende hier in derselben Bude, in der ich jetzt Verkäufer bin — hätte ich das damals ahnen können! eine Ansicht zum Angedenken. Am nächsten Tag ging es weiter nach Lourdes. Waren Sie schon in Lourdes? Nein? Dann haben Sie keinen Begriff davon, wie weit der alte Fanatismus moderne Menschen in alle Grauen des Mittelalters zurückversetzt. Ich glaubte schon in Rom genug vom Katholicismus und seinen Gebrechen gesehen zu haben, hier erst begriff ich all' seine Gefahren.



Digitized by Google

Aber in derselben Secunde, da ich ihn also auf's Tiefste verdammte, hat er mir auch sein Höchstes erschlossen; tiefer war ich nie ergriffen, andachtsvoller fühlte ich niemals, als dort vor der heiligen Grotte. Hören Sie nur.

Die Frau Marquesa war ausgegangen, als wir zu dem Gasthaus kamen, in welchem sie wohnte, und mit bedrohlichem Stirnrunzeln vernahm Don Miguel, daß sie sich in dem Nonnenkloster befinde, in dem ihre Freundin Priorin war. Während er sie von dort holen wollte, ging ich durch das Städtchen zur Grotte hin, in der die Jungfrau erschienen sein soll, und die das Ziel aller Wallfahrer bildet. Denn Tausende drängten sich heute wie immer dort zusammen, um Kerzen zu weihen, den heiligen Boden inbrünstig zu küssen, in langen hergesagten Gebeten sich Ablaß für ihre Sünden zu schaffen oder ihre Krankheiten und Gebrechen durch das Grottenwasser lindern zu lassen. Doch trat ich nicht mit dem Strom der Heilung und Tröstung Suchenden ein, sondern blieb am Gitter stehen. Was soll ich da drinnen? mußte ich denken, mir graut vor all' dem fanatischen Volke, vor ihrem Glauben, wie ihren Leiden. Da sehe ich plötzlich, abseits von der Menge, zu meinen Füßen ein Mädchen knieen in weißem Kleide, die Augen betend aufgeschlagen zu der Madonnenstatue am Felsen. So fromm, so hingegeben andächtig, dabei so kindlich und vertrauend, hatte ich noch Niemanden beten sehen. Um was mag sie bitten? Ich wage es, etwas näher zu treten. Wir Beide sind bald fast allein vor der Grotte, die Wallfahrer ziehen eben singend zur Kirche hinauf, eintönig klingt ihr Lied an die Jungfrau von droben herunter, die Sonne sinkt im Westen nieder, die weite Ebene jenseits des Gave hüllt sich leise in Duft, die Fenster des Klosters gerade gegenüber blitzen noch röthlich, doch hier unten am Fluß liegt schon Alles in Schatten. Wie still ist es hier! Von dem lauten Treiben blieb kaum der Nachhall ..... Sie betet und ich schaue sie an. Da — was war das? Hat mein brünstiges Anstarren sie aufgeweckt? Sie sah mich an, nur eine Secunde, doch was für ein Blick .... als ob sie mich kenne! Solche glänzend glühenden smaragdenen Augen hatte ich niemals zuvor gesehen, nie geträumt, daß es solche gebe. Diese Augen, ach mein Leben gehörte ihnen zu derselben Secunde, zu Gutem, zu Bösem, ihnen zu folgen war ich verdammt, war ihnen verfallen für alle Zeiten, ob liebend ob hassend, mit ihnen verkettet, meine Freiheit war hin.

Dann — ja was geschah dann? Ich glaube sie erhob sich und ging, ich aber folgte dem Strom der Menschen, um die Kirche oben über der Grotte und wieder Prozessionen, Fahnen, geweihte Krücken, singende Priester, blauweiß gekleidete Chorknaben zu sehen. Ich ging wie im Traum. Als ich mich zur Stadt zurückbegab, war es Nacht geworden, die Grotte, die Kirche und selbst der Felsen waren beleuchtet von tausend Lampen, die sich im Wasser spiegelten. Das Kloster aber lag dunkel und traurig jenseits des Flusses.

Im Gasthaus ließ mich Don Miguel bitten zu der Marquesa hinauf zu kommen. Eine stille sanfte Dame empfing mich freundlich und erklärte mir in recht schlechtem, schwer verständlichem Französisch, meine Gruppe gefalle ihr bis auf das Antlitz der Madonna, dessen Ausdruck ihr zu plebejisch sei. Ich fühlte mich als Künstler gekränkt und sagte ich könne den Ausdruck nicht ändern, dies Gesicht gehöre zu der Gestalt.

Digitized by Google

„Wenn auch nicht ganz ändern," sagte der Marques besänftigend, während die Marquesa ihn ängstlich ansah, als fürchte sie durch ihren Ausspruch sein Mißfallen erregt zu haben, „so doch etwas mildern. Hier" — (und er schob die Photographie näher an die Lampe, die in dem öden Gasthofszimmer nur eben den kleinen Tisch erhellte) — „hier diese Züge sind zu hart, die Nase zu breit. Ich weiß, die Künstler unserer Tage suchen historisch wahr zu schildern und weil Maria ein Weib aus dem Volk war, geben sie ihr volksthümliche Züge. Meine Gattin ist sehr fromm, für sie ist die Herkunft der Muttergottes Nebensache, sie will in ihr die Schutzpatronin, die Mutter der Gnaden sehen, die Maria de las Mercedes, nach der sie wie ihre Tochter benannt sind und in deren mütterliche Hut sie das Grab ihres Söhnchens stellen möchte."

„Und welches Frauenantlitz auf Erden würde solchen Gefühlen genügen?" frug ich dagegen.

„Das Antlitz meiner Mutter!" sagte plötzlich eine helle süße Stimme aus der Tiefe des dunklen Zimmers; „Mama, laß Deine Züge bilden, daß Du selbst meinen kleinen Bruder beschützest und beweinst auf seinem Grabe." — Und aus dem Dunkel kam sie hervor, die Lichtgestalt im weißen Kleide, die vorhin vor der Grotte kniete. Lächelnd grüßte sie mich. Schmeichelnd sprach sie auf Spanisch zu ihrer Mutter, ich verstand sie nicht, doch ihre Stimme klang mir wie Musik. Was sie wollte wurde beschlossen, mein Künstlereigensinn war gebrochen. Sie sagte nichts weiter, sie hörte nur zu, das Köpfchen ein Wenig zur Seite geneigt, als Don Miguel mir erklärte, daß seine Gemahlin im nächsten Winter, sobald sie nach Rom zurückgekehrt sei, zu einer Aenderung meiner Madonna mir sitzen wollte. Bis dahin sollte ich Marmor schaffen, und alle Vorarbeiten besorgen. Ich nahm also mit höflichen Worten Abschied von den beiden Damen, der jüngeren war ich nicht vorgestellt worden, doch schien sie mich ganz gut zu kennen, denn sie sagte mir, als ich schon an der Thür stand, in gebrochenem Deutsch: „Auf Wiedersehen!" —

Als ich am nächsten Tage mit père Mathieu des ours, den der Herr Marques mir in liebenswürdiger Vorsorge zur Begleitung gegeben hatte, auf den Rath und Wunsch meines Auftraggebers durch die Pyrenäen weiterreiste, sah ich in all den Bächen und Seen nur eins: ihre Augen; hörte im Blätterrauschen, in der Stille wie im Sturm, nur ihre Stimme: auf Wiedersehen! Und von all' dem Wandern der nächsten Wochen sind mir nur die Wege im Gedächtniß geblieben, auf denen mir Mathieu von ihr erzählte, von der Marquesita. Ich erinnere mich deutlich, wie wir zum Cirque de Gavarnie kamen und er mir sagte: „Jene breite Spalte im Felsenhalbrund nennt man hier die falsche Bresche, es schlug sie der Marquesita Ahnherr mit seinem Schwerte; die Rolandsbresche, dort daneben, schlug der Paladin selber, als die Beiden gen Roncesvalles zogen. Die Marquesita stammt, so fein und klein sie ist, von demselben stolzen Blute, das mit seinem Willen die Felsen spaltet und, statt auf Umwegen vorsichtig einen Paß zu suchen, geradeaus über die Gipfel hinwegsetzt: nicht biegen will, sondern nur brechen." — Ich verstand ihn nicht — damals!

Ich reiste von Toulouse nach Hause, unverdorben und unbekehrt kam ich zurück, welch' ein Glück für meine Mutter! zum Herbste, als ich wieder in Rom



Digitized by Google

war, sagte ich zu meinen Freunden: „Fontana Trevi hat mich beschützt, da bin ich wieder; ich will in ihrer Nähe bleiben, denn ich fühle es, nur hier kann man Großes erschaffen.“ — Nun folgten Wochen emsigsten Fleißes; mein Modell ward nochmals durchgegangen, Marmor beschafft, Arbeiter bestellt und so wartete ich auf die Marquesa, um den Kopf nach ihr ändern zu können. Inzwischen war ich bemüht, mein kleines Studio durch Teppiche, Pflanzen, Büsten und Bilder zum Empfang so vornehmer Gäste, der Frau Marquesa und vielleicht auch . . . . ihrer Tochter . . . . vorzubereiten. Endlich kam Don Miguel, ernst wie immer, gemessen, gütig. Er kündigte mir den Besuch seiner Gattin zum nächsten Tag an. Sie ward von ihm und ihrer Dueña, einer alten Schwarzen begleitet, sonst aber kam Niemand. Einmal, zweimal saß sie mir so. Ihre feinen, traurigen und doch ausdruckslosen Züge wollten mir nicht gelingen und paßten schlecht zu meiner Madonna. Ich war verstimmt. Die Tage vergingen, ich sah die Marquesita nie. Ich hörte sie nennen, doch traf ich sie nicht. Da holte mich einer meiner Freunde zu dem Empfangsabend einer Dame ab, die bei Klerikalen, wie königlich Gesinnten, Italienern wie Fremden, Aristokraten und Künstlern gleich beliebt war, und indem ich eintrat, fiel mein Blick auf die Marquesita. Wie war sie schön! Ein sechzehnjähriges Kind in allem frischen Schmelz der Jugend, strahlend von Uebermuth, Geist und Laune, funkelnd von Eleganz und Reichthum, die reizend zarte Gestalt im knisternd hellen Seidenkleide, klirrende Ringe an den schlanken Armen, blitzende Steine in ihren wunderkleinen Ohren. Und dann ihr Lächeln, ihr frohes Lächeln, als ich mich förmlich ihr vorstellen ließ, ihre süße Stimme, ihr leises deutsches: „Wir kennen uns schon.“ — Die Stirn des Vaters zeigte die Falten, die ich in Lourdes gesehen hatte; da ich ihn zum ersten Male in Gesellschaft traf, ließ er mich zum ersten Male empfinden, daß ich nicht zu seiner Gesellschaft gehöre, und sichtlich schien er es ungern zu sehen, daß ich mit seinem Töchterchen sprach. Sie entfernten sich früh. Doch hatte ich im Gespräch erfahren, wer ihr Umgang und wo sie geladen sei. Nichts leichter in Rom für einen Künstler, wenn er nur will, als in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Ich machte Besuche beim Deutschen Gesandten, bei Allen, die mich im Frühjahr nach meinem schnellen Erfolge geladen hatten, und ward wieder geladen. Und kostete es auch Geld und Zeit, war ich des Morgens auch abgespannt und unfrisch zur Arbeit, befand ich mich auch oft unter Menschen, die zu mir nicht taugten, wie ich nicht zu ihnen, was kümmerte das mich! Ich traf die Marquesita häufig, ich tanzte mit ihr, sah ihr Lächeln, hörte ihre Stimme, ihre wenigen deutschen Brocken und lehrte sie mehr. Wohin das führte, daran dachte ich nicht. Von Liebe haben wir nie gesprochen: sie erzählte mir von ihrer Heimath, von ihrer Pension auf dem Pincio in Rom, — und dabei sah sie mich halb neckend von der Seite an, — von ihrer jungen deutschen Freundin, die dort mit ihr erzogen war und von der sie meine Sprache erlernt hatte. Sie war sehr offen und obwohl noch ein Kind, sehr stolz und sicher. — „Ich bin der einzige Erbe unseres Namens,“ sagte sie wohl, „ich werde einmal Marques da Silva, als solcher bin ich auferzogen und als solcher habe ich zwei Dinge gelernt, meinen Willen festhalten, so wie mein Wort; lügen und gehorchen lernte ich nie.“ — Es waren das verzauberte Wochen.

Digitized by Google

Ganz Rom sprach von der Marquesita, von ihrer Schönheit, ihrem Reichthum, von den glänzenden Partheien, die sie so jung schon ausgeschlagen habe, aber daß ein armer deutscher Bildhauer sie liebe, davon sprach Niemand.

Eines Tages schrieb mir Don Miguel, um zu fragen, ob meine Arbeit vollendet sei. Es waren zwei Monate verflossen seit der letzten Sitzung seiner Gattin; ich sah sie und ihn nur in Gesellschaft, aber nie in ihrem Hause und auch nicht bei mir. Ich trat mit dem offenen Brief in der Hand vor das Thonmodell. Neben der schon in Gips gegossenen Gruppe hatte ich den Kopf allein noch einmal begonnen und zwar etwas größer. Doch er mißfiel mir. Mißmuthig wandte ich mich von der Arbeit und ging hinaus. Es war Sonntag und vom nahen Pincio klang Militärmusik herüber. Da fiel mir ein, wie ich vorigen Winter so oft in Trinità de Monti mir die rechte Stimmung gesammelt hatte; vielleicht würde die Vespermesse auch diesmal wirken, mir frische Lust zur Arbeit zu geben. Die kleine Kirche war voll wie immer, kaum Platz zum Stehen. Ich lehnte mich an einen Pfeiler, schloß die Augen und horchte dem Gesang der Nonnen. Da sagte eine leise Stimme dicht neben mir: „Also kommen Sie doch wieder einmal hierher!"

„Marquesita!" rief ich. Sie war es wirklich und ohne die Eltern, nur von der alten Schwarzen begleitet. „Wie kommen Sie hierher, wie können Sie wissen daß ich sonst diese Kirche besuchte?"

„Oh," sagte sie lächelnd, „vorigen Winter sah ich Sie jeden Sonntag in Ihre fromme Andacht versunken, damals stand ich noch hinter dem Gitter als Zögling des Klosters, doch jetzt bin ich frei."

„Wie, Sie waren noch im vorigen Winter eines jener weißgekleideten kleinen Mädchen, die sich so züchtig vor dem Altar verneigen? Und Sie haben mich wiedererkannt?"

„Freilich; deshalb bin ich so sehr erschrocken, als ich Sie in Lourdes erblickte. Ich hatte eben zur Jungfrau gebetet, mir — doch das will ich jetzt nicht erzählen. Wir waren so begierig, meine Pensionsfreundinnen und ich, zu wissen, was Sie so traurig machte und um was Sie so schmerzlich zu beten schienen."

„Ich will es Ihnen gern erzählen, Marquesita. Sagen Sie mir dagegen, was Sie in Lourdes erflehten." — Sie erröthete sehr und wollte Nichts sagen. So gestand ich ihr denn, wie ich diese Kirche nicht um zu beten betreten hätte, sondern um mir gute Gedanken für meine Arbeit bei Gesang und Weihrauch zu holen. „Deshalb," schloß ich, „bin ich auch heute gekommen und auch heute ist mir hier Erleuchtung geworden, denn" — und ich schaute sie an — „ich weiß nun, wie meine Madonna aussehen muß. Aber Sie müssen mir versprechen, wenn ich sie vollendet habe, Ihre Eltern in mein Studio zu begleiten. Und nun, um was baten Sie selber die Jungfrau von Lourdes?"

Sie weigerte sich es mir zu gestehen, ich wollte es rathen, sie wollte Nichts sagen, wir lachten Beide wie harmlose Kinder, während die Orgel feierlich tönte. Die Messe schloß. Ich begleitete sie und Nicolassa. Ihr Wagen hielt unten, am Fuß der spanischen Treppe. Während wir an der Brüstung standen, um die dunkle Masse der Peterskuppel am rothglühenden Abendhimmel uns anzuschauen, Beide erregt, Beide befangen und doch so glücklich, traten ein paar junge

Digitized by Google

Herren heran um sie zu begrüßen. Sie kannten mich wohl, doch thaten sie als sei ich Luft. Von dem einen dieser Elegants, Duque du Riveira, hieß es in Rom, er sei ihr bestimmt. Welche Erregung tobte in mir! Ich meinte, ich müsse die Stutzer erschlagen, die mir meine schönste Stunde zerstörten. Doch sie, sie lachte und scherzte mit ihnen. Es kochte in mir und der Zorn war schon nahe am Ueberkochen. Da grüßte sie die Herren lächelnd mit kühler Grandezza, nahm meinen Arm und schritt mit mir die Treppe hinunter.

Und mitten auf der spanischen Treppe, wo man auf Rom hinuntersieht, blieb ich stehen, löste ihren Arm aus dem meinen und sagte heftig: „Was soll's Marquesita, wir Beide taugen nicht für einander. Ich liebe Sie weit mehr als mein Leben, Sie aber scherzen mit solchen Gecken!"

„Konnte ich Ihre Liebe errathen?" frug sie leise.

Schon war ich besänftigt: „Marquesita, erriethen Sie nichts?"

„Geh' voran, Nicolassa, ich sehe den Wagen, er steht neben dem Brunnen auf der Piazza," sagte sie ruhig zu der alten Schwarzen, doch dann zu mir: „Jeden Sonntag, seit ich in Rom bin, gehe ich zur Vespermesse hinauf nach Trinità de Monti Sie zu erwarten, heute endlich sind Sie gekommen. Und Sie lieben mich wirklich?" — Welch ein Blick! — Mitten auf der spanischen Treppe wollte ich vor ihr niederknieen. Sie hielt mich zurück. Und langsam, langsam stieg sie hinunter, setzte ihre kleinen schmalen Füßchen, zierlich eins nach dem anderen, auf die alten grünlichen Steinstufen und hörte mit berückendem Lächeln zu, wie ich ihr in glühenden, einander überstürzenden Worten meine heiße Liebe gestand.

Unten an der Piazza di Spagna hielt der offene Wagen. — „Nicolassa, steig ein," befahl sie auf Spanisch, dann stieg sie selber ein und sich zu mir wendend, der ich den Wagenschlag gerade schloß, sagte sie leise, erröthend, in melodischem Deutsch: „Ich betete zu der Jungfrau in Lourdes, mir den Einen zum Gatten zu geben, an den ich heimlich immer dachte, den Einen nach dem wir Mädchen im Kloster durch das Gitter ausgeblickt hatten. Gieb mir ein Zeichen, flehte ich zu ihr, daß du mich schützen willst Señora, daß du mich glücklich machen willst. Und als ich so betete, sah ich empor . . . ."

„Marquesita," rief ich in stürmischer Wonne, „und als Sie mich sahen . . . ."

„Da dankte ich der Jungfrau der Gnaden und gelobte ihr, den, den sie mir also sichtlich bestimmte in Treuen zu lieben und, liebe er mich, sein Weib zu werden, was immer dazwischen kommen möge . . . . Und Sie wissen wohl schon, Herr Erich Wagner, was die Marquesita verspricht, das hält sie und was sie will, das setzt sie auch durch. Fahr zu, Luigi!" — Sie grüßte mit ihrem süßen Lächeln, der Wagen fuhr die Via Condotti hinunter und da stand ich am Fuß der spanischen Treppe, trunken von Glück. Wie lang, wie lang ist das her! — — —

Zu Hause ging ich sofort an die Arbeit und schuf in wenigen, fleißigen Tagen statt des ausdruckslosen Gesichts ihrer Mutter ein junges, mit denselben nur edleren Zügen, lächelnd, sehnsuchtsvoll und voll Liebe. Daß dies Gesicht zu dem Uebrigen, zu dem Körper, den Händen, der ganzen Haltung meiner Madonna wenig stimmte, das fühlte ich wohl, doch ich mußte es schaffen. Als es

Digitized by Google

fertig war, schrieb ich dem Marques da Silva und bat ihn mein Atelier zu besuchen, um den Kopf anzusehen. Einen neuen Teppich kaufte ich mir und frische Rosen, dunkelrothe, wie sie die Marquesita liebte, stellte sie in bunte Vasen, ließ einen schweren türkischen Vorhang die kahle geweißte Wand verbergen und schob einen bequemen Divan grade vor meine verhüllte Büste.

Und sie kamen. Zum ersten Mal begleitete Mercedes die Eltern, doch waren noch Andere in ihrer Gesellschaft, die Familie des spanischen Gesandten und mehrere Herren. Ich sprach einige Worte, den Zweck meiner Arbeit zu erklären, bat die Marquesa und die Gesandtin auf dem Divan Platz zu nehmen und sagte der Ersteren, ich hoffe dieses Madonnenangesicht werde ihr weder zu plebejisch, noch zu alt und häßlich scheinen. Die Anderen standen im Halbkreis umher, die Marquesita zufällig neben der verhüllten Büste. Ich hob die feuchten Tücher auf. Ein Schrei des Staunens: „Die Marquesita!“ klang's durch den Kreis. Man drängte sich näher. Sie aber warf mir ungesehen von Allen einen Dankblick zu und ich war belohnt. Don Miguel erhob sich mit finsterer Miene, bot Frau und Tochter den Arm, grüßte und entfernte sich stumm. Die Uebrigen schüttelten mir noch die Hand, lobten mein vortreffliches Werk, sprachen höflich nichtssagende Worte und gingen ebenfalls. Mir schlug das Herz, war das ein Erfolg, war's eine Niederlage gewesen? ich wußte es kaum. Ich sollte es bald genug erfahren.

An demselben Abend kam ein Bote von Don Miguel's Banquier und überbrachte mir die volle, für die Pietà bedungene Summe mit dem Bescheid: Hier sei die Bezahlung, doch auf die Lieferung des Kunstwerks verzichte Don Miguel. Ich hätte am liebsten das Banknotenbündel in meinem Zorn dem Boten an den Kopf geschleudert, doch ich bezwang mich und schwieg dazu. Am nächsten Tage trug ich das unberührte Packet zu dem Palast an der Piazza Navona, in welchem Marques da Silva wohnte. Da ich früher nie dort gewesen war, kannte mich die Dienerschaft nicht und ich mußte meinen Namen nennen. Doch ich folgte dem meldenden Diener auf dem Fuße und trat in den Saal, indem er mich nannte; so blieb keine Zeit mich abzuweisen. Die ganze Familie war beisammen. Ich warf das Convolut von Noten auf den Tisch vor den Marques hin und sagte in kurzen schlagenden Worten, was ich ihm zu sagen hatte, daß es ein Recht jedes Künstlers sei, sich von dem Gesicht inspiriren zu lassen, das ihm für sein Werk das passendste scheine. Er wies mich kühl zurück, die Zornesader auf seiner Stirn war hoch geschwollen, als er das Recht des Käufers betonte, nur die Statue zu nehmen, die er bestellt habe. Ein Wort gab das andere, ich weiß nicht mehr, wie sie sich folgten, ich weiß nur, daß Mercedes Augen mir Muth einflößten, daß ich sehr heftig ward und sagte, ich habe ihre Züge gebildet, weil ich sie liebe. Ein höhnisches Lachen war meine Antwort, er wies mir die Thür. Doch Mercedes trat zwischen den Vater und mich.

„Ich liebe den Künstler, wie er mich liebt. Du hast mich ja gelehrt, mein Vater, die Kunst wie jeden Beruf zu ehren. Du hast mich gelehrt, wohl stolz zu sein, doch nicht auf Andere hinab zu sehen, und du Mutter hast mich beschworen, mich nur dem zu vermählen, den ich liebe, und Keinem sonst. Nun denn, ich folge Euren Lehren und meinem Herzen. Mein höchster Stolz als

Digitized by Google

Eure Tochter wird es sein, der ganzen Welt zu zeigen, daß eine da Silva so hoch steht und so edlen Bluts ist, daß sie keiner anderen als ihrer eigenen Vornehmheit bedarf, daß sie nicht herabsteigen kann, sondern, Königen gleich, den Gatten erhebt, wenn er nur inneren Adel besitzt."

„Das gebe ich nie zu," brauste der Vater heftig auf, „ein hergelaufener Künstler, den ich bezahle, kann nicht Dein Gatte werden, Mercedes."

„Oh ja, mein Vater, er kann und wird es. Du lehrtest mich auch mein Wort zu halten, ich gab ihm mein Wort. Und nicht nur ihm, ich gelobte meiner Schutzpatronin, der Jungfrau aller Gnaden zu Lourdes, sein Weib zu werden. Du siehst, ich muß mein Gelübde halten."

„Das sind die Folgen Deiner Erziehung," wandte sich Don Miguel zu seiner Gattin, „die Folgen Deiner heißen Freundschaft mit Mère Thérésa, dahin führt die Frömmelei. Nun sagen Sie selbst ihr, Frau Marquesa, daß sie Ihnen nicht folgen, nicht nach Ihren Worten handeln soll, sondern nur nach Ihren Thaten, denn Sie Señora haben ja mich zum Gemahl genommen, obwohl Sie einen Anderen liebten, der, wenn auch von Adel, doch weniger reich war, wie ich mich entsinne."

„Ach, Don Miguel!" seufzte mit Thränen die Frau Marquesa.

„Also gehen Sie, mein Herr Wagner," herrschte Don Miguel mich wieder an. „Sie erreichen hier Nichts. Ja, besäßen Sie Namen und Adel, wären Sie von anderem Blute, würde ich als Mensch Sie vielleicht nicht mißachten, so aber, als Fremder, arm und bürgerlich! . . . . ich würde mein Kind weit lieber tödten. Sie aber, Marquesa, die Sie so fromm sind und Du, Mercedes, wie dürft Ihr einem Menschen vertrauen, welcher der allerheiligsten Jungfrau die Züge des Mädchens leiht, das er liebt!"

„Das könnte vielleicht als Verbrechen gelten," rief ich in meinem tollen Eifer, „wenn ich ein Katholik wie Sie wäre und zur Madonna betete. Doch bin ich das nicht."

„Nicht Katholik!" — Ein Schrei des Entsetzens.

„Das hätten Sie früher sagen sollen," sprach der Marques „nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank, die Sache wäre somit zu Ende."

„Ach Mercedes," seufzte die Marquesa wieder, „mein armes Kind! welchem Schicksal bist Du entronnen, danke der Jungfrau, die Dich befreit hat!"

Bleich und mit starren erschrockenen Augen trat Mercedes an meine Seite: „Ich bin nicht befreit und bin nicht entronnen, sondern gehöre ihm fest wie zuvor. Nein, noch fester: denn als ich der Jungfrau von Lourdes gelobte sein Weib zu werden, fragte ich nicht, wes Glaubens er sei, sie aber die Allwissende, Allesschauende wußte sehr wohl, wen sie mir bestimmte, sie hat ihn mir und mich ihm gegeben, damit ich seinen Unglauben bekämpfe und meinen Glauben im Kampfe stähle."

„Unglückliches Kind," rief ihre Mutter, „Du wirst doch einen Ketzer nicht lieben."

„Weshalb nicht ebensogut einen Ketzer, wie einen, der anderen Stands und aus anderem Land ist? Fällt eine Schranke, so werden auch die anderen nicht viel mehr schützen;" sagte Don Miguel, „Sie Marquesa und Ihre Freundin

Digitized by Google

lehrten sie Rang und Stand verachten und alles auf den Glauben setzen, nun verräth sie auch den."

„Ich verrathe Nichts und Keinen," rief Mercedes glühend vor Leidenschaft, „aber ich liebe! Und weil ich liebe, will ich mein Recht. Geh' jetzt Erich," sprach sie zu mir, „Du wirst die Eltern nicht erweichen, und ich will nicht, daß mein künftiger Gatte verachtungsvoll behandelt werde. Warte bis ich zu Dir komme, bis dahin lebe wohl, mein Geliebter." Sie war prachtvoll in ihrem stolzen Trotze, wie sie mit strahlenden Augen dastand, zum ersten Mal mich: Erich, nannte, zum ersten Mal küßte und vor ihren Eltern.

Ich ging. Was hätte ich noch sagen sollen? Sie würde, das wußte ich, besser als ich den stolzen Vater besiegen können. In mir war ein dumpfes Reugefühl, das Kind den Eltern entfremdet zu haben, und drückende Scham wollte mir nahen, weil ich, der arme Künstler, es wagte, die vornehme Gattin zu begehren, die Erbin von Adel, Macht und Reichthum. Doch das waren schwache Regungen gegenüber der Leidenschaft, die mich zu ihr hintrieb, dem eitlen Stolz, — ich muß es gestehen — daß ich, unbekannt wie ich war, mir diese Schönheit erobern könnte. Oh, wenn Sie sie damals gesehen hätten, Sie würden meinen Stolz begreifen, jetzt freilich .... Aber ich will zu Ende erzählen. Ich ging fort in der Ueberzeugung, daß sie Alles sicher zum guten Ausgang führen werde. Doch es kam anders. Ich kannte ja nur meine Mutter, die ihr Kind vielmehr liebte als sich, so wußte ich nicht wie diese Eltern, denen ihr Stolz weit höher stand als ihre Tochter, handeln würden. Ich glaube, sie haben sie eingesperrt, denn ich sah sie nirgends, auf keinem Balle, bei keiner Spazierfahrt, noch im Corso war sie zu finden, meine Briefe kamen zurück und meine Versuche zu ihr zu dringen, wurden vereitelt. Selbst am Sonntag fand ich sie nicht in Trinità de Monti.

Ich hatte eines Tages wieder, wie manchen Sonntag, die Kirche schwer enttäuscht verlassen, als ich am Ausgang die Negerin sah. Ich eilte zu ihr, doch hatte sie weder Brief noch Botschaft, auch konnte ich ja ihre Sprache so wenig wie sie die meine verstehen. Doch ein Wort, das sie mit Augenzwinkern stets wiederholte, verstand ich deutlich: — „Carneval!" — Was sollte das heißen? Es war der Sonntag vor Anfang der Fasten, der Carneval rauschte durch alle Straßen, war Mercedes dort zu treffen? wo sie finden in dem Gewühl? Ich lief zum Corso, doch es war schon zu spät und die Berberpferde, die um Ave Maria die Straße durchrennen, waren schon längst vorübergebraust, die Wagen nach allen Seiten vertheilt; die Menge verzog sich. Morgen also. — Den ganzen Montag ging ich den Corso auf und nieder, sah in jeden Wagen, lief hinter jeder Maske her, guckte auf jeden Balkon, in jedes Fenster, Alles vergebens! Ich dachte eben das nutzlose Suchen aufzugeben und wollte mir in verzweifelter Stimmung zu einer Nebenstraße durch die Menge Bahn brechen, um nach Hause zu gehen, als ich plötzlich ganz in meiner Nähe ein wohlbekanntes Stimmchen hörte: „Lourdes!" Woher kam nur das Zauberwort? Ich sah mich nach allen Seiten um, doch Nichts zu finden, denn die Masken in meiner Umgebung waren vom gemeinsten Schlage, die Wagen zu weit von mir entfernt, die Fenster zu hoch, die Balkone alle angefüllt mit fremden Gesichtern. Bis auf

Digitized by Google

einen: An dem Palast, um dessen Ecke ich soeben biegen wollte, war an dem ebenerdigen Fenster eine jener Holzestraden, wie man sie während der Carnevalstage am Corso erbaut; hinter der rosa und weiß verhängten Brüstung sah man sechs gleichgekleidete Damen, alle in knappen rosa Kleidern mit rosa Hüten; rosa Fächer als Schutz gegen wohlgezielte Geschosse vor die hübschen Gesichter haltend. Zwei davon waren, wenn ich mich nicht täuschte, die Töchter des spanischen Gesandten, welcher den Palast bewohnte. Der reizend ausgeschmückte niedere Balkon, mit den frischen schelmischen Mädchengesichtern, diente als Zielpunkt von Aufmerksamkeiten und ein Hagel der schönsten Blumen flog über meinen armen Kopf zu ihnen hinauf. Geschickt erhaschte ich im Fluge einen der Sträuße und reichte ihn der jungen Dame. Und richtig, indem sie sich zu mir herabbog, sah ich in dem dunklen Gemache hinter ihr noch eine Gestalt in demselben Kostüm, doch mit einer dichten schwarzen Maske. Sie machte mir ein Zeichen mit ihrem Fächer, doch hatte ich leider die Fächersprache der Spanierinnen noch nicht erlernt. Wie sollten wir uns verständigen? Da sah ich sie plötzlich im Dunkel verschwinden und hörte ihre helle Stimme deutlich von drinnen zu ihren jungen Gefährtinnen sagen: „Es ist so heiß hier, zum Ersticken, ich öffne die Thür zur Nebenstraße." — Zur Nebenstraße! Im Nu hatte ich mich durch die Menge zu jener kleinen Gasse gedrängt, die neben dem Palast in den Corso mündet. Die Hausthür dort, ein Seitenpförtchen, war angelehnt. Ich schlüpfte behend in das niedrige Zimmer, in dem die Damen, um dem Getriebe recht nahe zu sein, ihr Reich aufgeschlagen hatten, und stand im Halbdunkel neben Mercedes. Sie legte den Finger an die Lippen und, auf ihre Gefährtinnen deutend, die auf dem balkonartigen Ausbau im Fenster uns, wie dem Zimmer, den Rücken wandten, sprach sie hastig und leise: „Still, kein Wort! Die Eltern sind hart, so bin ich es auch. Sie halten auf ihren Stand und ihre Ehre, doch mir ist mein gegebenes Wort, ist meine Ehre nicht minder heilig. Sie wollen mich heim nach Huesca führen und mich für immer vor Dir verbergen, sie kennen mich schlecht. Der Vater mußte wegen einer Verhandlung mit dem Papst bis zum Aschermittwoch hierbleiben, und da die Töchter unseres Gesandten mich für ihren Balkon längst erbeten hatten, waren die Eltern zu stolz, es mir jetzt zu verweigern, damit es von mir nicht heißen könne: Mercedes da Silva muß man bewachen, sonst benimmt sie sich schlecht. Arme Eltern! man wird noch viel Schlimmeres von mir sagen. Bevor sie mich heute hierhergehen ließen, mußte ich versprechen: Dir nicht zu schreiben, noch Botschaft zu senden, nicht zu Dir zu fliehen, auch meine Maske nicht zu lüften und mich im Hintergrund zu halten. Ich darf also nicht zu Dir kommen und wenn Du mich haben willst, mußt Du mich holen. Doch nicht von hier, nur aus dem Angesicht der Eltern, damit sie sehen, ich halte das ihnen gegebene Wort so heilig wie das, mit welchem ich Dir meine Liebe gelobte."

„Aber Mercedes," beschwor ich sie leise, „wenn ich Dich, wie Du es zu denken scheinst, entführe, so vergiß nicht, daß ich arm bin, sehr arm, daß ich Dich hier nicht heirathen kann, daß . . . ." ich sagte hundert Gründe, die mich ihretwillen mit Sorge erfüllten.

Digitized by Google

Sie sah mich aus den schwarzen Augenlöchern der Maske mit einem einzigen Blick an. — „Hast Du Furcht?“ frug sie mich langsam.

Wer hätte da nicht gleich mir geschworen, daß er sein Leben für sie gäbe? Und auf meine Frage, was sie denn plane, wie unsere Verbindung zu ermöglichen sei? sprach sie leise von England, von Gretna-Green, von dem sie einmal gelesen hatte. „Uebrigens,“ setzte sie lächelnd hinzu, „Du bist ein Mann, das hast Du zu bedenken. Glaube auch nicht, daß ich Dir rathe, mich zu entführen, thu' was Du willst. Du solltest nur wissen, daß ich nicht länger in Rom mehr bleibe; wenn morgen Abend die Moccoli angezündet werden, fahren die Eltern den Corso einmal mit mir hinauf und hinunter, am nächsten Morgen werden wir Rom auf immer verlassen. Nun lebe wohl, nun weißt Du genug.“ —

Ich ging heim. Ihr nicht zu folgen, daran dachte ich nicht, doch sah ich deutlich die ganze Thorheit, die Unmöglichkeit ihrer Pläne. Ich wußte, was ich zu thun im Begriff stand, war Wahnsinn, aber ich that es doch. Ich schlief die Nacht nicht vor Sorgen und Denken. Keinen Menschen, das sah ich ein, durfte ich in unser Geheimniß weihen, was ich thun wollte, mußte ich schnell, sicher und vor Allem allein thun. Ich stand früh auf und überzählte mein Vermögen. Ach wie gering war es! Ich ging zur Eisenbahn, nach den Abgangszeiten der Züge zu fragen. Was ich erfuhr, paßte ausgezeichnet zu meinen Plänen: um 8 Uhr 30 Minuten Abends ging ein Courierzug nach Norden ab, der an andere Züge nach Paris und auch weiter nach England Anschluß hatte; man konnte hier auf dem Bahnhof schon direkte Billets nach London nehmen. Und der Preis von zwei Billets? Der Cassirer nannte eine Summe, die mir den Athem benahm, denn sie zehrte meinen ganzen Baarvorrath auf, doch reichte derselbe grade hin und also kaufte ich sofort im Bureau der großen Eisenbahngesellschaft zwei direkte Billette nach London für uns Beide. In mein Atelier zurückgekehrt, schleppte ich aus Ecken und Winkeln, was nicht niet- und nagelfest war, zusammen. Skizzen, Entwürfe, Bücher, Geschenke meiner Mutter, das brachte ich Alles zum nächsten Trödler. Am letzten Tage des Carneval wundert sich kein Mensch in Rom, wenn ein Künstler seine fahrende Habe verkauft, um den Abend noch froh durchschwärmen zu können. Ich lief zum Banquier in der Via delle Vite, zu fragen, ob die nächste Rate meiner Pension schon eingetroffen sei und ich sie im Voraus erheben könne, ließ mir bei ihm als Consul zugleich meinen Paß erneuern, bestellte einen Kutscher zum Abend, kaufte beim Schneider einen netten neuen Knabenanzug und packte meine wenigen Kleider und Geräthe in ein altes Kofferchen zusammen. Mit all' dem Thun, Besorgen und Ordnen vergingen die Stunden des endlosen Tages doch nur langsam, um ein Uhr war ich mit Allem fertig und zehrte mich auf vor Angst und Erregung. Nicht als hätte ich damals schon Angst vor unserer Zukunft empfunden! Mir bangte nur vor dem Gelingen meines Vorhabens am heutigen Tage. Wenn ich jetzt auf jenen Tag als auf den tollsten und unheilvollsten meines ganzen Lebens zurückblicken muß, so dachte ich damals, er müsse der glückspendendste sein und meine Unruhe kam nur daher, daß ich das Ende dieses Tages nicht erwarten konnte. Was scheerte mich die ferne Zukunft, was dachte ich an Entbehrungen und mögliche Armuth, was wußte ich damals davon, daß Zwei doppelt so viel gebrauchen

Digitized by Google

wie Einer, was kümmerte mich selbst das Unrecht, das zu begehen ich im Begriff stand! Ich dachte, ich wußte, ich fühlte nur Eins: Mercedes! sie besitzen, sie Mein nennen zu sollen, sie vor allen Andern davon zu tragen, diese Hoffnung erfüllte mich ganz. — Ich lieh mir von einem Kunstgenossen, den ich beim Carlin traf, wo ich das gewöhnliche Mittagsmahl vor Aufregung nicht hinunterzuwürgen vermochte, ohne Scrupel hundert Franken, von einem Andern ebensoviel, um für einen beträchtlichen Bruchtheil meiner also gewonnenen Baarschaft mir — was zu erhandeln? ein Bouquet von Rosen und Orangenblüthen. Der Tag wollte kein Ende nehmen!

Ich ging zum Corso und wandelte wieder an demselben Balkon vorbei, auf dem die rosa Mädchen standen, ich schleuderte meinen Strauß geschickt über ihre Köpfe fort in die Tiefe des Zimmers. Die kleine Hausthür zur Seitenstraße war heute verschlossen, so wußte ich nicht, ob Mercedes dort sei und konnte ihr weiter kein Zeichen geben. Ich stand und harrte. Doch ist ein Stillstehen in dieser wogenden Menge schwierig, bald drängte ein Pulcinella mich vorwärts, bald schob eine starkknochige Albanerin mit rauher Stimme und kräftigem Bart unter der Maske ihren Arm in den meinen; man bewarf mich von oben mit weißen Papierschnitzeln, von der Seite mit Blumen, aus einem Wagen mit Bonbons oder den verbotenen Confetti. Meine angstvoll gespannte Miene paßte schlecht in das lustige Treiben und reizte Alle, mich zu verfolgen, auch waren, so schien mir's, nie zuvor so viel Bekannte im Corso gewesen, die mich begrüßten, neckten und plagten. Da — endlich, endlich senkt sich die Sonne, der erste Kanonenschlag! Nun gilt es den Corso frei zu machen, zu allen Ausgängen drängen sich die Wagen und ich laufe, so schnell ich laufen kann durch Querstraßen und Nebengäßchen zur Via San Claudio, wo um 6 Uhr pünktlich mein Wagen warten soll. Er befindet sich richtig an Ort und Stelle. Ich sehe noch einmal nach, ob mein Handkoffer auf dem Bock steht, das Bündel mit dem Knabenanzug auf dem Wagensitz liegt, ziehe die Vorhänge vor die Fenster, schließe sie und die Thüren fest und schärfe nochmals dem Kutscher ein zu warten, zu warten bis ich komme und dann vorwärts im schärfsten Trabe, hinauf zur Eisenbahn. Inzwischen ist der zweite Kanonenschlag schon gelöst worden, der ganze Corso ist von Wagen gesäubert und die acht reiterlosen Berberpferde sind von einem zum andern Ende in wildem Jagen vorübergesaust. Mögen sie doch! Ob sie heute in ihrem Rennen Menschen über den Haufen werfen, zertreten, erdrücken, was geht es mich an? Vorwärts, vorwärts, weiter vermag ich Nichts zu denken. Will denn der Tag kein Ende nehmen, wird es denn ewig hell bleiben heute? Die Wagen sind wieder in den Corso eingebogen; ich erkenne nun auch von Weitem die Livree der da Silva; aber in dem offenen Landau sitzen die Eltern allein. Werden sie Mercedes holen? wird sie beim nächsten Vorüberfahren mit ihnen sein? Wie lang dauert die Rundfahrt von einem Ende der langen Straße bis zu dem andern bei diesem Gedränge? werden sie rechtzeitig an der Via San Claudio eintreffen können oder zu spät, so daß wir den Eisenbahnzug versäumen? Angst und Erregung drohen mich zu ersticken, vorwärts, vorwärts! ich möchte sie schieben: die Menschen, die Wagen und vor Allem die Zeit, die trägen Minuten. Nun wird es Nacht. Nun sieht man die ersten Moccoli hier und

Digitized by Google

dort. Auf dem Balkon über mir höre ich rufen: Senza moccolo. Im Wagen vor mir glimmt eine Kerze auf und wird schnell verlöscht, nun eine zweite, eine dritte, der ganze Corso ist ein Meer von unzähligen Lichtern und Lichtchen, hier schimmert es, dort, drüben, überall; man neckt sich, man lacht, senza moccolo! tönt es langgezogen von allen Seiten; mit ihren Taschentüchern löschen sich die Leute, mit Blumensträußen, mit ihren Hüten die Lichter aus, von den höheren Balkonen werden an Stricken Fleberwische auf die Lichter der unteren geworfen, mit riesigen Federfächern an langen Stöcken fahren die kostümirten Insassen eines mächtigen, langsam vorüberziehenden Prunkwagens über alle Fenster und Balkone hin, jedes Licht auf ihrem Wege verlöschend. Aber ebenso schnell wie verlöscht, sind sie auch schon wieder entzündet und der lustige Kampf beginnt auf's Neue. Mitten in all' dem Lachen und Schreien stehe ich mit meinem klopfenden Herzen und starre mit aufgerissenen Augen in den blendenden Schimmer, das Flackern und Schwanken der tausend Kerzen, und möchte das Dunkel dahinter durchbohren, um sie zu sehen. Jetzt — sehe ich richtig? Drüben am Palazzo Chigi erscheint der Wagen der Silva's wieder, diesmal völlig besetzt, neben der Mutter sitzt Mercedes und gegenüber neben Don Miguel's scharfem Profil, — im Näherkommen erkenne ich ihn deutlich, der, welchen die Welt ihren Verlobten nennt, der Duque di Riveira! Aber während der Grimm mir die Kehle zuschnürt, während ich ihr Lächeln, jede ihre Bewegungen von Zorn und Eifersucht bebend erforsche, erkenne ich, daß der Strauß, den sie scherzend hochhält, um ihre drei brennenden Lichterchen zu schützen, der meine ist. Also hat sie ihn aufgefangen, also erwartet sie mich sicher! Sie fahren vorüber. Und nun abermals Geduld und wieder Geduld, bis der Wagen zur Piazza del Popolo hinauf und an meiner Seite wieder bis zu mir zurückgefahren ist. Oh die endlose Zeit! Die Qual des Wartens in all' dem lustig bewegten Gedränge läßt sich nicht sagen. Ein Wagen fährt vorüber, noch einer, noch einer, nun das große Prachtgerüst, dessen Insassen mit ihren Federfächern das Lichterauslöschen en gros betreiben und wieder Wagen und Wagen, große und kleine, elegante und einfache, solche mit witzigen Masken und Dekorationen, andre mit ernsten Aristokraten, aber alle mit Lichtern, Laternen, Kerzen, Lampions, in den Händen der Damen und Herren, am Hut des Kutschers, ja selbst an den Geschirren der Pferde. Se — e — enza moccolo! schreit die Menge. Bin ich toll? sind sie es? Die Zeit rückt vor, doch die Wagenreihe rückt nicht. Kommen sie jetzt nicht, so wird es zu spät. Noch nicht, noch nicht! Sollten sie auf der Piazza del Popolo aus der Reihe gebogen und nach Hause gefahren sein? Entsetzlicher Gedanke! Nein, das kann Mercedes nicht thun. Willfahren die Eltern ihr auch nicht im großen, in kleinen Dingen wird sie noch herrschen, so gut wie zuvor. Sie sagt ja, sie liebt mich. Geduld, Geduld. Da — ich sehe sie! das ist ihr Wagen, der dort hinten. Ich dränge mich hin, erfasse den Schlag und während die Menge sich zwischen den Pferden, zwischen den Rädern, quetscht und schiebt, bleibe ich fest an Mercedes Seite, benge mich beim Schein ihrer Kerze in den Wagen hinein und sage mit deutlicher Stimme auf französisch: „Herr Marques, wollen Sie mir Ihre Tochter nun geben?" — Ein Schrei der Mutter, der Marques will mich fortstoßen, der Herzog, der mich wohl für verrückt hält, will mich

Digitized by Google

packen, ich aber rufe: „Wollen Sie nicht, so nehme ich sie! Senza Moccolo!“ Im Nu habe ich mit meinem Tuche alle Lichter im Wagen verlöscht, den Herzog, der mir am nächsten sitzt, gegen den Bock zurückgeschleudert, Mercedes mit beiden Armen ergriffen und über den Schlag emporgehoben. Sie hält sich fest an mir. „Signori,“ rufe ich laut auf Italienisch, „Platz da für mich und diese Dame, doch wenn Euch die Carnevalsfreiheit lieb ist, laßt unsere Verfolger nicht zu uns dringen!“ — Ich trage sie hoch in meinen Armen und dränge vorwärts. Die guten Römer öffnen mir lachend eine Gasse und hinter uns schließen die Wogen der Menge sich wieder zusammen. Was hinter uns ist, das sehe ich nicht, ich eile zum Ausweg, fort aus dem Corso, in der finstern Gasse hält mein Wagen, schon höre ich die Verfolger schreien, ich hebe Mercedes schnell hinein: „Da der Knabenanzug, kleide Dich um.“ — Ich springe auf den Bock. „Nun vorwärts!“ — Und der Kutscher peitscht, und im vollen Galopp, wie nur ein italienischer Kutscher zu jagen vermag, geht es durch die engen, stillen, düsteren Gassen, in denen nur selten eine vom Corso verirrte Maske vor unserem, in toller Hast vorüberfausenden Wagen erschrocken zur Seite springt. Die Straßen bergauf, am Quirinal vorüber, nun noch durch die endlos lange Via Nazionale . . . tönt da nicht ein Pfiff vom Bahnhof her? sind wir schon zu spät? Nein, noch ist es Zeit. Ich springe vom Bock eh' der Wagen hält, ein schlanker Knabe steigt heraus und faßt meine Hand, der Zug steht bereit, in's erste leere Coupé hinein, ein Pfiff, ein Ruck, der Zug bewegt sich, wir sind gerettet! Wie ich mich aber in jubelndem Triumph zu meiner Genossin wende, sie an mein Herz drücken und küssen will, schauen mich unter dem Knabenhütchen zwei ernste Augen fast drohend an: — „Edle Spanierinnen lassen sich nur von ihren Ehemännern, nicht von einem Verliebten küssen;“ — sagt sie streng und rückt ein Wenig von mir fort. —

So sind wir Beiden von Rom entflohen. Nun wissen Sie, weshalb ich nicht dorthin zurückkehren kann und sie noch viel weniger. Wer die Schuld trug, daß ich Rom so verließ, mir meinen Beruf und meine Zukunft auf immer verdarb, meinen Namen befleckte, mein Leben zerriß, ob ich selber, oder ob sie es gewesen, das mögen Sie, mein Herr, nun entscheiden, Sie kennen nun meine ganze Geschichte.“ — Der Künstler schwieg.

„Ihre ganze Geschichte kenne ich nicht,“ sagte Flemming nach kurzer Pause, „was zwischen Rom und Cauterets liegt, möchte ich noch wissen.“

„Dazwischen liegt nur bitteres Elend. Soll ich Ihnen auch das noch berichten? Dann also kurz: man verfolgte uns nicht, aber man ließ uns auch nicht zurückrufen, um uns zu verzeihen und zu segnen, wie ich heimlich hoffte. In London erfuhr ich, daß wir nach jetzigem Gesetze in Gretna Green so wenig wie irgendwo sonst in England anders als nach längerem Aufenthalt getraut werden könnten. So blieben wir denn, auch fehlte das Geld zur Weiterreise. Ich mußte versuchen Geld zu verdienen. Meine Pension für Italien war abgelaufen, auch würde man sie dem Flüchtigen jetzt wohl schwerlich erneuert haben. So war ich von allen Mitteln entblößt, ich hatte keine Arbeiten bei mir, die ich ausstellen und verkaufen konnte, um meinen Namen bekannt zu machen, ich konnte nicht warten, bis ich etwas Größeres geschaffen hätte, denn ich brauchte

Digitized by Google

sofort Geld zum Leben, für sie und für mich. Ich ging zu einigen Bildhauern, um ihnen vielleicht als Gehülfe zu nützen, sie hatten schon Gehülfen genug, sie kannten mich nicht, sie glaubten mir nicht, sie hießen mich gehen, wie einen Bettler! Wo sollte ich, der Unbekannte, im großen London Arbeit finden, die man bezahlte? Da, eines Tages, kam Mercedes mit ihrem sonnigsten, glücklichsten Lächeln aus der Kirche in unsere Lodgings nach Hause, wo man uns schon auszusetzen drohte, weil wir die Miethe schuldeten. „Der gute Pater," sagte sie mir, „bei dem ich soeben beichtete, will uns trauen, er will Dir Aufträge geben, Dir Vorschuß leisten, da Du ihn brauchst."

„Wie kann er uns trauen," frug ich finster, „wir sind noch nicht zwei Wochen hier und das Gesetz erfordert sechs."

„Wenn es eine Seele zu retten gibt, da gilt kein Gesetz, hat er mir gesagt. Er will es schon machen .... wenn Du nur willst."

„Ich! wie kannst Du zweifeln, Mercedes?"

„Ja, aber .... Du mußt katholisch werden, wenn Du mich heirathen willst, mein Erich." — Sie schmiegte sich an mich und blickte mich an. —

Und ich, können Sie das begreifen? ich besann mich keine Secunde, ich, der Sohn meiner Mutter! und ward katholisch. Sechs Tage lang waren wir Beide glücklich, ein kindisches, tolles, berauschendes Glück! Doch dann — sie hatte ihren Eltern geschrieben, ich meiner Mutter, die Antworten kamen am gleichen Tage: meine arme Mutter verzieh ihrem noch immer heißgeliebten, doch für sie verlorenen Sohn; die ihre aber .... war gestorben! und der Vater fluchte ihr.

Soll ich Ihnen schildern, wie unser Glück uns verbrecherisch erschien im Bewußtsein unserer Schuld? — wie wir uns unserer That und unserer selbst schämten, uns nach und nach haßten, statt uns zu lieben, wie mir das, was ich an ihr bewundert hatte, jetzt zur Qual ward? ihre Versuche noch zu lächeln, mich empörten, ihre Einfachheit mir ein Vorwurf, ihr Fleiß störend, ihr Eifer Deutsch zu lernen übertrieben, ihre Ergebenheit drückend, selbst ihre Liebe allmälig eine Last schien? — Einmal meinte ich noch, es könnte Alles besser werden: als unser Knabe geboren wurde. Auf mein Verlangen schrieb sie ihrem Vater und Don Miguel schien erweicht, er antwortete, daß er ihr verzeihen wolle, wenn sie mit dem Kind, aber ohne mich, zu ihm heimkehren würde. Sie aber wollte nicht. Ich hielt ihr vor, daß sie auch mir die Verzeihung des Vaters erwirken könne. Nein, ohne ihren Gatten, als Reuige bittend zum Vater gehen, das wollte sie nicht, selbst für ihr Kind nicht. Oh, dieser Stolz, dieser thörichte Stolz! sie hätte uns alle noch retten können. Denn das Kind ist in dem kalten Lande, bei dem kärglichen Leben uns bald gestorben. — Die Heiligen für die katholische Kirche, die ich auf des Paters Bestellung machte, wurden schlecht bezahlt; bekannt zu werden, Besseres und Größeres zu schaffen, dazu fehlten mir Geld, Zeit und Muth. — Nach dem Tod des Knaben ward sie ganz verändert, verschlossen, still und jetzt ist sie nicht einmal mehr schön zu nennen. Sie denkt nur daran, unsere Schulden zu zahlen, zu sticken, um uns das Leben zu fristen, ihre Pflicht zu thun; nie kommt ein Vorwurf, nie eine Klage von ihren Lippen; doch daß man, trotz der vergangenen Schmerzen, noch Etwas erstreben, daß man noch begeistert, jung und frei sein, daß man sich auf Momente selber vergessen kann, das be-

Digitized by Google

greift sie nicht mehr. So taugen wir zwei nun schlecht zu einander. Wir verließen London, nachdem der Knabe begraben war, denn ich konnte in dem dortigen Nebel nicht athmen; wir gingen nach Frankreich. In Paris fiel es mir aber noch schwerer Etwas zu verdienen, ich kam zuletzt als Handlanger und Gehülfe in eine Porzellanfabrik, wo ich Modelle zu Nippesfigürchen machen mußte. Ich erkrankte, der Arzt empfahl mir hierher zu gehen, — meine Mutter war inzwischen gestorben und ihr kleiner Nachlaß bezahlte die Reise; hier angekommen erkrankte ich nochmals und — ich stand in der Bude, um meine Schulden mit meiner Arbeit zu bezahlen, als Sie mich erlösten."

Flemming erhob sich. Er hatte sich während der letzten Erzählung des Künstlers fast unablässig den Bart gestrichen, nun stand er eine Minute lang schweigend und sah in den Gave zu seinen Füßen.

„Ich bin wie der Fluß," seufzte Wagner leise, „erst schäumend vor Jugendmuth und Kraft, dann aber in der Ebene verlaufend, im Geröll, das er selber mitschleppt, elend versandend, ohne das freie Meer erreichen zu können."

„Der versandet nicht," sagte Flemming bestimmt, „sondern mit andern Strömen vereinigt, stürzt er in's Meer und trotz der Barre von Geröll und Steinen, die er auf seinem Laufe mitgeführt hat, wird dort an der Mündung durch starke Molen, die Menschenhände errichtet haben, sein Lauf vertieft und eingeengt, so daß er die größten Seeschiffe lustig schaukelnd über die Barre in den Ocean hinausträgt. Lassen auch Sie sich von anderen Menschen, von Ihrer schönen Frau und von mir, als Molen und Dämmen die Richtung geben, dann wird die Folge der Jugendsünden, die hemmende Barre hinweggeräumt werden und Sie steuern hinaus in's Weltmeer der Kunst."

„Meinen Sie? — Nun, ich will's ja versuchen, ich bin auf dem besten Wege zu lernen, wie man folgsam ist und sich leiten läßt. Ihnen, Ihnen folge ich gern, nur ihr nicht, Mercedes nie mehr, sie hat mich zu tief in die Irre geführt, ich fürchte, ich finde nicht wieder heraus."

Er schloß die Läden des Ateliers wie der Bude und über die nächtlich stille Promenade gingen die Beiden schweigend nach Hause.

Flemming hatte aus natürlichem Mitleid ermuthigender, theilnahmvoller gesprochen, als er für ihn empfand. Wagners Geschichte hatte sein Mitgefühl für die junge Frau viel stärker, als für ihn selbst erregt. Arme Mercedes, was mochte sie gelitten haben, bis aus dem stolzen, vertrauenden Kinde, die stille traurige Frau geworden! Vieles, was Wagner nur angedeutet, hatte der Hörer wohl verstanden: der Künstler hatte die reiche Marquesita, die Erbin, die vielumworbene Schönheit zu besitzen gestrebt, nun da sie nichts als ein liebendes Weib war, genügte sie ihm nicht; während sie wie jede tiefere, edlere Natur, weil sie viel heißer zu lieben vermochte, auch desto stärker zu leiden hatte. Es war Heinz, als ob er sie beschützen müsse. Er hatte seit vielen, langen Jahren, seit ihm in seiner ersten Jugend eine holde Braut gestorben war und er gemeint hatte, nun für immer der Frauenliebe entsagen zu müssen, nicht so innig gefühlt wie für diese Fremde, die er kaum aus eigner Erfahrung, mehr aus den Erzählungen Anderer kannte. Er schalt sich ob der thörichten Regung und ging nächsten Tages, um sie zu bekämpfen, wieder in's Gebirge hinauf. Er durfte

Digitized by Google

Cauterets nicht ganz verlassen, da er dem Bildhauer zu bleiben versprochen hatte, bis der erste Entwurf zu der Figur der wahren Kunst vollendet sein würde; doch hielt ihn stärker als dies Versprechen sein eignes Herz fest, ein dumpfes Gefühl, als ob er ihr zur Seite bleiben, als ob er ihr noch helfen müsse. Wenn er dann in den nächsten Wochen, nach kurzen Ausflügen mit père Mathieu von Panticosa, von Gavarnie und der Rolandsbresche in den Badeort zurückkam, traf er Wagner in voller Arbeit an seiner Statue, so fleißig, daß er sich kaum zu seiner Cur die Zeit ließ, so eifrig, daß er selbst ihm den Eintritt in das Atelier verbot, wo er sein Werk vor allen Blicken geheimnißvoll hütete und so glücklich in diesem Fleiße, daß seine Wangen sich zu füllen, seine Haltung sich straffer emporzurichten, seine Augen heller zu glänzen begannen und daß ein Schimmer von Gesundheit ihm zurückzukehren schien. Von seiner früheren Stellung in Rom, den großen Erwartungen, die man an seinen Namen geknüpft hatte, wie von dem Aufsehen, das sein Verschwinden und die Entführung der schönen Spanierin dort in der Fremdenwelt erregte, berichtete Flemming ein langer Brief des alten Freundes, dem er im Anfang seines Hierseins den Namen des Bildhauers mitgetheilt hatte. — Wenn Du, schrieb Jener, den Erich Wagner, der lang verschollen war, wieder der Kunst zurückgewinnst und ein Werk von ihm Deiner Sammlung einreihst, so thust Du wohl und wirst Freude daran haben, denn Erich Wagner ist ein Genie. — Flemming hatte den Brief bei seiner Rückkehr von Panticosa gefunden und steckte ihn zu sich, um ihn dem Künstler vorzulesen, oder noch lieber seiner Frau, doch war es ungewiß, ob er sie treffen würde, denn man sah sie selten, weder auf der Promenade noch am Brunnen, sie hielt sich, so schien es, meistens zu Hause. Er hatte aus Spanien ein paar Blumen mitgebracht, um sie ihr zu geben. Und wirklich war ihm der Zufall günstig, denn in den Anlagen beim Casino sah er sie auf einer schattigen Bank, fleißig stickend. Doch leider war sie nicht allein, ein weiß gekleideter Mönch mit großem Schaufelhute saß bei ihr und redete eifrig in sie hinein, Flemming machte Kehrt, ohne daß sie sein Nahen gesehen hätte. Doch als er nach einer halben Stunde wieder zurückkam, sah er schon von Weitem, wie der Mönch sich gerade erhob, wie er die Hände segenspendend über ihr Haupt hielt, sich bekreuzte und grüßend davon ging. Die junge Frau senkte den Blick auf ihre Arbeit, so daß sie Flemming's Nahen nicht merkte, bis er sie ansprach. Und, als sie die Augen nun zu ihm aufschlug, sah er, daß sie in Thränen schwammen.

„Gnädige Frau ....“ begann er bestürzt.

Sie aber lächelte mit dem höflichen, namenlos traurigen Lächeln, das ihren Mann zur Verzweiflung brachte. „Ich freue mich,“ sagte sie, „daß Sie kommen, Ihr Anblick bringt mir gute Gedanken. Sie haben meinen Mann, so scheint es, die entflohene Gesundheit wieder gegeben, durch Ihre Hülfe wird nun auch sein Talent gefunden.“

„Von seinem Talent mit Ihnen zu sprechen, kam ich hierher;“ und Flemming las ihr die lobende Stelle aus dem Brief seines römischen Freundes vor. Ihre Augen, die bisher grau und trübe dreingeschaut hatten, schimmerten nun in feuchtgrünem Lichte.



Digitized by Google

„Ein Genie! Ja, das ist er, ich wußte es immer. Und er soll und muß es wieder werden, muß wieder nach Rom."

„Er sagt, daß er nicht nach Rom zurück kann."

„Gewiß, er kann es . . . ohne mich. Wer trägt einem Mann und berühmten Künstler Jugendsünden nach? Im Gegentheil, sie machen ihn nur noch berühmter und interessanter. Für eine Frau ist es etwas Anderes, die wird verurtheilt. Die Welt hat Recht. Eine Frau, die Eltern und Heimath verläßt, muß man verdammen. Und doch .... ich bereue es nicht und werde nie, so sehr man mich quält, mich reuig zeigen und meine Liebe, meine Jugend, mein ganzes Leben selbst verneinen."

„Man quält Sie also?" frug Flemmig leise.

Sie nickte.

„Jener Mönch, der soeben fortging . . .?"

„War ein Spanier und kam von meinem Vater. Armer Vater! so stolz und jetzt so einsam und traurig, daß er durch solche Abgesandte bei seinem Kinde um Liebe bettelt. Aber ich bin so stolz wie er, ich kann und will meinen Mann nicht verlassen, um ohne ihn daheim in Reichthum zu leben. Nur in Einem sagte freilich der Mönch die Wahrheit: ich thue mit meinem standhaften Bleiben Erich nichts Gutes, ich bin ihm zur Last. Der Mönch sprach es aus, was ich längst schon wußte. Sagen Sie mir kein Wort dagegen, es ist so: Wenn seine Statue ihm gelingt — und sie muß gut werden, denn wenn sie ihm mißlingt, so stirbt er, — wenn er also durch diesen Entwurf sein Selbstvertrauen zurückgewinnt, dann gehe ich fort und verschwinde für immer aus seinem Leben."

Flemming wollte sprechen, doch sie winkte ihm Schweigen. Er strich sich den Bart und sah, wie sie, auf den Kiesboden nieder. Die Sonnenstrahlen, die über ihnen das dichte Dach der Blätter durchdrangen, tanzten in goldigen Flecken auf dem Boden; er folgte dem Spiel dieser Lichter und Schatten und dachte dabei nicht an das, was er sah. — „Was wollen Sie thun?" unterbrach er dann plötzlich das drückende Schweigen.

„Damit Sie nicht glauben, daß es etwas Verzweifeltes ist, will ich mich Ihnen anvertrauen. — Nicht wahr, Sie bleiben immer sein Freund?" sie legte die kleine Hand wie beschwörend auf seinen Arm und blickte flehend zu ihm empor.

Und er gelobte ihr der Freund ihres Gatten zu sein, ihm zu rathen, zu helfen, ihm zur Seite zu stehen, wo er es vermöchte. Was hätte er nicht Alles versprochen und auch freudig gehalten für solchen Blick! — „Und nun," so schloß er seine Gelübde, „müssen Sie mir sagen, wohin Sie sich wenden, damit ich Ihnen von Zeit zu Zeit von seinem Ergehen berichten, Sie rufen kann, wenn er Ihrer bedarf, wenn Sie für ihn auch unfindbar bleiben." — Ihm klopfte das Herz, indem er so sprach: wird sie ihm so weit vertrauen, darf er mit ihr in Verbindung bleiben, ihr schreiben, vielleicht gar sie wiedersehen?

„Sie sind so gut, Sie denken an Alles," entgegnete sie. „Ich will Ihnen sagen, wo ich mich verberge, damit Sie, wenn er einmal krank ist, mich rufen können. Jene gute Frau, deren kleine Büste er kürzlich gemacht hat, Madame Soulon-Cazenave aus Tarbes, kennt mich von früher, sie kam jeden Sommer

Digitized by Google

als Nätherin nach Panticosa, wo ihr Mann angestellt war, sie haben nun Beide so viel verdient, daß sie in ihrer Heimath bleiben und ein Geschäft anfangen konnten; sie hat, so sagt sie, ein leeres Zimmer; durch meine Stickereien, die sie in ihrem Laden verkaufen will, kann ich mich ernähren, durch Unterricht im Schreiben und Rechnen, — sie entbehren Beide sehr, es nicht zu können, — werde ich mich ihnen nützlich machen und also den Zins für die Wohnung entrichten."

„Und dieses Leben wollen Sie ertragen," brach es aus Flemming entsetzt hervor, „diese Armuth, solche Enge! Sie werden es nicht überleben können."

„Oh doch," meinte sie lächelnd, „man überlebt sehr viel, wenn man so jung und gesund ist, wie ich; mehr als man selbst oft für möglich hielte. Ja, wenn wir vor Kummer sterben könnten! das wäre leicht; doch wird es nur Wenigen so gut, die Meisten müssen weiterleben und dann kommt es eben nicht sehr darauf an, wie man lebt. Und zudem, was sollte ich Anderes beginnen? Meinem Mann bin ich ein Hinderniß auf seinem Wege, mein Vater begehrt nach mir, doch er verlangt, daß meine Ehe nicht nur getrennt wird, — (es giebt keine Scheidung bei Katholiken) — daß sie, weil ich sie als Unmündige einging, für null und nichtig erklärt wird. Soll ich darein willigen? Nein, nein, lieber Alles, lieber die Hölle! Doch ich nehme mir ja nicht das Leben, erschrecken Sie nicht, man hat mich zu fromm dazu erzogen. In's Kloster ginge ich am liebsten, dort wäre ich am Besten geborgen; doch will mich der Gedanke nicht lassen, Erich könnte noch meiner bedürfen; ich vermag wohl aus seinem Leben zu verschwinden, doch fehlt mir der Muth, jede Hoffnung auf Rückkehr mir abzuschneiden. Ich habe kein Geld, um weit fortzureisen und," — setzte sie ernst hinzu, da Flemming eine Bewegung machte, als wolle er reden — „ich lernte nicht Geschenke zu nehmen, die ich doch nie erwidern kann und will's auch nicht lernen. So scheint mir das, was ich eben plante, das Beste und Klügste, was ich thun kann, denn dort kann ich mich nützlich machen. Mir ist dieser Schritt unendlich erleichtert," so schloß sie freundlich, „durch Ihr Versprechen für ihn zu sorgen, ihm die Rückkehr nach Rom zu ermöglichen, und mir manchmal zu sagen, wie es ihm geht. Ich baue fest auf Ihre Treue, daß Sie mich nicht verrathen werden. Ich warte nur noch, bis er seinen Entwurf vollendet und gehe fort, sobald ich weiß, daß er gelang. Gelingt er nicht, wird die Statue nicht gut, dann .... doch ich will nicht daran denken." — Sie hatte während der letzten Worte ihre Arbeit zusammengefaltet und stand nun auf. Er gab ihr noch, bevor sie fortging, die welken Blumen aus Panticosa und da sie ihm leise ein Dankwort sagte, brach wieder aus den meergrünen Augen ein tiefer, leuchtender Strahl hervor, dann senkte sie die langen Wimpern, grüßte und ging.

Flemming blieb noch eine ganze Weile auf der schattigen Bank, er dachte an sie und baute Schlösser in die Lüfte, wie er ihr helfen wollte, ohne daß sie es wußte, wie er für Wagner sorgen wollte, um sich ihr Vertrauen, ihren Dank zu erringen.

Es war am Abend desselben Tages, als der Künstler ihm ankündigte, daß er glaube, nunmehr in höchstens ein bis zwei Wochen mit seiner Skizze in's



Digitized by Google

Reine zu kommen und sie ihm dann auch zeigen zu können. Ob sie gelinge? Er schien von froher Hoffnung erfüllt, wenn ihm auch zuweilen noch Zweifel kamen. Flemming machte abermals einen Ausflug auf ein paar Tage, doch die rechte Lust und Frische fehlten; père Mathieu des ours beklagte sich bitter, der Herr denke jetzt auf dem ganzen Wege nur an die Heimkehr und sei zu neuen Besteigungen und Gefahren nicht mehr geneigt. Auch war das Wetter ungünstig geworden, die dichten Nebel wollten nicht weichen und umhüllten die Pfade wie mit schneeweißen Tüchern, aus denen die Tannen die dunklen Zweige gespensterhaft drohend dem Wanderer entgegenstreckten. Da also nirgends die Aussicht frei war, blieb Flemming ruhig im Thal von Cauterets. Doch auch hier war es stiller geworden. Die vielen eleganten Fremden hatten sich schon verloren, an ihrer Stelle waren die Promenaden jetzt von Geistlichen aller Grade, aller Farben und Arten besucht, die am Ende der Saison ihre auf der Kanzel durch allzuviel Eifer geschwächten Lungen hier unentgeltlich heilen wollten. Nach mehreren Tagen zwecklosen Umherstreichens und ermüdenden Wartens, während die Luft durch die Nebelmassen niedergedrückt, unbeweglich, ermattend schwül in dem engen Thal lag, kam endlich der Künstler mit brennenden Wangen und einem flackernden Licht in den Blicken zu Flemming auf's Zimmer.

„Nun bin ich fertig! Kommen Sie in mein Atelier, dann will ich Ihnen und Mercedes den Entwurf zu der Statue zeigen: Sie werden vielleicht nicht gleich verstehen, wie ich es meinte, mich Anfangs tadeln, weil ich die alte Straße verließ, nicht in den klassischen Formen verharrte, die moderne Kunst auch modern erfaßte; aber dann werden Sie gestehen, was ich schuf, das ist gut, und auf diesem Wege befreit die Sculptur sich vom Gängelbande, lernt ihre Kräfte frei gebrauchen und das darstellen, was wir sehen und was unser heutiges Leben erfüllt. Also kommen Sie nur, urtheilen Sie selbst. Auch ich bin begierig, wie meine Arbeit mir heute gefällt. Während des Schaffens beobachtet man nur, was man eben bildet, man vergißt im Eifer es gut zu machen, oft den Eindruck des Ganzen; auch sieht man mit den liebenden Augen des Vaters sein Kind so schön, wie man es sich denkt. Nun aber, wenn ich Ihnen es zeige, betrachte ich selbst es mit fremden Blicken und kann erst dann mir Klarheit schaffen, ob meine Arbeit gut oder schlecht ist." —

Ein paar Stunden später ging Flemming über die mittäglich stille Promenade; die Buden für die Hazardspiele waren, wie immer am Tage, geschlossen, die Chinoiserien- und Antiquitätenhändler hatten gleich den Parisern und reichen Fremden den Ort verlassen und nur ein paar Verkäufer von Wollenwaaren und Marmorschälchen saßen schläfrig hinter den Ladentischen. Die Luft war drückend. Nebelwolken verhüllten die Berge, kein Windhauch regte sich, die Natur schien den Athem anzuhalten, um Kraft zu sammeln zu plötzlichem Ausbruch, den man nun schon seit mehreren Tagen wie eine Befreiung sehnlichst erhoffte. Unter jedem der reihenweise gepflanzten, jungen Bäumchen lag ein Haufen von abgefallenen Blättern im Ring um den Stamm; keines bewegte sich, kein Vogel sang, kein Mensch ging vorüber. An der Thür von Wagners Bude blieb Flemming stehen, um Luft zu schöpfen und sah zurück über den ausgestorbenen Platz, über den urplötzlich ein warmer Windstoß, die Blätter aufwirbelnd, als Vor-

Digitized by Google

bote stärkerer Stürme, rauschend hinfegte. Ebenso plötzlich ward es wieder still und nun kam vom Hotel her eine kleine, schwarze Gestalt mit schweren, fast schwankenden Schritten langsam gegangen. Ihm schlug das Herz. Was wird es geben, mußte er denken, wie wird die Entscheidung fallen? Wenn die Statue nicht gut ist — und fast muß ich es fürchten nach dem, was er sagte, — so stirbt er vor Gram. Ist sie gut und ein echtes Kunstwerk, gleich jener Pietà, ist er voll Hoffnung, glücklich, befriedigt, dann verläßt sie ihn, dann stirbt sie daran. Und ich, ich Aermster, soll das entscheiden! Wenn ich nur ein Drittes wüßte, nur einen Ausweg ersinnen könnte. Es giebt ja keinen! Oh diese armen, leidenschaftlichen Menschen, die nur Glück oder Verzweiflung kennen, für die nirgends eine Zwischenstraße, für die nichts Halbes im Leben besteht! Man muß sie bewundern oder bedauern; man giebt ihnen Recht und beklagt doch die Ganzheit, die sie über alles Gemeine erhebt und die zu gleicher Zeit ihr Fluch ist. —

Schweigend begrüßte ihn Mercedes im Näherkommen, zusammen traten sie in das kleine Hofatelier am Gave ein. Auch hier wie schwül! Mit über der Brust gekreuzten Armen lehnte der Künstler an der Holzwand und starrte in's Wasser. Ohne zu sprechen schritt er, da sie gekommen waren, zu dem verhängten Gerüst in der Mitte, nahm die Tücher eins nach dem andern vorsichtig ab, enthüllte das feuchte Thonmodell und wandte seiner Arbeit wieder den Rücken. Die Nebel draußen ballten sich zu schwarzen Wolken zusammen, zwischen denen plötzlich ein Sonnenstrahl, gelb und stechend herabfiel, der sich quer über das tanzende Wasser und das Haupt der Statue legte.

Die Gestalt hob sich in lebendiger, hastiger Bewegung auf einem Fuß emporgestreckt, einem Stern entgegen, den sie vom Himmel zu reißen schien. Das Antlitz war — wie jenes traurige der Madonna — von idealer, vollendeter Schönheit. Zu diesen wunderbar edlen Zügen wirkte die moderne Kleidung störend, auch schien die Bildung des allzu mächtigen, weiblichen Körpers in dieser Gewandung verzerrt und unschön.

Doch ehe noch Flemming sein Befremden genugsam bemeistern konnte, um ein Urtheil auszusprechen, rief Mercedes plötzlich, jubelnd aus vollem Herzen: „Sie ist mir ähnlich! Du denkst noch an mich!" — Das glückliche Licht, das bei diesen Worten ihr Antlitz verklärte, ist nicht zu beschreiben.

Der Künstler drehte sich hastig um. „Ist das wahr? ist es wieder Dein Porträt? kann ich mich denn von diesen Zügen nie befreien! . . . ."

„Sie ist sehr schön!" sagte Flemming leise.

Erich hörte ihn nicht, er trat dicht an die Statue heran. „Also kein Ideal!" sagte er langsam mit heiserer Stimme, „also ein sehr irdisches Weib, meine Göttin der Kunst!" Er warf einen langen prüfenden Blick auf seine Statue, wie auf die Gesichter der Beiden und rief verzweifelnd: „Ich sehe sie jetzt mit fremden Augen, mit Euren Augen: zu diesen Zügen gehören diese Glieder nicht; es ist abermals mein alter Fehler, Kopf und Körper passen nicht zusammen. Sie ist auch verzeichnet, der Hals ist zu lang, wie konnte ich das nur übersehen? und die gezierte moderne Kleidung — sie sollte das moderne Leben bedeuten, — jetzt ist sie mir unerträglich geworden . . . ."

Digitized by Google

„Und doch ist so viel Schönes an Ihrem Werke!“ wagte Flemming mit lautklopfendem Herzen den sich steigernden Redestrom zu durchbrechen.

„Viel Schönes!“ brauste Wagner empor, „viel Schönes, was nützt das! Sie muß schön sein, ganz schön und ganz gut oder ganz schlecht, verpfuscht, verdorben. Sprechen Sie nichts mehr,“ sagte er dumpf, „Sie loben mich gegen Ihr besseres Wissen, die Statue ist schlecht. Ich sehe es jetzt. Warum zwangen Sie mich, sie zu beginnen? Ich sagte Ihnen, daß ich Nichts könne, Alles verlernt, vergessen habe, ein Handwerker sei, ein Tagelöhner, kein Künstler mehr, kein Künstler, kein Künstler! . . .“

Seine Rede verlor sich in leisem Stöhnen, er hörte nichts von Flemmings Worten des Lobes, der Ermuthigung, er bog sich vor, wie um sein Werk noch näher sehen und prüfen zu können, er schwankte, bebte und sank dann plötzlich mit dumpfem Wehlaut am Postament seiner Statue nieder. Die Beiden, die starr vor Mitleid ihn sich vorbeugen sahen, hatten nicht Zeit, ihm zur Hülfe zu eilen, ihn zu stützen, er lag am Boden, bevor noch Flemming hinzuspringen konnte, bevor Mercedes sich auf die Kniee warf, um ihn aufzufangen. Als sie seinen Kopf tröstend an ihrer Brust betten wollte, sah sie, wie ihm zwischen den zuckenden Lippen ein unaufhaltsamer Blutstrom hervorbrach. Flemming half ihr, ihn emporzurichten, lief, um Wasser zu schöpfen, zum Gave, den ein Windstoß plötzlich schäumend bewegte, rief um Hülfe — doch seine Stimme ward vom Rauschen und Brausen fast übertönt — schickte den Besitzer der benachbarten Bude zum Arzt, zum Apotheker, in's Hotel, zu den Sänftenträgern. Und indem er mit dem Wind um die Wette hin und herstürzte, in wahnsinniger Hast zu retten bestrebt, was nicht zu retten mehr war, sah er immer das Bild vor Augen: am Boden, zu Füßen der Statue, Mercedes, den thränenlosen Blick zum Himmel erhoben und auf ihren Knieen ihr Gatte sterbend. Es war die Pietà; dieselbe Gruppe, die der Künstler vorahnend geschaffen hatte.

Der Sturm, der so lang gebrütet hatte, war losgebrochen; wild tobend heulte er das Thal entlang, hob die losen Blätter unter den Bäumen, wirbelte sie hoch in die Lüfte und schlenderte sie, mit Staub vermischt, über die Dächer der Buden fort in den schäumenden Gave, dessen tanzende Wellen sie weitertrugen. Während der erste Donner krachte und aus der schwarzen Wolkenmasse, die den ganzen Himmel verfinsterte, ein Blitzstrahl zuckte, trugen die Männer in hastiger Eile, doch vorsichtig schreitend, den Kranken aus der vom Sturm gerüttelten Bude auf ihren Schultern heim in's Hotel. Ein neuer Windstoß hob das Tuch, mit dem man ihn zugedeckt hatte, wühlte in seinen feuchten Haaren, riß und zerrte an den schwarzen Kleidern der kleinen Frau, die in gleichem Schritte mit den Trägern angstvoll neben ihm einherging und jeden Tritt, jedes Schwanken und Stoßen, das er erlitt, bis in die tiefsten Fibern ihres Herzens schmerzzuckend nachfühlte. Als der traurige Zug in das Haus einbog, schlenderte der Sturm lautdröhnend die Thür zu, daß das Echo des Schlages in langgezogenem, donnernden Stöhnen die Halle durchtönte. Und mit entfesselter Gewalt raste er durch das Thal. In dem aus losen Brettern zusammengefügten Atelier hinter der Bude am Gave schaltete er, als sei hier sein Reich, riß die Latten vom Dach, warf sie gegen den Kopf der

Digitized by Google

Statue, stürzte das Gerüst zu Boden, das sie trug und zerstörte so in wenig Minuten das Werk, das seinem Schöpfer zum Unheil geworden. Der nächste Windstoß rollte die Trümmer aus dem Hofraum fort und fegte ihn leer von Schutt, bis auch die letzte Spur der Statue verschwunden war; die wild aufschäumenden Fluthen des Gave erfaßten und verschlangen gierig die hinabrollenden Thonklumpen, den Fuß, die ausgestreckte Hand, zuletzt das schöne edle Gesicht und leckten auf's Neue, nach Raub verlangend, am Ufer hinauf. Ob jene Reste im feuchten Grund schwer niedersinkend liegen blieben? ob sie der Fluß mit sich durch die Brückenbogen, durch die Schlucht und immer weiter schleppte, sie allmälig zerstückte, an dem Felsen zerstieß, im Vorwärtsfluthen zu Sand zerrieb, bis die Atome von der Göttin der wahren Kunst weit draußen bei Bayonne, über die Barre, in den offenen Ocean sich verloren?

Plötzlich, wie der Sturm sich erhoben hatte, legte er sich wieder und der Regen stürzte in großen Tropfen prasselnd auf die Dächer nieder, schwemmte die letzten verwehten Blätter fort vom Boden und senkte sich, mit seinen feuchten Schleiern Bäume und Berge und Häuser umhüllend, in regelmäßigen, dichten Strömen hinab in das Thal.

Auf dem langen, düstern Corridor im vierten Stock des Hôtel d'Angleterre mit seinen zahllosen Thüren zu beiden Seiten und dem großen Fenster am äußersten Ende, vor dem der Regen vorüberrieselte, ging Flemming mit vorsichtig gedämpften Schritten auf und nieder. Nun stand er horchend an der einen der Thüren, nun setzte er seinen Weg wieder fort, ruhelos, ununterbrochen und doch ziellos, gleich dem Regen draußen. Die Stunden verflossen, es dunkelte schon. In dem Hotel ging das tägliche Leben vieltönig weiter, aber von da drinnen kam keine Kunde. Die Nacht lag schwarz vor dem Fenster, die Lampen auf Treppen und Corridoren wurden entzündet; aus der Halle tönte Summen und heiteres Lachen der von der Tafel kommenden Fremden. Hier oben aber .... da öffnete sich leise die Thür .... Der Arzt, der herauskam, zuckte die Achseln: „Es mußte so kommen. Sagte ich es nicht, ein einziger Kummer könnte ihn tödten? Nun ist seine Statue ihm mißlungen ....“

„Sie ist nicht mißlungen, die Statue ist gut — bis auf einige Schwächen.“

„Was wollen Sie? Er findet sie schlecht und muß daran sterben. Können Sie ihm die Ueberzeugung geben, daß die Statue vollkommen und fehlerlos ist, wie er sie erträumt hat? Nein? Nun also, so ist sein Urtheil doch wohl das rechte und er sah sie wirklich so, wie sie ist, als er sie zum ersten Mal fremden Augen enthüllte. Einen Moment vorher fand er sie noch schön, gehörte sie ihm noch allein, sah er noch sein Ideal in ihr — einen Augenblick später, da andere Blicke sie kritisch musterten, stand auch er ihr fremd und kalt, mit der schärfsten Kritik gegenüber.“

„Und er muß sterben?“ frug Flemming leise.

„Noch diese Nacht. Wäre irgend eine Hoffnung, ihn zu retten, ihn nur einen Tag noch am Leben zu halten, glauben Sie, ich ginge fort? So aber scheint mir, man läßt die Beiden am besten allein den letzten, schweren Abschied nehmen.“

„Und sie?“

Digitized by Google

„Sie lebt und sie wird leben. Armes Kind! Sie begreift es selbst noch nicht, was ihr bevorsteht, doch mir bangt nicht um sie."

Der Arzt ging mit gleichmäßig festen Schritten die Treppe hinunter. Flemming blieb noch, wartend, ob er ihr nicht helfen, ihr beistehen könne. Es war nichts zu hören, kein Stöhnen, kein Schluchzen. Er wollte gehen, doch hielt ihn sein Herz noch hier zurück, und als er abermals näher trat, vernahm er ihre weiche Stimme. Wie eine Mutter ihr kleines Kind mit allen zärtlichen Liebesnamen in Schlummer singt, so sprach sie halb flüsternd; doch das mühsam erlernte Deutsch war in dieser Stunde vergessen und die Worte ihrer Heimath, die tiefen, vollen spanischen Laute klangen so schmerzlich durch die Stille: „Gachoncito, alma de mi alma, amigo de mi corazon, luz de mis ojos, Errigo de mis entrañas, Errigo, Errigo!"

Flemming wandte sich hastig ab; er schämte sich, hier wie ein Horcher zu stehen und die vom herbsten Schmerz erpreßten Seufzer eines stolzen Herzens zu belauschen. — „In dieser Stunde läßt man die Beiden am besten allein!" wiederholte er die Worte des Arztes und schlich sich tastend den finstern Vorplatz und die lange Treppe durch das nächtlich stille, schlafende Haus in seine eigene Wohnung hinunter. —

Auf dem kleinen Kirchhof von Cauterets ward Erich Wagner drei Tage später zur Gruft gebettet und Flemming bestimmte, daß in einer Nische an seinem Grabstein die Gruppe der Pietà angebracht werde. Mercedes nickte, als er ihr davon sprach, sie wollte ihm für seine Sorgfalt danken, doch die Stimme versagte ihr; noch jetzt versuchte sie zu lächeln, aber es war nur ein schmerzliches Zucken der bleichen Lippen; unter ihren langen Wimpern sahen zwei traurig graue Augen glanzlos hervor, das durchsichtig helle, grüngoldige Licht, das sonst sonnenartig ihr Lächeln verklärte, war verlöscht und erstorben. Sie bat den Fremden, der ihr wie ein Bruder in diesen Tagen zur Seite stand, den sie als ihres Mannes Landsmann wie seinen Freund und Beschützer ansah, als letzten Liebesdienst für den Todten, ihr seine Hilfe leihen zu wollen: sie müsse fort, sonst komme ihr Vater. Der weiße Mönch, der sie täglich besuchte, hatte ihr durch ein unbedachtsames Wort verrathen, daß Don Miguel unterwegs sei, sein Kind zu holen.

„Und ich will und werde nicht zu ihm gehen," sagte sie, leidenschaftlich den Kopf zurückwerfend, „nie, nie! Jetzt mir von ihm verzeihen lassen, jetzt, nachdem mein Erich gestorben, wieder daheim und im Ueberfluß leben, das wäre ein Verrath an dem Todten. Nein, nie!" — Ein finster entschlossenes Feuer sprach aus ihrer Haltung.

„Was gedenken Sie zu thun? Was kann ich beginnen, um Ihnen zu helfen?" frug Flemming ergeben.

„Lassen Sie mich morgen mit Ihnen reisen, dann kann mir Padre Joaquin nicht folgen, mein Vater erfährt dann nicht gleich, wo ich bin."

„Mit mir, nach Deutschland! Sie wollen mir gestatten, für Sie zu sorgen, Ihnen zu helfen ein Leben zu gründen?" rief Flemming mit kaum verhaltenem Jubel.

Sie aber wiegte verneinend das Haupt. „Was soll ich in Deutschland,

Digitized by Google

wenn er nicht mehr dort ist? Ich will kein neues und fremdes Leben, mein Leben ist fertig und abgeschlossen. Ich war jung und wollte glücklich sein, mir das Glück mit Gewalt erobern. Ich habe gelernt, daß man das nicht kann. Nun will ich nicht mehr für mich selbst, sondern nur noch für Andere leben, ich weiß am besten, was Unglück ist, ich will versuchen, Unglücklichen zu helfen. Vor Allem aber bedarf ich der Ruhe, bedarf ich, da man nicht vergessen kann, der stetigen Arbeit, die meinen Erinnerungen nicht Zeit läßt, mich schwach zu machen. Sie sehen, ich denke sehr vernünftig, ich sorge sogar für meine Zukunft, da ich nun doch einmal bestimmt bin, die, die ich liebte, zu überleben."

„Und wo denken Sie Ruhe und Arbeit zu finden?"

„In Lourdes."

„In Lourdes! An der Grotte?"

„Nein, im Kloster. Die Priorin war meiner Mutter Freundin, sie ist Nonne geworden, weil sie unglücklich liebte, sie wird begreifen, daß auch glückliche Liebe zum tiefsten Unglück werden kann. Sie wird mich aufnehmen und beschützen."

„Und Sie, Sie wollen Nonne werden? So jung, so . . ."

„Ja, ich will. Ich bin neunzehn Jahre alt, das klingt sehr jung und ist doch genug, um mit dem Leben fertig zu sein. Als Spanierin ist mir der Glaube mit dem ganzen Dasein so verwebt, so tief verbunden, mir im Glück wie im Unglück so unentbehrlich, daß ich in ihm nur Zuflucht finden, in ihm nur zur Ruhe kommen kann. So will ich mich denn der Jungfrau weihen, in ihrem Namen Kranke pflegen und Elende trösten und zu allen Stunden will ich beten für meine Lieben, für meine Todten . . . Sie begreifen mich nicht, weil Sie nicht glauben. Er hat mich darin auch nie begriffen . . . Und gerade deshalb muß ich für ihn, muß ich für das Heil seiner Seele beten."

Was auch Flemming dagegen sagte, was er auch that, um ihr abzureden, damit sie zum Mindesten mit dem Entschluß noch warten möge, sie blieb unbewegt. Sie war trotz aller Leiden, trotz Reue und Kummer doch noch immer die Marquesita, die nur ihrem eigenen Willen gehorchen, nur ihrer Leidenschaft folgen konnte. So that sie auch hierin das, was sie für Recht hielt und ließ sich von keinem Andern bestimmen.

Flemming geleitete sie nach Lourdes. Der Wirth, der Arzt, père Mathieu des ours und viele Andere umstanden mit Thränen im Auge Abschied nehmend den Wagen, der weiße Mönch, Padre Joaquin, wollte sie fast gewaltsam zurückhalten, sie aber dankte Allen freundlich, bestellte dem Mönch einen Gruß an ihren Vater und ließ sich nicht halten. So fuhren sie durch die Gassen von Cauterets, durch die herrliche Schlucht nach Pierrefitte hinunter, durch die lachenden Fluren des Argélèsthals zwischen Wein und Maisfeldern, hinter ihnen am leuchtenden Himmel die schneebedeckten Spitzen der Hochpyrenäen. Aber in der schönen, nach jenem letzten Gewitter schon herbstlich farbenreich heitern Landschaft war es dem Deutschen drückend schwer zu Muth. Wenn er das stille, bleiche Gesichtchen neben sich ansah, mußte er denken, daß die schwarzen Haare, die das zarte Oval so weich umrahmten, fallen, die schlanken Glieder in dicke, formlos schwere Gewänder eingehüllt werden, das schmale Köpfchen unter einer steifen,

Digitized by Google

weißen Haube fast verschwinden und die feinen Kinderhände, die ihr leicht verschlungen im Schoße ruhten, grobe Arbeit für Arme und Kranke täglich dienstwillig verrichten sollten! Und sie schien nicht einmal zu begreifen, wie sehr der Gedanke ihn leiden machte! Wie gern hätte er beim letzten Abschied — als sie in dem Zimmer der Priorin, einer salbungsvoll würdigen Dame, ihm Lebewohl sagte, ihm nochmals für alles Gute dankte, das er Erich gethan hatte — ihr zugerufen: Ach, Mercedes, ich that es ja Alles nur für dich! . . . Sie hätte ihn aber kaum verstanden, denn sie liebte den armen Erich Wagner so treu und so ausschließlich heute, wie sie ihn geliebt hatte seit dem Tage, an dem sie vor drei Jahren hier vor der Grotte der Jungfrau gelobte, sein Weib zu werden. So fand denn das Drama ihres Lebens, wie es in Lourdes begonnen hatte, auch hier sein Ende.

Mère Thérèse hatte Flemming versprochen, daß er Tag und Stunde erfahren solle, wann die Marquesita wirklich als Nonne eingekleidet würde; mit diesem Troste mußte er gehen. Das Abschiedsweh noch in Kopf und Herzen schritt er an den Heiligenverkäufern, den schreienden Händlern mit Rosenkränzen, Kerzen und Amuletten vorüber zur Grotte, wo die Wallfahrer knieten, während ein Beamter am Gitter die schweren Wachskerzen in Empfang nahm, die der Priester feierlich weihte. Alles drängte sich zu dem Eingang, über welchem die Statue der Jungfrau mit gefalteten Händen am Felsen steht, die Worte: „Je suis l'immaculée conception“ in Goldbuchstaben gleich einem Glorienschein um das Haupt, wo viele hundert Krücken der wunderbar durch sie Geheilten aufgehängt sind. Der Steinfußboden bis zum Gave war mit Knienden bedeckt, Andere wuschen sich an der Leitung des heiligen Wassers, oder füllten es in Krüge, um es zu weiterem Heilgebrauche heim zu nehmen. Doch Flemming hatte keinen Blick für das fromme Getriebe, für die Verschiedenheiten der Stände, die sich hier in gläubiger Andacht vereinten; er hatte das Auge unverwandt auf die Klostergebäude drüben gerichtet. Zwischen den langen Zügen der Wallfahrer stieg er langsam den Berg hinauf. Während aber die frommen Scharen mit Lobgesängen auf die Jungfrau in die neue, gothische Kirche zogen, die gerade über der Grotte erbaut ist, während drinnen das Glöckchen der Messe leise ertönte und sich aus den Räucherfässern, die blauweißgekleidete Chorknaben schwenkten, dichte Wolken duftigen Weihrauchs über die knienden Beter ergossen, blieb er draußen vor der Kirche, am Steingeländer des Felsplateaus stehen. Er hatte wieder seinen Blick auf die weite, abendlich blasse Ebene hinabgerichtet und auf das Kloster am Rande des Flusses. Dann wandte er sich und schaute zurück auf das Städtchen mit seiner Schloßruine, auf die Berge, die sich weiter und weiter im Argelèsthal und dahinter thürmen; er sah als höchste und fernste der bläulichen Spitzen den Vignemale, den er kürzlich erstiegen hatte, die Berge am Cirque von Gavarnie, in die einst Roland und sein Begleiter, der Ahnherr der Silva, Breschen geschlagen, die zackigen Felsen, die Cauterets umgeben, in deren Schoße der Bildhauer ruhte. Und als er dorthin sah, tönte von unten vor der Grotte der Gesang ihm an's Ohr, in dem die Wallfahrer zur Jungfrau flehten:

Vois à tes pieds la France qui t'adore,
Rends lui la paix, l'amour et le bonheur!

Digitized by Google

— Frieden, Liebe und Glück, wiederholte er leise, wer doch so gläubig wie diese Frommen um inneren Frieden beten könnte!

Ihm war, als müsse, gleich jenen Beiden, auch er im Schutze der Pyrenäen sein Leben beschließen, als könne das Schmerzliche, das er erlebt, ihn nie und nimmer mehr frei werden lassen, als müssen Reue und Sehnsucht und das Erinnern an ihre Augen ihn künftig auf allen Wegen begleiten. Und seufzend schied er mit feuchten Blicken von dem Kloster unten, den Höhen drüben und stieg die Straße zur Stadt hinunter.

Eine Stunde später trug der Bahnzug Heinz Flemming nach Norden, durch die Ebene der Gironde nach Hause, zur täglichen Arbeit, zum fleißigen Schaffen — fort aus dem Banne der Pyrenäen.

Digitized by Google

# Das römische Afrika.

Von

**L. Friedländer.**

Zu dem östlichen Theil des römischen Weltreichs, in welchem bis zum Ausgange des Alterthums die griechische Sprache die herrschende blieb, gehörte in Afrika (außer dem von den Alten zu Asien gerechneten Aegypten) nur die Provinz Cyrenaica (Barka). Dagegen in den sämmtlichen westlichen Ländern, welche dem heutigen Tripolis, Tunis, Algerien und Marocco entsprechen, war das Latein die amtliche Sprache, so wie die aller höher Gebildeten.

Seit dem 17. Jahrhundert haben europäische Gelehrte, welche die verschiedensten Veranlassungen auf längere oder kürzere Zeit nach Nordafrika führten, die dort zu Tausenden vorhandenen römischen Inschriftsteine copirt, oder nach Europa gebracht. So der 1667 zur Behandlung eines Bey nach Tunis gerufene Pisaner Arzt Pagni, der 1724—25 zur Loskaufung von Christensklaven dorthin gesandte Bruder des Ordens de la Merced Ximenez, der französische Naturforscher Peyssonel, der englische Geistliche Shaw (in Algier), der Leipziger Professor der Medicin Hebenstreit (1733), welcher letztere gelegentlich bemerkt, daß ein Medicus eigentlich vermeiden soll, Leichensteine abzuschreiben. Auch der englische Consul in Algier Bruce de Kinnaird, ein Schotte (1765), der holländische vom Bey von Tunis 1796 dorthin berufene Ingenieur Humbert, der ehemalige Officier Mürat's Graf Camillo Borgia, der als Verbannter in Tunis 1817 starb; der englische Reisende Grenville Temple (1832—33), der dänische Consul in Tunis, Falbe († 1849) haben sich um die Erforschung der römischen Inschriften und sonstigen Alterthümer Afrika's Verdienste erworben.

Für diese begann mit der Eroberung Algeriens durch die Franzosen, namentlich seit der Einnahme von Constantine 1837 eine neue Epoche. Das überaus reichlich zuströmende Material rief eine umfassende, immer wachsende, fast ausschließlich französische Literatur in's Leben, an der sich namentlich Officiere in anerkennenswerther Weise betheiligt haben. Das große vom Staate veröffentlichte Werk „Exploration scientifique de l'Algérie pendant les années 1840—1845", enthält natürlich auch eine auf das römische Alterthum bezügliche Abtheilung. Ein Theil der in der Provinz Constantine gemachten Funde wurde

Digitized by Google

in dem 1845 begründeten Musée algérien du Louvre vereinigt. Der größte Kenner der römischen Epigraphik in Frankreich Léon Renier veröffentlichte die Texte der von ihm in zwei Bereisungen Algeriens gesammelten „Inscriptions de l'Algérie" (1855—58): ein trotz mancher Mängel höchst verdienstvolles Werk. Die Berliner Akademie, welche zum ersten Male eine Sammlung sämmtlicher römischer Inschriften unternommen hat, (ein Werk, das seit 1863, wo der erste Band erschien, bereits zu einer stattlichen Reihe von Folianten angewachsen ist, und sich der Vollendung nähert), beauftragte mit der Sammlung der römischen Inschriften Afrika's den Straßburger Professor Gustav Wilmanns (geb. zu Jüterbogk 1845), der Tunis und Algerien zu diesem Zweck 1873—76 bereiste, doch ehe er die Ausgabe der gesammelten Inschriften beenden konnte, der Wissenschaft durch einen allzufrühen Tod entrissen wurde (1878). Seine Arbeit war eine überaus schwierige und gefahrvolle gewesen. Es gehört schon eine nicht gewöhnliche Selbstverleugnung dazu, oft Tage lang auf der Erde liegend, in der Gluth der afrikanischen Sonne, oder in Schnee und Regen Inschriften abzuschreiben, von denen ein großer Theil nur Namen und Alter von obscuren Verstorbenen angibt. Außer den Gefahren, die jedem, das Innere des Landes in allen Richtungen durchstreifenden Reisenden von der Feindseligkeit der Eingebornen drohen, hatte Wilmanns auch mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm als Preußen von französischer Seite in den Weg gelegt wurden. Erkundigungen behufs Beantwortung topographischer Fragen durfte er nicht wagen, da man dabei andere als wissenschaftliche Zwecke vorausgesetzt hätte. Mehr als einmal stieß er auf das feindseligste Uebelwollen. Der Commandant von Tebessa, der ein halbes Jahr in preußischer Gefangenschaft gewesen war, that Alles, was er vermochte, um ihm den Zutritt zu den dortigen Ueberresten des Alterthums unmöglich zu machen. Der französische Archäolog Masqueray, der bei seiner Untersuchung der Ruinen von Thamugadi die Nachricht von Wilmanns' bevorstehender Ankunft erhielt, ließ die dortigen römischen Inschriftsteine so viel als möglich verschütten; doch war Wilmanns mit Hilfe eines aus dem Elsaß stammenden französischen Obersten im Stande, sie größtentheils wieder auszugraben. Gegenüber diesen unerfreulichen Erfahrungen darf nicht verschwiegen werden, daß zwei hervorragende Forscher, Héron de Villefosse und der jetzige französische Botschafter in Constantinopel (früher Gesandter in Marocco), Charles Tissot, dem Unternehmen der Berliner Akademie die wohlwollendste und entgegenkommendste Theilnahme bewiesen haben. Renier, der früher seine Mitwirkung bei demselben zugesagt hatte, verweigerte sie später durchaus.

Uebrigens geschieht von der französischen Regierung zur Erhaltung der römischen Denkmäler in Algerien nicht bloß sehr wenig, sondern sie werden zum großen Theil geflissentlich zerstört. Das in seiner Art einzige, für die Kenntniß des römischen Militärwesens höchst wichtige römische Standlager zu Lambessa, das im Jahre 1844 noch vortrefflich erhalten war, hat seitdem als Steinbruch für Neubauten dienen müssen und ist theils bis zur Unkenntlichkeit entstellt, theils abgebrochen. Auch ein französischer Gelehrter beklagt „le vandalisme des entrepreneurs de travaux publics, ces implacables destructeurs, dont nous

Digitized by Google

désespérons d'avoir jamais raison." Selbst aus dem Museum von Constantine sind römische Inschriftsteine als Baumaterial verkauft worden.

Die bei Wilmanns' Tode noch nicht zur Hälfte gedruckte Ausgabe der lateinischen Inschriften des römischen Afrika, die in der Zahl von etwa 11,000 zwei Foliobände füllen, hat Mommsen im vorigen Jahre vollendet. Sie bilden die Hauptgrundlage unserer Kenntniß dieser Provinzen unter der Herrschaft der Römer.

## I.

Das von der großen Syrte (dem Meerbusen von Sort) bis zum Atlantischen Ocean sich erstreckende, nordafrikanische Küstenland ist seit unvordenklicher Zeit von einer in viele Stämme gespaltenen, doch nach edler Körperbildung, heller Hautfarbe, Sprache, Sitte und Cultur gleichartigen Bevölkerung bewohnt gewesen, welche die Griechen unter dem Namen der Libyer zusammenfaßten. Die Benennung „Nomaden" beschränkte sich bei den Römern, in deren Munde sie „Numider" lautete, auf die Bewohner des westlich an Karthago grenzenden Gebietes; dagegen wurde bei ihnen der Name der Bewohner des westlichen Küstenlandes „Mauren" (griechisch Maurusier) mit der Zeit immer allgemeiner für die eingeborne Bevölkerung der ganzen Küste. Die arabischen Eroberer bezeichneten diese als Berbern (wohl das römische Barbaren) oder als Stämme (arabisch Qabail, französisch Kabylen). Sie selbst nennen sich Amazig oder Amaschek, welchen Namen nur die Nomaden der großen Wüste, die von den Arabern sogenannten Tuâreg in der Form Imoschak beibehalten haben. Noch jetzt werden die Berbersprachen von den Grenzen Aegyptens bis zum Atlas vereinzelt, dagegen in diesem Gebirge und der großen Wüste fast ausschließlich gesprochen.

Dies ganze Küstenland war Hauptziel und Gebiet einer großartigen Einwanderung und Colonisation, welche schon sehr früh in verschiedenen Phasen von dem schmalen Küstenstreifen zwischen Kleinasien, dem syrischen Hochland und Aegypten (Kanaan d. h. Ebene, griechisch Phönike) sich gegen Westen bewegte; noch in der christlichen Zeit nannte der afrikanische Bauer sich Kanaaniter. Diese Colonisation scheint in älterer Zeit hauptsächlich von Sidon, seit dem Aufblühn der Seemacht von Tyrus (wohl im zwölften Jahrhundert) vorzugsweise von diesem ausgegangen zu sein; sie erhielt eine außerordentliche Verstärkung durch den Verlust der Selbständigkeit des Mutterlandes an die assyrischen, babylonischen, persischen Eroberer. Die phönikische Gründung der nordafrikanischen Städte ist vielfach durch ihre Namen bezeugt, namentlich die zahlreichen mit Rus (hebräisch Rosch, d. h. Kopf, Vorgebirge) und Kart (Stadt) zusammengesetzten. Die Zahl dieser Stadtgemeinden war, wie auch im Kanaanitischen Mutterlande ungemein groß. Originalphönicische Gründungen waren namentlich Hadrumetum (Susa), Groß-Leptis (Lebda bei Tripoli), beide Hippo (Ippo Festung) Utica (d. h. Station, Ansiedelung, nach der Tradition von Tyrus um 1100 gegründet) und Karthago (Neustadt). Erst von Karthago sind wohl die Gründungen in dem westlichen Küstenstrich, wie Icosium (Algier), Jol, später Cäsarea (Scherschel), Abila (Ceuta), Tingis (Tanger) und an der atlantischen Küste wie Lixus und Sala (Rebat-Saleh) ausgegangen. Nach Eratosthenes sollen die am

Digitized by Google

hohen Atlas wohnenden Pharusier dort 300 phönicische Ortschaften zerstört haben: eine Nachricht, die freilich schon im Alterthum als fabelhaft galt. Doch die um 470 v. Chr. zur Gründung von Libyphönikerstädten an der atlantischen Küste unter Hanno's Führung unternommene Expedition bestand aus 60 Fünfzigruderern, die 30,000 Männer und Frauen nebst Mundvorrath und den übrigen Zurüstungen an Bord hatten.

Karthago gelangte mit der Zeit zur Herrschaft über sämmtliche Phönikerstädte Afrika's; nur Utica bewahrte eine gewisse Selbstständigkeit. Groß-Leptis soll an Karthago täglich einen Tribut von einem Talent (4 715 Mark) entrichtet haben. Die Gesammtheit sowohl der altphönikischen als der karthagischen Gründungen umfaßte der Name Libyphöniker, eine staatsrechtliche, nicht ethnographische Kategorie; schon im Alterthum irrthümlich als Bezeichnung eines Mischvolkes verstanden. Das phönikische (punische) Wesen übte ohne Zweifel einen starken Einfluß auf Sprache und Cultur der Libyer, deren civilisirtere Stämme für ihre Sprache das phönikische Alphabet annahmen. Auch scheint der Uebergang dieser wohl, soweit es Nomaden möglich ist, von jeher auch feldbautreibenden Bevölkerung zu einem seßhaften Leben mit intensivem Acker- und Gartenbau sich unter phönikischem Einfluß vollzogen zu haben. Die unter hartem Druck gehaltenen, mit hohen Steuern belasteten und zum Kriegsdienst gezwungenen Libyer waren im Allgemeinen den Karthagern feindlich gesinnt.

Die Herrschaft Karthago's erstreckte sich in der Zeit seiner höchsten Macht von der tripolitanischen Wüste bis zum atlantischen Meere, im Westen (Marocco und Algerien) sich mit oberflächlicher Besetzung der Küste begnügend, aber in den reicheren östlichen Gebieten (Constantine und Tunis) auch das Binnenland umfassend und seine Grenze in fortwährenden Kämpfen gegen die Nomadenstämme des Innern weiter gen Süden vorschiebend.

Nachdem seine Großmachtsstellung durch die beiden punischen Kriege gebrochen war, wurde sein Gebiet durch die fortwährenden Uebergriffe des unter römischem Schutze stehenden Königs Masinissa, des Gründers eines numidischen Reiches mit der Hauptstadt Cirta (Constantine), dermaßen geschmälert, daß bei der Zerstörung Karthago's 146 v. Chr. von demselben nur noch das Land vom Flusse Tusca (Wed Zain, Wed Berber) bis südlich nach Thenä (Henschir Tine) am Meerbusen von Gabes übrig war. Dies wurde damals zur römischen Provinz Afrika gemacht, zu welcher nach dem Kriege mit Jugurtha noch Groß-Leptis oder der ganze District von Tripolis geschlagen wurde.

Im Jahr 29 v. Chr. vereinigte August mit dieser Provinz auch das numidische Reich (dessen König Juba er durch Mauretanien entschädigte), so daß die neue Doppelprovinz nun im Westen bis zum Flusse Ampsaga (Wed Rumel oder Kebir) im Osten bis zur Cyrenaica reichte. Sie war nun unter den vom Senat verwalteten Provinzen die vornehmste. Ihr Statthalter, der den Titel Proconsul führte, wurde (so wie der, der im Range zunächst stehenden Provinz Asia) aus den Consularen durch's Loos bestimmt; er bezog ein Gehalt von einer Million Sesterzen (217,521 Rm.), hatte zwölf Lictoren und war der einzige senatorische Statthalter, unter dessen Befehl eine Truppenmacht (eine Legion nebst den dazu gehörigen Hilfstruppen) stand. Die Provinz war in die drei Districte

Digitized by Google

von Karthago, Hippo regius und Hadrumetum oder Tripolis getheilt, deren Verwaltung die dem Proconsul untergebenen Legaten führten.

Seit 37 nach Chr. erfolgte hier eine Theilung der Gewalt dadurch, daß der nun vom Kaiser ernannte Befehlshaber (Legat) der Legion selbständig das eine militärische Besatzung erfordernde Gebiet der Provinz regierte. Er stellte dem Proconsul das Detachement, dessen dieser bedurfte (eine Cohorte, etwa 500 Mann); in der ganzen proconsularischen Provinz wurden die Straßen von seinen Truppen gebaut und unterhalten. Trotzdem blieb die Doppelprovinz Afrika-Numidia ungetheilt, und erst unter Septimius Severus scheint es üblich geworden zu sein, das Gebiet des Legaten als Provinz Numidien zu bezeichnen. Die Erhebung und Verwaltung der Abgaben und Gefälle lag in Afrika-Numidia nicht wie in den übrigen Provinzen in der Hand eines, sondern mehrerer kaiserlicher Finanzbeamten (Procuratoren), was schon die ungeheure Ausdehnung der dortigen kaiserlichen Domänen nothwendig machte; jeder derselben war auf seinen Bezirk beschränkt. Diese Eintheilung in Finanzbezirke blieb von der Theilung zwischen dem Proconsul und Legaten unberührt, die Finanzbezirke gehörten zum Theil zu den Gebieten beider.

Mauretanien (das Land westlich vom Flusse Ampsaga bis an's atlantische Meer) war noch zu Anfang der Kaiserzeit ein Königreich, das August wie gesagt dem früheren König von Numidien Juba II. verlieh, der 23 n. Chr. starb. Sein Sohn, König Ptolomäus wurde von Caligula nach Rom berufen und dort 40 n. Chr. ermordet, und Kaiser Claudius machte aus seinem Lande die beiden durch den (jetzt Oran von Marocco trennenden) Fluß Mulucha abgegrenzten Provinzen Mauretania Tingitana mit der Hauptstadt Tingi (Tanger) und Cäsariensis mit der Hauptstadt Cäsarea, früher Jol (Scherschell in Oran). Regiert wurden beide von zwei, zuweilen nur einem Procurator ritterlichen Standes. So blieb es bis 288, wo Mauretania Cäsariensis in Cäsariensis und Sitifensis getheilt, Tingitana zum District der spanischen Provinzen gezogen wurde. Mauretanien hatte seine eigene Zollverwaltung.

Zur Vertheidigung der Doppelprovinz Afrika-Numidia stand dort seit der Organisation des römischen Heerwesens durch August die dritte Legion nebst den dazu gehörigen leichten Hilfstruppen zu Fuß und zu Pferde, im Ganzen etwa 10,000 Mann. Sie behielt diesen Standort mindestens dreihundert Jahre lang und wurde sehr selten (wie in den Marcomannenkriegen und den Partherkriegen des Severus 198 und 216) außerhalb Afrika's verwendet; im Jahre 238 aufgelöst, scheint sie 253 wieder hergestellt worden zu sein, und hat auch nach der neuen Organisation durch Diocletian fortbestanden. Ihr Standlager war anfangs Theveste (Tebessa), später etwa seit 123 n. Chr. Lambäsis (Lambessa), wo neben demselben ein Dorf entstand, das allmälig zur Stadt anwuchs. Dort wohnten die Frauen der größtentheils verheiratheten Soldaten, und deren Kinder werden zahlreich in die Legion eingetreten sein, die sich überhaupt ganz vorwiegend in Afrika selbst recrutirte. Dies ergibt sich aus den Grabsteinen der Soldaten, auf denen verhältnißmäßig selten Geburtsorte in anderen Ländern angegeben sind. Dagegen hatte Mauretanien (mit Ausnahme der Jahre 238—253, wo dort statt der aufgelösten dritten die zwei und zwanzigste Legion stand)

Digitized by Google

keine Legion, sondern nur Hilfstruppen und zwar wie es die unaufhörlichen Kämpfe mit den Eingebornen erforderten, mehr Reiterei als Fußvolk. Wir kennen dort 11—12 Reiterabtheilungen (welche theils 500, theils 1000 Mann stark waren), und nur 6 Infanteriecohorten (zu 1000 Mann). Größtentheils gehörten diese, in sehr verschiedenen Ländern recrutirten Corps zu den leichten Truppen, wie unter den Reitern die Mauren, Parther, Tibiscenser (aus Dacien) unter dem Fußvolk die Musulamier (ein Nomadenstamm der Wüste) und die syrischen Bogenschützen.

Während die punische, an städtisches Leben gewöhnte Bevölkerung der römischen Herrschaft in Afrika keinen Widerstand entgegensetzte, mußte die libysche (berberische) Bevölkerung großentheils gewaltsam in Botmäßigkeit erhalten werden. Unter den „Stämmen" (nationes, gentes), die dort den Römern gehorchten (man zählte deren in der Doppelprovinz im ersten Jahrhundert 516), hat städtisches Leben niemals Wurzel geschlagen; sie werden bis auf Justinian als besonderer, von den Städten unterschiedener Theil der Bevölkerung unter ihren Häuptlingen (principes) angeführt. Obwohl dem Namen nach dem römischen Reich unterthänig, verhielten sie sich sehr oft feindselig gegen dasselbe und lassen während der ganzen Periode der römischen Herrschaft ebenso wenig eine Veränderung ihres Zustandes erkennen, als eine solche nachher stattgefunden hat: wie sie denn auch nach Ausbreitung des Christenthums ihren heidnischen Gebräuchen treu blieben. „Gleich Raubvögeln, die durch den Reiz des Blutes noch schrecklicher verwildert sind", brachen ihre leichtbewaffneten, pfeilschnellen Reiterschwärme, unter denen auch Frauen und Kinder kämpften, immer von Neuem hervor; die festen Plätze umgehend, den Zusammenstoß mit regelmäßigen Truppen vermeidend, verwüsteten sie das flache Land, die Gehöfte und Dörfer, tödteten die Bauern, schlugen Bäume und Weinstöcke nieder, verbrannten den Hausrath, trieben Heerden und Gefangene mit sich fort; „die Weiber, damit sie ihnen gebären, die Kinder, damit sie ihnen im Kriege dienen sollten." Wurden sie auseinandergesprengt, so fanden sie Zuflucht und Unterstützung bei den unabhängigen Stämmen. Tacfarinas, ein Häuptling der am Djebel Aurès wohnenden Musulamier, behauptete sich sieben Jahre lang (17—24 n. Chr.) gegen die römischen Feldherren mit Hilfe von Mauren, Gätulern und Garamanten; und der Schauplatz dieses Krieges erstreckte sich von der Grenze Mauretaniens bis zum Fezzan. Die Razzias der Römer endeten zuweilen mit der völligen oder fast völligen Ausrottung einzelner Stämme, und der kleine Krieg hörte wahrscheinlich nie ganz auf. Der Dienst der Truppen war ohne Zweifel schwer und hart. Die dritte Legion war auf viele und weit auseinander liegende, zum Theil sehr tief in's Innere vorgeschobene Posten vertheilt, namentlich in der tripolitanischen Wüste (wie zu Bondjem, Gharia el Garbia, Gadames), und von dort in weitem Bogen bis an die Südostgrenze von Mauretanien. Einige Grabsteine von Legionssoldaten melden den Tod im Gefecht. Einen noch schwereren Dienst hatten die Truppen in Mauretanien, wo in verhältnißmäßig kurzen Pausen immer von Neuem größere Feldzüge gegen die Stämme geführt wurden, von denen im zweiten Jahrhundert vier von den Geschichtsschreibern verzeichnet sind. Behufs energischer Kriegführung wurde die Statthalterschaft dann wohl in die Hand eines, statt zweier Procuratoren gelegt,



Digitized by Google

falls nicht eine Unterstützung der dortigen Truppen durch ein größeres Heer unter einem kaiserlichen Legaten erforderlich war. Schon unter Antoninus Pius mußten Truppen aus Spanien nach Tingitana commandirt werden; unter Marc Aurel fielen die Mauren in Spanien ein; der Krieg gegen den Fünfstämmebund in Mauretanien, der schon 260 geschlagen und zersprengt worden war, dauerte von 285—297. Die ganze Kaiserzeit hindurch bis zu dem Kriege der Mauren unter Justinian sind die römischen Jahrbücher angefüllt mit Berichten über Aufstände, Kriege und kleine Einfälle der Mauren in das römische Gebiet, von denen auch die Denkmäler häufig Kunde geben. Die großen römischen Besitzungen waren daher in Mauretanien (nach Ammian's Bericht in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts) nach Art von Städten ummauert; auch die Häuptlinge der Stämme befestigten ihre Wohnsitze in dieser Weise.

Andrerseits suchten auch die Römer die Eingebornen durch Zugeständnisse zu gewinnen und ihre Kriegstüchtigkeit für ihre Heere zu verwerthen. Unabhängigen Stämmen wurden Wohnsitze im römischen Gebiet angewiesen: so während des Krieges mit Tacfarinas einem Theil der Musulamier, die wir hundert Jahre später in der Provinz Afrika angesiedelt finden; einem Stamm der Numider in Mauretania Sitifensis durch einen kaiserlichen Procurator „aus Gnade des Kaisers Hadrian". Die Hoheit über die unterworfenen und abhängigen Stämme übten die Römer durch militärische Präfecten vom Ritterstande, wie die Franzosen früher durch die „bureaux arabes"; doch findet sich auch eine civile Centralbehörde zur Oberleitung der Angelegenheiten der Stämme. Diese dienten vielfach in den römischen Heeren, auch gegen ihre eigenen Landsleute, erwerben zuweilen das römische Bürgerrecht, und Einzelne schwangen sich durch militärisches Verdienst zu hohen Stellungen auf. Lusius Quietus, ein maurischer Häuptling aus einem obscuren und abgelegenen Grenzdistrict, der sich unter Trajan an der Spitze seiner Reiterei im dacischen und parthischen Kriege ausgezeichnet hatte, erhielt sogar im Jahr 115 das Consulat. Uebrigens erwähnt es Procopius als eine alte Sitte, daß selbst römerfeindliche Häuptlinge die Anerkennung ihrer Herrschaft durch den römischen Kaiser nachsuchten und erhielten; sie erfolgte durch die Verleihung gewisser Insignien. So hält sich auch gegenwärtig kein Scheikh, Kaid, Aga oder Khalifa in seiner Würde befestigt, ehe er nicht einen Investiturburnus aus den Händen eines französischen Beamten erhalten hat.

## II.

Im Großen und Ganzen ist die eingeborne Bevölkerung Nordafrika's jeder höheren Cultur im Alterthum ebenso unzugänglich geblieben, als in neuerer Zeit, und ihre Zustände haben sich daher in so vieler Beziehung seit Jahrtausenden unverändert erhalten. In den heutigen Berbern und Kabylen tritt uns derselbe Menschenschlag entgegen, wie in den Libyern, Numidern, Mauren der Römerzeit: „schlank und sehnig, von unermüdlicher Ausdauer und erstaunlicher Leistungsfähigkeit, Meister im Rossetummeln, ausgestattet mit rascher Auffassung und dem Triebe sich zu bethätigen, gewandt und verschlagen, stolz und tapfer, aber auch nach Bedarf treulos, räuberisch und habsüchtig." Der bei ihnen zum Uebermaß ausgebildete Trieb der freien Selbstbestimmung spaltet sie in lauter kleine

Digitized by Google

demokratische Gemeinschaften, deren von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Parteiungen (Soffs) die Kraft ihres Widerstandes gegen einen gemeinsamen Feind lähmen und ohne Zweifel von den Römern soviel als möglich zu ihrer Niederhaltung benutzt worden sind. Von den Arabern (Beduinen) unterscheiden sie sich in mehr als einer Beziehung zu ihrem Vortheil. Jene sind in Zelten wohnende, umherschweifende, der Arbeit abgeneigte, am liebsten von Raub und Plünderung lebende Nomaden; die Kabylen sind arbeitsam und auf Erwerb bedacht, und führen als Ackerbauer in steinernen Häusern ein seßhaftes Leben.

Im Alterthum stand die Cultur im östlichen Theil des Landes höher als im westlichen, wo die Bevölkerung immer eine vorwiegend nomadische blieb. Die Mauren wohnten nach Schilderungen aus dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Chr. in leichten Hütten, die ohne Zweifel den jetzigen Gurbis der Kabylen und Beduinen glichen: aus Strauchwerk und Reisern gebaut, statt des Daches etwa von einem alten Zeltdach überspannt, ohne Thür dem Wind und Wetter offen, von einer Brüstung aus aufgeschichteten Steinen und einer undurchdringlichen Dornhecke umgeben. Männer und Weiber schweiften, mit Thierfellen bekleidet, auf ungesattelten, mit Stricken gelenkten Pferden umher und wahrscheinlich gibt die Schilderung Procop's (im 6. Jahrhundert) ein ebenso treues Bild von ihrer Lebensweise während des ganzen Alterthums, wie sie auf die der heutigen Beduinen buchstäblich paßt. „Das Leben der Maurusier," sagt er: „ist das härteste. Sie wohnen Sommers und Winters und zu jeder anderen Jahreszeit in Hütten, in welchen die Luft zum Ersticken verdorben ist und weder Schnee noch Sonnenhitze, noch irgend ein anderes Uebel bewegt sie, die Wohnung zu wechseln. Sie schlafen auf der Erde, die Reichen legen sich allenfalls ein Fell unter. Die Kleider wechseln sie nicht mit den Jahreszeiten, sondern tragen Jahr aus Jahr ein einen groben Leibrock und einen dicken Mantel. Sie haben weder Brod noch Wein, noch irgend ein anderes gutes Nahrungsmittel, sondern essen Weizen und Gerste, ohne beides zu kochen oder zu mahlen, nicht anders als die Thiere." Dabei ist es übrigens doch sehr denkbar, daß sie die Liebe zum Putz beibehalten hatten, die Strabo ein halbes Jahrtausend früher ihnen nachsagt: daß sie Haare und Bart künstlich flochten, Zähne und Nägel pflegten und Goldgeschmeide trugen, und daß sie beim Umherwandeln einander möglichst wenig berührten, um den Haarschmuck unversehrt zu erhalten. In Vielweiberei lebten sie, wie alle Libyer, ohne Zweifel zu allen Zeiten.

Auch in Numidien und der Provinz Afrika behielt ein großer Theil der Eingebornen die nomadische Lebensweise bei. Virgil, der keine anderen als diese zu seiner Zeit den Römern allein bekannten Provinzen im Auge haben konnte, sagt: daß in Afrika die leichten Hütten vereinzelt in weiten Einöden standen und die Heerden Tag und Nacht, oft Monate hindurch ohne Ställe auf unermeßlichen Fluren weideten, von Hunden bewacht und von Hirten behütet, welche mit Bogen und Köcher bewaffnet waren und ihre Zelte, sowie alles zum Leben Erforderliche mit sich führten. Nach Strabo war Tracht und Lebensweise der Eingebornen überall dieselbe. Sie ritten kleine, schnelle Pferde, die sich mit der Gerte lenken ließen, oder wie Hunde ihren Herren folgten. Sie führten kleine, lederne Schilde und kurze, breitspitzige Lanzen, trugen ungegürtete,



Digitized by Google

breit-bordirte Röcke, statt des Obergewandes ein Thierfell und einen Brustpanzer. Das Kameel war nicht bloß im früheren Alterthum, sondern auch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten noch kein integrirender Bestandtheil des afrikanischen Nomadenlebens, es erscheint heerdenweise erst in der Zeit, wo das einheimische Element die Oberhand über das fremde gewinnend, die Stätten europäischer Civilisation bedrohte, namentlich in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, und in der Zeit der Vandalenkriege, vorzüglich aber seit der arabischen Invasion.

Schon unter der Herrschaft Karthago's hatte sich, wie gesagt, die unterworfene libysche Bevölkerung dem Ackerbau zugewandt, den Masinissa auch bei den Numidern eingeführt hatte. Vermuthlich waren diese wie jene, wenigstens zum großen Theil mit der Zeit, ebenso fleißige Ackerbauer geworden, wie ihre kabylischen Nachkommen, welche eine große Anhänglichkeit für die angestammte Scholle haben. Mit dem Fortschritt der Civilisation unter römischer Herrschaft muß sich Ackerbau und Ansässigkeit auf Kosten des Nomadenthums je länger je mehr ausgebreitet haben. Auch der große Verbrauch der vorzugsweise von hier bezogenen wilden Thiere für die überall beliebten Schauspiele des Amphitheaters trug dazu bei, für die Civilisation neuen Boden zu gewinnen und Wildnisse bewohnbar zu machen. Er ermöglichte es den Nomadenstämmen der überaus gesegneten Landstriche zwischen Karthago und der Straße von Gibraltar bereits in Strabo's Zeit Ackerbau zu treiben, woran sie früher durch die Menge der wilden Thiere verhindert worden waren; und selbst in den Ländern der Nasamonen (im Fezzan) wurden Höhen zu Viehtriften, die früher Lagerplätze der Raubthiere gewesen waren. „Afrika," sagt Herodian im 3. Jahrhundert, „hat eine große Ackerbau treibende Bevölkerung."

Der Boden der Tells, d. h. der kulturfähigen Gebiete, welche in Algerien (das an Flächeninhalt ungefähr Oesterreich-Ungarn gleichkommt) etwas über ein Drittheil der Provinz ausmachen, ist bekanntlich von einer fast unerschöpflichen Fruchtbarkeit. In Byzacium (dem südöstlichen Theil der Provinz Afrika) gab das Getreide einen hundert-, ja hundertundfünfzigfältigen Ertrag. Ein Procurator schickte von dort an August beinahe 400 aus einem Weizenkorn entsprossene Keime; aus derselben Gegend erhielt Nero 360 Halme aus einem Korn. Das glückliche Klima Afrika's machte alle Arbeiten zwischen Saat und Ernte überflüssig. Ohne Zweifel boten die Tells im Alterthum denselben Anblick, wie gegenwärtig die Gegend zwischen Oran und Tlemsen, das Thal des Scheliff, die Mitidscha (im Süden von Algier, die um 1800 noch eine Ackerbau treibende Bevölkerung von 150,000 Menschen hatte), die Gegend zwischen Philippeville und Constantine u. s. w. Wie Meere wogen dort die unabsehbaren Felder von Weizen und Gerste, welche Scharen von Kabylen mit breiten Hüten und großen Sicheln im Juni abmähen, worauf das Korn (ebenfalls wie im Alterthum) zum Theil in Gruben (Silos) geborgen wird. Afrika lieferte der Stadt Rom zwei Drittheile ihres jährlichen Bedarfs an Weizen, welche schon unter August 6 Millionen pr. Scheffel betrugen. Da Trajan einen Commissar zu einem außerordentlichen Ankauf von Getreide nach Afrika schickte, muß trotz den, den dortigen Provinzen auferlegten Naturallieferungen ein Exporthandel bestanden

Digitized by Google

haben. Der Ausfuhrhafen Numidiens war Rusicade (Philippeville), von wo aus das Korn über Puteoli nach Rom ging. Eine eigene afrikanische Kornflotte errichtete Kaiser Commodus.

In karthagischer Zeit waren die Staatsdomänen von den unterthänigen libyschen Bauern bestellt worden, welche ein Viertel der Früchte als Abgabe zu entrichten hatten. Daneben gab es ungeheure Besitzungen Einzelner, die mit Sklaven bewirthschaftet wurden, manche Herren besaßen deren 20,000. Auf den großen, fern von den Städten im Innern des Landes gelegenen Ländereien waren überall Thürme und Burgen erbaut, die bei feindlichen Einfällen als Zufluchtsörter dienten. Auch unter den Römern blieb Afrika das Land der Latifundien. Ein L. Julius Calidus wurde wegen seiner großen dortigen Besitzungen auf die Proscriptionsliste der zweiten Triumvirn gesetzt. Unter Nero gehörte die halbe proconsularische Provinz sechs großen Grundbesitzern, die also etwa je 200 Quadratmeilen besaßen. Auch unter Domitian waren dort viele Güter weit größer, als die Gebiete von Stadtgemeinden; sie enthielten eine nicht geringe Bauernbevölkerung und Ortschaften nach Art von Städten um das Herrenhaus. Theilweise waren diese Orte ummauert oder sonst zur Vertheidigung eingerichtet; es gab dort auch Luxusbauten, wie Triumphbogen und Säulenhallen und Tempel der Getreidegöttin Ceres oder der „beiden Ceres" (wie Ceres und Proserpina in Afrika hießen). Von der Pracht der Herrenhäuser geben die zu der Villa eines Pompejanus (im 4. oder 5. Jahrhundert) gehörigen Bäder in der Nähe des Wed Atmenia zwischen Cirta und Sitifis eine Vorstellung, die einen Umfang von 1200 Metern haben. Dort gefundene Mosaikfußböden zeigen das Herrenhaus und andere Gebäude mit Bäumen, namentlich Palmen, einen Stall mit sechs Pferden, deren Namen angeschrieben sind, einen eingehegten Park, Fischteiche, einen Wildpark; den Hausherrn mit andern Jägern zur Jagd ausreitend, verschiedene Frauen, darunter eine, wohl die Schloßherrin unter einer Palme sitzend, einen Fächer in der Hand, neben ihr einen Pagen, der einen Sonnenschirm hält und einen Hund führt u. A. Die Besitzer solcher Herrschaften ließen sich zuweilen vom römischen Senat die (sonst nur Städten ertheilte) Marktgerechtigkeit verleihen.

Im Laufe der Zeit, namentlich in Folge der neronischen Confiscationen, wurden diese Herrschaften zum größeren Theil kaiserliche Domänen, welche von Procuratoren (meist vom Ritterstande) mit 100,000 Sesterzen Gehalt verwaltet wurden. Auch in Bezug auf die Rechtspflege scheinen dieselben in den Domanialbezirken an die Stelle der Statthalter getreten zu sein. Es gab auf den Domänen eine doppelte Form der Bewirthschaftung, theils Parzellenverpachtung an freie bäuerliche Kleinpächter, theils Verpachtung an Großpächter, die den besseren Ständen angehörten und Großwirthschaft mit Sklaven betrieben. Die Kleinpächter waren geringe, doch vollfreie Leute, zum Theil selbst im Besitz des römischen Bürgerrechts, die wohl zum größten Theil aus Italien gekommen sein mögen. Den Zins entrichteten sie ohne Zweifel an die kaiserlichen Procuratoren. Sie bildeten religiöse Gemeinden mit Vorstehern (magistri) und Priestern, und ihre Ortschaften wurden später Bischofssitze. Das Verhältniß der Kleinpächter zu den Großpächtern (conductores) hatte Kaiser Hadrian für die

Digitized by Google

afrikanischen Domänen gesetzlich geregelt. Danach waren die ersteren jährlich zu 6 Frohntagen (2 des Pflügens, 2 des Jätens, 2 des Erntens) verpflichtet. Von Seiten der Großpächter fehlte es nicht an Uebergriffen. Die Bauern einer Domäne im District von Karthago hatten über Bedrückungen eines solchen, der als ein einflußreicher Mann bezeichnet wird, und die Connivenz der kaiserlichen Beamten gegenüber demselben zu klagen. Man vermehrte ihre Dienstleistungen und zwang sie mit militärischer Assistenz dazu, wobei selbst römische Bürger mit Ruthen geschlagen wurden. Vergebens beriefen sich die Bedrückten auf die kaiserlichen Verordnungen, auf die Erlasse der Procuratoren, die im Archiv der Domänenverwaltung zu Karthago lagen. Erst als sie mit Berufung auf den Erlaß Hadrians sich an den Kaiser Commodus wandten, ward ihnen ihr Recht. Die Procuratoren erhielten den Befehl, nicht mehr als die sechs rechtmäßigen Frohnleistungen zu verlangen, worauf sie an die Unterbeamten die nöthigen Verfügungen erließen. Die befriedigten Bittsteller ließen den ganzen Hergang mit Einschaltung aller officiellen Urkunden auf einem Steine verewigen, der sich bis heute erhalten hat. —

Sallust nennt den Boden Afrika's für Getreide fruchtbar, für Baumwuchs ungeeignet. Dies gilt freilich von dem bei weitem größten Theil des Landes, in dem Himmel und Erde an Wasserarmuth leiden. Ueberall aber, wo eine genügende Bewässerung einen gartenartigen Anbau zuließ, blieb (wie auch gegenwärtig) kein Fußbreit Landes unbenutzt. Die Beschreibung, welche Plinius von der mitten in der Wüste gelegenen Oase Tacape (Gabes im Süden der Regentschaft von Tunis) gibt, stimmt ebensowohl mit den Schilderungen El Bekris im 11. Jahrhundert, wie mit denen der neuesten Reisenden im Wesentlichen überein: nur daß diese dort Culturen erwähnen, welche das Alterthum noch nicht kannte, El Bekri den Seidenbau und das Zuckerrohr, die Neuern Orangen und Citronen. Nach Plinius bewässerte in dieser Oase eine Quelle (der Wed Gabes) den Boden in allen Richtungen 3000 Schritt weit: das Wasser derselben war trotz seiner Reichlichkeit (wie auch jetzt in den Oasen) stundenweise unter die Bewohner vertheilt. Unter sehr hohen Palmen waren hier Oelbäume gepflanzt, unter diesen Feigen, unter den Feigen Granaten, darunter Weinstöcke, dann Weizen, dann Hülsenfrüchte, endlich Gemüse, „alles in demselben Jahr, alles unter fremdem Schatten." Ein Stück von vier Ellen dieses Bodens in's Geviert (und zwar nicht vom Ellenbogen bis zu den Fingerspitzen, sondern bis zur geballten Faust gemessen) wurde für 4 Denare (etwa 3,50 Mark) verkauft. Der Weinstock gab zwei Lesen, „und wenn nicht durch den vielfältigen Anbau die Fruchtbarkeit des Bodens erschöpft würde, so würden die einzelnen Früchte durch die Ueberfülle zu Grunde gehen. Nun aber erntet man das ganze Jahr und die Menschen sind der Fruchtbarkeit noch nicht gewachsen." [1]) Auch von

[1]) Hesse-Wartegg, Tunis, S. 210: Gabes ist keine Stadt mehr, sondern eine Oase, im vollsten Sinne des Wortes ein herrlicher Palmenwald von mehreren hunderttausend Bäumen, die sich bis dicht an den Meeresstrand hinziehen. Unter ihrem Laubdach wuchern auf das Ueppigste alle Fruchtbäume des Mittelmeeres und ranken überdies die Bananen ihre gewaltigen, dreißig bis vierzig Fuß hohen Blätter empor. Weinranken umwinden die Stämme und schlingen sich um die Aeste und Zweige, sie durch lebendige Ketten miteinander verbindend. Ein wahrer Tropenwald, wie ich ihn nirgends schöner gesehn.

Digitized by Google

den Lustgärten des alten Afrika ist hier und da die Rede. Der Bischof Cyprianus († 256) schildert die Schattengänge in den Gärten Karthago's, deren Wände und Dächer aus rebenumrankten Rohrstäben bestehen, und die in der Zeit der Weinlese einen ebenso stillen als anmuthigen Aufenthalt bieten. Procopius spricht wiederholt von den zauberischen, an herrlichen Fruchtbäumen und Wasser reichen Paradiesen, in welchen die Vandalen sich der üppigsten Schwelgerei hingaben, und der römische Dichter Luxorius, der zu Anfang des 6. Jahrhunderts in Karthago lebte, rühmt die von Vogelgesang erfüllten Haine, die in moosigen Beeten fließenden klaren Quellen, die duftenden Blumen, die im Grünen erbauten Pavillons und Aussichtsthürme. Auch die Araber waren große Gartenfreunde und die arabischen Schriftsteller El Bekri und Edrisi (im 11. und 12. Jahrhundert) erwähnen oft in ihren Beschreibungen die schönen Gärten in und bei den Städten Nordafrika's. In Gabes versicherte man 1846, wie Heinrich Barth erzählt, daß es deren dort an 60,000 gäbe.

Die großartigen Leistungen der Römer für die Versorgung der bewohnten Orte mit Wasser müssen auch der Bodencultur in diesem immer durstenden Lande in noch höherem Grade zu Statten gekommen sein, als in irgend einem andern. Zahlreiche Inschriften bezeugen, daß auch in den afrikanischen Städten Privatpersonen, Communalbeamte, Patrone der Gemeinden, so wie die von den Kaisern als Leiter der Communalverwaltung eingesetzten Commissare sich die Versorgung der Städte mit Wasser angelegen sein ließen; so wurden z. B. durch einen der letzteren sowohl die Stadt Thysdrus mit genügendem Wasser versehen, als auch Wasser durch die Straßen in die Bassins geleitet und unter gewissen Bedingungen den einzelnen Häusern gewährt. Auch die Statthalter und die Kaiser selbst erwiesen den Städten ihre Munificenz durch solche Bauten; Verecunda verdankte seine Wasserleitung der Gnade des Kaisers Antoninus Pius, in Lambäsis wurden Aquäducte durch Diocletian und Maximian hergestellt. Wie bei allen Regierungsbauten wurden auch bei diesen Soldaten verwendet. Eine 25 Millien lange Leitung in Lambäsis hatte 276 n. Chr. die dritte Legion in 8 Monaten ausgeführt. Eine Inschrift enthält den Bericht eines Ingenieurs derselben Legion, der auf die Bitte der Stadt Saldä (Bougie) und auf den Antrag des Procurators von Mauretania Cäsariensis um 152 n. Chr. von dem Legionslegaten nach Saldä gesandt worden war, um einen Tunnel für eine dorthin zu führende, schon 147—149 begonnene, Wasserleitung zu bohren, welche den dortigen Technikern nicht gelungen war. Für diesen Zweck wurden ihm Flottensoldaten und andere Arbeiter zur Verfügung gestellt, deren Wetteifer das Werk sehr förderte. Eine Urkunde in Lamasba in Numidien (aus dem 3. Jahrhundert) enthält genaue Bestimmungen, für wieviel Stunden und in welchen Quantitäten das Wasser einer Leitung, deren Spuren noch vorhanden sind, den angrenzenden Gutsbesitzern zugetheilt werden sollte. Auch die römischen Ruinen der Doppelprovinz Afrika-Numidia zeigen zahlreiche Ueberreste von Anlagen zur Wasserversorgung, und man darf annehmen, daß solche auch kleinen Orten hier ebenso wenig fehlten als in dem noch nicht genügend erforschten Mauretanien, wo die Lage der südlichsten römischen Stadt Sala (Rebat-Saleh, 34° n. Br. am atlantischen Meer) durch die Ruine eines römischen Aquäducts bezeichnet ist.

Digitized by Google

streckte als jetzt, war eine sehr lohnende, gewiß hauptsächlich durch den Absatz nach den nördlichen Mittelmeerländern. Die Ueberfahrten waren kurz; konnte doch bekanntlich der alte Cato im Senat zu Rom eine drei Tage zuvor in Karthago gepflückte Feige vorweisen, und es war sogar vorgekommen, daß man Afrika von Ostia aus am zweiten Tage erreicht hatte. So mag Afrika die Märkte von Italien, Spanien u. s. w. mit Gemüse und Früchten versorgt haben, wie jetzt die Mitidschah Algeriens einen großen Theil der Märkte von Europa. Kleine Artischockenfelder warfen bei Karthago (so wie bei Cordova) jährlich 6000 Sesterzen (1305 Mark) ab. Die numidischen Birnen gehörten zu den in Rom geschätzten Sorten, die Granate nannten die Römer den punischen Apfel. Den Weinbau hat der Islam in ganz Nordafrika sehr beschränkt und in Marocco völlig ausgerottet. Die atlantische Küste des letzteren Landes war schon in phönicischer Zeit ein ergibiger und gepriesener Weinbezirk gewesen. Die uralte Stadt Lix führte auf ihren punischen und punisch-römischen Münzen die Traube als Wahrzeichen, und diese Cultur muß noch im Mittelalter bestanden haben, da die von den Arabern an der Stelle von Lix gegründete Stadt den Namen El-Araisch, d. h. Weinberg, erhielt. Der Olivenbau hat sich erst unter den Römern so gehoben, daß das in karthagischer Zeit aus Sicilien eingeführte Oel (wie auch gegenwärtig auf dem altkarthagischen Gebiet) einen Hauptausfuhrartikel bildete: im 4. Jahrhundert konnte Afrika „fast alle Völker" damit versorgen. Auf den nach Italien übersetzenden Handelsbarken werden sich neben Haufen von Gemüsen und Früchten nicht selten auch Käfige mit numidischen oder afrikanischen Hühnern (Perlhühnern) befunden haben, die in Rom bereits in der letzten Zeit der Republik gegessen wurden, damals aber noch sehr theuer waren; zu Ende des ersten Jahrhunderts scheinen sie in Italien auf größeren Geflügelhöfen bereits gewöhnlich gewesen zu sein. Auch die Ausfuhr von Pferden war ohne Zweifel bedeutend; für den Cirkus waren besonders die aus spanischem Blut in Afrika gezüchteten gesucht, in den Verzeichnissen von Cirkuspferden werden maurische von afrikanischen unterschieden. Am größten aber war der Export von wilden Thieren für die Schauspiele des Amphitheaters, namentlich von Antilopen, Straußen, numidischen Bären, Panthern und Leoparden (welche beide letzteren Gattungen mit dem Gesammtnamen „afrikanische Bestien" bezeichnet wurden), Löwen und Elephanten (welche letztere im 4. Jahrhundert n. Chr. in Afrika bereits ganz ausgerottet waren). Columella sagt, daß die Veranstalter von Thierhetzen in Gades (Cadix) aus Afrika außer anderen Thieren auch wilde Mähnenschafe erhielten. Da der Verbrauch von wilden Thieren schon in Rom allein ein enormer war (August verwandte bei den sämmtlichen von ihm gegebenen Schauspielen 3500 „afrikanische Bestien"; bei einzelnen Thierhetzen sah man hunderte von Löwen, 2000 Antilopen, 300 Strauße u. s. w.), so muß ein nicht geringer Theil der Bevölkerung Nordafrika's der Jagd und dem Thierfange obgelegen haben, auch galten Numider und Mauren als die vorzüglichsten Jäger. Die Elephanten- und Löwenjagd war aber ein Hoheitsrecht und konnte daher nur von kaiserlichen Jägern oder mit kaiserlicher Erlaubniß veranstaltet werden; noch im Jahr 414 erklärt ein kaiserlicher Erlaß ausdrücklich, daß die Tödtung eines Löwen an sich nicht strafbar sein soll, sondern nur die Jagd oder der Verkauf desselben.

Digitized by Google

Nach Plinius war außer wilden Thieren der hauptsächlichste Ausfuhrartikel Numidiens der dortige Marmor, der herrliche gelbröthliche giallo antico, der an der Nordostgrenze des Landes am Flusse Tusca, in den Maurasischen Bergen für Rechnung des Fiscus gebrochen wurde. Man verwandte ihn in Rom schon in der letzten Zeit der Republik zu Schwellen und Säulen, später stieg seine Beliebtheit und sein Verbrauch ungemein. Hadrian schenkte z. B. hundert numidische Säulen an das Gymnasium zu Athen. Auf den Blöcken der bis zum Anfang des 3. Jahrhunderts benutzten Marmorniederlage am Fuße des Aventin finden sich Zahlen wie 2043, 3298. Unter Marc Aurel wurden neue Brüche eröffnet, noch Justinian verwandte dies Gestein beim Bau von S. Sofia. Die Hoffnung Mac Aulays, daß die Herrschaft der Franzosen in Afrika die Gewinnung dieses edelen Materials auf's Neue herbeiführen würde, hat sich bis jetzt nicht erfüllt. Die werthvollsten Ausfuhrartikel Mauretaniens waren Elfenbein und das Holz des Citrusbaumes, einer am Atlas wachsenden Thuja-Art, der zu Fournirungen und eingelegten Arbeiten verwendet wurde, doch auch zu massiven Tischplatten auf Elfenbeinfüßen, mit denen man einen an's Unsinnige grenzenden Luxus trieb; es gab solche bis zu 4 Fuß Durchmesser und einzelne Citrustische wurden mit mehr als 300 000 Mark bezahlt.

Industrie hatten diese vorzugsweise Acker- und Gartenbau, Viehzucht und Jagd treibenden Provinzen wenig. Die hauptsächlichste war die an der ganzen Küste betriebene Purpurfischerei und -Färberei; auf der in der kleinen Syrte gelegenen Insel Meninx oder Girba (Djerba) befand sich später eine kaiserliche Purpurfärberei; auch mit Scharlach wurde gefärbt. Ferner wurde Leinen- und Wollenweberei in großem Umfange betrieben, Mauretanien führte noch im vierten Jahrhundert Kleiderstoffe aus, desgleichen Karthago, neben buntgewirkten Decken, Teppichen und dergleichen. Die langhaarigen Ziegen am Flusse Ginyps (östlich von Großleptis) lieferten einen vielgebrauchten filzartigen Stoff. Endlich beschäftigte die Bewohner der ganzen Küste der sehr ergibige Fang und das Räuchern der Fische namentlich der Thunfische ganz vorzugsweise; in Leptis und Zuchis waren große Räucheranstalten.

Der Handel und Verkehr im Innern muß sich durch das von den Römern angelegte Straßensystem sehr gehoben haben. Eine, etwa nur durch den Riffdistrict (zwischen Tanger und dem Wed Mulucha) unterbrochene, längs der Küste laufende oder sich doch nicht weit von ihr entfernende Linie, führte von den südwestlichsten Punkten Mauretaniens am atlantischen Ocean Mercurius und Sala (Rebat-Saleh) nach Tingi (Tanger) und die Nordküste entlang über Portus Divini (Oran), Portusmagnus (Arseu), Cäsarea (Scherschell), Icosium (Algier), Ciffi (Dellys), Saldä (Bougie), Igilgili (Djidjelli), Rusicade (Philippeville), Hippo regius (Bona), Hippo diarrhytus (Bizerta) nach Karthago und Tunis. Von hier konnte man sowohl auf Straßen, die unmittelbar an der Ostküste der Provinz Afrika hinliefen, als auf solchen, die einen Theil des Binnenlandes durchschnitten, über Hadrumetum (Susa) nach Tacape (Gabes) an der kleinen und Groß-Leptis an der großen Syrte gelangen, von wo die Straße immer längs der Küste bis Alexandria fortlief.

Im Innern hatte das westliche Mauretanien wahrscheinlich gepflasterte

Digitized by Google

Straßen gar nicht, und überhaupt nur wenige Verbindungen. Von Norden nach Süden führte nur eine Straße von Tingi (Tanger) nach Volubilis (in der Nähe von Mikues). Von dem östlichen Ufer des Mulucha liefen Straßen theils nördlich über das alte Siga, theils nordwestlich über Tlemsen, Maskara, Orleansville, Miliana, um dann einerseits in die große Küstenstraße einzumünden, andererseits von Aquä (Hamman Righa, etwas westlich von Miliana) in westlicher Richtung nach Sitifis (Setif), in südwestlicher nach Zarai (Zraia) abzubiegen. Das östliche Mauretanien besaß ein dichtes Straßennetz mit dem Knotenpunkte Sitifis, desgleichen Numidien (wo Cirta (Constantine) im Nordosten, Theveste (Tebessa) im Südwesten die Knotenpunkte waren) und Afrika Proconsularis, dessen Hauptlinien in Karthago, Hadrumetrum und Thenä (Tine) zusammenliefen; Knotenpunkte waren hier Sufetula (Sbitla) und Capsa (Gafsa), von wo man südwestlich an die Endpunkte dieses Systems Nepte (Nafta) und (südöstlich) Tacape (Gabes) gelangte. In den beiden letzteren Provinzen reichten die Straßenzüge tief in's Innere. In Numidien war der Djebel Aurès auf allen Seiten von Straßen umzogen, welche das an seinen nördlichen Ausläufern gelegene Lambäsis (Lambessa) über Biscera (Biskre) mit den Oasen am Rande der Wüste verbanden. Als der General Saint Arnaud 1850 dort das von den Eingebornen als ungangbar geschilderte Defilé von Kanga passirte, schmeichelte er sich, wie er an seinen Bruder schreibt, es zuerst betreten zu haben. Doch eine in der Mitte des Engpasses in den Fels gehauene Inschrift belehrte ihn, daß 145 n. Chr. unter Antoninus Pius ein Detachement der dritten Legion hier eine Straße hergestellt hatte. Auf dem Wege nach der Oase El Kantare überschreitet man noch heute den Wed Brenis, der sich durch eine Felsenschlucht gewaltig schäumend Bahn bricht, auf einer Römerbrücke.

Zum größten Theil waren die Straßen auch dieser Provinzen von den Kaisern gebaut. Schon im Jahre 15 baute Tiberius die Straße von dem damaligen Hauptquartier der dritten Legion Theveste nach Tacape, die Trajan restaurirte; Vespasian 65 von Theveste nach Hippo; Hadrian 123 von Theveste nach Karthago (191,74 römische = 38,5 geographische Meilen), welche letztere im dritten und vierten Jahrhundert wiederholt hergestellt wurde. Am meisten geschah von den Regierungen seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts. Die Namen der Kaiser bis auf Septimius Severus begegnen auf Meilensteinen nur vereinzelt, von da ab bis auf Gratian in ununterbrochener Reihenfolge. Auch die kaiserlichen Straßen- und Brückenbauten wurden von Soldaten ausgeführt. Aber auch Straßen, die von Stadtgemeinden angelegt waren, sind noch jetzt sehr zahlreich nachweisbar, und nicht bloß bei Hauptorten, wie Thamugadi, Lambäsis, Cirta, Sitifis, sondern auch bei wenig bedeutenden, wie Lamasba und Arä. Solche von Gemeinden oder Adjacenten gebauten Straßen sind wenigstens zum Theil auf Befehl der Regierungen entstanden, welche dagegen da, wo die Gemeinden zu selten oder unvermögend waren, wie in Mauretania Cäsariensis, selbst auf Kosten des Fiscus bauten.

Zur Sicherung der Straßen wurden an geeigneten Stellen Forts errichtet und Posten ausgestellt. Inschriften zweier solcher Burgen in der Nähe der Herculesbäder in Numidien im Süden der Oase El Kantara sind noch erhalten;

Digitized by Google

die eine ist unter Commodus im Jahre 188 zwischen zwei noch heute vorhandenen Straßen zum Schutz der Reisenden, die andere unter Caracalla, beide durch die jedesmaligen Legionslegaten, gebaut. Daß trotzdem in Provinzen mit einer zum Theil unbotmäßigen, sehr zur Räuberei neigenden Bevölkerung, besonders in dem wenig bewohnten inneren Lande, die Sicherheit niemals völlig herzustellen war, ist selbstverständlich. Jener 152 nach Saldä beorderte Ingenieur fiel unterwegs unter Räuber und entkam mit den Seinen verwundet und von Allem entblößt. Der Bischof Cyprianus von Karthago sagt, daß wenn eine Herberge von Räubern besetzt gehalten werde, die Reisenden, zu denen ein Gerücht davon gedrungen sei, andere Wirthshäuser aufsuchen.

In Bezug auf die Verkehrsanstalten ist der Rückgang der Cultur in Nordafrika seit dem Untergange des Alterthums bis zur französischen Occupation Algeriens vielleicht noch größer gewesen, als in Bezug auf die Versorgung des Landes mit Wasser. Algerien hat allerdings jetzt neun Eisenbahnen in einer Gesammtlänge von 1148 Kilometer und Landstraßen in einer Gesammtlänge von 7267 km, von welchen die ersteren sich ganz, die letzteren hauptsächlich auf das Tell beschränken und namentlich im Küstengebiet ein dichtes Netz bilden; die Hochplateaus dagegen werden nur von je einer Straße in jeder Provinz durchschnitten. In der Regentschaft Tunis gibt es nur drei von der Regierung angelegte und noch theilweise erhaltene, kurze Straßen, von Tunis nach Kef, nach der Hauptstadt des Berberdistricts Bedscha und nach Biserta; auch Susa kann man von Tunis zu Wagen erreichen, sonst kennt man dort nur Saumpfade. Der Medscherda (Bagradas der Alten) hatte bis vor Kurzem auf seiner ganzen sehr bedeutenden Länge nur zwei Brücken, erst 1881 wurden deren mehrere gebaut. Marocco hat überhaupt keine Straßen.

Die Handelsbeziehungen der Römer reichten in Afrika weit über die Grenzen ihrer Provinzen hinaus, und die Macht und Größe des Weltreiches, von welcher die tief in's Innere des Continents getragenen Adler der Legionen den Eingebornen eine ehrfurchtgebietende Vorstellung eingeprägt hatten, gewährte den römischen Kaufleuten bei ihren dortigen Unternehmungen einigen Schutz. Zwar der Zug des Suetonius Paulinus im Jahre 41, des ersten und vielleicht einzigen römischen Feldherrn, der den hohen Atlas überschritt, scheint ganz ohne Folgen geblieben zu sein. Er fand die untersten Hänge des Gebirges mit hohen, dichten Wäldern einer unbekannten Gattung von cypressenähnlichen Bäumen (wohl der jetzt ar'ar genannten), seine Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt. Jenseit des Atlas drang er durch Wüsten von schwarzem Sande, in dem wie verbrannt aussehende Felsen ragten, und welche die Gluth auch im Winter unbewohnbar machte, bis zum Flusse Ger (Gir in den Berbersprachen fließendes Wasser: wohl der südlich vom Cap Jghir mündende Wed Sus 30° 30′ n. Br.) vor. Er erhielt Nachrichten über die von Hundefleisch lebenden Bevölkerungen einer südlichern, von wilden Thieren, besonders Elephanten und Schlangen wimmelnden Waldregion, versuchte aber offenbar nicht sie zu erreichen.

Viel weiter nach Süden als in Westafrika reichten die Expeditionen der Römer, so wie ihre militärischen und commerciellen Niederlassungen in der Mitte des Continents. Schon im Jahre 19 v. Chr. war L. Cornelius Balbus von

Digitized by Google

Öa (Tripolis) durch das Gebiet eines in Häusern von Steinsalz wohnenden Volks und durch eine langgestreckte Kette schwarzer Felsen (jetzt Harudj-el-aswad) vorgedrungen; er hatte auf diesem Zuge zahlreiche Städte eingenommen und Stämme besiegt, deren Bilder in seinem Triumphzuge aufgeführt wurden, darunter auch Cydamus (Ghadames) und die Hauptstadt des Königs der Garamanten (Tedastämme) Garama, an der Stelle der jetzt seit lange verlassenen Stadt Djerma-kadim (d. h. Altdjerma). Cydamus (30° 15′) blieb seitdem den Römern, wie den Byzantinern bis zum Einfall der Araber befreundet, die Bewohner der Gegend bekehrten sich unter Justinian zum Christenthum, der Ort nahm (ohne Zweifel für die Dauer) eine römische Garnison auf, von welcher sich dort eine Inschrift aus der Zeit des Alexander Severus erhalten hat. Wenig nördlicher standen im Osten die am weitesten vorgeschobenen Posten der dritten Legion in Bondjem (30° 35′) und Garia el Garbieh (30° 25′), wo von einem römischen Castell noch ein tief verschüttetes Bogenthor steht, und eine Inschrift die Erbauung durch eine Abtheilung der dritten Legion unter Alexander Severus meldet; ein viel größeres „römisches Schloß" soll sich bei dem verschwisterten Ort Gharia el Scherkin befinden. So weit reichten wohl die römischen Straßen mit Meilensteinen, deren letzte Heinrich Barth unter 31° 30′ n. Br. fand. Am nördlichen Rande der Hammade, „der heißglühenden, wasserlosen Ebene, die sich in ungeheurer Ausdehnung durch diesen Theil Nordafrika's erstreckt," stieß derselbe Reisende auf mehrere römische Grabmäler, von denen zwei vortrefflich erhalten, je 48 und 25 Fuß hoch „wie einsame Leuchtthürme der Macht und Bildung aus der meerähnlichen Fläche der wüsten Hochebene ragen." Die Bauart ist bei beiden dieselbe: auf einer mehrstufigen Basis erheben sich über einander zwei vierseitige, mit korinthischen Eckſäulen geschmückte, reich mit Ornamenten und Sculpturen ausgestattete Stockwerke, die von einer Pyramide gekrönt werden; vermuthlich sind beide für die Befehlshaber in der Gegend aufgestellten Posten der dritten Legion errichtet. Das südlichste römische Denkmal bei Altdjerma (26° 22′ n. Br.), ein einseitiger, einstöckiger, von korinthischen Pilastern eingefaßter Bau mit hohem Hauptgesimse auf dreistufiger Basis zeigt, daß auch hier die Niederlassungen der Römer keine ganz vorübergehenden gewesen sein können. Plinius berichtet, daß der Weg zu den Garamanten früher nicht zu finden gewesen sei, da die „Räuber dieses Volks" die (für Ortskundige in geringer Tiefe zu öffnenden) Brunnen verschütteten, doch in einem Kriege, den sie (bald nach dem Jahre 70) gegen Öa führten, hatte man einen um vier Tagereisen abgekürzten Weg dorthin entdeckt, welcher „am Haupt des Felsens vorbei" genannt wurde, höchst wahrscheinlich, weil diese directe und westlichste Straße den Gebirgsabfall des Ghurian an der steilsten Stelle passirte. Von Kaufleuten, die das Land der Garamanten besucht hatten, stammen vielleicht die Nachrichten, die Plinius von ihnen gibt, daß sie in Weibergemeinschaft lebten, daß die Rinder dort rückwärts gehend weideten und andres. Ein Hauptgegenstand des dortigen Handels waren Edelsteine, besonders (schon in der Zeit der Herrschaft Karthago's) Rubinen und Granaten, Balbus hatte in seinem Triumph ein Bild des Berges Gyri aufgeführt, auf welchem, wie eine vorausgetragene Inschrift lehrte, Edelsteine wuchsen. Gesandte der Garamanten waren schon

Digitized by Google

unter Auguſt und Tiber in Rom geſehen worden und vielleicht ſpäter noch öfter. Garama war der Ausgangspunkt für zwei römiſche Entdeckungsreiſen in's innere Afrika, von welchen Ptolemäus berichtet und die vielleicht nicht die einzigen waren. Septimius Flaccus gelangte von dort, drei Monate lang ſüdlich marſchirend zu den Aethiopen, Julius Maternus aus Groß-Leptis ebenfalls von Garama, unter dem Schutze eines dortigen gegen die Aethiopen Krieg führenden Königs in vier Monaten nach Agiſymba, „wo die Rhinoceroſſe ſich verſammeln“: „der einzige Römer, von dem man vermuthen kann, daß er das Sudan betreten habe.“ (Peſchel). — Daß die Stämme des inneren Afrika die Märkte der römiſchen Provinzen beſuchten, wäre auch ohne ein ausdrückliches Zeugniß anzunehmen. Schon in Strabo's Zeit erſchienen ſie auf ſolchen, die von deren Südgrenze weit entfernt waren, denn in Cirta ſah man ſchon damals zuweilen die am hohen Atlas wohnenden Pharuſier, welche die ungeheure Reiſe durch die wüſte Zone der Schotts (Salzſeeen) auf Pferden zurücklegten, denen Waſſerſchläuche unter die Bäuche gebunden waren. So werden alſo die römiſchen Städte Mauretaniens, ſowie der Doppelprovinz Numidia-Afrika von Zeit zu Zeit von einem bunten Gemiſch ſeltſamer Geſtalten belebt geweſen ſein.

(Schluß des Artikels im nächſten Heft.)

Digitized by Google

# Strategie.

## Nach einer Studie des Obersten Blume.

Von

**C. Freiherrn v. d. Goltz.**

Unsere Erfolge in den letzten Kriegen sind vorzugsweise der strategischen Anlage zugeschrieben worden. Weniger hat man die Ursachen in der Ueberlegenheit der taktischen Durchführung gesucht. Oft genug wird gesagt, unsere Schlachten seien gewonnen gewesen, ehe sie begannen. Eine solche Redeform ist natürlich von beschränkter Richtigkeit. Sie soll aber auch lediglich der Meinung Ausdruck verleihen, daß unsere Heeresleitung es stets verstand, die den entscheidenden Schlachten vorangehende Lage so zu gestalten, daß dem Feinde nur sehr geringe Aussicht auf den Sieg verblieb. Zumal traf dies bei demjenigen Beispiele zu, das allen Freunden des Vaterlandes am lebhaftesten vorschwebt und das gewissermaßen als das Probestück unserer Heerführung gilt, bei Sedan. In dieser Schlacht galt es wirklich mehr, den sicheren Sieg durch Vernichtung des feindlichen Heeres zu vollenden, als den zweifelhaften in blutigem Streite erst zu erringen. Ungetheilte Bewunderung wandte sich der kühnen Schwenkung der deutschen Heere zu, an welche sich die Katastrophe der Armee Mac Mahon's schloß. Diese Leistungen fallen in das Gebiet der Strategie.

Schauen wir weiter zurück auf 1866, so fesselt das schnelle Zusammenziehen der getrennten preußischen Heere und ihr concentrischer Einmarsch nach Böhmen, schließlich ihre glückliche Vereinigung auf dem Schlachtfelde von Königgrätz unsere Aufmerksamkeit. Auch dort erkennen wir die Früchte wohlüberlegter, wenngleich mit kühnem Wagniß verbundener strategischer Combination.

Weniger treten uns auffallende Züge in der Durchführung der Schlachten entgegen. Sie verliefen meist so, wie die Anlage es im Allgemeinen hatte voraussahnen lassen. Napoleon's geflügeltes Wort: „on s'engage et puis l'on voit" hat in unserer Zeit keine neue Illustration erfahren. Wir leiten diese Erscheinung aus natürlichen Ursachen her. Die vorzügliche Bewaffnung zwingt jetzt die Kämpfer, einander mehr entfernt zu bleiben. Die zerstreute Fechtart erweitert alle Räume und erschwert die Bewegung der großen Massen. Als ein ganzes Heer wie bei Leuthen auf Commandowort antrat, sich mit kunst-

Digitized by Google

voller Formation in bestimmter Richtung fortzog, dann durch eine Bewegung die Front veränderte und unerwartet an bis dahin für sicher gehaltener Stelle zum Angriff vorging, da waren die plötzlichen und überraschenden Wendungen eher möglich, als heute, wo sich Hunderttausende in dünnen Schützenlinien in Wald, Feld, Busch und dichtem Getreide zerstreuen, eine unabsehbare Zahl von kleinen Gruppen, nur geleitet durch die Einsicht und die gleichmäßige Ausbildung ihrer Officiere, denen von oben her mehr Impulse, als Befehle zugehen. Zwar mag es der Zukunft beschieden sein, einen neuen Friedrich — wir hoffen keinen Napoleon — erstehen zu sehn, dessen Genie seine stärksten Seiten wieder in der Führung der Heeresmassen auf dem Schlachtfelde, nicht nur in ihrer Heranführung bis an das Schlachtfeld entfalten wird. Vorläufig aber vermögen wir uns noch keine Vorstellung davon zu machen und erkennen die Strategie als Königin an.

Mit den Jahren der Ruhe, seit dem Frankfurter Frieden, ist die Muße gekommen, die Erscheinungen und Erfahrungen der letzten Kriege geistig zu verarbeiten und ihren wesentlichen Inhalt durch wissenschaftliche Untersuchung festzustellen.

Da hätte es nun natürlich erscheinen müssen, wenn diese Thätigkeit sich vor allen Dingen der Strategie zuwendete, um ihr die neuen Geheimnisse abzulauschen. Nichts destoweniger warf sich die theoretische Speculation vorwiegend auf die Taktik und schenkte hier namentlich der Wirkung der modernen Feuerwaffen ihre Aufmerksamkeit. Die militärische Literatur ist seit 1870 fast einseitig geworden; denn auch die vielen Schriften über Ausbildung und Gefechtsführung knüpfen stets an die gesteigerte Tragfähigkeit und Vernichtungskraft von Gewehren und Geschützen an. Seit in den Schlachten vor Plewna die neuen Schußwaffen selbst in ungeübten Türkenhänden sich als furchtbare Werkzeuge erwiesen, erreichte die bezeichnete Richtung den Gipfel.

Erst die jüngste Zeit hat eine Wandlung darin herbeigeführt. Wir besitzen jetzt ein Werk über „Strategie".

Der Verfasser desselben, Oberst Blume, welcher lange dem Generalstabe und Kriegsministerium angehörte, befand sich während des Krieges im Großen Hauptquartier des Königs und stand dort in nahen dienstlichen Beziehungen zu Feldmarschall Moltke. Dadurch erlangen seine Auslassungen eine erweiterte Bedeutung. Man darf annehmen, daß jedenfalls eine ideale Einwirkung unseres Altmeisters der Kriegskunst insofern stattfand, als Oberst Blume in jenen Tagen die erste Anregung für die jetzt vollendete Arbeit empfing und die Hauptzüge seiner Anschauungsweise ebendaher stammen.

Drei Gründe erklären, warum wir so lange auf eine „Strategie" haben warten müssen.

Der erste ist, daß Clausewitz in seinem Werke vom Kriege das Thema bereits in einer Weise abgehandelt hat, welche schwerlich wieder erreicht, geschweige denn übertroffen werden kann. Er erklärt alle Erscheinungen des Krieges aus dem innersten Wesen der menschlichen Natur heraus und es bleibt wenig mehr darüber zu sagen. Die Scheu, nach diesem großen Denker über denselben Gegen-

Digitized by Google

stand zu reden, ist eine sehr natürliche. Sie mag manche Hand zurückgehalten haben, welche schon im Begriff war, die Feder einzutauchen.

Sodann ist es schwierig, genau festzustellen, was eigentlich zur Strategie gehört. Der Definitionen gibt es viele, doch haben wir bei einer jeden das Gefühl, daß sie sich nicht ganz mit dem Begriff decke, den wir uns bilden. Oberst Blume zieht die Grenzen mit den Worten: „Richtung und Ziel der Heeresbewegungen bestimmt die Strategie, die Art der Ausführung fällt der Taktik zu." An anderer Stelle sagt er, Strategie heiße zwar Feldherrnkunst; in der fachmännischen Sprache aber werde dem Worte ein engerer Sinn untergelegt. Man habe Alles, was sich auf den Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht und auf die Regelung ihrer Thätigkeit nach Gefechtsrücksichten bezieht, unter den Begriff der „Taktik" zusammengefaßt und verstehe unter „Strategie" die Feldherrnkunst mit Ausschluß dessen, was in das Gebiet der Taktik fällt.

Das ist nun unendlich viel. Es werden dadurch alle Angelegenheiten der Kriegführung im Großen umfaßt. Hierbei handelt es sich nicht nur um Märsche, Stellungen und Schlachten, sondern auch um die Aufbringung, Ausbildung, Erhaltung, Versorgung der Heere. Zumal seitdem wir Volksheere besitzen, kommen eine Menge von politischen, socialen, ökonomischen, ethischen und wieder auch von materiellen und technischen Rücksichten zur Sprache. Ein Jeder, der darüber schreiben will, wird leicht empfinden, daß er sich entweder über die Maßen ausdehnen oder dazu entschließen müsse, Lücken zu lassen. Man mag aber das Eine ebenso wenig, wie das Andere; denn dort droht der Vorwurf der Langeweile, hier der der Flüchtigkeit.

Auf dem engeren Gebiete der Strategie, Führung der Heere im Felde, herrscht ferner das Element der Ungewißheit so sehr vor, daß sich für die theoretische Behandlung kaum sichere Ausgangspunkte, geschweige denn Beweise vorfinden. Hätten im Kriege richtige Handlungen stets glückliche Folgen, so ließe sich vielleicht ein System von Gesetzen und Regeln aufbauen, welches Anspruch auf Gültigkeit erheben könnte. Aber dem ist nicht so. Das Entscheidende im Kriege ist allein der Erfolg, und die Kriegsgeschichte lehrt uns, daß dieser sich launisch auch an Maßregeln knüpft, welche wir bis dahin nicht als richtige anerkannten. Freilich soll damit keineswegs der Annahme das Wort geredet werden, als hätten falsche Anordnungen dasselbe Recht, durch das Walten des Zufalls eine glückliche Ernte zu machen, wie die richtigen. Indessen ist der Begriff „richtig" gerade ein fortwährend wandelbarer. Wer hätte vor 1870 behaupten wollen, daß es richtig sei, eine tüchtige Armee von 150,000 Mann, die bei einer großen Festung steht, mit einem nur wenig stärkeren Heere in dünnem Truppenkranze zu umschließen? Das allein aber führte bei Metz zum Erfolge. Belagern und fortnehmen hätte man den Platz nimmermehr können. Die Besatzung war von beispielloser Anzahl und jeder Spatenstich vorwärts hätte einen blutigen Kampf gekostet. Durch die Umschließung dagegen, so gefährlich sie war, glückte es, der eingeschlossenen Armee die Lebensmittel abzuschneiden, sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen und mit ihr zugleich die Festung fallen zu machen. Dasselbe geschah bei Paris. Die Theorie vom Kriege hätte uns versichert, es sei unmöglich, mit einer auf sieben, acht oder gar zwölf deutsche Meilen auseinander-



Digitized by Google

gezogenen Kette von verhältnißmäßig schwachen Abtheilungen einen in der Mitte stehenden so starken Feind am Durchbrechen und Abmarschiren zu hindern; die Niederlage des Einschließenden sei bei der Zersplitterung seiner Streitkräfte gewiß. Nun kam aber die praktische Erfahrung und belehrte uns eines Besseren. Sie zeigte, daß es den draußen Stehenden bei freierer Bewegung möglich war, sich rechtzeitig, wenn der Durchbruchsversuch geschah, an der bedrohten Stelle zusammenzuziehen; daß es unendlich schwer sei, ein zwischen die Werke der Festung eingeengtes großes Heer wieder in's Freie zu bringen, schwerer noch, den richtigen Augenblick dafür zu treffen, unmöglich aber, den Troß von Lebensmittel- und Munitionscolonnen mit hinauszuretten, ohne den es doch nicht bestehen kann.

So sagte denn die Erfahrung „Ja", wo die Theorie verneinte. Aber auch die Erfahrung besitzt kein allgemein anerkanntes Recht. Sie wird durch ein Beispiel bestätigt, durch das andere widerlegt. Die Maßregel, wie die deutschen Heerführer sie vor Metz und vor Paris ergriffen, gehört zu denen, welche man, wenn sie gelingen, als Weisheit preist, wenn sie mißglücken, als eine Unbesonnenheit tadelt. Staunt man vor dem moralischen Muthe der Männer, die so verfuhren und mit dem Glück der Heere den eigenen Ruf auf's Spiel setzten, so fragt man sich natürlich, was ihnen ein Recht zu solchem Wagniß gab? Die Antwort ist leicht ertheilt. Sie verfuhren so, weil sie die ergriffene Maßregel als die unter den vorwaltenden Umständen *zweckmäßigste* erkannten. Darin liegt der Kern aller Feldherrnklugheit. Es kommt im Kriege niemals darauf an, zu entscheiden, was an sich *richtig*, was *falsch*, sondern stets darauf, was gerade in diesem Augenblicke *zweckmäßig* ist. Daraus erhellt, daß es eine wirklich stichhaltige Theorie des Krieges nicht gibt.

Wie den Künstler die Befolgung aller Regeln nicht davor schützt, daß sein Kunstwerk ein verfehltes ist, sondern nur die glückliche individuelle Behandlung seines Stoffes, so ergeht es auch dem Krieger. Nur die zweckmäßige Lösung aller an ihn herantretenden einzelnen Aufgaben führt ihn zum Siege und drückt den Lorbeer auf seine Stirn. Der Krieg erscheint als eine Kette von Vorgängen, welche unter einander im lockeren Zusammenhange stehen und genaue Voraussberechnungen nicht zulassen. Kaum den Anfang überblickt man mit einiger Sicherheit. Das hat auch Napoleon mit seinem Ausspruche sagen wollen: „Je n'ai jamais eu un plan d'opération." Mag der Feldherr seine Ziele unverwandt im Auge behalten, sie leiten ihn doch nur, wie den mit Sturm und Klippen kämpfenden Schiffer das ferne Leuchtfeuer. Bald muß er hier, bald da ausweichen; dann wieder einmal gerade hindurchbrechen, um in den Hafen zu kommen. Im Kriege ist der Wechsel noch dazu ein unendlicher. Niemals gab es zwei Situationen, welche vollkommen congruent waren. Materielle, physische, psychologische Einflüsse kreuzen sich fortwährend. Vor uns steht der Feind mit einem eigenen Willen, den wir erst brechen mit eigenen Einfällen, deren Ausführung wir vereiteln müssen. Jede Unternehmung stellt Tag für Tag den Feldherrn einem neuen Hinderniß gegenüber, das er überwinden soll; er sieht sich gleichsam aus einer Nothlage in die andere versetzt und muß als Pfadfinder einen Ausweg entdecken. So stellt sich uns die Strategie als ein System von Aushilfen dar, welches niemals abgeschlossen wird, sondern immer neue Erzeugnisse fordert.

Digitized by Google

Diese Empfindung mag den Verfasser auch veranlaßt haben, sein Werk eine „Studie" zu nennen, nicht ein Lehrbuch. Die militärische Welt wird es jedoch als ein solches nehmen. Es wird lange das einzige seiner Art bleiben und darum große praktische Bedeutung gewinnen. Ein Buch über Strategie ist stets eine kühne That, die sich nicht bald wiederholt. Man wird also das Wesen der modernen Strategie aus den nun vor uns liegenden Blättern herauslesen [1]).

„Vom Wesen des Krieges" heißt der erste Abschnitt in Oberst Blume's Strategie. Deutsche Gewissenhaftigkeit construirt die Dinge mit Vorliebe aus ihren Uranfängen heraus. Wir gehen jedoch schneller darüber hinweg; denn das Wesen des Krieges hat sich uns Allen in seiner ganzen Furchtbarkeit lebendig offenbart.

In den Schrecken des Krieges liegt die stärkste Mahnung gegen leichtfertigen Entschluß zum Kriege. Ein fruchtloses Bemühen wäre es dagegen, völkerrechtliche Grundsätze der Humanität aufzustellen, welche nicht in dem Sittlichkeits- und Menschlichkeitsgefühle der Völker wurzeln. Dennoch hat sich unter den civilisirten Nationen allmälig ein übereinstimmendes Rechtsgefühl herausgebildet, welches alle Handlungen gegen Soldaten des feindlichen Heeres verwirft, die über den Zweck, sie wehrlos zu machen, hinaus gehen. Leben und Gesundheit der nicht am Kampfe theilnehmenden Bevölkerung werden geschont, Eingriffe in das Privateigenthum nur durch die unmittelbaren Zwecke der Kriegführung gerechtfertigt.

Seinen Platz in der sittlichen Weltordnung erhält der Krieg durch den fort und fort aus Culturaufgaben sich entwickelnden Staatenumbildungsproceß. Wo die Lebensbedingungen des einen und des andern in Widerspruch gerathen, kann nur das Schwert entscheiden. Zu den Lebensbedingungen aber gehört auch die Wahrung der Ehre. Der Einheitsstaat scheint die Kriege auszuschließen. Könnte er gegründet werden, so würden indessen die Gegensätze sich in Bürgerkriegen Luft machen.

Mit Recht betrachten wir heute die Summe aller Kräfte und Mittel, über welche ein Staat verfügt, als seine Wehrkraft. Die Art und Weise, wie dieselben durch die Wehrverfassung für den Gebrauch geformt werden sollen, hängt von den verschiedenen Umständen eines jeden Staats ab, von seinen wirthschaftlichen Verhältnissen, der Ausdehnung seines Gebiets, der Gestalt seiner Grenzen, den natürlichen und künstlichen Communicationsmitteln u. s. w. Auffallend ist hierbei, „daß in neuester Zeit die Wehrverfassungen der großen Continentalstaaten Europa's in ihren Grundzügen eine Uebereinstimmung aufweisen, wie sie niemals zuvor bestanden hat."

Die Wehrverfassung bildet die Grundlage für die militärische Organisation, welche uns Streitkräfte und Streitmittel zur Verfügung stellt.

Die Charakteristik des Krieges in Hinblick auf Zweck und

[1]) Strategie. Eine Studie von Blume, Oberst und Commandeur des Magdeburgischen Füsilier-Regiments Nr. 36. Berlin 1882. E. S. Mittler und Sohn.



Digitized by Google

Mittel ergibt sich daraus, daß in der Regel der eine Staat fordert, der andere versagt, und daß ein absoluter Zwang zur Nachgibigkeit erst dann für den einen Theil vorliegt, wenn seine Widerstandsfähigkeit gänzlich erschöpft ist. So müßte also in jedem Kriege das Bestreben beider Parteien darauf gerichtet sein, den Gegner völlig wehr- und dadurch auch völlig willenlos zu machen. Aber dennoch messen sich im Kriege nicht die absoluten Kräfte der Staaten, sondern die relativen; diejenigen, mit welchen ein jeder von ihnen glaubt den Willen des Gegners brechen zu können.

Uebrigens wird schon die Politik einen bestimmenden Einfluß darauf üben, mit welchen Mitteln der Staat in den Krieg eintreten muß. Krieg und Politik, namentlich auswärtige Politik, stehen in engster Beziehung. Freilich tritt die Politik, sobald sie einmal ihre Zuflucht zum Schwerte genommen hat, gegen den Erfolg der militärischen Action zurück. Aber sie schafft doch die ganze Lage, in welcher der Staat in den Krieg eintritt; sie kann ihm durch geschickte Verhandlungen und rechtzeitigen Bruch einen Vorsprung in den Rüstungen gewähren, andrerseits, bei ungeschicktem Handeln, ihn der Ueberraschung aussetzen. Sie gestaltet das Verhältniß zu dritten Staaten, wobei die kriegerische Action sie natürlich wieder unterstützen muß: „Ein entscheidender militärischer Erfolg hat schon oft die Wirkung gehabt, das zu Gunsten des Gegners bereits halbgezogene Schwert eines Dritten in die Scheide zurückzustoßen.“ Sie heimset endlich die Früchte des militärischen Erfolges ein, oder legt sich in's Mittel, um die nachtheiligen Wirkungen kriegerischen Unterliegens abzuwenden. Auf die einzelnen bestimmt hervortretenden Fälle dieser Art aber muß sich die Einmischung der Politik beschränken, soll nicht eine dauernde Lähmung der Kriegführung entstehen.

„Auch Rücksichten der innern Politik spielen im Kriege eine bedeutende Rolle.“ Von ihnen ist die Wehrkraft des Staats in hohem Grade abhängig. Da, wo nicht der Form, sondern dem Wesen nach die oberste Leitung der politischen und militärischen Angelegenheiten in einer Hand liegt, wird sich die größte Stärke entwickeln. Deshalb haben auch gereifte Republiken unter Beiseitsetzung aller Bedenken in großen Kriegen ihre Zuflucht zur Dictatur genommen.

Ein zweiter Abschnitt behandelt die Charakteristik der Kriegsmittel. Dazu zählen die Streitkräfte, die Befestigungen und heute auch die Verkehrswege, denn Schnelligkeit vermehrt die Kraft im Kriege.

In der Betrachtung der Streitkräfte schildert uns Oberst Blume zunächst, welch' ein wunderbar empfindsames Ganze die Waffenmacht eines Volkes bildet, zugänglich allen äußeren und seelischen Gewalten, sehr ausgesetzt den zerstörenden Einflüssen jeder Art, aber auch fähig, die Leistungen durch die Macht moralischer Beweggründe in unglaublicher Art zu steigern.

Classificirt werden die Streitkräfte sodann als Heere, Milizen und Freischaren. Die Heere der europäischen Continentalstaaten sind heute übereinstimmend gegliedert in Feldtruppen, Reservetruppen und Ersatztruppen. Ihre Bestimmung erklärt sich aus dem Namen, auch ergibt sich aus der Abstufung

Digitized by Google

naturgemäß, „daß die Widerstandskraft des feindlichen Heeres erst dann als dauernd gebrochen zu erachten ist, wenn es durch heimathlichen Ersatz nicht auf's Neue belebt werden kann.“ Den Milizen ist nur ein Werth als Nothbehelf beizumessen. „An Stelle des fehlenden Feldheeres haben sie selbst unter günstigen Verhältnissen wenig Aussicht auf Erfolg.“ Für Freischaren ist in Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht kein Raum; denn die besten Elemente des Volkes gehören sämmtlich dem Heere an; nur wo ein solches nicht besteht, mag der Freischarenkrieg seinen Platz finden und er kann wirkungsvoll werden, wo der Charakter von Volk und Land ihn begünstigt, wie in Spanien, wie in Tyrol.

Von Interesse ist, was über die verschiedenen Waffengattungen gesagt wird. Wohin des Menschen Fuß gelangt, vermag auch der Infanterist sein Feuerrohr zu tragen; die Infanterie ist und bleibt darum die Hauptwaffe. Zudem kann die Infanterie allein in großen Massen aufgebracht werden; in ihrer Hand liegt die Entscheidung der Schlachten. Zwar leistet auch der einzelne Reiter bei der heutigen Ausbildung in Ueberwindung von Schwierigkeiten Staunenswerthes; aber die großen Geschwader sind dennoch sehr abhängig vom Gelände. „Jede Hecke, jeder Hohlweg von Bedeutung hemmt sie.“ Für die Entscheidung der Schlachten hat die Waffe gegen früher an Bedeutung verloren; in der Ausnutzung eines entscheidenden Sieges vermag sie noch Großes zu leisten. Unersetzlichen Werth hat sie für den kleinen Krieg, Aufklärungs-, Sicherungs-, Verschleierungsdienst. Hier kann sie jedoch nur wirken, wenn sie die feindliche Reiterei, die ihr mit gleichem Streben entgegentritt, schlägt und der nachfolgenden Infanterie zutreibt, wo sie dann fast zum Impedimentum des Gegners wird. Von Nutzen ist also nur eine überlegene Cavallerie und ihre Zahl daher sehr abhängig von derjenigen, welche die muthmaßlichen Feinde besitzen. Vermehrung der Artillerie ist eine Losung der neuen Zeit geworden. Allein schon heute nimmt die Artillerie eines einzigen Armeecorps in der Front gegen zwei, in der marschirenden Colonne an sieben Kilometer ein. Die hinter ihr hermarschirende Infanterie kommt um Stunden später auf den Kampfplatz.

Auf den Schlachtfeldern von Spicheren, Wörth und Gravelotte fehlte es der damals noch weniger zahlreichen deutschen Artillerie schon an Raum zur Entwickelung, während an Infanterie noch niemals Ueberfluß geherrscht hat. Bei einer Vermehrung der Artillerie, im Rahmen des Armeecorps, wenn sie von Anderen beabsichtigt wird, müßten wir also die Nachfolge verweigern. Daß die Artillerie nicht entscheiden kann, bedarf für den dem militärischen Leben Fernstehenden einiger Worte der Erklärung. So furchtbar ihre Geschosse wirken, reichen sie doch, von fern geschleudert, niemals hin, die Infanterie aus ihren Asylen zu verjagen. Das aber entscheidet erst den Sieg. Wollte sie nahe heran rücken, würde sich ihre Wirkung nicht erhöhen; und dem Infanteriefeuer bietet dann schon die einzelne Batterie, geschweige denn eine lange Geschützlinie ein zu großes Ziel dar. Das Fußvolk muß also das letzte vollendende Stück der Arbeit thun. Aber die Artillerie bleibt von so hohem Werthe für die Unterstützung, „daß ihr eine hervorragende Stelle an der Seite der Infanterie gesichert ist.“

Die Armeecorps und selbständigen Cavallerie-Divisionen sind die Heeresverbände für den großen Krieg. Ist ihre Zahl zu beträchtlich, so muß man

Digitized by Google

Zwischenglieder einschieben; Armeen, für welche fünf Armeecorps mit einer entsprechenden Anzahl von Cavallerie-Divisionen als beste Zusammensetzung gilt. Zur Operationsfähigkeit bedürfen die Armeecorps der Zutheilung eines bedeutenden Apparats für Verpflegung, Munitions-Ersatz, Sanitätsdienst, geistliche Fürsorge, Justiz, Post, Telegraphenbenutzung, Cassenwesen u. s. w. Ein Armeecorps, dessen fechtender Theil aus 24,000 Mann Infanterie, 1200 Reitern und 96 Geschützen besteht, wächst dadurch auf eine Masse von 36,500 Menschen und 10,000 Pferden an. Von den Geschützen abgesehen folgen ihm allein 1500 Fahrzeuge.

Die Leitung so ungelenker Körper ist nur bei großer Ordnung und gründlicher Zucht möglich. Diese muß der Friedensdienst erzeugen. Dazu bedarf es starker Friedenscadres. Nur in diesen wird sich der rechte militärische Geist entwickeln, wird sich eine Tradition ausbilden und fortpflanzen. Auch würde es nicht genügen, sie nur aus Officieren, Unterofficieren und Recruten bestehen zu lassen. „In jeder guten Erziehungsanstalt wird die Mitwirkung der reiferen Zöglinge zur Heranbildung der jüngeren in Anspruch genommen, weil das Beispiel und das Zureden Gleichstehender in vieler Beziehung mehr vermag oder doch schneller zum Ziele führt, als Belehrung und Ermahnung der Erzieher. Dies gilt in hohem Maße auch von der militärischen Erziehung."

Bei der Heranbildung von Streitkräften ist das richtige Maß zwischen Zahl und Güte bedeutungsvoll. Es wird natürlich individuell sein nach den Verhältnissen des Staats, vor allen Dingen nach der Größe der Opfer, welche dieser für die Erziehung aufwenden kann. Leicht wird sich mit Steigerung der Zahl die Qualität vermindern. „Die Masse bringt nicht immer ein, was der Kern an Güte verliert."

Für den Zustand der Ruhe kommen bei Truppen fünf Abstufungen zur Sprache. Ist es möglich, oder nothwendig, die Rücksicht auf Schonung über die Rücksicht auf Gefechtsbereitschaft zu stellen, so zerstreut man sie in weitläufige Cantonnements, wobei alle Mittel des Landes für Verpflegung und Unterbringung ausgenutzt werden können. Freilich ist es schwerer, sie aus dieser Lage in Marschbewegung zu bringen, während in den engen Cantonnements die Kräfte weniger geschont, der Verpflegung durch Magazinanlagen nachgeholfen werden muß. Zeltlager verbinden zwei Vortheile. Sie halten alle Streitkräfte eng zusammen und gewähren ihnen noch einigen Schutz gegen Wind und Wetter. Aber die Mitführung von Zelten vermehrt den Troß derart, daß alle Großmächte davon Abstand genommen haben. Bei längerem Verweilen am nämlichen Ort findet sich auf einem mitteleuropäischen Kriegsschauplatz auch überall das Material für ein Hüttenlager. Im Bivouac endlich hält man ein ganzes Armeecorps auf 150 Hektaren beisammen, kann es auch in einer Viertelstunde nach jeder Richtung in Bewegung setzen; aber es ist aller Unbill der Witterung preisgegeben. Immer empfiehlt es sich dabei, die nächstgelegenen Ortschaften mitzubenutzen und so wird in künftigen Kriegen die von uns 1870 in Aufnahme gebrachte Species der Ortschaftslager am meisten zur Anwendung kommen. Schließlich ist als letzte Stufe die Bereitschaftsstellung zu nennen, wenn die Truppen bei ihren Gewehrpyramiden und den Pferden versammelt stehen, des Winkes zum Vorgehen oder Abmarsch gewärtig.

Digitized by Google

Märsche von längerer Dauer können nur auf den gebahnten Wegen und daher in schmaler Colonne geschehen. Ein Armeecorps mit allem Zubehör ist über fünf deutsche Meilen lang, wenn es in guter Ordnung auf guter Straße marschirt. Drei Meilen werden von den verschiedenen Waffengattungen in 4—6 Stunden zurückgelegt. Drei bis vier Meilen gelten als Durchschnitts-Tagemarsch; doch hat die Geschichte gelehrt, daß im einzelnen Falle große Steigerungen möglich sind. Das Magdeburgische Füsilier-Regiment marschirte 1870 an der Loire fast elf Meilen in $36^3/_4$ Stunden, von denen 6 auf Nachtruhe fielen. Sein drittes Bataillon ließ dabei nicht einen Mann zurück. Doch das sind Ausnahmen.

Die angeführten normalen Verhältnisse ergeben eine Reihe von Schlußfolgerungen, welche für Kenntniß des Krieges von Wichtigkeit sind.

Bricht ein Armeecorps auf einer Straße auf, um einen Marsch von drei Meilen zurückzulegen, so treffen die ersten Truppen frühestens fünf Stunden das letzte Fahrzeug des Trains sechzehn Stunden nach dem Aufbruch der Spitze am Ziele ein. Beginnt man früh mit dem Marsche, so kommen die Fahrzeuge erst am späten Nachmittag heran, um die Vorräthe zu ergänzen. Tritt man ihn später an, um während einiger Morgenstunden den Truppen noch den Verkehr mit ihren Trains zu lassen, so gelangen die letzten von ihnen Abends an's Ziel, können nicht mehr kochen und sich für die Ruhe einrichten. Allenfalls vermögen zwei Armeecorps dieselbe Wegstrecke von drei Meilen innerhalb vierundzwanzig Stunden zu benutzen, doch muß das eine die Nacht zu Hilfe nehmen, und die Trains können erst am nächsten Tage folgen. Schon die Ueberbringung eines Befehls von der Spitze bis zu den letzten Trains dauert mindestens zwei Stunden. Um sich nach der Spitze zum Gefechte völlig zu entwickeln, hat das Armeecorps fünf Stunden nöthig, ebensoviel also auch, um eine Stellung durch Abmarsch auf einer Straße zu räumen. Waren bei dieser Gelegenheit die Trains schon herangezogen, deren Colonne allein $2^1/_2$ Meilen lang ist, so verzögert sich die Räumung mindestens um sechs Stunden. Steht der Feind in Entfernung eines kleinen Tagemarsches dem entwickelten Armeecorps gegenüber, so kann sich dieses ihm auf einer Straße nicht mehr entziehen. Denn, wenn er vorrückt, so trifft er noch Truppen an, die abmarschiren wollen. Eine Vorhut oder Nachhut, welche Zeit schafft, den Feind beschäftigt oder aufhält, ist darum nothwendig. Natürlich kann ein Armeecorps auch nicht ohne Weiteres an einem um einen Tagemarsch entfernten Gegner vorübereilen. Die Sicherung durch eine Flankendeckung ist nothwendig.

Aus diesen Grundzügen ergibt sich, wie vortheilhaft die Theilung auf mehrere gute Straßen ist. Ein Armeecorps kann nach vorn noch immer schneller versammelt werden, wenn es in zwei Divisionen auf zwei Straßen marschirt, die um eine deutsche Meile von einander getrennt sind, als wenn beide auf derselben Straße sich folgen.

Diese Verhältnisse von Zeit und Raum kommen ähnlich bei einer Armee zur Geltung. Fünf Armeecorps und drei Cavallerie-Divisionen[1]) müssen mehrere

[1]) Diese zu 3600 Pferden und zwei oder drei Reiterbatterieen.

Digitized by Google

Straßen benutzen. Man darf sie daher, will man zum Angriffe auf weitere Entfernungen vorgehen, nicht erst an einer Stelle versammeln. Die Bewegung hätte sonst mit dem Auseinanderziehen zu beginnen. Soll aber die Armee sich an jedem Punkte ihrer Front in zwei Tagen vereinigen können, so darf sie sich wiederum nicht über mehr als fünf Meilen in die Breite ergießen und auf keiner Straße dürfen mehr denn zwei Corps hintereinander folgen. Also müßten in dem gegebenen Raume mindestens drei brauchbare Straßen vorhanden sein. Nach der Mitte könnte diese Armee sich freilich in einem Tage concentriren. Aber auch nur einen vollen Tag lang würde die Vorhut der Armeecorps den Feind kaum aufhalten können. Daher bedarf es bei den Armeen der weit vorausgesendeten Cavallerie-Divisionen, um dessen Annäherung früh zu erfahren und bei Zeiten die Versammlung einleiten zu können. —

Auf dem Schienenwege fährt ein Militärzug, der ein Bataillon von 1000 Mann, eine Batterie oder etwas über eine Escadron mitnehmen kann, in 24 Stunden 84 deutsche Meilen. Der Werth der Eisenbahnen für den Krieg erhellt schon aus dieser einen Zahl. Die Schwierigkeit liegt im Ein- und Ausladen und in der Anordnung massenhafter Transporte. Ein Armeecorps mit allen Colonnen und Trains braucht elf Tage, um auf einer eingeleisigen Bahn abzufahren. Auf einer zweigeleisigen, wo für die Rückkehr der leeren Wagen ein besonderer Schienenstrang verfügbar ist, bedarf es $7\frac{1}{2}$ Tag.

Viel weniger günstig gestaltet sich der Transport auf Schiffen. Belastet man große Kriegsschiffe mit Truppen, so macht man jene dadurch gefechtsunfähig. Den Handelsdampfern wiederum fehlen die nöthigen inneren Einrichtungen. Sie müssen durch zeitraubende Arbeit geschaffen werden. Die Einschiffung hängt vom Zustande der Häfen ab; die Ausschiffung an einer feindlichen Küste ist ein schwieriges Ding. Meist wird das Ueberladen auf Boote und das Durchwaten großer Wasserstrecken nothwendig werden. Ein Armeecorps, welches fünfzig der größten Schiffe braucht, deren jedes so viel ladet wie ein Eisenbahnzug, kann gleichzeitig nur an's Land gebracht werden, wenn die Landestelle zwanzig Kilometer Breite hat. Welchen Gefahren ein so großes Geschwader auf der Reise ausgesetzt ist, liegt auf der Hand.

An Seetransporte von Belang werden wohl nur Mächte denken können, denen eine bedeutende eigens hergerichtete Transportflotte zu Gebote steht, und die das Meer unbedingt beherrschen. Die Lage eines halb schon an's Land gesetzten Corps, wenn ein Sturm ausbricht und das weitere Ausschiffen hindert, erinnert uns daran, welche Wichtigkeit ganz im Allgemeinen die rückwärtigen Verbindungen für ein jedes Heer besitzen.

Die Eisenbahnen mit dem Telegraphen vereint spielen auch hier die größte Rolle. Ohne sie ist der moderne Krieg vom großen Stile undenkbar. Eisenbahnen vermögen den Ersatz für die Truppen schnell heranzubringen und ihn gegen den Feind nutzbar zu machen, während er, auf Landstraßen angewiesen, seine Kräfte in zeitraubenden Märschen verbraucht. Bei Landtransporten kann die Ernährung der Zugthiere schon ein nicht zu beseigendes Hemmniß werden. Aber die Eisenbahnen sind sehr empfindsame Verbindungslinien. Ihre Störung ist verhältnißmäßig leicht ausführbar, zumal in Feindesland, wo kühne Partei-

Digitized by Google

gänger Unterstützung durch die Bevölkerung finden. Besonderer Schutz der Kunstbauten ist vorzugsweise nothwendig. Auch darf man sich niemals ausschließlich auf die Eisenbahnen verlassen, muß vielmehr Land- und Wasserstraßen zu Hilfe nehmen.

Die Einrichtung des Requisitions-Systems machte ehedem die Heere unabhängig von ihren Magazinen und Depots und gab der Kriegführung ein neues Gepräge. Heute gewinnen die rückwärtigen Verbindungslinien ihre volle Bedeutung zurück durch die Stärke der Heere, den reißenden Verlauf der großen Entscheidungen und den dadurch gesteigerten Verbrauch der Kraft. Aber die Vervollkommnung der Verkehrsmittel, sowie der wachsende Reichthum der wahrscheinlichen Kriegsschauplätze führen den Ausgleich herbei. Eisenbahnen und Telegraphen machen, daß die Riesenheere eine entsprechende Basis finden — nämlich das ganze Land, das hinter ihnen liegt.

Mit den Verbindungslinien fällt oft zusammen die *natürliche Rückzugslinie*; doch sind beide in ihrem Wesen verschieden. Jene führen zu den ursprünglichen Quellen der Kraft, diese dahin, wo die nächste Unterstützung, Verstärkung oder Deckung zu finden ist. Gute Lage der natürlichen Rückzugslinie erhöht die Sicherheit.

Die *Befestigungen* erscheinen uns zunächst als Gelegenheitsarbeiten, welche die Truppen mit den an Ort und Stelle sich darbietenden Mitteln ausführen, um ihre Stellung zu verstärken und wir nennen sie dann *Feldbefestigungen*. Zur dauernden Sperrung wichtiger Engpässe oder Verkehrsknoten verwendet man „Sperrforts". „Umschließen sie größere Städte, um zugleich sich deren reicher Hilfsmittel zu versichern, so entstehen die Festungen", welche durch provisorische, erst bei Ausbruch des Krieges begonnene Arbeiten ergänzt, aber schwerlich völlig ersetzt werden können.

*Den Gebrauch der Streitkräfte und Streitmittel* behandelt der dritte Abschnitt.

„Mit dem Streben nach Vernichtung der feindlichen Kräfte muß die Sorge für Erhaltung der eigenen Hand in Hand gehen. Es sind dies auf dem Gebiete der Kriegskunst, insbesondere also auch in der Strategie, die beiden Alles beherrschenden Motive".

Die Beschaffenheit der gegenseitigen Kräfte wird wesentlich bestimmen, wie man diese Motive berücksichtigt. Ein Invasionskrieg im Stile Napoleon's I. mit Milizen versucht, wäre ein Unding. Dieser größte Feldherr unseres Jahrhunderts scheiterte, als er Rußland in derselben Art bezwingen wollte, wie die Staaten des Westens. Der Einmarsch in Böhmen 1866 würde so, wie er ausgeführt wurde, nicht räthlich gewesen sein, wenn ein Friedrich drüben gestanden hätte. Allein „was dem einen Gegner gegenüber Thorheit wäre, kann einem anderen gegenüber, bei sonst ganz gleichen Verhältnissen, höchste Weisheit sein."

Nicht nur die Unter-, auch die Ueberschätzung des Gegners gefährdet den Erfolg; sie führt zur Zaghaftigkeit und zum Verpassen günstiger Gelegenheiten. Richtige Beurtheilung der eigenen und der feindlichen Kräfte erleichtert auch das

Digitized by Google

Erkennen der feindlichen Handlungen und Absichten. Unter den Nachrichten aller Art werden im eigenen Lande Mittheilungen der Bewohner des Kriegsschauplatzes nicht ohne Bedeutung sein. Auch im feindlichen wird man die Verwegenheit oder Habsucht Einzelner ausnutzen, um die Thätigkeit des Gegners erspähen zu lassen; aber diese Quelle ist meist trübe und versiegt in Zeiten großer Spannung. Der internationale Verkehr liefert zahlreiche Beiträge. Der Telegraph übermittelte die Andeutungen, welche in der gesetzgebenden Versammlung zu Paris Ende August 1870 über bevorstehende Unternehmungen zur Befreiung Bazaine's gemacht wurden, binnen 24 Stunden dem deutschen Hauptquartier.

Zeitungen kommen verspätet im Felde an, sind aber für den Ueberblick des Ganzen von Werth. Die Hauptsache muß das Späherauge der Cavallerie thun. Durch eine drei Tagemärsche vor der Front streifende Reiterabtheilung erhielt die deutsche Heeresleitung die sichere Kunde davon, daß die Armee Mac Mahon's das Lager von Chalons verlassen habe; „und wenige Tage später sehen wir die französische Armee in dem nördlichen Argonnengebiet von mehr als hundert deutschen Schwadronen umschwärmt, deren Meldungen die Grundlage für die Operationen bildeten, welche bei Sedan ihren ruhmreichen Abschluß fanden." [1])

Auch im *Verbergen der eigenen Absichten* thut die Cavallerie die Hauptsache. Sie bildet vor unseren Streitkräften einen Schleier. Wahrung des Feldherrn-Geheimnisses und Schnelligkeit des Handelns entziehen dem Gegner weiterhin die Möglichkeit, zu erkennen, was wir vorhaben. Auch genügt es nicht, auf Spione zu fahnden; man wird sorgen müssen, daß keine Nachrichten zu ihnen dringen. Die Plaudereien der Müßiggänger und Neuigkeitskrämer beim Heere sind der Born, aus dem sie schöpfen. Mittheilungen nach der Heimath dürfen nicht abgeschnitten werden. Die Stimmung in Volk und Armee würde darunter leiden. Damit aber nicht aus Neuigkeitssucht dem *Feinde* Nützliches veröffentlicht werde, wird man gut thun, selbst die Zeitungen reichlich mit Nachrichten zu versehen. Fremde Correspondenten sind auszuschließen. — Auch durch Demonstrationen kann man dem Feinde die wahre Absicht verbergen, indem man ihn an eine andere glauben macht.

Welche Rolle die *unberechenbaren Zwischenfälle* im Kriege spielen, haben wir beleuchtet. Sie sind nicht zu verbannen, aber ihre Wirkung kann durch ein glückliches Verhältniß zwischen *Leitung und Selbstthätigkeit* beschränkt werden. Den geistigen Kräften muß Spielraum bleiben. Das richtige Maß ist wohl in der Forderung enthalten, „daß jeder Befehlshaber dem Untergebenen den Zweck, welcher erreicht werden soll, klar und bestimmt bezeichnen, die Ausführung aber ihm soweit überlassen möge, als seine Fähigkeiten zu selbständigem Handeln ausreichen, und nicht Beschränkungen im Interesse des einheitlichen Zusammenwirkens mit anderen Streitkräften nothwendig sind."

Ohne selbstthätige Unterstützung der unteren Führer wird die Bewegung großer Heere auch bei der genialsten Oberleitung eine schleppende sein. Damit

[1]) Das Recognoscirungsgefecht kann zum Gewinn von Nachrichten führen; aber es ist eine zweischneidige Waffe, denn seiner Natur nach endet es immer mit einem Rückzuge. Auch verschafft es nur die Kenntniß von einem Zustande, der sich sogleich wieder ändern kann.

Digitized by Google

auf der anderen Seite die Einheit des Handelns gewahrt bleibe, wird jedem Befehl, der der Natur der Sache nach auf unsicherer Grundlage ruht, die Voraussetzung beizufügen sein, unter der er gegeben ist. Dann sind die Ausführenden in der Lage, wenn anders die geeigneten Männer am richtigen Platze stehn, den Entschluß zu fassen und durchzuführen, der dem Grundgedanken des Auftraggebers am meisten entspricht.

Der rechte Geist im Officiercorps und Thatenlust in der Truppe sind für die Führung ein werthvolles Gut; sie sichern die Unterordnung, aber auch die Initiative im Handeln.

Der oberste Feldherr gibt den Armeeführern meist nur „Directiven", welche die allgemeine Richtung ihres Handelns für die nächsten Zwecke vorschreiben. Auch der Armeeführer muß seinen Corps noch auf ähnliche Art Selbständigkeit lassen, und erst bei den unteren Führern beginnen die täglichen Befehle. —

„Nicht der Besitz, sondern der Gebrauch der Kraft entscheidet im Kriege über den Erfolg." Activité, activité, vitesse! sind Worte, die Napoleon seinen Marschällen zurief. Schnelle Kriegführung hat schon oft den Gegner verhindert, die vielleicht noch reichlich vorhandenen Mittel zur Geltung zu bringen. Der Thätigere gibt dem Gegner das Gesetz und gewinnt die Vorhand. Tief im Wesen der Sache liegt es begründet, daß meist auch er es ist, der die Früchte des Zufalls erntet.

Zu den wichtigsten Aufgaben der Strategie gehört es, die geeigneten Zeitpunkte zum Schlagen richtig zu erfassen und die den Gefechtszwecken entsprechenden Kräfte zur rechten Zeit am rechten Orte bereit zu stellen. Clausewitz nennt dies: „den Gebrauch des Gefechts zum Zwecke des Krieges." Oberst Blume unterscheidet Vernichtungsgefechte und Nebengefechte. Der gewaltsame Zusammenstoß großer Heeresmassen, die Schlacht, wird immer den Charakter eines Vernichtungskampfes tragen. Freilich kennzeichnet die Unterscheidung mehr nur die Absicht, in welcher der Kampf von einer Seite gesucht wird, während im Verlaufe sich das Verhältniß häufig umgestaltet. Zweck und Absicht des Vernichtungsgefechts sind klar; sie betreffen bei einem Nebengefecht oft lediglich Zeit- und Raumgewinn. Entscheidend sind im Vernichtungsgefechte vor Allem die moralischen Eindrücke. Bis zur völligen physischen Vernichtung wird kein Kampf im Großen fortgesetzt. „Für eine Sache, die er verloren gibt, mag Niemand bluten."

Freilich werden physische Verluste am ehesten überwältigende Eindrücke hervorrufen. Ueberlegenheit der Führung, Beschaffenheit und Taktik, schließlich Zahl der Truppen sind hierbei die entscheidenden Größen. Die Führung bekundet sich in geschickter Ausnutzung aller Vortheile und belebt durch die Energie und Zähigkeit, mit welcher sie ihren Gefechtszweck verfolgt, die Kraft des Heeres. Gute, gefechtsgewandte Truppen erleiden in jeder Lage geringere Verluste, thun dagegen dem Feinde mehr Abbruch, als unbeholfene. Sie beeinflussen ihn durch die Festigkeit ihrer Haltung. Die Aussicht auf Erfolg wächst aber auch mit der Zahl der Kräfte. Nicht selten hängt die Entscheidung im Vernichtungsgefechte davon ab, auf welcher Seite am längsten neue Kräfte vorgeführt werden können. Es bleibt daher einer der wichtigsten Grundsätze der Strategie,

Digitized by Google

daß man zum Vernichtungsgefecht stets so starke Kräfte als möglich vereinigen soll.

Der Zweck des Nebengefechts ist erreicht, wenn der Gegner die Handlung, welche er beabsichtigt, aufgibt, oder sich in eine Maßregel fügt, zu der wir ihn zwingen. Richtige Schätzung des Werthes, welchen das Kampfobject hat, muß hierbei über die zulässige Höhe des Einsatzes entscheiden. Dies ist der charakteristische Unterschied gegen das Vernichtungsgefecht.

Richtige Beurtheilung der Raum- und Zeitverhältnisse, ein glückliches Maß in der Breiten- und Tiefenentwickelung der Truppen sind die äußeren Momente, die in der Durchführung des Kampfes zur Sprache kommen. Eine Armee von fünf Corps und drei Cavallerie-Divisionen bedarf, selbst wenn sie ein Drittheil als Reserve zurückhält, immer schon einer Front von fast zwei deutschen Meilen, um ihre Kräfte gebrauchen zu können. Nimmt doch ihre Artillerie allein acht Kilometer davon hinweg.

Vertheidigung und Angriff sind die beiden Grundformen des Gefechts. Die größere Tragweite, Ladegeschwindigkeit und Treffsicherheit der modernen Feuerwaffen kommt dem Vertheidiger in höherem Maße, als dem Angreifer zu Gute. Aber dem Angreifer steht nicht allein Entschluß, Initiative und Activität näher, sondern auf seiner Seite ist auch die Freiheit der Bewegung, die er zur Umgehung und Umfassung benutzen kann. „In dem umfassenden und gleichzeitigen Vorgehen aller unserer Streitkräfte gegen Front und Flanke des Feindes liegt die beste Gewähr für den Erfolg des Angriffs über die Vertheidigung."

Verfolgung des Gegners gibt jedem Siege erst seine ganze Bedeutung. Das Gefühl der Ohnmacht treibt die überwundenen, durch das Verfolgungsfeuer schwer geschädigten Truppen rückwärts, und in keiner Lage kann mit geringeren Opfern eine so vernichtende Thätigkeit entfaltet werden, wie hier vom Sieger. Lehrt uns die Geschichte trotzdem, daß die Verfolgung oft ausblieb, so ist der Grund dafür in allgemein menschlichen Ursachen zu finden, in dem Nachlassen der Anspannung, die nach den großen Erregungen des Kampfes eintritt. Selten kann ein Unterbefehlshaber übersehen, ob er die Verfolgung wagen dürfe, oder nicht vielmehr das Errungene dabei wieder auf's Spiel setze. Freier steht der Oberbefehlshaber da. Aber er vermag in der Regel den wahren Stand der Dinge auf dem ganzen Schlachtfelde nicht genau und schnell genug zu überblicken, um noch persönlich die Verfolgung einleiten zu können. Die Vertheidigungsschlacht mit nachfolgendem Angriff und demnächstiger Verfolgung, ein Lieblingstraum der Theoretiker, wird, wo sie sich nicht aus der Initiative der Unterbefehlshaber entwickelt, noch lange ein Traum bleiben.

Der strategische Rückzug nach verlorner Schlacht strebt danach, aus der vom Feinde erzwungenen Richtung die natürliche wieder zu gewinnen, den Truppen einen Halt zu gewähren und aus dem Weichen eine zähe Vertheidigung zu machen. Den Arrièregarden fällt dabei die schwierigste Aufgabe zu. Starke Cavallerie und Artillerie befähigen dieselben zu dem jetzt so wichtigen Zeitgewinn ohne zu große eigene Gefahr. Die strategische Verfolgung

Digitized by Google

wird suchen, den Feind am Gewinnen seiner natürlichen Rückzugslinie zu hindern, es als erstes Gebot aber betrachten, ihm unabläſſig an der Klinge zu bleiben.

Groß sind die Folgen eines jeden Sieges. Einbuße aller Art schädigt den Besiegten; am schlimmsten aber ist die gedrückte Stimmung, die sich seiner bemächtigt, und die so lange andauern wird, bis ein Sieg errungen ist, der das erlittene Mißgeschick ausgleicht. Sie gewährt dem Sieger die Gelegenheit zum wiederholten Schlage, um die Wirkung zu einer bleibenden zu machen. Der Sieg in einer Hauptschlacht entscheidet ferner über alle schwebenden Nebenfragen auf dem ganzen Kriegstheater. Seine Wirkung erstreckt sich sogar noch weiter auf Volk und Regierung des eigenen und des feindlichen Landes. Nichts beeinflußt zugleich so sehr die Haltung anderer Staaten. „Der Kampf überragt weit alle übrigen Kriegsacte an Bedeutung. Der Gewinn und Verlust einer Hauptschlacht ändert die Sachlage in dem Maße, daß kein menschlicher Scharfsinn über eine erste große Schlacht voraussehen kann.“ Clausewitz unsterbliches Verdienst ist die Begründung dieser natürlichen Anschauungsweise. Ihm gebührt ein nicht zu unterschätzender Antheil an den Erfolgen, welche deutsche Kriegskunst und deutsches Schwert in der Neuzeit errungen haben [1]).

Doch sollen die Nebenmittel zur Schwächung des Gegners nicht ganz unbeachtet bleiben. Wir rechnen dazu Alles, was dem Feinde das Leben erschweren kann: Hindernisse, welche wir der Heranziehung seines Ersatzes bereiten, unabläſſige Störung seiner Ruhe, Täuschungen, die ihn zu unnöthigem Versammeln oder Zusammenhalten seiner Kräfte bringen, Abschneidung seiner rückwärtigen Verbindungen und Entziehung der Subsistenzmittel. Diejenige Kriegspartei, welche bestimmenden Einfluß auf die Wahl des Kriegsschauplatzes hat, kann den Gegner bei der Erhaltung seiner Streitkräfte in schweren Nachtheil versetzen. Dies war die Stärke der Russen im Jahre 1812.

Die wirksamste Form der Kriegführung im Großen ist die strategische Offensive. In ihr überwiegt das Vernichtungsprincip. Das Gefühl überlegener Kraft ist ihre unerläßliche Voraussetzung. Sie hat auf ihrer Seite alle Vortheile der Vorhand. Doch schwächt sie sich im Vorwärtsschreiten; denn den Boden, den sie gewinnt, muß sie auch sichern. Bleibt rechtzeitige Ergänzung aus, so erlahmt sie. Sie muß daher Halt machen, ehe der Gegner in der Lage ist, ihr Halt zu gebieten. Von der Besonnenheit des Feldherrn verlangen wir, daß er in der Offensive, selbst auf der Höhe des Glücks, die Möglichkeit eines Rückschlages nicht aus dem Auge verliere.

Die moralische Ueberlegenheit der Offensive macht sich besonders bei Eröffnung des Feldzuges fühlbar. Der Vortheil der Vorhand wird nie so billig erkauft, als zu diesem Zeitpunkt. Empfängt der Gegner einmal von uns das Gesetz, so kann er sich nur durch einen entscheidenden Sieg davon befreien. Dazu gehört indessen, daß wir mit dem Aufmarsch unserer Kräfte früher fertig sind, als er. Das nächste Ziel ist stets die feindliche Hauptmacht. Es ist also nothwendig, zu berechnen, wo der Feind aufmarschiren werde. Die Lage der Eisenbahnen begrenzt heute die Zahl der Möglichkeiten. Das erleichtert die

[1]) Trotzdem ehrt noch immer kein Denkmal den großen Mann!

Digitized by Google

Lösung des Räthsels. Ist der Aufmarsch aber einmal im Gang, so läßt er sich schwer ändern, welche Nachrichten vom Feinde auch kommen mögen. Die große Wichtigkeit dieses Kriegsacts geht daraus hervor. Er hängt mit der Mobilmachung, sonach mit der Organisation und dem Zustande der Streitkräfte zusammen.

Im Weiteren kommt Alles auf geschicktes Trennen und Vereinigen der Heeresmassen an. In getrenntem Zustande beginnt der Marsch. Kommen beide Theile einander entgegen, so gilt es, mit gesteigerter Kraft, aber nach den einfachsten Gesichtspunkten zu handeln. Der Vortheil der Lage gipfelt in der Möglichkeit, den Gegner noch in der Trennung zu überraschen, während man selbst schon vereinigt ist und nun einen seiner Heertheile nach dem andern schlagen kann.

Dies vermag am ehesten, wer zwischen den getrennten Colonnen des Gegners, auf den „inneren Operationslinien" steht, wenn die Entfernungen noch groß genug sind. Sind sie so klein, daß es dem Gegner während des Kampfes gelingt, sich auf dem Schlachtfelde zu vereinigen, so schlägt der strategische Vortheil der inneren Operationslinien in den taktischen Nachtheil des Umfaßtseins aus, wie es den Oesterreichern bei Königgrätz widerfuhr.

Wartet der Feind stehenden Fußes, so gilt es, dies rechtzeitig zu erkennen, damit man ihm nicht mit noch getrennten Kräften zu nahe kommt und Gelegenheit zu einem glücklichen Vorstoße bietet. Weicht er uns aus, so heißt es, ihn mit überlegenen Marschleistungen zur Entscheidung zwingen.

Bei der strategischen Defensive unterscheidet Oberst Blume eine Ausfall-, eine Stellungs- und eine Rückzugs-Defensive. In der Ausfall-Defensive wartet man auf günstige Gelegenheit, um über den Gegner herzufallen. Erhaltungs- und Vernichtungsprincip stehen hier im Gleichgewicht. Die Stellungs-Defensive sieht dem Angriff des Feindes stehenden Fußes entgegen und das Erhaltungsprincip herrscht vor. In noch höherem Maße ist dies bei der Rückzugs-Defensive der Fall. Doch darf man dieselbe nicht mit dem einfachen Rückzuge verwechseln. Sie trachtet in bestimmter Weise nach einem Umschwunge, geht auf die eigenen Hilfsquellen zurück, zieht den Feind von den seinigen ab und schreitet selbst zur Entscheidung, sobald sie die ersehnte Gunst der Verhältnisse erlangt hat.

Ausfall- und Stellungs-Defensive sind vielfach unter denselben Gesichtspunkten zu betrachten. Das Auseinanderziehen der Kräfte auf langer Linie wird stets dazu führen, daß der Feind sie an einer Stelle durchbricht und nun das Versammeln schwer hält. Selbst auf die Anmarschwege vertheilt man sie nur, wenn man überzeugt ist, daß jeder Theil stark genug bleibt, den Gegner zurückzuweisen. Eher mag man eine Centralstellung wählen, aus welcher man sich dem Gegner mit ganzer Kraft da vorlegt, wo er anrückt, oder ihm in die Flanke fällt, wenn er vorüberziehen will. Das führt zum Begriff der Flankenstellung hinüber, die von Hause aus seitwärts der feindlichen Anmarschlinie genommen wird, sie aber beherrscht. Sie ist ein Lieblingskind der theoretischen Speculation. Unstreitig ist sie dem Angreifer unbequem. Entweder muß er ihr gegenüber einen Theil seiner Streitkräfte stehen lassen und sich für den Haupt-

Digitized by Google

zweck schwächen; oder er muß ausbiegen und sie angreifen, während er seine eigene Rückzugslinie verlassen hat. Aber die Flankenstellung darf selbst auf dem äußeren Flügel der Anlehnung nicht entbehren, sonst faßt der Feind sie seinerseits in der Flanke. Auch ist es natürlich, daß sie die eigene Rückzugslinie oft ebenso preisgeben muß, wie der Gegner. Leicht wird sie daher nur im eigenen Lande genommen werden, wo man große Freiheit der Bewegung hat. Ihre Front muß stark sein, aber das Vorbrechen nicht hindern; sonst erlaubt man dem Feinde das Vorübermarschiren. Am günstigsten wird die Flankenstellung dann liegen, wenn der Feind sie entdeckt, nachdem er eben ein großes Hinderniß, wie einen Fluß, überschritten hat und das Ausbiegen ihm am schwersten fällt.

„In der defensiven Kriegführung ist die Sorge für Erhaltung der eigenen Streitkräfte und für den Schutz der heimathlichen Hilfsquellen vorherrschend. Aber Erhaltung und Schutz dürfen auch für sie nur Mittel zu dem Hauptzweck sein, welcher in der Vernichtung der Kräfte des Gegners besteht." Ihr letztes Ziel sucht die strategische Defensive im Herzen des feindlichen Landes und ewig richtig wird der Satz bleiben, daß sein Vaterland am besten vertheidigt, wer schnell den Feind in dem seinigen angreift.

Der Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit und den Culturzustand des Operationsgebiets gebührt, über bestimmte Grenzen hinaus, im strategischen Calcül nur ein bescheidener Platz. Bedeutung für die Strategie hat indessen der *Reichthum des Operationsgebietes* an Hilfsmitteln. Im *Gebirge* kann auf beiden Seiten nur eine beschränkte Zahl von Truppen in Wirksamkeit gebracht werden. Es ist deshalb kein geeigneter Boden für entscheidende Haupthandlungen. Dagegen begünstigt es in hohem Grade die Initiative. Der zielbewußte und thatkräftige Angriff ist der passiven Vertheidigung trotz der Stärke der einzelnen Defensivstellungen überlegen. Für Umgehungen und Ueberraschungen ist das Gebirge fruchtbarer Boden. Auch aus *Flußlinien* wird die Defensive nur mäßigen Zeitgewinn ziehen. Dauernd zu halten sind sie, wie die Geschichte lehrt, niemals. Die Möglichkeit des Uferwechsels vergrößert die Zahl der dankbaren strategischen Combinationen zu Ungunsten des abhängigen Theils.

Auch eine *Küste* läßt sich nicht vertheidigen; aber bei der heutigen Entwickelung der Wehrkräfte der großen europäischen Nationen ist ein Landungscorps dennoch ohne Aussicht auf Erfolg. Aus weiter Ferne holen Telegraph und Eisenbahnen zu bald die Kräfte des Vertheidigers heran, um es zu erdrücken. *Große Landseen, Sümpfe* und *Wälder* hemmen den einen Theil wie den andern. Ausgedehnte Forsten bieten weder der Offensive noch der Defensive Vortheile, welche die Schwierigkeiten aufwiegen, die sie bereiten. Beide Theile betreten sie ungern. Darum kann der geschickte Führer sie als Masken für überraschende Manöver brauchen.

Wohl zu beachten ist die *seitliche Begrenzung des Operationsgebietes*; die Offensive bedarf des Raums für Umgehungen, die Defensive für das Ausweichen. Nichts Vortheilhafteres gibt es für die schnelle Offensive, als, wie bei Sedan, den Feind „an die Wand zu drücken" und ihn in dieser Lage

Digitized by Google

zum Kampf auf Leben und Tod zu zwingen. Zu den wirksamen Schranken gehören auch die Grenzen neutraler Staaten, hinter denen die Entwaffnung droht.

Zum Schluß ein Wort über die strategische Bedeutung fester Plätze. — Ist es uns einmal geglückt, durch Einschließung zahlreicher Heere diese und die Festung gleichzeitig zu Falle zu bringen, so muß man doch klar darüber sein, daß das Verhältniß sich mit den Stärken ändert. Kleinere Heertheile, die vom Gegner umringt sind, finden nicht, wie die großen Massen, in ihrer Schwerfälligkeit die Hindernisse für das Vorbrechen; können sich außerhalb auch leichter die Mittel für ihre Existenz verschaffen. Während im Jahre 1870 200,000 Deutsche die 150,000 Mann starke Armee Bazaine's einzuschließen vermochten, wäre es vielleicht 25,000 Franzosen geglückt, 75,000 Mann zu durchbrechen, und 30,000 Deutsche hätten schwerlich den Ausbruch von 5000 Franzosen aus Metz verhindern können. Die Einschließungslinie kann nur außerhalb des wirksamen Bereichs der Festungsgeschütze gezogen werden und bei einem Platze von 15 Kilometer Durchmesser erhält sie schon 60 Kilometer Ausdehnung.[1])

Die Belagerung eines modernen Platzes erfordert die Aufwendung von Mitteln, die nur bei guten Verbindungen heranzuschaffen sind, zudem auch einer geraumen Zeit. Gewaltsamer Angriff nach kurzer Beschießung wird nur bei vereinzelten Forts und kleinen Festungen zum Ziele führen. Auch hat schon 1870 gelehrt, daß man mit Feldgeschützen dabei nicht ausreicht. Schutz bedeutender Städte mit ihren Hilfsmitteln, Schutz von Depots und Etappenorten, Vertheidigung von Verkehrswegen, Eisenbahnen, Gebirgsstraßen, Flußübergängen, Rückhalt für Vertheidigung eines Nebenkriegsschauplatzes, auf dem man nicht viel Kräfte entwickeln kann, rechtfertigen die Anlage von Festungsbauten. Wichtig wird die Festung als Anlehnungspunkt für die Truppen im Felde. Schon ein Platz mittlerer Größe dehnt durch das Geschütz seine unbedingte Herrschaft auf mindestens 16 bis 18 Kilometer Front aus, und schützt auf dieser Breite die dahinter stehende Armee. Derselben wird, nach Durchzug durch die Werke, der Aufmarsch in einer seitwärtigen Stellung möglich sein, welche ein späteres Vorbrechen erlaubt. Man darf sich nicht ängstlich in unmittelbarem Anschlusse halten und genießt dennoch die Vortheile gesicherter Verpflegung und leichten Munitions-Ersatzes. Besondere Handhaben bietet eine Festung, welche an einem oder gar an der Vereinigung zweier Flüsse liegt, so daß die in Beziehung zu diesem Platze manövrirende Armee die Vortheile eines gesicherten und verhältnißmäßig leichten Uferwechsels hat. Aber niemals darf der Feldherr den rechten Augenblick verstreichen lassen, sich wieder von der Festung zu trennen, sonst ist Einschließung sein Loos und was als Gelegenheitsmittel gedacht war, wächst zum Hauptmotiv heraus. Es drängt dann, wie bei Metz und Plewna die wahren Ziele des Krieges in den Hintergrund.

Zu gedenken ist auch der Wirksamkeit fester Plätze im Rücken des offensiv vordringenden Gegners, dessen Verbindungen sie sperrt oder bedroht. Die hohe Bedeutung der Festungen ist nicht zu verkennen. Aber finanzielle Rücksichten stehen ausgebreiteter systematischer Anwendung entgegen. Neue Erfindungen

[1]) Die neuen Befestigungen von Paris betragen mehr als 35 Kilometer Durchmesser.

Digitized by Google

bereiten uns noch alljährlich Ueberraschungen. Heute uneinnehmbar erscheinende Forts vermögen nach wenig Jahren vielleicht nicht mehr Widerstand zu leisten, als die Burgen des Mittelalters nach Erfindung des Schießpulvers. Festungen entziehen dem Bewegungskriege Kräfte und zerstreuen sie derart über's Land, daß immer nur ein Theil zum Erfolg des Krieges mitwirken kann. Einer beschränkten Anzahl gut angelegter Plätze ist das Wort zu reden; aber man darf für die Sicherheit des Vaterlandes nicht zu Vieles von der Befestigungskunst erwarten. Uebertriebene Hinneigung hierzu verdankt ihren Ursprung dem bewußten oder unbewußten Gefühl moralischer Schwäche. „Bringet das Volk durch Worte und Handlungen zu dem Glauben, daß der Schwerpunkt der Landesvertheidigung hinter den Festungswällen liege, und ihr werdet das aus denselben hervorgegangene Heer früher, als euch lieb ist, hinter die Wälle eilen sehen."

Dies der Inhalt von Oberst Blume's „Strategie". — In trefflicher Entwickelung schließen sich die Gedanken an einander, wie die Glieder einer Kette. Zugleich ist der Ueberblick über das weite Gebiet, trotz der knappen Form, ein vollständiger. Nur lange Arbeit unter fortdauernder sorgsamer Vergleichung mit der Kriegsgeschichte kann zu einem solchen Ergebniß führen, und gern glauben wir der Versicherung eines Freundes, daß es nicht weniger als sechs Jahre bedurft hat, um das Werk zur vollen Reife gelangen zu lassen.

Es bleibt nur übrig, die objectiven Erwägungen subjectiv auf das praktisch Leben zu übertragen.

In einem Falle liegt dies jedem Vaterlandsfreunde am Herzen. Welche Erscheinungen wird uns der nächste Krieg bringen? Ein instinctives Gefühl sagt uns, daß er mit einer Gewalt auftreten werde, welche uns selbst 1870 noch unbekannt blieb. Wir haben gehört, daß eine einzige Armee von fünf Corps auf dem Schlachtfelde zwei deutsche Meilen einnimmt. Drei, vier, fünf solcher Armeen machen aber erst die volle Streitmacht eines großen Staates aus; und da ergibt sich leicht, von welcher Wucht die fallenden Schläge sein müssen. Wir empfinden, daß sie die größten Verluste und Erschütterungen mit sich bringen werden.

Das geheime Bewußtsein davon, das ein ganz allgemeines ist, kann zwar als bester Bürge *für die Dauer des Friedens* gelten; aber dennoch folgen wir mit einer gewissen Bangigkeit dieser Perspective und suchen ihr Räthsel zu lösen. Schon der erste Schritt macht uns auf eine merkwürdige Wandlung aufmerksam.

Kriege sind nur noch um großer nationaler Interessen willen möglich, sagen wir. Aber diese Interessen erscheinen in sonderbarer Gestalt. Leicht hätte im Jahre 1867 die Welt das Schauspiel erleben können, daß ein großer Krieg um eines ganz geringfügigen Objects willen entbrannte. Die hohenzollernsche Throncandidatur in Madrid war vollends kein Motiv, um dessentwillen zwei Völker, wie Franzosen und Deutsche, sich auf Tod und Leben gegenüber treten mußten. Aber hinter diesen äußeren Vorwänden barg sich nur eine Animosität, die längst vorhanden war, von der Niemand sagen konnte, von wannen sie kam, und welche



Digitized by Google

trotzdem die Schranken der politischen Einsicht unwiderstehlich durchbrach. Ist es doch nicht lange her, daß wir bei unsern östlichen Nachbarn, mit denen hundertjährige Freundschaft uns verband, die Spuren einer plötzlich auflodernden Feindseligkeit entdeckten, für die wir uns vergeblich nach einer stichhaltigen Erklärung umsahen. Die Entwickelung des Nationalitätsprincips hat uns einem Zustande wieder genähert, in welchem Kriege *nur aus Feindschaft* nicht mehr als unmöglich erscheinen. Gerade dies stellt uns in sichere Aussicht, daß die streitenden Völker mit *aller* ihnen zu Gebote stehenden Macht auf dem Kampfplatze erscheinen werden. So richtig es theoretisch ist, daß nur die relativen Kräfte der Nationen sich messen, nicht die absoluten, kann dieser Satz in der Praxis leicht einer Mißdeutung unterliegen. Kriege, bei denen berechnet wird, wieviel von der Heeresmacht in's Feld gestellt werden soll, um den Zweck zu erreichen, also solche, wie der deutsche gegen Dänemark von 1864, oder wie der englische in Aegypten, sind Ausnahmen. Wir wollen sie zu den militärischen Executionen zählen. Der weit schwächeren Türkei gegenüber kam Rußland, als es sie im Sommer 1877 nur mit einem *Theile* seiner Kraft angriff, nicht zum Ziele. Wo vollends zwei oder mehrere europäische Großstaaten an einander gerathen — und nur ein solcher Fall vermag uns zu fesseln — wird von Hause aus die gesammte organisirte Wehrkraft eingesetzt werden, die man in gewissem Sinne als die *absolute* Kraft bezeichnen kann. Dadurch gewinnen die künftigen Heereszüge den Charakter von Völkerwanderungen. Die Aufmärsche bedecken Grenzprovinzen und die Bewegungen nehmen das ganze Straßennetz des Kriegsschauplatzes ein. Es handelt sich nicht mehr um Hunderttausende, sondern um Millionen von Bewaffneten. Eine Menge von Combinationen wird dadurch ausgeschlossen und der Krieg muß durch die Schwierigkeit der Bewegung solcher Massen den Charakter der Schwerfälligkeit annehmen.

Frankreich hat das Beispiel systematischer Landesbefestigung gegeben. Der Zweck derselben liegt weniger darin, sich mit einem undurchdringlichen Panzer zu umkleiden, als darin, Straßen und Eisenbahnen der Benutzung zu entziehen und den Angreifer in der Freiheit der Entschließung auf wenige mögliche Fälle zu beschränken, denen man leichter entgegenwirken kann. Wer im Feldkriege üble Erfahrungen macht, oder sich schwach fühlt, wird zu demselben Mittel greifen.

Wir fanden 1870 noch ein offenes Land mit trefflichen Straßen vor uns und traten zugleich mit bedeutender Ueberzahl auf. Auch diese ist verschwunden. Die großmächtlichen Heere kommen an numerischer Zahl einander nahe. Zwar bilden die *mobilen* Armeen heutzutage Gewichte, welche so stark auf dem Leben der Völker lasten, daß schon dadurch das Streben nach unaufhaltsamem Handeln erzeugt wird; *dennoch muß der Krieg der Zukunft an Beweglichkeit verlieren.*

Wir Deutsche dürfen vor allen Dingen nicht auf einen so reißenden Verlauf rechnen, wie er in der ersten Hälfte des letzten Krieges stattfand. Auch bei der genialsten Oberleitung ist ein so glücklicher und schneller Gang in Zukunft ausgeschlossen. Freilich mehr im Westen, als im Osten, würde ein neuer Krieg sich als ein mühevolles Ringen darstellen; bei dem die Heere, auch wenn sie Erfolge

Digitized by Google

haben, auf der Karte kaum merklich vorrücken. Erneuerung blutiger Positionskämpfe, Heranziehen aller Reserven, Aufbietung von Hilfsmitteln der Verschanzungskunst auf der einen, der Belagerungskunst auf der andern Seite; ein eifriges Suchen nach neuen Kräften, nächtlicher Vormarsch zum Angriff, wo bei Tageslicht nicht vorwärts zu kommen ist, Versuche von List und Ueberraschung, endlich die Entscheidung bei völliger Erschöpfung auf einer Seite, werden Merkmale der künftigen Kampfweise sein. Bewegungen der großen entwickelten Massen außerhalb der Straßen müssen vor und in den Schlachten häufiger eintreten, als bisher. Umgehungen, Umfassungen, Flankenangriffe werden, statt von Brigaden oder Divisionen, wie 1870, von Armeen ausgeführt werden. Bei dem längern Verweilen an einer Stelle erschöpft das Kriegstheater sich vollständiger; die Verwüstung wird größer und der Nachschub von rückwärts erhält mehr Bedeutung. An die Führung tritt die Verantwortung mit doppeltem Ernst heran, denn es steht mehr auf dem Spiele.

Auch im Osten wäre wenigstens nicht an eine so *prompte* Entscheidung zu denken, wie 1870 und 71, ja wohl nicht einmal an die Entscheidung durch einen einzigen Feldzug, wie die Natur des Landes das ergibt. Es ist nothwendig, sich dies klar zu machen, damit uns oder unsere Kinder der Krieg der Zukunft nicht entmuthige; damit er uns nicht irre mache an den Führern, wenn der flotte Schritt der Ereignisse ausbleibt, an den die jüngste Vergangenheit uns gewöhnt hat.

Die Macht des Nationalitäts-Princips erschwert auch die Beendigung der Kriege. Kein Franzose fürchtete, als wir an der Loire standen, wir könnten am Ende alles Land bis dorthin für uns behalten, oder gar das Volk überhaupt unterjochen. Die Besorgniß vor dem Verlust von Provinzen wird also heute nur noch da ein Mittel sein, die Nachgibigkeit des Gegners zu erzwingen, wo das innere Gefüge des Staats ein lockeres, nicht auf Stammesgemeinschaft beruhendes ist. Oesterreich dürfte aus inneren politischen Gründen nicht daran denken, Oberitalien wieder in seinen Staaten-Verband aufzunehmen, selbst wenn seine Heere siegreich bei Neapel stünden. Wir könnten weder die Champagne noch Burgund an uns reißen wollen, auch wenn wir es im Kriege erobert hätten.

Den national einheitlichen Staaten erwächst daraus eine erhöhte Widerstandsfähigkeit. Sie wird man mit Sicherheit erst zur Nachgibigkeit *zwingen* können, wenn man es dahin bringt, daß im ganzen Lande das Friedensbedürfniß die Lust zur Fortsetzung des Krieges überwiegt. Es wäre rein theoretisch wohl denkbar, daß bei einer sehr hartnäckigen Nationalität hierzu eine Besetzung des gesammten Gebietes und ein dauernder Druck nothwendig wird. Dies um so mehr, als ein Friedensschluß vielfach der Zustimmung von Parlamenten bedarf, die vielleicht von einer Handvoll Fanatiker beherrscht werden. Bis zu einem solchen Aeußersten wird es freilich in der Praxis selten oder niemals kommen; doch entnehmen wir daraus die Lehre, daß die gewaltsame Durchführung eines politischen Zwecks durch den Krieg, den Nationalstaaten unserer geschichtlichen Entwickelungsperiode gegenüber, unendlich viel schwerer ist, als sie jemals war. Unstreitig werden die Kriege der Zukunft den innern Werth der Völker auf härtere Proben stellen, als die bisherigen.

Darum mahnt die „Strategie" mit Recht, alle Kräfte und Mittel zum



Digitized by Google

Kriege vorzubereiten, welche der Staat nach seinem Vermögen gut vorbereiten kann. Wir dürfen sogar noch weiter gehen. Auch die beste Organisation könnte sich in einem denkbar schlimmsten Falle erschöpfen. Dann tritt für sie die kriegerische Tugend ein, die überhaupt im Volke wohnt. An Stelle der vorbereiteten Wehrkräfte entstehen Gebilde, welche mehr und mehr Improvisationen ähnlich sehen. Von Nutzen werden dieselben aber nur sein, wenn gehaltvolle Vaterlandsliebe, kriegerischer Sinn und ein gründliches Verständniß für das Wesen des Krieges vorhanden ist. Auf die breiten Massen kann dasselbe nur in untergeordneter Art übertragen werden. Aber es genügt auch, wenn die gebildete Welt damit getränkt wird; denn, so lange das Material für Führer vorhanden ist, fehlen auch die Soldaten nicht. Wer sich zur führenden Classe des Volkes rechnet, sollte stets der Pflicht eingedenk sein, im Nothfall seinen Platz auch als Führer im Streite ausfüllen zu können. Schon darum wünschen wir der „Strategie" von Blume zahlreiche Leser. Mehr noch: wir schließen auch das Verlangen an, daß die Lehre vom Kriege, mit Ausnahme rein fachmännischer Details, sich öfter als es bisher geschehen, in ein anziehendes Gewand kleide und sich gemeinverständlicher Sprache bediene, damit sie, was sie sein soll, ein Gemeingut des Vaterlandes werde.

Digitized by Google

# Aus zwei annectirten Ländern.

## Erzählungen eines deutschen Officiers.

### 7.

Die Saison näherte sich ihrem Ende. Die Hoffeste sollten mit einem großen Costümball im Schauspielhause geschlossen werden, zu welchem die Einladungen weit über die Grenzen des Hofcirkels hinaus in andere Gesellschaftskreise ergingen. Verschiedene Quadrillen wurden berathen und beschlossen. Wichard war zu der Quadrille der Königin befohlen. Die Dame wurde ihm zugetheilt, es war die Melanie. Tante Balbina war zu dieser Quadrille nicht aufgefordert. Dies war eine unerwartete und verstimmende Einleitung des Festes für sie. „Sie will sich krank melden," sagte Cordula mir, „und ich glaube, sie ist wirklich krank; denn sich habe sie noch niemals so heftig gesehen." Gegen mich äußerte Tante Balbina sich über diesen Zwischenfall nicht. Auch hatte sie sich später eines Anderen besonnen. Sie hoffte noch, daß die Eine oder Andere der glücklicheren Damen krank werde und dann an sie die Reihe komme, den fehlenden Platz in der Quadrille der Königin auszufüllen. Für den Fall, daß dies nicht geschehe, ließ sie sich ein reiches griechisches Costüm bereiten. Der Dragonermajor versprach, in dem Originalanzuge eines vornehmen Beduinen zu erscheinen und wollte Cordula führen. Dies hintertrieb Tante Balbina. Cordula wurde einer Tyroler Quadrille zugewiesen und hierdurch auch ihr die Vorfreude an dem Feste verdorben.

Zu meiner Ueberraschung sagte Alfred mir, diesen Costümball wolle er besuchen, so Etwas habe er noch nicht gesehen. Er wolle aber unerkannt bleiben und fordere von mir, daß ich ihn auf keinen Fall verrathe. Er müsse seine Verkleidung in unserer Wohnung anlegen; sonst würde er auch mir nicht gesagt haben, daß und wie er zu dem Feste gehe. Nun trug er spät Abends Pakete, welche Theile seiner Garderobe enthielten, selbst nach Hause und machte alle Vorbereitungen mit eben so viel Sorgfalt wie Vorsicht.

Als der Abend des Balles kam, begann er schon frühzeitig, nachdem er unsern Diener weggeschickt und die Thüren verschlossen hatte, seine Toilette. Er fing damit an, sein Gesicht zu malen, Nase und Augenbrauen durch aufgeklebte

Digitized by Google

Stoffe zu formen und einen weißen Bart anzulegen. Er kleidete sich in schwarze seidene Strümpfe, kurze dunkele Beinkleider, Schuhe mit seidenen Schleifen und goldenen Schnallen, ein braunes, seidenes Unterkleid, über welches das reiche Gehenk des zierlichen Degens kam; setzte eine weiße Perrücke und einen breitkrämpigen, mit einer Diamantagraffe geschmückten Hut auf den Kopf, zog einen weiten pelzverbrämten Rock über und ergriff die Spitzenhandschuh und einen Rohrstock mit goldener Krücke. Dann nahm er eine gebückte Haltung an und so präsentirte er sich mir als ein gebeugter, magerer Alter mit faltigem, eingefallenem, doch nicht unschönem Gesicht, welches ich schon irgendwo gesehen zu haben glaubte. Er war das wohlgelungene Abbild eines von Rembrandt gemalten alten niederländischen Handelsherrn.

„Vortrefflich!" rief ich aus. „Schade, daß Du nicht Schauspieler geworden bist."

„Da magst Du Recht haben. Du verräthst mich auf keinen Fall!"

„Nein!"

Als auch meine Toilette beendigt war, ging ich die Treppe hinunter, um den Weg zu recognosciren. Niemand war da; der Meister, die Meisterin wie das Gesinde waren nach dem Platz vor dem Theater gegangen, um die Anfahrt der costümirten Herrschaften zu sehen. Alfred hüllte sich in einen langen Mantel, bedeckte den Kopf mit einem dunklen Tuch und setzte einen Civilhut auf. So stiegen wir in den bereit stehenden Wagen. Schon an der Ecke des Theaterplatzes ließ er halten; er wollte die letzte Wegstrecke allein zu Fuß zurücklegen.

Das Theater war herrlich umgewandelt, Zuschauerraum und Bühne zu einem weiten, reich verzierten Saal gemacht, worin jetzt ein Gedränge von Menschen in den verschiedensten Trachten sich durcheinander schob. Erst allmälig fand man Bekannte. Tante Balbina ging als Griechin am Arm des Beduinen. Ihrer vollen, noch frischen Gestalt stand die Tracht sehr gut und der Major mit gebräuntem Gesicht und dunkelem Haar sah in dem weißen Burnus vortrefflich aus. Die Beiden bildeten wirklich eines der schönsten Paare.

Eine Fanfare, der ein Marsch folgte, verkündigte die Ankunft des königlichen Zuges. Die Festordner voran machten Platz, der Zug bewegte sich durch den Saal, dann begann der Tanz der Quadrillen. Zuerst kam die der Königin, eine zwar nicht geistreiche, aber höchst prächtige Karten-Quadrille. Die Königin tanzte sie mit Timon, ihr gegenüber die Melanie mit Wichard. Auffallend war, wie sehr die Gestalten der Königin und Melanie sich glichen, so sehr, daß, wer die Verschiedenheit der Farben vergaß, die kleine Diamantenkrone und den anderen reichen Juwelenschmuck der Königin im großen Lichterglanze nicht beachtete und die Gesichter nicht sah, die eine von der anderen kaum unterschied.

Auch die anderen Quadrillen wurden sehr bewundert, die der Tyroler erwarb sich vielen Beifall. Ich hatte Cordula noch nie so hübsch gesehen, ich erkannte sie sogar nicht gleich. Ihrer vollen Figur stand das Mieder, ihrem runden Gesicht das Tyroler Hütchen allerliebst. Als ihre Quadrille vorgeführt war, kam Cordula zu mir, aufgeregt, ängstlich. Sie hatte immer Tante Balbina mit ihrem schönen Beduinen im Auge. Ich wollte das Gespräch auf diese lenken, als ich Hauptmann Zettel und Frau begrüßen mußte, die als Rococo-Paar sehr gut aussahen.

Digitized by Google

Dann erschien in einiger Entfernung der gebückte, zuweilen leise hustende, niederländische Kaufherr, der nach und nach die Aufmerksamkeit auf sich zog und bald mit den verschiedensten Personen im Gespräch war. Nach einer folgenden Quadrille war er in meiner Nähe. Er sah mich im Vorbeigehen lange an und schien mich nicht zu kennen. Neben einem Kalenberger Schäfer, den ich nicht kannte, blieb er stehen. Des ersteren kleidsame Tracht: die Sammethose, die rothe geblümte Weste, der lange weiße Leinenrock mit großen Knöpfen und der dreispitzige schwarze Filzhut, paßte mit ihrer Bescheidenheit nicht zu dem hochmüthigen Gesicht mit dem schwarzen Haar, den stechenden Augen und den festgeschlossenen Lippen. Wie er so dastand, recht unschuldig an den langen Schäferstab gelehnt, war er ein Heuchler. Er mißfiel mir sehr. Mit ihm unterhielt der Greis sich lange.

Nach den Quadrillen begann der allgemeine Tanz. Die Paare in dem weiten Saale flogen dahin. Ich hatte mich noch nicht engagirt, ich wollte erst das bunte, lebendige Bild ungestört betrachten. Da legte sich eine Hand auf meinen Arm und ich hörte Cordula's Stimme. „Geh' mit mir," bat sie. Sie legte ihren Arm in meinen und zeigte auf den Weg aus dem Saal in den Logengang. Sonst war sie in größerer Gesellschaft gegen den bürgerlichen Vetter noch nie so zuthulich gewesen; jetzt war etwas von rücksichtsloser Hast in ihr. Wir kamen an die zum oberen Foyer führende Treppe. Dem hier stehenden Lakai gab sie ein Zeichen. Wir schritten hinauf. Der schöne, heute mit Blumen noch mehr geschmückte Foyer war halbdunkel und leer.

„Wohin willst Du?" fragte ich.

Sie antwortete nicht, sie führte mich nach dem Concertsaal, in welchem später soupirt werden sollte. Die Saalthür war nicht verschlossen, wir traten ein. Auch dieser große Saal war, um ihn kühler zu erhalten, noch dunkel gelassen; nur einzelne Lichter zeigten die Reihen von Orangebäumen, um deren Stämme die mit feinen Tüchern belegten, mit edlem Geschirr besetzten Tische für das Souper bereitet waren.

Vor uns ging ein anderes Paar. Bald erkannte ich den Beduinen, an seiner Seite ging die Griechin Balbina. Cordula's Arm zitterte in dem meinigen. Und in noch größerer Entfernung war ein Paar, welches jetzt umzukehren schien. Gleich darauf erklang ein Ach! von Damenstimmen, und als ich mit Cordula heran kam, nochmals ein Ach! Das dritte Paar war die Melanie mit Wichard. Mein Erstaunen war groß. Die Melanie und Tante Balbina versuchten zu scherzen, es gelang ihnen schlecht. Sie behaupteten, es sei überall im Hause heiß, nur hier kühl. Nun wollten sie in die Gesellschaft zurückkehren. Wir traten aus dem Saal und kamen in den Foyer. Da saß auf einem Stuhl an der Wand der niederländische Greis. Als wir nahe bei ihm waren, erhob er sich müde an seinem Stock und lehnte sich seitwärts des Stuhls an die Wand.

„Ich bedarf der Erholung," redete er uns an, als wolle er seine Anwesenheit in diesen Räumen entschuldigen.

„Bald wird Dir, werther Alter, dort Erquickung gereicht," erwiderte ich.

„Mir ist's Erquickung, die Jugend zu sehen," sagte er hierauf, „Erquickung und Trübsal."

Digitized by Google

„Trübsal, weshalb?“ fragte jetzt Tante Balbina. „Weil Dir die Jugend fehlt?“

„Du irrst wieder,“ entgegnete er. „Nicht weil die Jugend mir fehlt. Nein, weil die Jugend fehlt.“

„Ich irrte wieder, sagst Du?“ fuhr die Griechin fort. „Irrte ich sonst?“

„Du irrtest, als Du den Moslem in jene Halle der Freude führtest.“

Sie schwieg bestürzt.

„Und Du, schöne Treffönigin,“ wandte er sich jetzt an die Melanie, „wie stolz schreitest Du neben dem ritterlichen Kartenkönig. Hältst Du das Spiel schon für gewonnen? Du irrst.“

Auch die Melanie erschrak und sah verlegen um sich. Der Greis erhob wie warnend seinen Stab, indem er sich mit der anderen Hand an der Wand stützte und sprach feierlich:

„Die Schönheit irrt, die Jugend fehlt.
Ihr habt das Rechte nicht erwählt.“

Und als er diese Worte gesprochen hatte, öffnete und schloß sich hinter ihm die Wand, er war verschwunden.

„Wo ist er?“ rief die Melanie erschrocken.

„Wer ist er?“ fragte Tante Balbina.

„Ein toller Kerl,“ sagte der Beduine.

Wichard schien am meisten bestürzt zu sein. „War das mein Vater?“ fragte er mich zuletzt.

„Wie kannst Du das glauben? Wie sollte der hierher kommen?“ sagte ich lachend.

„Lassen Sie uns gehen,“ flüsterte die Melanie. Sie war unter der Schminke blaß geworden. Auch Tante Balbina sah geängstigt aus.

Wichard führte seine Dame voran, wir folgten und traten in die große Mittelloge, von der eine mit Palmen und blühenden Gewächsen eingefaßte Treppe in den von der fröhlichen Gesellschaft gefüllten Tanzsaal hinunter führte. Von dem eigenthümlich hübschen Anblick überrascht und gefesselt, blieben wir eine Weile stehen. Da kam ein Kammerherr und entbot die Melanie und Tante Balbina zu Ihrer Majestät. Ich sah, wie Cordula über diesen Befehl, welcher die Griechin von dem Beduinen trennte, sich freute. Gleich darauf eilte einer der Festordner die Stufen hinauf und fragte: „Haben Sie den niederländischen Greis gesehen? Die Königin will ihn sprechen.“

„Vor Kurzem,“ antwortete ich. „Wo er jetzt ist, wissen wir nicht.“

„Ich glaube ihn dort zu sehen,“ sagte Wichard und wies auf das Getümmel in dem Bühnenraum.

„Ja wohl, da ist er,“ sagte der Festordner und eilte die Stufen wieder hinab.

Zu meiner Freude kam jetzt ein schmucker Tyroler, Cordula zum Tanz zu holen, und ich eilte nun dahin, wo die Königin war und wo bald auch der niederländische Greis an seinem Krückstock erschien. Er hatte den Hut von dem weißen Haupt genommen und näherte sich mit Zeichen der Ehrfurcht Ihrer Majestät, die, ihren Hofstaat hinter sich, in einem weiten Kreise allein stand. In der vorderen Reihe dieses Kreises befand sich der Kalenberger Schäfer; es

Digitized by Google

fiel mir auf, daß er die Königin und den Greis scharf beobachtete. Letzterer beugte seinen alten Rücken tief und auf das Anmuthigste vor Ihrer Majestät und hatte nun eine längere Unterredung mit ihr, von der man kein Wort hörte. Aber ich beobachtete, daß die Königin erst lächelte, darauf gespannt aussah, dann ängstlich wurde, bis sie eine verlegene Bewegung als Entlassungszeichen machte und ziemlich schnell zurück trat. Ich wurde besorgt und wie es schien, nicht ohne Grund, denn nun glaubte ich unter den Herren und Damen der Königin eine etwas lebhaftere Bewegung wahrzunehmen. Unwillkürlich blickte ich mich nach dem Schäfer um und sah ihn noch eben, wie er sich durch die Umstehenden drängte, um weiter zu gehen. Jetzt war der Greis an meiner Seite. „Nimm Dich vor dem Schäfer in Acht," sprach ich leise, zu ihm gewandt. Wenige Augenblicke später fragte einer der Festordner: „Wer ist der Greis? Wo ist er?" Der Gesuchte war nicht mehr da, er mußte das Haus verlassen haben.

Indeß die Wenigen, welche diesen kleinen Vorfall beachteten, vergaßen ihn in dem persönlichen Interesse der schönen Stunden; das Fest ging weiter und erst früh Morgens kehrte ich in unsere Wohnung zurück.

Alfred lag im Bett und schlief den Schlaf der Gerechten. Als ich Licht anzündete, erwachte er und fragte: „Hast Du Dich gut amüsirt?"

„Vortrefflich."

„Hast Du mich auch nicht verrathen?"

„Nein. Du kannst ganz unbesorgt sein. Niemand außer uns kennt den Greis."

„Bei Euch konnte ich das Reimen nicht lassen, an dem dummen Vers hätte man mich erkennen können."

„Höchstens konnte er Wichard auf die Spur bringen, aber er hielt Dich einen Augenblick für seinen Vater."

Alfred lachte, richtete sich auf und wurde ganz munter. „Ich hatte mein Gesicht nach dem Porträt seines Ahnen gemacht, vielleicht auch unseren Dialekt nicht genug geändert."

„Was hast Du der Königin gesagt?" fragte ich. „Du scheinst sie aufgeregt zu haben. Gleich darauf wurdest Du gesucht."

„Später," war seine Antwort. „Lege Dich jetzt schlafen."

„Sage mir wenigstens noch, ob Du den Kalenberger Schäfer kennst."

„Das ist ein Hallunke Namens Melet. Schlafe wohl!"

Er legte sich nieder und war gleich wieder eingeschlafen. — O, du liebe, ehrliche Seele!

Am anderen Morgen trank Alfred schon seinen Kaffee, als ich aufstand. Ich mußte eilen, um nicht zu spät zum Dienst zu kommen. Deshalb sprachen wir nur, was uns zunächst lag. Alfred war lustiger als sonst und lachte hell auf, als ich fragte: „Hat der Schäfer Dich gestern Abend verfolgt?"

„Ja wohl. Und ich bin ihm ebenso entkommen, wie Euch. Er ging mir in den Foyer nach. Vor meiner Thür blieb ich stehen, die Hand am Drücker, und als er auf mich zu schritt, hob ich warnend den anderen Arm und sprach feierlich: Hüte Dich, Du bist erkannt! Er schrak zurück und ich verschwand. Vermuthlich hält er, wie Deine Begleitung, es für angemessen, von diesem Aus-

Digitized by Google

gang nicht zu reden. Aber einerlei, forschte man nach, so würde man nichts finden, als die Schlüssel an dem vorgeschriebenen Platze." Und lachend nahm er Degen und Mütze, um nach der Caserne zu gehen.

In der Messe wurde viel von dem gestrigen Feste, nur nebenbei von dem niederländischen Alten gesprochen. Kastor meinte, dieser sei ein bekannter braunschweig'scher Officier, der schon bei mehreren Maskeraden und Costümbällen Greise mit großem Talent dargestellt hatte. Ein Anderer hielt es für wahrscheinlicher, daß hinter der Maske ein Schauspieler steckte, der mitunter zu den kleinen Cirkeln der Königin befohlen wurde. Mehrere behaupteten, der Greis sei wirklich ein Greis gewesen. Der politische Lieutenant hatte gehört, der Unbekannte habe der Königin wichtige Mittheilungen gemacht und sei wohl gar ein politischer Agent. Diese Aeußerung rief bei den Einen Gelächter, bei den Anderen Kopfschütteln hervor. War es doch bekannt, daß die gute Königin, die ihr eigenes Urtheil bescheiden zurückhielt, keinen politischen Einfluß hatte und haben wollte. Es hieß sogar, Seine Majestät mißtraue in politischen Dingen ihr nicht weniger, wie seinen Ministern.

Nach Tisch führte ein glücklicher Zufall mich in dem Augenblick in das Museum, als der Polizeidirector Wermuth in die Conversationszimmer ging. Ich folgte ihm. Auch hier war die Rede von dem königlichen Feste. Jemand sagte: „Es ist doch merkwürdig, daß man nicht herausbringen kann, wer den Greis dargestellt hat."

Der Polizeidirector bemühte sich, mit seinem immer wichtigen Ausdruck zu lachen. „Wir wissen bereits, wer es ist," sprach er. Alle wurden neugierig; nur der gelehrte Major nicht, der wieder in etwas mißachtender Weise seinen Kopf auf das Rückenpolster des Divans zurückschlug.

„Wie haben Sie das herausgebracht?" fragte der Oberbaurath.

„Sehr einfach," erklärte mit einem Tone, der jedes eigene Verdienst ablehnen wollte, der Polizeidirector, „durch die beim Eingange abgenommenen und auf den Namen lautenden Einladungskarten. Alle Erschienenen bis auf Einen waren bekannt. Dieser mußte es also sein."

„Wer ist es denn?" fragte der Oberbaurath weiter.

Nun hob der Polizeidirector schweigend das Haupt und ging in das Lesezimmer.

Ich fürchtete für Alfred und erzählte ihm, als wir endlich am Abend allein waren, was ich gehört hatte. Da lachte er noch herzlicher als am Morgen. „Ich habe meine Einladungskarte gar nicht abgegeben. Hier ist sie noch."

Aber der fröhliche Ausdruck wich von ihm, als er weiter sprach: „die Verhältnisse hier im Lande werden immer trüber und treiben uns in Preußens Arme. Auch Aurelius, der eifrige Kämpfer für Deutschlands Einigung, fürchtet, daß Hannover seine Selbständigkeit einmal ganz verlieren wird, weil es nicht einen Theil davon zum Besten des Ganzen opfern will. Heute nannte er bei Wellmeiers die Art, wie unser König gegen seinen großen Nachbar verfährt, travailler pour le roi de Prusse. Gegen die letzten Vorschläge, wodurch Preußen der deutschen Kriegsverfassung einen besseren Halt geben wollte, hat Hannover protestirt. Ebenso gegen die preußischen Vorschläge zur Schaffung einer deutschen

Digitized by Google

Kriegsmarine. Billige Wünsche der preußischen Regierung hinsichtlich der nothwendigen Verbindungen zwischen ihren Landestheilen sind von uns schnöde abgewiesen worden, als wären wir mit einer uneinnehmbaren Mauer umgeben, als könne der große, uns umschließende Nachbarstaat sich diese kleinlichen Hemmnisse seiner Lebensbedingungen auf die Dauer gefallen lassen. Der Umstand, daß der Prinz-Regent die preußische Wehrkraft jetzt in großem Maße auszubilden trachtet, soll unseren König gegen diesen nahen Verwandten und natürlichen Bundesgenossen noch argwöhnischer gemacht haben. Und nun kommen von allen Seiten Menschen, welche ihn in seinem Wahn mehr und mehr verstricken, politische Agenten aus dem Auslande und Creaturen aus dem eigenen Lande, die sich in Gunst bringen, indem sie seinen Vorstellungen schmeicheln. Nicht selten erscheinen ohne Wissen der Minister königliche Verfügungen, die Alle überraschen, vielleicht mit Ausnahme derjenigen untergeordneten Personen, welche Zutritt bei Georg V. haben und denen es gelang, seine Gedanken zu leiten."

„Ist Melet ein österreichischer Agent?" fragte ich.

„Ohne Zweifel. Er soll die Königin in das österreichische Fahrwasser bannen. Zwar denkt sie nicht daran, sich in die Politik zu mischen. Sie amüsirt sich und glaubt, das gehe so fort. Es könnten aber doch Zeiten kommen, wo sie um ihrer Kinder willen eingreifen, mit der Angst der Mutter auf die Vorstellungen anders Denkender, namentlich ihrer Verwandten, hören möchte. Auch sie soll mit Abneigung gegen Preußen, mit Zuneigung zu dem katholischen Oesterreich erfüllt werden. Da sie zu religiöser Hingebung neigt, hofft man wohl gar, sie katholisch zu machen. Wenn das nun auch nicht gelingt, die Katholiken gewinnen immer festeren Boden im Lande. Denn hierbei hilft der kluge Windthorst, und beiden Majestäten wird die Vorstellung beigebracht, daß die Katholiken die besten Unterthanen seien."

„Wodurch hast Du Melet gestern in solche Aufregung versetzt?"

„Meine erste Unterredung mit ihm hatte ihn in Zweifel darüber gelassen, ob ich wie er ein Jesuit wäre, dem jedes Mittel recht ist, oder ob ich ihn hinterginge. Und da er über die Königin Macht gewinnen möchte, es koste was es wolle, so legte er meiner etwas geheimnißvollen Unterredung mit Ihrer Majestät Werth bei."

„Was sagtest Du der Königin?"

„Ich stellte mich als niederländischen Kaufherrn vor und erzählte, daß ich in jüngeren Jahren die Schätze Indiens, die schönen Frauen des Kaukasus kennen gelernt hätte. Hier, wo Ihre Majestät herrsche, finde ich beides, Reichthum und Schönheit. Ich habe die persischen Großen beim Schach, französische Könige beim Kartenspiel, aber nie eine so merkwürdige Partie wie heute gesehen, wo um Ihre Majestät die niederen Karten sich unterwürfig gruppirten. Wäre hier auch die Weisheit Arabiens, so sei dieser Ort der vollkommenste. — „Haben wir nicht gut gespielt?" fragte die Königin. — „Erhabene Herrin!" antwortete ich, „wie im Schach die Königin durch die Schuld ihrer Unterthanen in Gefahr kommen kann, wie ein Spiel um so schwieriger, je mehr Karten Bedeutung haben, so ist es auch im Leben. Darum, wer einen hohen Einsatz zu verlieren hat, blicke um sich, ob nicht falsche Spieler da sind, und wer Viele zu hüten

Digitized by Google

hat, sorge, daß er treue Schäfer habe." — „Um dies zu erfahren, brauchtet Ihr nicht weit zu reisen," sprach sie. Da fuhr ich fort: „Wer weit gereist und alt ist, wie ich, weiß besser diesen Rath zu würdigen. Auch mich haben betrogen, die ich für Freunde hielt, auch mich wollte ein falscher Schäfer auf blumige Gefilde führen, um mich zu verderben. O, Majestät! Es gibt viele falsche Schäfer." — Nach diesen Worten wurde ich, wie Du gesehen hast, entlassen."

Nachdenklich schwiegen wir Beide. Da klopfte es, und gleichzeitig riefen wir: „Das ist Wichard!" Unsere trüben Gedanken wichen, als der heitere Freund eintrat und seine fröhliche Stimme erklang.

„Gut bekommen?" fragte er mich. „Schade, daß Du nicht da warst, Alfred. Du hättest Dich besser amüsirt, als bei Deinen Geographie-Büchern."

„Dein Amüsement fing auf bedenkliche Weise an," sagte ich scherzend.

Etwas verlegen rief er aus: „Hast Du es Alfred erzählt?"

„Wie? Sollte ich es nicht?"

„Nun ja, ihm; aber keinem Anderen?"

„Nein."

„Laß uns nicht davon sprechen. Es war doch etwas sonderbar von den Damen. Nicht?"

„Du hast angefangen."

„Freilich. Oder richtiger die Melanie. Sie verlangte meine Begleitung in den Concertsaal, sie wollte die Anordnung in demselben ungestört besehen. Ich habe ihr aber kein unpassendes Wort gesagt."

„Das glauben wir Dir gern," sprach Alfred lachend.

„Hast Du Deinen verkleideten Vater gefunden?" fragte ich.

„Wahrhaftig, ich glaubte, er wäre es. Es soll ein etwas excentrisches und oppositionelles Mitglied der bremischen Ritterschaft sein. Er ist eigentlich nie hier, sondern immer, wenn nicht auf seinem Gute, auf Reisen. Er soll noch allerlei Späße, auch mit der Königin gemacht haben. Aber war es nicht ein famoses Fest?"

So scherzten wir weiter. Als Wichard gegangen war, sagte Alfred: „Diesen guten Menschen brauchen wir nicht zu warnen. Sein sonnenklares Gemüth hält ihn auf dem richtigen Wege."

Tante Balbina und Cordula hatte ich einigemale vergeblich aufgesucht. Der Leseabend hatte mit Schluß der Saison von selbst aufgehört. Von dem alten Kammerdiener erfuhr ich, daß die Damen sehr beschäftigt wären. Erst in der Osterwoche traf ich sie. Beide waren sehr verstimmt, Cordula schien geweint zu haben. Bald nach meiner Ankunft wurde der Wagen angemeldet, Tante Balbina fuhr aus und überließ Cordula mir. Als wir Beiden allein waren, brach das arme Mädchen in Thränen aus. „Ich halte es nicht mehr aus. Seit Tante bei der Königin in Ungnade ist —"

„In Ungnade?"

„Weißt Du das nicht? Mit der Quadrille, zu der sie nicht befohlen wurde, hat es angefangen und seitdem ist es schlimmer geworden. Nur das Henriettenstift hält Tante noch einigermaßen aufrecht."

„Was geht aber diese Ungnade, wenn sie wirklich vorhanden ist, Dich an?"

Digitized by Google

„Auf mich schüttet Tante ihre übele Laune aus. Und nicht allein deshalb."

„Weshalb denn sonst noch?"

„Das kann ich nicht sagen. — Tante beklagt sich mit Recht, daß die Melanie Alles an sich reißt. Und sie ist doch als Fremde zu uns gekommen. Seit Dein Freund die Quadrille mit ihr getanzt hat, ist die Feindschaft ausgebrochen. Nun ist Tante zuweilen verwirrt. Neulich stieß sie die Worte aus: — Jetzt weiß ich es, die Melanie hat Leinau's versetzt. Ha, ha — und sie lachte wie eine Unsinnige — wäre die nur wieder hier! — Verstehst Du das? Und nun —"

Cordula fing wieder an zu weinen.

„Fasse Dich doch, Cordula. Es ist ja kein Unglück geschehen."

„Du solltest nur ein paar Tage bei uns wohnen und sehen, wie sie ist. Sie lauert förmlich auf, ob der Dragonermajor kommt. Ich glaube, er kommt gar nicht ihretwegen."

„Er kommt wohl Deinetwegen?"

„Ach, Ernst — Dann ist sie jedesmal zu Hause, dann hat sie immer Zeit, dann verläßt sie das Zimmer keinen Augenblick und ist gegen ihn die Liebenswürdigkeit selbst. — Aber in ihrer üblen Laune kann sie noch Unglück anrichten."

„Wie so?"

„Sie kann auch gegen Fremde unpassend grob werden."

„Gegen wen ist sie das geworden?"

„Gestern noch gegen den neuen Oesterreicher, den Herrn Melet. Er mußte wissen, daß sie zu Hause war; denn er kam unmittelbar nachdem sie im Wagen zurückgekehrt war. Dennoch ließ sie sagen, sie sei nicht zu Hause. Und sie weiß doch, daß die Königin ihn schätzt. Als ich sie hierauf aufmerksam machte, rief sie im vollen Zorne: — Den kann die katholische Melanie behalten! Ich bin Lutheranerin und das will ich bleiben. — Ist das nicht ganz verwirrt? Und er ist ein angenehmer Mann."

„Hast Du ihn kennen gelernt?"

„Tante wollte, daß ich ihn annehme. Da hat er lange bei mir gesessen. — Nach dem Feste verreist Tante, sie will fremde Diaconissinnen-Anstalten besehen. Das ist vernünftig; dadurch kommt sie bei Ihrer Majestät vielleicht wieder in Gnade. Daß sie mich mitnehmen will, halte ich dagegen für überflüssig."

„Also Du reisest mit?"

„Ich wollte während der Zeit gern nach Hause. Tante will es nicht, ich könne auf der Reise viel lernen; aber das ist es nicht. Sie will nur nicht —".

Cordula stockte und hätte fast wieder geweint.

„Wir haben noch gar nicht von dem letzten Hoffeste gesprochen," sagte ich ablenkend.

„Tante will nicht, daß ich davon spreche."

„Aber ich darf davon sprechen. Der Dragonermajor sah in seinem Costüm wirklich sehr gut aus."

„Nicht wahr?"

„Du warst nicht minder hübsch, Cordula."

„So, fandest Du das? Er hat mir darüber auch ein Compliment gemacht."

Digitized by Google

Die Militär-Akademie war geschlossen und unser Examen gut verlaufen. In Folge dessen wurden wir an Königs Geburtstage zu Premier-Lieutenants befördert. Alfred und ich waren sogar, wie unsere Vorgesetzten im Regiment sagten, belobt worden und letztere riethen, wir möchten uns für den Herbst zum Generalstabe melden. Ich hatte große Neigung hierzu. Die Schüler des Generalstabes genossen im Winter theoretischen Unterricht in der Generalstabs-Akademie und wurden im Sommer zu der topographischen Landesvermessung und im Herbst, wenn Manöver waren, zur Dienstleistung bei den Befehlshabern der übenden Truppen commandirt.

Es war jedoch nicht wahrscheinlich, daß von demselben Regiment gleichzeitig zwei Officieren diese Begünstigung zu Theil wurde und deshalb quälte mich der Gedanke, daß ich Alfred im Wege sein könnte, ebenso sehr wie der, daß ich hinter ihm zurückstehen müsse. Indeß schwieg ich hiervon. Da sagte er eines Tages: „Ich habe mir die Sache überlegt. Ich werde mich nicht zum Generalstabe melden. Glaube nicht, daß dies Edelmuth gegen Dich ist. Melde Du Dich!"

„Du auch!"

„Nein. Einerlei, ob Du es thust oder nicht, ich werde es nicht thun. Ich will die Zeit zu meinen Lieblingsstudien benutzen. Für den Frontdienst weiß ich genug."

Bei Wichard lag die Frage nicht vor, weil er im folgenden Winter mit seinem Vater reisen sollte. Unerwartet kam er schon jetzt dazu, einen langen Urlaub anzutreten. Eines Tages nämlich waren seine Eltern, ihn überraschend, in Hannover angekommen. Alfred und ich machten ihnen bald unsere Aufwartung und erfuhren, daß die Baronin ihre Einrichtung für den Winter selbst vorbereitete und Wichard schon jetzt um Urlaub für ein Jahr bitten sollte, um sich in der Schweiz die französische Sprache vollständiger anzueignen und Studien für die Reise nach Frankreich und Italien zu machen. Dies war gewiß ein sehr verständiger Plan. Nachdem jedoch die Baronin mich vor anderthalb Jahren über Felicia in's Verhör genommen und dabei gezeigt hatte, daß sie in Hannover Correspondenten besaß, welche ihr Nachrichten über Wichard zukommen ließen, konnte ich annehmen, daß ähnliche Ursachen die neuen Entschlüsse bewirkten. Nach acht Tagen verließen Wichard's Eltern, von allen Eindrücken befriedigt, Hannover und eine Woche später folgte er ihnen, um vor Antritt seiner Reise noch einige Zeit in der Heimath zu sein. So leid Alfred und mir die Trennung von ihm that, sahen wir doch gern, daß er den Beziehungen zu der Hofgesellschaft, die ihn mehr ergriffen, als er sie suchte, entrückt war.

Tante Balbina und Cordula waren fort. Die Zugvögel der Gesellschaft, welche den Winter in, den Sommer außerhalb der Stadt verleben, begaben sich auf neue Wanderungen. Die Sommerstille begann in die Residenz einzukehren.

## 8.

Die Spaltung im Lande zwischen Anhängern und Gegnern der Regierung wurde größer. Der Minister von Borries hatte die unbedachte Aeußerung gethan, daß die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zur Abwehr

Digitized by Google

ihrer, vom Nationalverein geforderten Mediatisirung nöthigenfalls bei auswärtigen Mächten Hilfe suchen würden. Dies erinnerte an den Napoleonischen Rheinbund und rief bei Allen, welchen die Würde Deutschlands etwas galt, Entrüstung hervor. Die Ansicht, daß eine zuverlässigere Macht, als der Frankfurter Bundestag, die deutschen Einzelstaaten beherrschen müsse, breitete sich weiter aus und die Achtung vor jener Centralbehörde nahm besonders in Hannover ab, wo ihre bedauernswerthen Entscheidungen in der frischesten Erinnerung standen. Weil nun über den Minister von Borries in der Allgemeinen Ständeversammlung und im Volke heftiger noch als früher geklagt wurde, glaubte der König ihm eine Genugthuung geben zu müssen. Aus eigenem Entschluß erhob er gerade jetzt den formlosen Herrn von Borries in den Grafenstand. Dies machte einen höchst peinlichen Eindruck, wurde von dem Adel sehr übel vermerkt und im Publicum bespöttelt. Unser Nachbar, der Buchbinder, nannte den Polizeidirector Wermuth Graf Bitter, welcher Witz dauernde Anwendung fand.

Die Reise des Königs im Juni 1860 nach Baden-Baden zur Begrüßung des Kaisers der Franzosen wurde im Lande mit Argwohn betrachtet. Zwar hatte Louis Napoleon nur den Prinz-Regenten von Preußen zu einer Zusammenkunft aufgefordert und letzterer die regierenden Fürsten der deutschen Mittelstaaten veranlaßt, an der Zusammenkunft theilzunehmen. Die Gemeinschaft mit dem Prinz-Regenten schloß undeutsche Zugeständnisse aus; und daß unser König in Baden-Baden nicht nur glänzend aufgetreten war, sondern auch durch seine stolze Erscheinung dem Kaiser Napoleon imponirt hatte, hörten die Hannoveraner gern. Der Hofstattler erzählte es mir sehr vergnügt mit den Worten: „dat is en König, hat hei seggt." — Aber dies Alles vermochte das Mißtrauen nicht zu beseitigen, daß Napoleon hinter dem Rücken des Prinz-Regenten mit den kleinen Souveränen verhandelt und neue Zwietracht in Deutschland gesäet habe.

Die Verstimmung in Hannover bemerkte man bei den Gelegenheiten, wo Georg V. sich öffentlich zeigte, nicht. Der schöne, blinde Fürst besaß noch immer viel Anhänglichkeit im Volke. Es war Herkommen, daß der Hof, der während des Sommers in dem lieblichen Herrenhausen so lange blieb, bis der König in das Seebad Norderney reiste, bei einigen der größeren Sommerbelustigungen, welche die Hannoveraner sich alljährlich bereiteten, erschien. Der Glanzpunkt des Jahres für die hannoverschen Bürger war das städtische Freischießen. Dies Fest wollte Keiner missen. Da war ein Leben des Morgens in den Straßen, wenn die Bürger auszogen, geschmückt mit dem hannoverschen Kleeblatt, in wohl geordneten Abtheilungen mit ihren Musikcorps und Fahnen. Nachmittags dagegen war die Stadt leer; denn Alt und Jung, Groß und Klein war hinausgewandert vor das Neue Thor, wo alle die Tanz- und Spiel- und Erfrischungs-Zelte standen. Auf dem großen Platze vor dem Schützenhause waren die Kletterstangen und andere Einrichtungen für die Wettspiele; doch blieb noch Raum genug auf der grünen Fläche, daß auch hier, unter freiem Himmel, getanzt werden konnte. Und es tanzte der Edelmann und der Handwerker, die Uniform und der bürgerliche Rock und Jeder warb bei den schönen Mädchen um einen Tanz, ob er sie kannte oder nicht.

An einem dieser, für den hannoverschen Bürger unvergleichlichen, Tage pflegte

Digitized by Google

der Königliche Hof das Fest durch seinen Besuch zu verherrlichen. Da war dann des lauten Jubels kein Ende. Und wenn der König und die Königin mit dem jungen Kronprinzen und den kleinen Prinzessinnen nach dem feierlichen Empfange seitens der Häupter der Stadt den Rundgang machten und Viele huldvoll anredeten, waren sie von Tausenden anhänglichen Unterthanen umgeben, die in diesem Augenblicke alles Andere vergaßen über das Glück, ihrem Landesherrn so nahe zu sein.

Eine Gelegenheit, sich in weiteren Kreisen zu zeigen, boten der Königlichen Familie auch die großen Militär-Concerte, welche von allen Musikcorps der Garnison unter der Leitung des Armee-Musikdirectors Gerold in dem Odeon, einem öffentlichen Garten vor dem Steinthor, ausgeführt wurden. Hannover war immer eine musikliebende und musikverständige Stadt gewesen und die Militärkapellen besaßen eine hohe musikalische Ausbildung. Viele Musiker derselben waren zugleich Mitglieder des königlichen Orchesters, welches unter Marschner's und nach ihm unter Joachim's Direction das Vollendetste leistete und die Musikliebe des Königs Georg trug dazu bei, daß die Militärkapellen nicht vernachlässigt wurden.

Die Hofgesellschaft, die Familien der Staatsbeamten und Officiere und junge Herren aus diesen Kreisen bildeten den größten Theil des Publicums bei den großen Militär-Concerten, die jedoch auch von anderen Personen besucht wurden, welche die Musik zu hören oder die königliche Familie zu sehen wünschten. Man setzte sich zu den Bekannten oder promenirte in dem Garten. Auf dem Hauptwege um die Musiktribüne war ein Menschenstrom in beständiger Bewegung. Sobald der König den Garten betrat, spielte die Musik das „Heil! Unser'm König Heil!", unter dessen Klängen der Hof sich nach dem Pavillon begab, der zu seiner Aufnahme geschmückt und vor dem ein, mit Teppichen belegter, Raum frei erhalten war, damit Ihre Majestät hier Diesen oder Jenen zu einer Unterredung empfangen könne, während Seine Majestät den Pavillon bald zu verlassen pflegte, um durch den Garten zu wandern und Diejenigen anzureden, deren Anwesenheit der führende Flügeladjutant leise aussprach und denen der König seine Ansprache zuwenden wollte.

Es gibt überall viel Menschen, die auf einige aus hohem Munde ihnen geschenkte Worte großen Werth legen, wenn auch der Sprechende die Personen, welche durch sie beglückt wurden, unmittelbar darauf vergessen hat. Da man bei dem blinden Könige nicht allein dessen Wohlgewogenheit, sondern auch die Gunst des Adjutanten, an dessen Arm er ging, besitzen mußte, um dieser Auszeichnung theilhaftig zu werden, so waren die Flügeladjutanten, welche Gutes und Böses an das Ohr des Königs bringen konnten, höchst wichtige Herren, denen oft in komischer, recht oft auch in widerlicher Weise der Hof gemacht wurde.

An einem solchen Nachmittage hatte ich mich an den Tisch einiger bekannten Familien gesetzt und nach einer heiteren Unterhaltung dem Solo gelauscht, welches der Ober-Stabstrompeter Sachsse von der Garde du corps auf seiner silbernen Trompete blies, als während des hierauf folgenden Applauses eine Hand sich auf meine Schulter legte. Es war Timon, der, die Gesellschaft dieses Tisches höflich grüßend, mich fragte, ob ich Nachrichten von Wichard habe. Ich bejahte es,

Digitized by Google

indem ich aufstand. „Erzählen Sie!“ bat er, legte seinen Arm in den meinigen und führte mich davon. Ich theilte ihm mit, daß Wichard in Genf angekommen sei, von da entzückt über die Schweiz geschrieben habe und eine Pension suchte, in welcher er längere Zeit nützlich und angenehm leben könne.

Wir waren auf einen Seitenweg gekommen. Nicht weit vor uns ging Seine Majestät. Wir sahen, daß fünf um einen Tisch sitzende Männer aufsprangen, unter denen ich meinen Hofsattler erkannte, welcher seinen Hut hinten ergriff und hastig vom Kopfe riß. Der König blieb nicht weit davon stehen, der Flügeladjutant winkte dem Hofsattler und dieser kam, sich wunderlich verbeugend, mehr springend als gehend heran. Sein Gesicht strahlte und der ganze Mann dienerte unausgesetzt, während der König mit ihm sprach. Diese Unterhaltung schien mir sogar unverhältnißmäßig lange zu dauern.

Timon wandte sich um, wir kamen in den großen Strom und Arm in Arm durch das Gedränge nur langsam vorwärts. Dies Zusammengehen mit Timon war mir fast unangenehm, denn ich bemerkte, daß mehrere Bekannte über mein cordiales Verhältniß zu ihm erstaunten. So befanden wir uns, ohne daß ich darauf geachtet hatte, an dem Platze vor dem Pavillon und ich sah die Königin nur wenige Schritte vor mir. Sie unterhielt sich mit der jungen Gemahlin eines österreichischen Gesandtschafts-Attachés. Die Melanie war in der Nähe. Ich wollte umkehren, aber Timon stand fest und ließ mich nicht los. Nach einiger Zeit trat die Königin zurück, nahm ihre Lorgnette vor die Augen und blickte sich um. Als sie Timon sah, winkte sie ihm. Nun mußte er meinen Arm loslassen, ich verbeugte mich mit ihm und wollte mich dann fortschleichen, als er schon wiederkam, um mir zu sagen, daß die Königin mich sprechen wolle. Ueberrascht nahte ich mich der hohen Frau.

„Wir haben uns lange nicht gesehen,“ redete sie mich an. Ich antwortete mit abermaliger Verbeugung.

„Werden wir bald wieder so große Manöver wie vor zwei Jahren haben?“ fragte sie lächelnd.

„Hoffentlich, Euere Majestät. Doch bin ich darüber nicht unterrichtet. In diesem Herbst finden an verschiedenen Orten kleinere Manöver statt.“

Nun fragte die Königin nach Cordula, die, wie sie gehört habe, meine Cousine sei, was ich bestätigte, indem ich die Art der Verwandtschaft angab. Dann schwieg sie, als besänne sie sich, was sie sagen sollte. Darauf fragte sie, ob Cordula auch mit Wichard verwandt sei? Dies mußte ich verneinen.

„Haben Sie Nachricht von ihr?“

„Durch meine Mutter weiß ich, daß sie sich wohl befindet.“

„Das freut mich,“ erwiderte Ihre Majestät. Dann neigte sie mit einem gütigen Ausdruck in ihrem Gesicht, welches, wie mir schien, voller, aber auch ernster geworden war, ihr Haupt und ich war entlassen.

Ihre Fragen nach Cordula und Wichard kamen mir etwas ungewöhnlich vor. Daß letzterer mein Freund war, wußte sie wahrscheinlich von Timon. Vielleicht hatte die Königin in dem Augenblick nichts Anderes zu sagen gewußt, vielleicht sollte ihr Interesse an meiner Verwandten und die Erwähnung meines Freundes nur eine Freundlichkeit gegen mich sein.



Digitized by Google

Nun erfuhr ich, daß wer die Gunst der Mächtigen besitzt, auch von Anderen mehr beachtet wird; denn als ich mich zurückziehen wollte, nickten mir nicht nur mehrere Damen und Herren des Hofstaats zu, sondern die Melanie kam sogar zu mir, um auch ihrerseits einige Worte mit mir zu reden.

„Seit unseren Leseabenden haben wir uns nicht wiedergesehen," begann sie. Dies war nicht richtig. Unsere spätere Begegnung im Concertsaal und die Scene im Theater-Foyer sollten wohl vergessen sein.

„Ist Ihr Freund hier?" fuhr sie fort. Auch diese Frage enthielt eine Unwahrheit; denn sie wußte recht gut, daß Wichard abgereist war. Ich theilte ihr über letzteren dasselbe mit, was ich Timon erzählt hatte.

„Correspondiren Sie mit ihm? dann grüßen Sie ihn." Hierbei sah sie mich, ich glaube forschend, an, lächelte mir gütig zu und näherte sich wieder der Königin.

Als ich Abends nach Hause kam, stand der Hofsattler und der Buchbinder ein jeder vor seiner Thür. Der Hofsattler schien größer geworden zu sein, so hoch aufgerichtet stand er da. Aber auch ich mußte ihm bedeutender erscheinen, denn er grüßte mich mit ganz besonderer Höflichkeit. „Das war ein ausgezeichnetes Concert," sagte er, indem er seine Hauskappe vor mir abnahm.

„Sehr schön," stimmte ich ein.

„So 'was hat man anderswo nicht," fuhr er fort. „Ich möchte keine preußischen Musikchöre hören. Die österreichischen sollen auch gut sein. Aber diese Grazie bei uns! Und wie hat der Sachse geblasen! Er hat ein gewaltiges Schmettern und bläst süß, wie bei einer Nachtigall. Und der lange Ton, der gar nicht aufhört, als hätte er keinen Athem! Das macht ihm kein Preuße nach."

„Ich sah Sie, als der König mit Ihnen sprach."

„Haben Sie das gesehen?" rief er aus. Während er einen Augenblick schwieg, nahm sein beglücktes Gesicht einen etwas geheimnißvollen Ausdruck an. Dann sprach er feierlich: „Ja. Seine Majestät hatten die Gnade, mich kommen zu lassen und sich allerunterthänigst mit mir zu unterreden." Er schwieg wieder, kniff die Lippen aufeinander und warf einen zornigen Blick seitwärts nach dem Buchbinder. Darauf redete er weiter: „Sie haben ein ähnliches Glück genossen, Herr Lieutenant."

„Wie so?"

„Mit Ihnen haben Ihre Majestät sich unterredet."

„Haben Sie das gesehen?"

„Als Seine Majestät die Gnade gehabt hatten, sich von mir zu entfernen, ging ich mit meinen Freunden, Ihre Majestät zu besehen. Wir standen Ihnen vis-à-vis. Ihre Majestät sah sehr schön aus. Das fein ledergelbe Sommerkleid kleidet sie gut und ihre Augen haben eine königliche Lieblichkeit."

Nachdem er wieder seitwärts geblickt hatte, wobei sich seine Stirn verfinsterte, sagte er: „Ihr Freund sollte nicht so leichtsinnig sein."

Ich folgte seinen Augen und sah, daß Alfred, welcher von der anderen Seite in die Straße gekommen war, mit dem Buchbinder ein lustiges Gespräch führte.

Digitized by Google

„Leichtsinnig?“ fragte ich.

„Mit einem Nationalvereinler so unter freiem Himmel schön zu thun und seine schlechten Witze anzuhören, ist gefährlich. Es kann doch auch in diese Straße wer kommen, der es sieht.“

Er mochte wohl mein Erstaunen über diese Worte bemerken, denn er setzte beruhigend hinzu: „Bei mir hat das nichts zu sagen. Ich stelle mich dumm. Das kann ich sehr gut.“ Dabei rückte er zum Gruß an seiner Kappe und ging in seine Wohnung.

Ob mit diesem Tage die Veränderung, welche in der Lebensweise des Hofsattlers und in ihm selbst vorging, zusammenhängt, weiß ich nicht. Er war nicht mehr so häuslich und gesprächig, wurde grämlich und sah auch nicht so gesund aus, wie früher.

In den nächsten Tagen kündigten Briefe von Haus uns an, daß unsere Väter bald durch Hannover fahren würden, um sich nach Bädern zu begeben, Alfreds Vater nach Eilsen, der meinige nach Marienbad. Meine Mutter sollte Clotildens wegen in ein Seebad und wollte nach Norderney, wo sie Bekannte und die meisten Bequemlichkeiten fände. Diese Nachrichten beunruhigten Alfred. Mit Bezug auf seinen Vater sagte er: „Das Alter kommt!“ Und als ich ihm meiner Mutter Absichten mitgetheilt hatte, rief er aus: „Ein Seebad für Clotilde?“

„Warum nicht?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, ich verstehe es nicht,“ antwortete er zögernd. „Ich hörte einmal, daß unser alter Medicinalrath Tiedemann meinem Vater sagte —“

„Nun, was?“

„Schon damals sollte mein Vater nach Eilsen,“ fuhr er fort und brach, indem er sich an seinen Schreibtisch setzte, das Gespräch ab.

Als unsere Väter in demselben Eisenbahnzuge in Hannover ankamen, schien mir der Rath recht angegriffen zu sein. Er fuhr in Alfreds Begleitung gleich nach Bückeburg weiter. Mein Vater blieb nur einen Tag in Hannover; nicht länger, wie ich glaube, um der Besuche bei den Ministern überhoben zu sein. Aber er war begierig, die Verschönerungen der Residenz zu sehen. Ich führte ihn umher. Die zahlreichen Bauten, das neue Museum für Kunst und Wissenschaft, die hübschen Villen in dem vom Baurath Hase geschaffenen hannoverschgothischen Stil, das Alles machte seinem patriotischen Herzen Freude. Er warf einmal die Worte hin: „Ich denke, daß wir hier zusammen leben, in dieser schönen Stadt, wenn ich abgegangen bin.“

Tante Balbina und Cordula waren noch immer nicht zurückgekehrt. Ich hatte geglaubt, daß erstere vor der Abreise der Königin wieder in Hannover sein würde, um Ihrer Majestät Vortrag über die fremden Diaconissenhäuser zu halten. Aber die Königin hatte sich auf Sommerreisen, der König nach seinem geliebten Norderney begeben. Da ließ Cordula mir eines Tages sagen, daß sie wieder da wären. Anderen Mittags ging ich zu ihnen. Die Damen empfingen mich beim Frühstück. Gleich nach meiner Ankunft wurde der Consistorialrath gemeldet, welcher Tante Balbina oft besuchte, und letztere ging fort. Nun sprach Cordula von ihrer Reise, mit der sie im Ganzen zufrieden war. „Die Besuche in den Anstalten dauerten nirgends lange,“ erzählte



Digitized by Google

sie. „Dann besahen wir die Sehenswürdigkeiten und in den Städten waren wir Abends immer im Theater. Tante hat viel correspondirt; ich weiß nicht, mit wem. Nun will sie nach Norderney und ich soll so lange nach Haus. Mutter holt mich ab. Doch erst will Tante ihren Bericht fertig haben. Wie der lang wird! Ich glaube, die Königin liest ihn nicht ganz. Mir liest Tante immer vor, was sie geschrieben hat. Aber Alles, was darin steht, haben wir gar nicht gesehen."

Im Anfang des Septembers erhielt ich die Nachricht, daß ich bei Beginn des Winter-Semesters zum Generalstabe commandirt werde. Ich war also für den Winter in Hannover gebunden, konnte aber vorher Urlaub bekommen. Nun war von Preußen in der deutschen Politik so viel die Rede, daß seine Hauptstadt mich anzog. Ich sprach deshalb gegen Alfred den Gedanken aus, erst nach Berlin und von da für kurze Zeit nach Stade zu reisen. Trotz seiner Abneigung gegen Preußen sagte er nach kurzem Ueberlegen: „Ich begleite Dich. Berlin muß man gesehen haben. Ich bitte aber um längeren Urlaub und bleibe dann bei meinem Vater." In der zweiten Hälfte Septembers, gleich nach Beendigung unserer Manöver, reisten wir ab.

Der Eindruck, welchen Berlin auf uns machte, überraschte uns selbst. Außer Hamburg hatten wir keine Großstadt gesehen und wie viel lebhafter und mannigfaltiger war hier das Getriebe. Bei der Ankunft auf dem Bahnhof, wie ordentlich entwickelte sich das Gedränge; und in den von Menschen und Fuhrwerken gefüllten Straßen, wie ungehindert kamen Alle trotz ihrer Eile vorwärts. Alfred meinte: „Hier organisirt man gut." Am anderen Morgen, als wir an den langen, breiten Straßen und weiten Plätzen die große Zahl öffentlicher und hervorragender Gebäude und die Denkmäler großer Männer sahen, da fand meine Aeußerung: „Man sieht, hier wird ein stolzer, mächtiger Staat regiert," seine Zustimmung.

Im Museum hielt er mich unverhältnißmäßig lange in der ethnologischen Sammlung fest. Er betrachtete die an sich unschönen Gegenstände, besonders die Geräthe afrikanischer Stämme, mit gespannter Aufmerksamkeit. „Du überträgst auf sie Dein geographisches Interesse," sagte ich. „Das ist es," erwiderte er.

Nachmittags an der table d'hôte kam ein Officier von der Garde, von hohem Wuchs und vornehmer Haltung an unsern Tisch, grüßte uns und die Gegenübersitzenden durch eine kurze Verbeugung und setzte sich schweigend neben mich. Die aufwartenden Kellner nannten ihn Herr Graf. Nach einiger Zeit wandte er sich an mich: „Ich höre an Ihrer Sprache, daß Sie Hannoveraner sind. Ich habe Verwandte in Hannover. Mein Name ist Eberhard." Alfred und ich nannten unsere Namen.

„Ich glaube, daß wir Kameraden sind," sagte er darauf und fuhr, als wir erklärt hatten, daß wir hannover'sche Officiere wären, fort: „Man erkennt Officiere gleich im Civil. — Die Herren sind zu ungünstiger Zeit gekommen. Die Truppen sind zu den Herbstübungen ausgerückt, der Prinz-Regent, alle Königlichen Prinzen sind abwesend, es ist noch leer hier."

„Wir kannten Berlin nicht und wollen uns nur ein paar Tage flüchtig umsehen," entgegnete ich.

Digitized by Google

„Ich würde Ihnen gern meine Begleitung anbieten, muß aber morgen früh meinen General in das Manöverterrain begleiten."

Als ich mich hierauf mit den Worten: „Sie sind sehr freundlich," dankend nach ihm umwandte und dabei einen Blick auf seine Epauletten warf, sah ich, daß er schon Hauptmann war. „Sie sind Adjutant, Herr Hauptmann?" fragte ich.

„Bei einer Division des Garde-Corps. Sind Ihre Uebungen schon beendigt?"

„Seit einigen Tagen."

„Vor zwei Jahren habe ich die Manöver des zehnten Bundes-Armeecorps bei Nordstemmen gesehen. Ich war nicht dahin commandirt, sondern nur beurlaubt und wohnte bei meinen Verwandten. Nachdem ich mich aber gemeldet hatte, machte man gütiger Weise keinen Unterschied zwischen den commandirten fremdherrlichen Officieren und mir, so daß ich Alles mitmachen konnte."

Nun hätte ich gern sein Urtheil über unser Armeecorps gehört. An der table d'hôte und bei der Kürze unserer Bekanntschaft mochte ich aber nicht danach fragen. Da Alfred ebenfalls schwieg, ließ auch er diesen Gegenstand fallen und fragte: „Was haben Sie schon von Berlin gesehen?"

Wir erzählten, wie wir den Vormittag benutzt hatten und daß wir zuletzt im Museum gewesen waren.

„Solche Genüsse sind uns fast versagt," bemerkte er hierauf.

„Wie so?"

„In der Woche haben wir Dienst, und Sonntags ist es dort zu voll."

„Alle Tagesstunden Dienst?" fragte Alfred.

„Den Officieren in der Front geht ungefähr der ganze Tag im Dienst dahin. Keine Stunde darf für die Ausbildung verloren gehen, um das Vorgeschriebene zu erreichen. Ich bin in meiner jetzigen Stellung weniger gebunden und oft früher fertig; aber dann reite ich lieber oder mache Besuche. — Da Sie nur kurze Zeit hier bleiben wollen, so beabsichtigen Sie vielleicht nicht, sich zu melden?"

„Nein, darauf haben wir uns gar nicht eingerichtet," rief Alfred aus.

„Wünschen Sie dennoch eine unserer Casernen zu besehen? So geräumig wie in Ihren Casernen wohnen unsere Soldaten nicht, wir haben zu viele unterzubringen. Die vom zweiten Garde-Regiment ist nicht weit von hier." Er nahm eine Visitenkarte aus seiner Tasche und schrieb eine Adresse darauf. „Es ist zwar nicht der ganz richtige Weg, aber es wird genügen."

Ich nahm die Karte und bedankte mich.

„Was haben die Herren für heute Abend beschlossen. Wollen Sie in ein Theater?"

„Bis jetzt haben wir nichts beschlossen."

„Wie wäre es, wenn wir uns um neun Uhr bei Kroll träfen?"

„Sehr gern, Herr Graf."

Bald nach ihm verließen auch wir den Speisesaal und gingen nach dem Thiergarten. Eine Weile schritten wir neben einander, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fing ich an: „Wir Hannoveraner haben ein Vorurtheil gegen preußische

Digitized by Google

Officiere. An dem Grafen Eberhard wüßte ich nichts auszusetzen. Er erwies uns die größte Zuvorkommenheit und besitzt die beste Tournüre von der Welt."

„Er ist auch kein eigentlicher Preuße," sagte Alfred etwas mürrisch.

„Kein eigentlicher Preuße? Er ist es doch von Geburt und Erziehung."

„Er ist ein altmärkischer Adeliger aus einer nach Hannover und Mecklenburg verbreiteten Familie. In ihm ist kein Tropfen Polenblut."

„Dann wären auch die Westphalen und Rheinländer keine Preußen."

„Das sind in jenem Sinne Diejenigen von ihnen auch nicht, die in einer guten Familie aufwuchsen und nicht nach der Schablone erzogen wurden. Du hast doch gehört, wie Graf Eberhard in dem Dienstleben aufgeht. Ihn führt aber seine Erziehung und gesellschaftliche Stellung immer wieder zu seiner Individualität zurück. Dies ist bei den Meisten nicht der Fall; sie schieben, ein Jeder auf seiner Bahn, den täglichen Karren in vorgeschriebener Richtung und laufen sich hierbei den Rang ab. Daher kommt das uniforme, stramme, strebende Wesen. Was die Organisation leistet, rechnen die Personen sich an; sie werden selbstzufrieden und einseitig."

Alfreds Doctrin ärgerte mich und ich sprach deshalb lebhafter als sonst: „Preußen muß alle Kräfte für seinen Beruf ausnutzen. Aesthetische Rücksichten kann es dabei nicht nehmen. Es thut dies auch für uns. Es wäre Unrecht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen."

„Ich mache ihm keinen Vorwurf," entgegnete Alfred mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Es ist mir nur nicht sympathisch."

Am Abend bei Kroll kam Graf Eberhard in sehr gemüthlicher Stimmung zu uns. Der fröhliche Ausdruck nahm seinem schönen Gesicht das Steife, was mir vorher daran aufgefallen war. „Nach einem vollen Tageswerke sind die Abendstunden in angenehmer Gesellschaft ein wahrer Genuß," sagte er. „Es ist behaglich hier, auch Welt genug zur Augenweide. Das sind fast nur Fremde. Am Sonntage wird wohl der Berliner der nächsten Stadttheile hier herrschen. Ich komme selten in solche Locale."

„Sie gehen wohl gewöhnlich in einen Club?" warf ich hin.

„Wir haben ein Gesellschaftscasino; aber auch dahin gehe ich selten, seitdem so viel politisirt wird. Im Sommer fahre ich Abends oft zu befreundeten Familien in der Nachbarschaft, und im Winter gibt es mehr Gesellschaften, als man braucht. Da amüsire ich mich."

„Wird jetzt mehr politisirt, als sonst?" fragte Alfred.

„Ich meinte das ewige Reden über unsere Armee-Reform. Nöthig war sie und fertig ist sie, wenigstens der Hauptsache nach. Der Prinz-Regent hat die neue Armee-Organisation gemacht, und er versteht es. Was soll da noch das viele Reden? Der Landtag will das Geld nicht bewilligen; aber es ist ja unumgänglich nothwendig!"

„Zu welchem Endzweck?" fragte mein unnachgibiger Freund weiter.

„Damit Preußen sich erhält," antwortete Graf Eberhard mit fester Betonung. „Die schwankende Politik unseres edlen, unglücklichen Königs," fuhr er leiser fort, „ist vielleicht unsere Retterin geworden. Die Mobilmachungen seit 1848 haben unsere Schäden klar gelegt, die wir nun heilen wollen. — Auswärts

Digitized by Google

sähe man es lieber, wenn wir so schwach blieben, wie bisher. Ich weiß wohl, in den deutschen Mittelstaaten fürchtet man uns. Das sollte man nicht, wenn man uns auch nicht danken will für das, was wir für sie mit thun. Andere vertrauen uns die Ausbildung ihrer kleinen Truppenmacht an und stehen sich gut dabei."

Ich stimmte ihm im Herzen bei, mochte dies aber nicht aussprechen, sondern sagte: „Die preußischen Einrichtungen in den kleineren Contingenten erschweren Hannover zu einer Uebereinstimmung in unserem Armeecorps zu gelangen."

„Hannover braucht ja unsere Einrichtungen nur selbst anzunehmen," meinte er, indem er mich freundlich lächelnd ansah. „Sie Hannoveraner haben eine große Vorliebe für Ihre Traditionen. Das ist zwar berechtigt; aber ohne ideelle und auch materielle Opfer geht es nicht. Das vorige Jahr hat gezeigt, wie wenig Verlaß auf Oesterreich ist. Uns kann das Recht sein, denn Oesterreich ist katholisch und wir sind der Hort des Protestantismus. Aber eben deshalb muß Preußen mächtig sein."

„Wissen Sie, was mir bei Nordstemmen am meisten auffiel?" begann er nach einer Unterbrechung das Gespräch wieder. „Die Verschiedenheit, wie Ihr und unser Publicum die Manöver auffaßt. Ihre Zuschauer waren neugierig und freuten sich des hübschen Schauspiels. Unsere nehmen sachlich Theil, sie tadeln und loben und glauben im Vergleich zu der Zeit, als sie selbst dienten, Rück- oder Fortschritte wahrzunehmen. Daran konnte man sehen, daß Sie keine allgemeine Wehrpflicht haben. Gerade die gebildeten Stände, die bei Ihnen sich einen Stellvertreter kaufen und mit dem Militärwesen unbekannt bleiben, interessiren sich bei uns am meisten für die Sache."

„Jeder dient doch nicht bei Ihnen," warf Alfred ein, „selbst von den Brauchbaren nur ein Theil."

„Aber der größte. Uebrigens haben Sie leider Recht. Und aus den Gebildeten, welche nicht gedient haben, gehen zum Schaden der Armee zumeist die Abgeordneten hervor. In unserem Landtage ist noch immer keine genügende Kenntniß von der Armee."

Er kam nun wieder auf die Armee-Reform und erläuterte die große Vermehrung der Wehrkraft, welche durch sie erreicht werde. Er schilderte, wie ungenügend die bisherige Landwehr-Formation war, kam auf das abermals laut werdende Verlangen nach kürzerer Dienstzeit und setzte auseinander, daß dasselbe nicht erfüllt werden könne. „Es wäre thöricht," sagte er, „theuere Präcisionswaffen anzuschaffen, um sie unkundigen Leuten in die Hand zu geben, wie wir andererseits der gesteigerten Feuerwirkung, die wir vom Feinde zu erwarten haben, unsere Truppen nur aussetzen dürfen, wenn sie die innere Festigkeit besitzen, welche bei kürzerer Dienstzeit unerreichbar ist."

Er ließ eine Begeisterung für Preußens Heer und seinen Dienst erkennen, welche auf der ruhmvollen Geschichte und großen Aufgabe dieser Armee beruhte. Wir kamen natürlich auch auf das Avancement zu sprechen und drückten unser Erstaunen aus, daß er schon Hauptmann sei. „Kürzlich bin ich es geworden," sagte er. „Bis jetzt bin ich schnell vorwärts gekommen, trotzdem ich erst mit neunzehn Jahren Officier wurde. Vorher hatte ich ein Jahr studirt. Ich bin

Digitized by Google

zweimal mit Vortheil versetzt worden. Nun," fügte er offenherzig hinzu, „persönliche Bekanntschaften halfen wohl auch ein bischen. Ohne Beförderungen außer der Tour kann eine Armee nicht bestehen. Wer im Frontdienst grau wird, ist für höhere Stellungen gewöhnlich nicht mehr geeignet. Der Dienst in den unteren Chargen consumirt zu viele Kräfte."

Der Vergleich preußischer Beförderungen mit unseren geringen Aussichten machte mich mißmuthig. Bei Alfred schien dies nicht der Fall zu sein, denn er sprach lachend: „Bonaparte hat gesagt: Wer nicht mit dreißig Jahren General ist, hat seine Carriere verfehlt."

„In der Revolutionszeit hatten die Franzosen so junge Generale," entgegnete der Graf. „Für unsere Cultur würde das nicht passen."

Es war spät geworden, als wir uns trennten. Graf Eberhard versprach, uns in Hannover zu besuchen.

Als wir in unserem Hotel allein waren, sagte Alfred: „Wer weiß, was die Zeit bringt! Wenn die preußische Armee-Reform Bestand erhält, wenn das Land die ungeheuere Vergrößerung der Militärlast bewilligt, so bekommt Preußen eine Macht, mit der es ein großes Ziel verfolgen muß. Ein Conflict mit Oesterreich kann dann nicht ausbleiben."

Er durchschritt schweigend die Stube, blieb stehen und sprach weiter: „Dem wäre so, wenn es so wäre. Aber was nützt das beste Messer in der Hand eines unsicheren Chirurgen? Seit wir Geschichte erleben, hat Preußen immer den bekannten tapferen Schritt rückwärts gethan. Ist die Armee auch noch so gut, wo ist der kühne Minister, wo ist der siegreiche Feldherr?"

## 9.

Mit der Empfindung des Gegensatzes zwischen den in der preußischen Hauptstadt gewonnenen Eindrücken und dem Leben in der kleinen Vaterstadt, wo Alles unverändert seinen stillen Gang ging, schrieb ich das in Berlin Erlebte in meinem elterlichen Hause ausführlich nieder. Ich ahnte, daß wir vor einer großen Geschichtsperiode ständen. Indem ich nun auch die Notizen meiner früheren Erlebnisse vervollständigte, überfiel mich ein Bedauern, daß ich nicht in den preußischen Militärdienst getreten war. Ich dachte an unseren alten Freund, den einbeinigen Capitän, der dazu gerathen hatte. Dann mußte ich mir auch wieder sagen, daß ich die preußische Armee gar nicht kenne und ich nahm mir vor, sie zu studiren und womöglich durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Da ich nun viel schrieb, was ich bei meinen früheren Besuchen zu Hause nicht gethan hatte, nachdenklich war und für die Stader Begebenheiten weniger Theilnahme zeigte, so glaubte meine Mutter, ich sei verliebt und stellte hierüber ein Inquisitorium mit mir an, wodurch sie dann freilich ihren Irrthum erkannte.

Meinem Vater lagen die militärischen Dinge zu fern und der Zustand im eigenen Lande betrübte ihn so tief, daß ich gegen ihn meine Gedanken nur vorsichtig äußerte, um sein hannoversches Herz nicht noch mehr zu kränken.

Durch sein ruhiges, klares und festes Auftreten, womit er die Fehler der Regierung innerhalb seines amtlichen Wirkungskreises möglichst gut zu machen

Digitized by Google

suchte, hatte er die Achtung seiner Mitbürger in immer steigendem Maße gewonnen. Uebrigens hielt er nach seiner alten Gewohnheit die kleinen Zerrereien, welche die Tagesgeschichte mit sich brachte, von seinem Geiste dadurch fern, daß er seine Mußestunden den alten Classikern widmete. Auf dem kleinen Tische neben seinem Lehnstuhl lagen nicht Zeitungen, sondern griechische und römische Schriftsteller.

Alfred, der seinen Vater von der Eilser Cur sehr befriedigt gefunden hatte, schien an Berlin kaum noch zu denken. Er war fast ausgelassen fröhlich. Wie vor Jahren zeichnete er Bilder und machte Verse für Clotilde, die zu einer blühenden Jungfrau heranwuchs. Sie behandelte ihn mit der unbefangensten Freundlichkeit, nannte ihn wie früher „Du" und machte keinen Unterschied zwischen ihm und mir. Sie hatte im Clavierspiel große Fortschritte gemacht und spielte Beethoven'sche Sonaten und Mendelssohn's Lieder ohne Worte mit einem Ausdruck, der erkennen ließ, daß in ihrer Seele ein tieferes Verständniß erwacht war. Alfred, welchem die musikalische Ader fehlte, schien ihr doch gern zuzuhören. Während sie spielte, pflegte er zu zeichnen, legte dann aber den Bleistift oft nieder und blickte nach dem Clavier hinüber.

Wenn ich mit meiner Mutter allein war, erzählte sie von ihrem Aufenthalt in Norderney und da ich hierbei ein aufmerksamer Zuhörer war, so erfuhr ich sehr vollständig, was alles sich dort zugetragen hatte. Meine Mutter hatte zwar nicht in der großen Gesellschaft gelebt, aber dennoch Manches gehört und gesehen, was mich interessirte. Tante Balbina war gekommen und hatte sich zur Führerin des Kreises gemacht, welcher Se. Majestät umgab. Sie hatte auch das Wohlwollen des Königs gewonnen, den sie zu amüsiren verstand. Der Dragonermajor war schon vor ihr in Norderney gewesen, ebenso Major von Leinau und Frau. Diese war von Tante Balbina förmlich verzogen worden, man sah sie immer zusammen; meine Mutter hatte jedoch den Eindruck gehabt, daß Felicia die schmeichelhafte Freundschaft mehr dulde als suche. Gleich nachdem Se. Majestät die Insel verlassen hatte, war Tante Balbina von dort abgereist. Sie hatte den Umweg nach Stade gemacht, um Cordula abzuholen, mit der sie vor Kurzem nach Hannover zurückgekehrt war.

Nun ging ich eines Vormittags auf der Agathenburger Chaussee spazieren, als mich aus einer daher kommenden Extrapost der Dragonermajor anrief. Er ließ halten. „Sind Sie hier?" rief er. „Das freut mich. Bitte, fahren Sie mit mir zurück."

Ueberrascht stieg ich zu ihm in den Wagen. Als wir weiter fuhren, schien es ihm schwer zu werden, mit der Sprache heraus zu kommen. „Ich fahre in's Kehdingsche. — Nach dem Gute Ihres Onkels. — Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mitführen."

Diesen Wunsch konnte ich leicht erfüllen; ich mußte die Verwandten ja doch einmal besuchen und sprach deshalb meine Bereitwilligkeit mit dem Hinzufügen aus: „Heute bleiben Sie aber in Stade, Herr Major?"

„Das kann ich nicht, ich muß gleich weiter."

„Dann darf ich Sie wenigstens bitten, meine Eltern zu besuchen, während ich meine kleinen Reisevorbereitungen treffe."

Digitized by Google

Daß letztere nothwendig seien, sah er ein. Wir hielten also vor unserem Hause. Vater war nicht da, aber Mutter nahm den Besuch an und blieb mit ihm beim Frühstück allein. Als ich reisefertig wieder zu ihnen kam, sah ich auf meiner Mutter Gesicht ein Lächeln und als sie dem Major die Hand zum Abschied reichte, wünschte sie ihm glücklichen Erfolg. Dann fuhren wir weiter.

Der Major sprach anfangs kein Wort und so lange schwieg ich auch still. Endlich begann er: „Ihre Majestät will Cordula zur Hofdame machen."

„Was?" rief ich. „Cordula Hofdame?" Mir ging auf einmal eine Menge von Gedanken und Erinnerungen durch den Kopf. Cordula, die wenig gescheute, wenig graziöse, in die nächste Umgebung der Königin! Sollte Melet die Schwätzerin für diesen Platz empfohlen haben? —

„Verlassen Sie sich darauf," sagte der Major.

„Besuchen Sie Cordula's Eltern deshalb?" fragte ich, da mir jetzt ein Licht aufging.

Er nickte erst, fuhr dann aber entschlossen fort: „Ich will die Eltern um Cordula's Hand bitten." Bei dieser Mittheilung streckte er mir seine Hand entgegen, die ich lebhaft ergriff. „Das freut mich," antwortete ich mit Herzlichkeit. „Weiß Cordula davon?"

Er nickte wieder und sah dabei sehr vergnügt aus. „Wenn sie erst Hofdame wäre, könnte sie doch nicht gleich wieder fort," antwortete er ausweichend. „Was glauben Sie?" fragte er nun und sah wieder zaghaft aus. „Werden Cordula's Eltern mit meinem Antrage zufrieden sein?"

„Wissen sie schon, daß Cordula Hofdame werden soll?" fragte ich hiergegen.

„Sie können soeben den Brief erhalten haben, welcher sie auf Allerhöchstem Befehl von der gnädigen Absicht der Königin in Kenntniß setzen soll. Deshalb bin ich so eilig." Er sah mich fragend an.

„Onkel und Tante können Ihnen ja der Tochter Hand nicht verweigern," erwiderte ich, obgleich ich meiner Sache nicht ganz sicher war. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, setzte ich hinzu: „Was sagt aber Tante Balbina?"

„Um Gotteswillen!" rief er und schrak förmlich zusammen. „Die hat es ja selbst auf mich abgesehen. Sie darf meine Verlobung erst erfahren, wenn diese ein fait accompli ist."

Ganz unerwartet schien der Dragonermajor auf dem Gute nicht zu kommen; wenigstens zeigte Onkel Georg, der uns, als wir angemeldet waren, entgegen kam und freundlich begrüßte, keine Ueberraschung. Tante Anna war nicht sichtbar. Onkel führte den Major in seine Zimmer und ich drang unaufgefordert in Tante's Gemächer. Sie war sehr übel gelaunt. Onkel und Tante hatten wahrscheinlich von Cordula selbst genug gehört, um über deren Neigung im Klaren zu sein und den Antrag des Majors zu erwarten. Dieser Freier war freilich ein wenig alt, doch nicht gar zu alt, ein angesehener, wohl situirter Mann von bester Familie; und Alles in Allem war für Cordula ein besseres Sort kaum zu erwarten. Deshalb hätten ihre Eltern seinen Antrag wahrscheinlich mit Freude gebilligt, wenn nicht die gnädige Absicht der Königin dazwischen getreten wäre. Diese Ehre war so groß und eröffnete in Tante Anna's Augen so viel glänzendere Aussichten für ihre Tochter, daß sie deren Verlobung mit

Digitized by Google

dem Major wohl kaum noch wünschte und nun durch die Nachricht, daß Letzterer angekommen sei, in eine unbehagliche Stimmung versetzt worden war.

Ihre übele Laune, welche sie gegen mich nicht verbarg, würde mich früher verlegen gemacht haben. Ich war aber älter und dreister geworden und dazu augenblicklich in der besten Laune von der Welt. Je verdrießlicher Tante Anna, um so zärtlicher war ich. „Ich konnte es mir nicht versagen, in so angenehmer Gesellschaft hierher zu kommen," sagte ich nach den ersten Complimenten. „Der Major ist ein vortrefflicher Herr, brav und charakterfest. Was er will, setzt er durch."

„So?" äußerte Tante mit einem moquanten Gesicht.

„Ja, gewiß! Er ist bei Hofe gut angeschrieben. Wenn er eine Frau von Geburt hätte —"

„Er hat gar keine Frau," unterbrach sie mich.

„Ich meine, wenn er eine Frau hätte, so könnte seine Frau, wenn sie von passender Geburt wäre, einmal Staatsdame bei Ihrer Majestät werden, wenn sie sich dazu paßte."

Tante's Ausdruck heiterte sich auf. Ich war auf dem besten Wege. Da wurden wir leider gestört, weil meine Vettern und Cousine, ziemlich polternd, herein kamen. Die Vettern, denen schon der Flaumbart wuchs, waren noch immer nicht von Haus gewesen und die Cousine war jetzt, ihrer Figur nach, ein vollständig erwachsenes Mädchen. Nachdem wir uns begrüßt hatten, rief Jobst: „Weißt Du schon? Cordula soll Hofdame werden."

„Es ist noch nicht abgemacht," berichtigte seine Mutter.

„Ich will auch in Hofdienst," sprach Jobst.

„Ich auch!" ließ Günther eilig vernehmen.

„Das hängt nicht von Euch ab," belehrte Tante Anna sie.

„Wenn ich confirmirt bin, komme ich zu Tante Balbina. Nicht wahr, Mama?" sprach Marie.

„Will Cordula Hofdame werden?" fragte ich.

„Natürlich will sie," antwortete Günther.

„Das thut mir leid!" rief ich nun aus.

„Weshalb?" fragten Alle.

„Weil eine Hofdame erschrecklich viel zu thun hat, vom Morgen bis in die Nacht."

Dies Argument schien meinen arbeitsscheuen Vettern gewichtig zu sein. „Wir sollen jetzt auch von Haus," klagte Jobst.

„Ihr Vater will es nicht länger verschieben," setzte Tante hinzu, indem sie mich mit einem Blicke ansah, der mein Mitleiden erwecken sollte. In diesem wichtigen Punkte schien ihr verständigerer Mann also endlich durchgedrungen zu sein. Deshalb konnte ich hoffen, daß er auch hinsichtlich Cordula's Verlobung seinen mir günstig erscheinenden Willen durchsetzen werde. Er und der Major ließen sich bei Tante anmelden. Ich zog mich mit den Vettern und der Cousine zurück.

Als wir zum Essen wieder zusammen kamen, sah ich dem glücklichen Gesichte des Majors an, daß Alles gut gehe. Er machte bei Tisch die angenehmste Conversation, indem er von Gegenständen sprach, welche die Gutsbewohner auf

Digitized by Google

das Höchste interessirten. Er erzählte von Norderney und ließ bescheiden einfließen, wie gnädig Seine Majestät gegen ihn gewesen war. Dann sprach er von der letzten Saison, erzählte von dem Costümball, wie hübsch Cordula gewesen sei und welches Costüm er selbst getragen habe. Dies brachte ihn auf seine Reise nach Algier und er lud meine Vettern ein, ihn auf seinem Gute zu besuchen, wo er ihnen allerlei Merkwürdigkeiten, die er aus Afrika mitgebracht, zeigen wolle.

Nach Tisch, als Tante Anna sich mit dem Major in ein anderes Zimmer begeben hatte, zog Onkel Georg mich in seine Stube. „Lieber Neffe," begann er, „ich habe Dir die erfreuliche Anzeige zu machen, daß der Major und meine Cordula Verlobte sind."

„Ich gratulire von ganzem Herzen," sagte ich mit dem fröhlichsten Ausdruck.

„Wir wollen es noch nicht publiciren. Ich muß erst nach Hannover, um mich bei Ihrer Majestät für ihre gnädige Absicht persönlich zu bedanken, Allerhöchsten Orts Cordula's Verlobung anzuzeigen und mein Bedauern auszusprechen, daß meine Tochter nunmehr verhindert ist, in den Dienst der Königin zu treten. Hätte der Major sich nur früher ausgesprochen!" setzte er hinzu.

Ich wollte jetzt zu Tante Anna gehen, um ihr und dem Major meinen Glückwunsch auszusprechen. „Nein, bleibe noch," fuhr Onkel fort. „Hätte er sich nur früher ausgesprochen!"

„Nach meinen Wahrnehmungen," äußerte ich hierauf, „ist sowohl er, wie Cordula schon länger von dem Wunsche dieser Verbindung erfüllt gewesen. Dennoch finde ich es verständig, daß er sich bei einem so wichtigen Schritt nicht übereilt hat. Weshalb sollte er sich früher aussprechen?"

„Weil wir Cordula erst eben wieder zu Tante Balbina gegeben haben. Was wird die sagen?"

Fürchtest auch Du Dich vor ihr? dachte ich und suchte ihn mit der Bemerkung zu beruhigen, daß Tante Balbina Cordula ebenfalls hätte hergeben müssen, wenn diese Hofdame geworden wäre.

„Das ist richtig," antwortete er; „aber offenherzig gestanden, ich scheue mich einigermaßen vor einem Auftritte. — Wann kommst Du wieder nach Hannover?"

„In fünf Tagen ist mein Urlaub zu Ende."

„Das ist zu lange. Ich muß übermorgen fort."

„Geh' doch mit dem Herrn Major zusammen nach Tante Balbina," rieth ich.

„Das ist ein guter Gedanke!"

Als ich nach Hannover kam, war das Gewitter vorbei. Onkel Georg, den ich zuerst aufsuchte, erzählte mir, es sei schrecklich, aber nur kurz gewesen. Tante Balbina habe zuerst, statt einen Glückwunsch zu sagen, stumm da gesessen und dann gar nicht von der Verlobung, sondern von der Wahl Cordula's zur Hofdame gesprochen und dabei — er wolle es lieber nicht wieder sagen — auf andere Damen gar arg gescholten. Doch hatte sie sich wohl vor sich selbst erschrocken, denn nun hatte sie gemeint, sie habe das meiste dazu gethan, daß die Augen der Königin auf Cordula gerichtet worden und endlich hatte sie zu der Verlobung gratulirt und dem Major versichert, daß sie diese Verbindung von Anfang an gewünscht habe.

Digitized by Google

Als ich zu Tante Balbina kam, sagte sie mir Aehnliches. Cordula strahlte von Glückseligkeit; das Glück verschönt, sie sah viel besser aus. Tante Balbina lud mich zu einem Verlobungs- und Abschieds-Diner für Cordula ein, die nun mit ihrem Vater nach Hause zurückkehren sollte. Auch bei diesem Diner, welches sehr glänzend angeordnet war und zu dem viele Gäste, Herr Müller, der Consistorialrath mit noch einem lutherischen Geistlichen, sogar die Melanie erschienen, betonte Tante Balbina, welche gegen die letztere zu meiner Ueberraschung äußerst zärtlich war, bei mehreren Gelegenheiten, daß sie die Verbindung Cordula's mit dem Major von Anfang an gewünscht habe.

Gegen die Leidenschaften Tante Balbina's stach die hohe und milde Denkungsweise der Frau Elisabeth wohlthuend ab. Sie fand ich in tiefer Betrübniß. Eine Hofdame, Gräfin Bernstorff, welche ihr nahe gestanden hatte, war gestorben.

„Ein schwerer Verlust!" sagte sie. „Der Bernstorff reine Frömmigkeit gab ihr Kraft und Festigkeit weit über ihre jungen Jahre hinaus. Durch ihre edele, ernste Richtung hatte sie den glücklichsten Einfluß auf die Königin."

„Den man schon seit ihrer Krankheit vermißte," ergänzte Aurelius, welcher hinzu gekommen war. „Der Gedanke der Henriettenstiftung ist von ihr ausgegangen und manches Sonderbare würde nicht vorgekommen sein, wäre sie nicht krank geworden."

Frau Elisabeth, welche auch zum Vorstand jener Stiftung gehörte, schwieg hierzu.

Inzwischen war für mich auf's Neue die Lebensweise eines eifrigen Schülers eingetreten. Der Unterricht an der Generalstabs-Akademie hatte begonnen. Die Vorträge waren anregend, weniger erschöpfend, als das eigene Studium leitend; das Verhältniß der Zuhörer zu einander und zu den Lehrern so angenehm wie möglich. Ich fühlte mich in den hannover'schen Verhältnissen wieder befriedigt.

Bei dieser neuen Beschäftigung hatte ich einige Wochen häuslich und, weil Alfred noch in Stade war, einsam gelebt, als Wichards Eltern mit Adele nach Hannover kamen. Letztere begrüßte mich in ihrer Art mehr feierlich, als freundlich. Sie war kaum noch ein Kind zu nennen und sehr schön, trotzdem sie nicht jugendlich heiter aussah. Der nachdenkende Ausdruck ihres Gesichtes, die stolze Haltung und die niemals schnellen, immer anmuthigen Bewegungen ihres schlanken Körpers gaben ihr nur einen höheren Reiz. Sie zog mich ungemein an.

Demoiselle Charlotte und einige Dienerschaft war mitgekommen. Jene fragte gleich nach Alfred. Für ihn, wie für mich hatte sie Grüße von dem Capitän, von Pastors und für mich auch von Zephirius zu überbringen.

Der Baron reiste bald wieder ab. Der Baronin konnte ich bei ihrer Einrichtung mit einigen kleinen Besorgungen behilflich sein und war fast täglich in ihrem Hause.

Die auf brieflichem Wege bereits ermittelten Lehrer für Literatur, für Kunstgeschichte, für Italienisch, für Zeichnen und Aquarelliren stellten sich ein. Adele hatte allen Unterricht allein, die Baronin und Demoiselle Charlotte waren aber stets zugegen und regten durch ihre Theilnahme die Lernbegierde der begabten Schülerin noch mehr an.

Die Baronin regelte die Eintheilung des Tages auf das Genaueste. Der

Digitized by Google

Erziehung der Tochter ordnete sie alles Andere unter. Die Lehrstunden füllten den Morgen aus, Spaziergänge und Besuche hatten ebenfalls ihre bestimmte Zeit. Für einigen Umgang mit Mädchen in Adelens Alter war gesorgt. Am Abend waren Freunde willkommen.

Es fehlte nur noch der Clavierlehrer. Hierzu war Herr Lange empfohlen. Er hatte seinen Besuch zugesagt, ließ aber, trotzdem er mehrfach erinnert wurde, vergeblich auf sich warten. Inzwischen mußte sich Adele auf dem schönen, für den Winter gemietheten Flügel üben, um Herrn Lange Einiges vorspielen zu können, falls er es wünsche. Beim vierhändigen Spiel wirkte Demoiselle Charlotte mit.

Otto Heinrich Lange, der beliebte Lieder-Componist und verdienstvolle Schöpfer und Leiter des herrlichen Kirchenchors in der Schloßkirche zu Hannover, galt für einen unvergleichlichen Lehrer. Zwar war er der unordentlichste Mensch von der Welt und versäumte die Lehrstunden mehr, als er sie innehielt. Dennoch verlangte Jeder nach ihm. Man schalt, wenn er ausblieb; konnte ihm aber nicht zürnen, sondern freute sich, wenn er kam, über seine geniale Persönlichkeit ebenso sehr, wie über seine rasch fördernde Lehrart.

Eines Abends war der Thee bereits getrunken, als Herr Lange bei der Baronin angemeldet wurde. „Man hat Ihnen vielleicht gesagt, daß auf mich kein Verlaß ist. Das ist leider richtig." So führte er sich ein. Die Baronin wiederholte ihren Wunsch, daß er ihrer Tochter Clavierspiel vervollkommne.

„Wollen Sie mir etwas vorspielen?" wandte er sich jetzt an Adele. Demoiselle Charlotte machte den Flügel auf und fragte: „Vierhändig?"

„Wie es Ihnen beliebt."

Sie spielten den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum, Adele ohne Blödigkeit und Ziererei, jedoch auch ohne rechte Freude.

„Vielleicht spielt das Fräulein noch etwas allein," bat er, worauf Adele einen Chopin'schen Walzer geläufig, ohne Anstoß vortrug. Ihr Spiel klang ganz anders, als das liebliche, anschmiegende meiner Schwester, an die ich denken mußte. Adelens Töne folgten sich tadellos im vorgeschriebenen Rhythmus, waren aber scharf, als habe nur der Verstand sie geschaffen. Und trotzdem, oder vielleicht eben deshalb regten sie mich mehr auf, als Clotildens Spiel jemals gethan.

Als sie geendet hatte, nahm Otto Heinrich Lange den Platz am Flügel ein. Er spielte denselben Chopin'schen Walzer auf eine wunderbar packende Art, ließ am Ende die Motive des Hochzeitsmarsches dazwischen hören und arbeitete dann beide Compositionen barock durcheinander. Nun erklang daneben Elfengeflüster, der Lärm verhallte, die Ouvertüre zum Sommernachtstraum kam ganz zum Gehör; doch drang die Walpurgisnacht fast gewaltsam in sie hinein. So spielte er ohne Aufhören weiter.

Es war spät geworden; die Baronin winkte, Demoiselle Charlotte zog sich mit Adele leise zurück. Otto Heinrich Lange spielte weiter. Er schien uns ganz vergessen zu haben. Endlich stand er auf, sah sich verwundert um und griff nach seinem Hut.

„Wann soll meiner Tochter Unterricht beginnen?" fragte die Baronin.

„Gnädigste Frau!" antwortete er. „Es kann nichts nützen, daß ich der

Digitized by Google

jungen Dame Unterricht gebe. Ich kann sie nicht weiter bringen, als sie ist. Besuchen Sie gute Concerte mit ihr. Wenn ich ihr Stunden gäbe, so würde nur ich spielen, ihr immer vorspielen. Das ist aber kein Unterricht." Ohne der überraschten Baronin Zeit zu weiteren Verhandlungen zu lassen, machte er einen Diener und ging davon.

„Wir wollen Adele nicht entmuthigen," sagte sie, als er fort war. „Ich werde einen anderen Lehrer engagiren; aber es thut mir leid, ich hörte den Herrn Lange gern öfter."

Daß Adele von ihrem anderen Unterrichte Vortheil zog, ließ sich, obgleich sie im Ganzen wenig mittheilend war, bei unseren Abendunterhaltungen erkennen. Zwei Fächer schienen sie vorzugsweise zu interessiren: die Literatur und die damit verbundene Verslehre, und das Zeichnen. Sie sagte zuweilen künstlich gebaute Verse, die am Morgen beim Unterricht vorgekommen waren und welche ihre Mutter und Demoiselle Charlotte nicht wiederzugeben vermochten, ohne Fehler aus dem Gedächtniß, und wenn sie nach dem Thee ihre Handarbeit zur Seite legte und, während ich vorlas, das Zeichnenbuch zur Hand nahm, so entstanden die niedlichsten Figuren- und Landschaftsbilder.

Hieraus wurde sogar ein Wettstreit, als Alfred wiedergekommen war. Er ließ mehrere Tage vergehen, ehe er die Baronin besuchte; er ging mehr aus Dankbarkeit, als aus Neigung zu ihr. Da sie ihn aber einlud, des Abends mit mir zu kommen, so durfte er dies nicht ganz versäumen. Wenn er nicht kam, war Adele fast stumm; dagegen gesprächig, wenn er anwesend war. Dann belustigten uns die Beiden mitunter, indem sie gegen einander Stegreifverse machten, wobei Alfred ihr meistens den Sieg ließ, sie aber je nach Laune auch in die Enge brachte, so daß sie schwieg und unzufrieden vor sich nieder sah. Ebenso war es beim Zeichnen. Sie hatte für Alfred ein besonderes Heft bereit gelegt. Er berichtigte ihre Zeichnungen, sie vervollständigte gern die seinigen und war froh, wenn er damit zufrieden war, und verdrießlich, wenn er ihre Zeichnung, wie sie glaubte launenhaft, verändert hatte.

Mit Tante Balbina war inzwischen eine Veränderung vorgegangen. Ich dachte zuerst, der Consistorialrath habe sie friedlicher gestimmt; ihre größere Gemüthsruhe wird aber andere Ursachen gehabt haben. Sie war bei dem König sehr in Gnade, was sie vielleicht über manchen Kummer hinweg gebracht hat. Selbst ihr Ausscheiden aus dem Comité des Henriettenstiftes faßte sie gleichmüthig auf. Man sagte, die Hofdame Gräfin Bernstorff habe in hinterlassenen Briefen an die Königin mehrere Aenderungen empfohlen.

Herr Müller hielt seine Verbindung mit Tante Balbina fest und dieselbe behandelte ihn immer liebenswürdiger. Ich mochte den flachen Lebemann, der sich an den Adel hing, nicht leiden. Er war ein wohlhabender Junggeselle, wollte als Menschen- und Kunstfreund gelten und war Mitglied mehrerer gemeinnütziger Gesellschaften, ohne etwas zu nützen. Am meisten sprach er von seinen vornehmen Freunden und seinen Diners und war am wohlsten, wenn er bei Tische saß und, die Serviette unter dem Kinn befestigt, einen guten Braten kunstgerecht tranchirte.

Wahrscheinlich würde ich meine Besuche bei Tante Balbina immer mehr

Digitized by Google

eingeschränkt haben, wenn nicht ein neuer Umstand mich öfter zu ihr geführt hätte. Der Major von Leinau wurde wieder nach Hannover in sein früheres Regiment versetzt. Die Kameraden freuten sich darüber. Was zu dieser unerwarteten Veränderung geführt hatte, wußte man nicht bestimmt. Meine Vermuthung, daß Tante Balbina dabei mitgewirkt habe, sprach ich nicht aus. Sie zog Frau von Leinau sehr an sich und um diese gute und schöne Frau im Auge zu behalten, machte ich Tante Balbina häufiger einen Besuch und erreichte auch den Zweck, Felicia in ihrem Hause zu begegnen.

Letztere hätte sich der Freundschaft Tante Balbina's lieber entzogen und ließ dieselbe nur aus Rücksicht auf ihren Mann, dem sie in der einflußreichen Frau keine Feindin erwecken wollte, über sich ergehen. Auffallend wurde es bald, daß an den Abenden, wo sie kam, die Melanie sich ungebeten einfand. Daß diese Felicia aufsuchte, war zweifellos; denn sie und Tante Balbina haßten sich, so viele Liebenswürdigkeiten sie sich auch sagten. Ich nahm zuerst an, daß die Melanie, die immer spät kam, durch Timon erführe, wann Frau von Leinau zu Tante Balbina ging. Nachdem ich aber gehört hatte, daß Leinau's mit Timon nicht auf einem nahen Fuße standen und dieser fast nie in ihr Haus kam, muß ich glauben, daß die Melanie jene Nachricht auf polizeilichem Wege erhielt. Dem sei, wie ihm wolle, sie war äußerst zuvorkommend gegen Felicia. „Ich hoffe, Sie bei mir zu sehen," sagte sie ihr das erste Mal beim Weggehen. „Ich hoffte immer, Sie bei mir zu sehen," das zweite Mal, so daß Felicia nicht umhin konnte, ihren Mann zu einem Besuche bei der Melanie zu bewegen. Diese wollte vermuthlich den Schlag, welchen ihrer Meinung nach die Rückkehr Felicia's in Wichards Nähe ihr zufügte und den sie gewiß Tante Balbina zuschrieb, dadurch ablenken, daß sie sich der schönen Frau bemächtigte. Das würde, so dachte sie wahrscheinlich, Wichard öfter und ohne daß es einen bösen Schein auf sie selbst würfe, zu ihr führen.

Während diese Intrigue mich empörte, freute ich mich über die sichere und stolze Art, wie Felicia ihren Weg ging. Ich gewann eine große Hochachtung für diese Frau, deren Liebreiz wohl dem Herzen, aber niemals der Rechtschaffenheit meines Freundes gefährlich werden konnte. Und da ich ein ganz unbetheiligter Zuschauer war, so belustigte mich das Spiel der beiden vornehmen Damen, die nicht allein hinsichtlich Wichards, sondern auch in Bezug auf die Gnade der Majestäten Nebenbuhlerinnen waren. Die Melanie gehörte der Partei der Königin, Tante Balbina jetzt der des Königs an. Wo sie konnten, sagten sie sich mit den schönsten Worten Bosheiten, von denen ich nur ein Beispiel erzählen will.

Seit einiger Zeit war in Hannover ein aus preußischem Dienst gekommener Assessor Meding angestellt, um ein Preßbüreau zu organisiren. Im Publicum behauptete man, daß von den Personen untergeordneten Ranges, welche unmittelbaren Zutritt bei Seiner Majestät hatten, Meding und ein Hofouvrier den meisten Einfluß besäßen; während letzterer aber nur kleine Dienste leiste, das heißt gegen Geld und gute Worte Individuen wie Gesellschaften Concessionen verschaffe, die auf öffentlichem Wege nicht zu erreichen, von der Regierung wohl gar schon abgelehnt waren, leite Meding hinter dem Rücken der Minister die große Politik.

Digitized by Google

Nun redete eines Abends die Melanie Tante Balbina mit den Worten an: „Heute früh sahen Sie mich nicht, als ich Sie grüßte."

„Wo wäre das gewesen?"

„Als Sie von Herrenhausen kamen und ich hinfuhr. Sie hatten Ihren Wagen halten lassen und sprachen mit einem Herrn. Wer war der Herr? Ich erkannte ihn nicht."

Tante Balbina, der dies Gespräch ersichtlich unangenehm war, die aber wußte, daß die Melanie den Herrn recht wohl kannte, glaubte die Wahrheit nicht verschweigen zu können und antwortete: „Herr von Meding."

Von der hannoverschen Familie von Meding wohnten mehrere Mitglieder in Hannover.

„Herr von Meding?" entgegnete jene. „Nein. Der Kammerherr und der Hauptmann sind groß. Es war ein kleiner Herr."

„Der bei Seiner Majestät."

„Aber Liebe! Sie adeln ja Jeden, den Müller, den Meding. Sie kränken die Familien von Müller, von Meding."

Im Frühjahr erzählte Aurelius, daß man dem Nationalverein mit einem Verein entgegentreten wolle, der sich der großdeutsche nennen werde, zur Bezeichnung seiner Absicht in treuer Anhänglichkeit an Oesterreich gegen eine preußische Hegemonie zu wirken.

„Es ist ein thörichtes Unternehmen," sagte er. „Es kommt mir vor, als wenn man einen jungen, gesunden Wald dadurch ausrotten will, daß man einen Schirm davor stellt, der das Sonnenlicht für sich nehmen soll. Was der deutsche Bund nicht vermag, wird der großdeutsche Verein auch nicht fertig bringen. Es kommt immer zweifelloser auf eine Machtfrage zwischen Preußen und Oesterreich hinaus."

Daß der Nationalverein kräftig aufwuchs, zeigte eine zahlreiche Versammlung seiner Mitglieder, welche im Mai in Hannover stattfand. In derselben wurde eine Petition um Entlassung des Ministeriums Borries beschlossen und eine Resolution gegen Wermuth's Polizei-Regiment beantragt. Die Versammlung wurde polizeilich aufgelöst.

Das Examen, womit der Winter-Cursus der Generalstabs-Akademie schloß, verhinderte mich, der Einladung zu folgen, welche ich zu Cordula's Hochzeit erhielt. Ich blieb auch lieber in Hannover, um Adele vor ihrer Abreise noch möglichst oft zu sehen. Wichard wurde aus Paris erwartet. Sein Vater wollte von dort ohne Aufenthalt nach Kiel fahren, um seine Söhne Christian und Friedrich, welche ihre Abiturientenprüfung gut bestanden hatten, abzuholen. Die Baronin wollte noch einige Tage mit Wichard in Hannover sein und dann nach dem Gute zurückkehren. Diese sorgsame und verständige Mutter hatte ihren Zweck im Laufe des Winters auf das Beste erreicht. Adelens Anschauungen war eine schöne Richtung gegeben, ihre großen Anlagen konnten sich nun selbständig weiter entfalten.

Sie beschäftigte meine Gedanken auf das Lebhafteste. In meinem Herzen entstand ein Gefühl für sie, welches mich beunruhigte; denn bei den Ansprüchen, welche sie und ihre Eltern machen konnten, durfte ich nicht erwarten, jemals



Digitized by Google

ihre Hand zu gewinnen. Auch ihr Wesen lag noch nicht klar vor mir. Alfred und ich sahen sie nie anders als in Gegenwart ihrer Mutter, ihr Benehmen gegen uns war immer gemessen freundlich und wenn auch Alfred mehr als ich sie zu interessiren schien, so zeigte sie doch auch mir eine unbefangene Zuneigung. Unserer Gespräche auf dem Gute erinnerte sie sich genau. Als es Frühling geworden war und die Baronin die Spazierfahrten weiter ausdehnte, bat Adele, daß ich sie begleite, um sie zur Königseiche zu führen, welche sie dann zeichnete. Ob in ihrem Herzen schon wärmere Empfindungen erwachten, wußte ich nicht. Die Baronin behandelte uns Freunde fast wie ihre Söhne. Unsere Besuche, die ja auch etwas Bildendes für Adele hatten, waren ihr immer willkommen.

Wichard kam zurück. Seine hohe Gestalt war kräftiger, der Bart über dem feinen Munde voller geworden. Sein Herz war dasselbe geblieben, sein Geist entwickelter. Er war noch schöner, noch anziehender, Jeder mußte sich über ihn freuen.

Als nun die Baronin abreisen wollte, empfand ich die bevorstehende Trennung von Adele sehr schmerzlich. Auch sie schien Hannover nicht gern zu verlassen und der Baronin wurde es schwer, sich von Wichard zu trennen. Diese Stimmung waltete vor, als wir uns zum Abschied auf dem Bahnhofe einfanden. Nur Demoiselle Charlotte, der das Leben in der Stadt von Anfang an nicht gefallen hatte, war vergnügt. „Ich soll doch wohl den Capitän grüßen?“ fragte sie Alfred und mich.

„Vielmals!“ sagte Alfred, „auch Pastors.“

„Und den Kantor,“ fügte ich hinzu.

Die Baronin ging auf dem Perron mit Wichard auf und ab, sie schienen noch etwas Ernstes zu besprechen. Adele wandelte zwischen Alfred und mir. „Wie schön wäre es, wenn Sie in unserem neuen Hause am See wohnten!“ sagte sie. „Es wird mir doch sehr still vorkommen auf dem Lande.“

Als der Zug davon fuhr, ließ das Leid, die Leere, welche ich fühlte, mich nur zu deutlich erkennen, wie sehr ich an Adele hing. Ich mußte mich zusammennehmen, um den Freunden nicht aufzufallen; wenigstens Wichard nicht, denn ein Blick von Alfred sagte mir, daß ihm mein Zustand nicht verborgen geblieben war.

Wichard trat zwischen uns und legte, indem wir fortgingen, seine Arme in die unsrigen. „Melanie, Balbina, Felicia!“ sagte er fröhlich. „Mutter ängstigt sich um mich unnöthiger Weise.“

Digitized by Google

# Die evangelisch-religiöse Bewegung in Rußland.

Von

**Freiherrn von der Brüggen.**

Unlängst drangen von Petersburg aus Gerüchte zu uns, welche die Neubelebung des kirchlichen Eifers innerhalb der russischen Regierung ankündigten. Das eine sprach davon, daß in den Ostseeprovinzen bei gemischten Ehebündnissen wieder das „Reversal" gefordert werden solle, laut welchem bis vor etwa acht Jahren die Eheleute sich verpflichten mußten, ihre etwaigen Kinder nach russisch-orthodoxem Ritus zu taufen und zu erziehen. Das Gesetz, welches solches vorschreibt, ist zwar niemals aufgehoben worden, wurde aber in den 70er Jahren lahm gelegt durch einen zarischen Befehl, der den russischen Popen vorschreibt, jenes Reversal nicht mehr zur Bedingung der Trauung zu machen. Ob dieser Befehl in Wirklichkeit, wenn auch in aller Stille, wieder zurückgenommen worden ist, scheint für jetzt noch nicht sicher festgestellt zu sein; indessen sprechen die Erfahrungen der letzten Monate in den Ostseeprovinzen dafür, daß die russische Kirche den offensiven Kampf gegen das baltische Lutherthum wieder aufgenommen hat und das Zwangsgesetz gegen die gemischten Ehen praktisch wieder lebendig geworden ist. Das andere und glaubwürdigere Gerücht meldete, daß dem Obersten Paschkow in Petersburg verboten worden sei, fernerhin religiöse Versammlungen in seinem Hause abzuhalten. Endlich steht es außer Zweifel, daß ein Gesetz vorbereitet wird, welches den Zweck hat, eine Aussöhnung der russischen Staatskirche mit dem alten Schisma derselben, den sogenannten Altgläubigen herbeizuführen, um durch Beseitigung der Zersplitterung viele Millionen des russischen Volkes wieder unter die Herrschaft der Staatskirche zurückzubringen. Diese Vorgänge geben mir Gelegenheit, einiges über religiöse Bewegungen zu sagen, welche, obwohl von einander räumlich getrennt und in verschiedenen Volksgruppen auftretend, doch einen so gleichartigen Charakter tragen, daß man sie auf den ersten Blick als parallele Strömungen eines evangelisch-reformatorischen Geistes erkennt. —

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Einfluß der russischen Kirche auf die Angelegenheiten des Staates von jeher ein erheblicher gewesen ist. Das Zarthum ist seit Peter dem Großen so innig mit dem kirchlichen Patriarchat



Digitized by Google

Körper, schon damals verhärtet in langen Kämpfen um äußere Formen, das Erzeugniß einer dem religiösen Empfinden entwachsenen Kultur. Sie kam alt zu jungen Völkern, und es war das Streben der russischen Tochterkirche und ihres aus Byzanz herbeiströmenden Klerus, die ganze Symbolik, das äußere Ritual und den äußern Pomp der Hagia Sofia in ein Land hinüberzubringen, dessen Götterbilder noch eben den rohen Naturgewalten geweiht waren. So wurde die Kirche der reichsten und aufgeklärtesten Stadt der damaligen Welt nur zu einer weltlichen Gewalt, der das russische Naturvolk unterworfen ward, ohne daß sein religiöser Sinn in ihr Aufnahme fand. In diese, Anfangs fremden Formen lebte sich das Volk im Laufe der Zeit hinein; aber so leblos zu Byzanz die oströmische Kirche blieb, so religionsarm waren auch die Mönche und Geistlichen, welche Jahrhunderte lang von dorther kamen, um die russische Kirche zu bedienen. —

Ein wichtiger Augenblick war es, wie für den ganzen Osten, so auch für diese Kirche, als die Tataren Rußland überschwemmten. Während alle weltliche Gewalt von dem Großkhan niedergetreten ward, hielt er es für eine weise Politik, vor den Thüren der Kirche stille zu halten. Er schonte ihre Heiligthümer und suchte ihre Diener sich zu Freunden zu machen. Der Großkhan ward Schirmherr der russischen Kirche. In der ganzen Zeit des Tatarenjoches blieb nur eine Gewalt in dem russischen Gebiete aufrecht stehen, blieb nur eine unangetastet inmitten der allgemeinen Erniedrigung, und das war die Gewalt der Kirche. Ihr Charakter als einer äußeren weltlichen Macht konnte dadurch nur stärker ausgeprägt werden und wachsen. —

Als das Großfürstenthum von Moskau sich emporarbeitete und allmälig an die Stelle trat, wo der Tatarenkhan gestanden hatte, da sehen wir denn auch die Kirche bereits dicht neben dem Throne walten. Die gewaltthätigen Tyrannen, welchen Rußland seine Gründung verdankt, die Großfürsten von Simeon dem Stolzen bis zum Untergang des Rurikstammes von Moskau, sind eng mit der Kirche verbunden, weil sie unter der großen tatarischen Erbschaft, welche sie antraten, auch die Schirmherrschaft über die Kirche fanden. Wiederholt greifen die Metropoliten in die Geschäfte des Staates als nächste Würdenträger des Thrones ein. Dann wird ein Prälat dieser Kirche der Stammvater der neuen Dynastie der Romanow. Endlich verschmilzt die zarische Gewalt mit der kirchlichen vollständig, indem Peter I. sich zum Oberhaupt der russischen Kirche macht, und fortan ist die russische Kirche eine gefügige Dienerin des Zarthums, von dem sie den größten Theil ihrer Macht empfängt.

In dieser ganzen Zeit ist das innere Leben der Kirche wechsellos dasselbe geblieben. Aus den Händen der griechischen Mönche ging sie in diejenigen russischer über, nachdem die Kirche von Byzanz erst den Kreuzfahrern, dann dem türkischen Eroberer unterlegen war. In Moskau erstand ein eigenes Patriarchat, die Kirche wuchs an Macht, Reichthum und äußerem Ansehen beim Volke; aber in ihrer innern Ordnung, in Dogma und Lehre blieb sie unverändert. Sie wurde im 17. Jahrhundert von einer weitgreifenden Bewegung erfaßt und erlebte einen langdauernden Kampf, in welchem ihr Oberhaupt, Nikon, als Neuerer auftrat. Aber alle die scharfsinnigen Disputationen der damaligen Kirchenversammlungen, all der Widerstand

Digitized by Google

Dennoch aber ist der religiöse Sinn in ihm nicht erstorben, sondern vielmehr tief eingeprägt. —

Dieser weiche, bewegliche, lenksame und lenkbedürftige slavische Charakter, noch unangetastet von abstractem theoretischem Denken, hat sich die ganze Wärme des religiösen Empfindens bewahrt; zum Theil vielleicht eben deshalb, weil dieses sein Empfinden niemals durch die Kirche in bestimmte Formen, in objective Verbindung mit dem bewußten Denken gebracht wurde. Kirche und Religion haben nicht blos Macht, sondern auch sittlichen Einfluß auf ihn, sobald sie seinem Bewußtsein gegenübertreten. Jene zwölf Millionen Schismatiker schon zeugen davon. So äußerlich, so unwesentlich die Dinge auch sind, welche sie von der Staatskirche scheiden, so sind sie doch genügend, um auf Leben und Sinn des Schismatikers bedeutsam zu wirken. Diese sogen. Altgläubigen, von der Staatskirche abgetrennt, von Staat und Kirche bedrängt, zeichnen sich vor den Anhängern der Staatskirche aus durch manche sittliche Eigenschaft und durch größeren Wohlstand. Das nationale Laster der Trunksucht hat über sie geringere Gewalt, sie gelten überall als zuverlässiger, arbeitsamer denn die Staatskirchler und wenn ihr religiöses Leben auch kein tiefes ist, so hat es doch seine sittigende Kraft. Neben diesen Altgläubigen zeigt das zahlreiche Sectenthum der russischen Kirche, trotz all seiner oft rohen Ausdrucksformen des religiösen Sinnes, doch das Vorhandensein desselben in reichem Maße. Bisher konnte das Sektenthum kaum andere als mehr oder minder rohe Formen annehmen, denn es entsprang und lebte in völlig rohen Volksschichten, bei denen das abstracte Denken über religiöse Dinge eben blos aus den Erscheinungen ihres einfachen täglichen Daseins hervor genährt wurde, bei denen die Bibel eben so unbekannt war als andere Bücher. Erst die neueste Zeit hat hie und da die Schriftkunde in's Volk gebracht, und alsbald hat sich die Religiosität dieses Mittels bemächtigt, um an verschiedenen Punkten des Reiches selbständig aus der Bibel zu schöpfen.

Es sind meines Wissens bisher drei Quellen, welche an weit auseinander liegenden Stellen des Reichs hervorgebrochen sind und doch genau die gleiche Richtung eingeschlagen haben: einmal der Stundismus im Süden, ferner die Gemeinde Paschkow's in Petersburg, endlich eine religiöse Bewegung am nördlichen Ural.

Der Name der Stundisten stammt aus den deutschen Kolonien, wahrscheinlich des Gubernium's Cherson, von den Versammlungen deutscher Bauern, in denen das Beten und Erklären von Bibelstellen, das Singen von Chorälen und Psalmen, das öffentliche Gebet einzelner Mitglieder üblich waren. Dort lernten russische Bauern gelegentlich diese Bet-Stunden kennen, und nachdem sie dieselben zu sich verpflanzt hatten, nahmen sie davon den Namen „Stundisten" an. Aus den Betstunden erwuchs die ganze religiöse Bewegung. Denn wie bei den deutschen Kolonisten, so ward auch bei ihren russischen Nachbarn das Evangelium zur Grundlage der Betstunden genommen. War aber den protestantischen Deutschen das neue Testament ein Erbstück vieler Ahnen, da sein Hauptinhalt ihnen meist nicht fremd war, so entdeckten die russischen Nachbarn darin etwas völlig Neues. Die Lehre von der Erlösung durch Christus, die lebensvoll-einfachen Worte der Bergpredigt mögen diese religiösen Naturkinder hingerissen haben.

Digitized by Google

Es bildeten sich schon vor zehn Jahren, vielleicht noch früher Gemeinden, welche sich thatsächlich von der russischen Kirche lossagten. Sie versammelten sich Sonntags in einem Hause des Dorfes, einer der Männer — der Schriftkundige — nahm die Bibel zur Hand und las daraus vor, Psalmen, auch Choräle wurden gemeinsam gesungen, Gebete gehalten von Jedem, der sich dazu in der Versammlung berufen glaubte. Eine Dorfschaft nach der andern trat dem Stundismus bei, und obwohl wiederholte Versuche seitens der Kirche gemacht wurden, der Bewegung Einhalt zu thun, so hat sie doch nur an Stärke zugenommen. —

In den Gegenden, wo der Stundismus sich festgesetzt hat, ist der stundistische Bauer sofort vom orthodoxen, das stundistische Dorf vom gewöhnlichen russischen Dorfe zu unterscheiden. Im Dorfe herrscht größere Sauberkeit, Wohlstand, die Schenken sind verschwunden und die Trunkenen. Dörfer, die bis dahin tief in Schulden an den Staat staken, bezahlen dieselben rasch und sind fortan nie mehr mit ihren Steuern im Rückstande. Im stundistischen Bauernhause sieht es reinlich und ordentlich aus, kein Streit, kein lärmender Zank wird gehört, die Familie ist arbeitsam, ehrlich, sie erwirbt und kommt schnell zu Wohlstand. Die Wirkung der Bekehrung zum Stundismus — so erzählte mir ein dortiger Gutsbesitzer — sind oft erstaunlich. Bauern, die bis zum 40. und 50. Lebensjahre nichts gethan, als wöchentlich das vertrinken, was sie wöchentlich erarbeitet, die fast täglich irgendwo berauscht in Gasse oder Schenke lagen, die Pferd und Rock versoffen und wann sie heimkamen die Frauen und Kinder prügelten, rühren seit der Stunde der Bekehrung keinen Tropfen Branntwein mehr an. An die Stelle des zerfetzten Hemdes, des zerlumpten Rockes tritt reine Wäsche und ordentliche Kleidung; an die Stelle des beständigen Tobens und Zankens im Hause Ernst und Friede; an die Stelle äußersten Schmutzes in der Wohnung Sauberkeit, reine, weißgetünchte Wände, gewaschene Dielen; an die Stelle schlechter Ackergeräthe und schlechter Beackerung des Bodens treten gepflegte Pferde und gepflegte Felder. Der Wohlstand steigt alsbald, die Zufriedenheit ist im Hofe ersichtlich, und Abends hört man regelmäßig Psalmen und Choräle darin ertönen. Es ist erstaunlich, welche schroffe Verwandlung hier vorgeht, eine Verwandlung, wie sie beim deutschen oder englischen Bauer nur äußerst selten möglich wäre und deren Erklärung theils in dem wenig zähen, wandelbaren Charakter des Slawen, theils in der elementaren Gewalt zu suchen ist, mit welcher das zum ersten Mal erwachte religiöse Bewußtsein auf dieses empfindsame Volk einwirkt. Was keine Ueberredung, keine Mittel des Staates, keine Drohung oder Strafe des Herrn oder Vorgesetzten erzielt, was keine Noth in Haus und Hof, keine Thränen von Weib und Kind verhindern, wovor die sichere Aussicht auf materiellen Ruin und persönliches Verkommen nicht zurückschrecken: das nationale, allgemein verbreitete Laster des Trunkes — es wird hier in ein paar Stunden und auf immer beseitigt. Und es ist nicht sittliche Erwägung, was den Mann so tief packt, sondern religiöses Empfinden, religiöses Bewußtwerden.

Daß dies das treibende Hauptmotiv ist, geht schon aus der gewöhnlichen Form der Propaganda hervor. Der orthodoxe Bauer kann jahrelang den Wohlstand, die Zufriedenheit seiner stundistischen Brüder im Nachbardorfe mit ansehen, ohne daß sich in ihm der Wunsch regte, sein elendes Dasein und seine

Digitized by Google

zerstörenden Freuden der Schenke mit dem Wohlergehen und dem gesunden Genießen der Nachbarn zu vertauschen. Kein sittliches Bedenken kommt in ihm auf, denn die allgemeine Sitte macht ihm aus seinem Leben keinen Vorwurf, selbst wenn er sich zu Tode zechte. Was aber ergreift ihn mit so übermächtiger Kraft?

Jener Gutsbesitzer erzählte mir nachstehendes Erlebniß. Eines Tages kommt einer seiner Leute eilig herbeigeritten und meldet, in einem der Dörfer der Nachbarschaft seien Stundisten angelangt und würden eben von den Bewohnern des Dorfes mit Knütteln und Steinen bearbeitet. Der Herr setzt sich sofort zu Pferde, eilt in das Dorf und findet Folgendes. Aus einem weiter entlegenen stundistischen Dorfe sind einige Wagen voll Stundisten angelangt. Langsam fahren sie heran und in das fremde Dorf hinein, mit weithin schallenden Stimmen Psalmen singend. Wie sie in die Straßen kommen, sammeln sich immer mehr Bauern um die daherziehenden Wagen, es wird gehöhnt, gelärmt, die Menge fordert laut, daß die Stundisten sofort umkehren und das Dorf verlassen. Denn der Stundist ist für den Orthodoxen ein Gegenstand des Spottes, auch des Hasses um seiner Nüchternheit willen, und der Pope sagt, er sei ein Feind der Kirche und Gottes. Die Stundisten aber lassen sich nicht abschrecken, sondern fahren ruhig weiter. Endlich geht die umdrängende Menge zu Thaten über, man zerrt und stößt die Singenden, dann kommen Schläge, dann Steinwürfe. Einige werden heruntergezerrt und geprügelt, auf die Andern wird mit Knütteln und Steinen immer wüthender losgeschlagen. Aber die Psalmensänger fahren langsam weiter, sie singen und singen, sie erwidern die Schläge nicht, sie wehren sie nicht ab, sie verziehen keine Muskel des ernsten Gesichts, sie geben keinen andern Laut von ihren Lippen als den des frommen Gesanges. Schon sind mehrere von ihnen in Lebensgefahr — aber auch mehrere von ihren Gegnern überwunden, bekehrt; auf die Kniee niedergesunken blicken sie jenen Sängern wie Heiligen nach: da erscheint zur rechten Zeit der Gutsbesitzer und rettet die Bedrohten. Zwei Tage später aber war das ganze Dorf zum Stundismus übergegangen. —

Ein anderes Beispiel: ein Bauer, ein armer, frecher, stets in Schlägerei verwickelter und stets betrunkener Kerl bekehrt sich; von Stund' an trinkt er keinen Tropfen, wird fleißig und ordentlich; die Nachbarn höhnen und mißhandeln ihn, sie brechen täglich bei ihm ein, sobald in seiner Hütte das Psalmensingen beginnt, beschimpfen ihn und seine Familie — er erduldet Alles ohne Murren. —

In einer Familie sind Sohn und Tochter zum Stundismus übergetreten; die Eltern suchen sie durch Ueberredung, durch Befehl zurück zu bringen, und als das fruchtlos ist, werden die Kinder schwer gegeißelt und sonst mißhandelt. Aber die Beiden lassen Alles über sich ergehen, sie verziehen bei den Geißelungen keine Miene, kein Laut des Schmerzes, des Vorwurfes ertönt: da wandelt sich der Sinn der Eltern und ein Augenblick hat sie zu Stundisten gemacht. —

So greift der Stundismus um sich. Nicht in den oberen Klassen der Bevölkerung, welche übrigens auch sehr wenig zahlreich und eben so wenig einflußreich sind. Aber den einfachen Mann, die Massen packt die einfache christliche

Digitized by Google

Lehre mit einer Gewalt, wie sie nur etwa zu den Zeiten der Antonine am Mittelmeer oder später bei heidnischen Völkern beobachtet worden ist. Man zählt die Stundisten bereits nach vielen Tausenden, die Propaganda ist von Kiew bereits in mehrere benachbarte Gubernien hinübergesprungen und hat die Kraft des Martyriums mitgenommen. Ohne auf politisches Gebiet zu treten, wirkt sie augenscheinlich auflösend gegen die Stellung der Staatskirche. —

Vor kurzer Zeit soll — so heißt es — eine Deputation der südrussischen Stundisten in Petersburg erschienen sein, um eine engere äußere Verbindung anzuknüpfen mit dem Führer einer inzwischen dort aufgetauchten verwandten Bewegung, mit Paschkow. —

Wassili Alexandrowitsch Paschkow ist ein Jünger des Lord Radstock. Dieser englische Laienprediger kam in den siebenziger Jahren nach Petersburg, um dort in den aristokratischen Kreisen das Feuer des evangelischen Glaubens zu entzünden. Er fand Anklang, und zu dem Kreise seiner Bekehrten gehörte bald auch Paschkow. Unwillig hatte sich Paschkow zu Anfang von den Versammlungen Radstock's fern gehalten, für die schon mehrere seiner Angehörigen gewonnen waren. Er war Oberst in der Garde, ein eleganter Officier, der Abkömmling einer alten Bojarenfamilie, sehr reich und ein Lebemann. Ein paar Andachtsstunden, die er fast widerwillig mitmachte, wandelten ihn von Grund aus um. Er verließ den Dienst und wurde der eifrigste Kämpe auf diesem religiösen Felde. Er öffnete seinen Palast an dem Newaquai den Andachtsstunden, welche dort bald für die vornehme Welt, bald für das niedere Volk, bald in französischer Sprache und unter Mitwirkung Radstock's, bald in russischer Sprache abgehalten wurden. Die Bekehrten mehrten sich schnell sowohl in den oberen als den niederen Klassen, andere vornehme Häuser öffneten sich den Andächtigen, die werkthätige Liebe begann ihren Gang in's Volk wie zu den besten Zeiten des Christenthums. Es wurden die reichen Mittel vieler der Bekehrten aufgeboten, um Anstalten gegen die Noth des niederen Volkes, Speisehäuser, Hospitäler u. dergl. zu begründen. Wo ein gemeinnütziges Unternehmen der Hilfe bedurfte, da pflegte man bald Paschkow und seine Gesinnungsgenossen anzurufen. Der Name Paschkow ist heute in Petersburg so bekannt, auch im niederen Volk, wie wenig andere. Die Einen nennen ihn mit Achtung, die Anderen mit der Ehrfurcht Solcher, die ihm ihre Bekehrung verdanken. Und die Mittel der Bekehrung sind auch hier wieder die einfachsten.

Am Abend eines hohen kirchlichen Feiertages war es, als ich vor dem Portal des Hauses Paschkow aus der Droschke stieg. Ein gallonirter riesiger Pförtner, hier Schweizer genannt, empfing mich, ein eben solcher Lakai nahm mir den Pelz ab und führte mich die Treppe hinauf in den Versammlungssaal. Der mächtige in Weiß und Gold gehaltene ehemalige Tanzsaal mit den schweren gelbdamastnen Vorhängen an Thüren und Fenstern war mäßig erleuchtet, ein leises Geflüster schwebte umher, von etwa sechzig Personen verschiedenen Alters und Geschlechts ausgehend, die in kleinen Gruppen zerstreut umher saßen. Ich hatte etwa seit zehn Minuten auf einem Sessel Platz genommen, als ein hoher dunkel gekleideter Mann von etwa fünfzig Jahren durch den Saal daherschritt und an einem kleinen Tische stille hielt, der nebst einem Stuhle am Ende des Raumes

Digitized by Google

zwischen die Säulen gestellt war. Auf dem Tische stand ein Armleuchter und neben diesem lag eine Bibel. Der Mann betete still für sich etwa zwei Minuten lang, dann kniete er nieder und ich hörte ein französisches „Prions". Ein Theil der Anwesenden kniete ebenfalls nieder, Andere nicht, ein kurzes Gebet wurde gesprochen. Dann den kurzen Bibeltext, und dann die erläuternde Rede. Die Sprechweise einfach, im Tone privater Unterhaltung, französisch; denn es war Lord Radstock, die Versammlung aus den vornehmen Kreisen. Der Kern des Vortrages war die Erlösung durch den Tod Christi und die Rettung durch den Glauben daran. Ich gestehe, daß dasjenige, was ich von der Lehre erfaßte, wie Radstock sie geformt hat, in mir einige praktische Bedenken wach rief. Die Erlösung durch Christus ist hiernach vollendet für alle Zeit und alle Welt, man hat nichts dazu zu thun, als den Glauben, die rein passive Annahme des Heils. Auch das Gebet hat keinen Sinn insoweit es eine Bitte ist um die Erlösung, sondern nur insoweit es als Dank und Preis die Annahme des Geschenkten äußert. Diese Auffassung, in der Geschichte des Protestantismus nicht neu, hat ihre Gefahr für eine Glaubensgemeinde, welche über die Grenzen der Secte, der engen Verbindung weniger und begeisterter Glieder hinaus will. Die menschliche Natur *verlangt* darnach im Allgemeinen, von sich aus etwas hinzu zu thun, sei es auch nur das Erbitten, Erflehen. Indessen, das sind nicht wesentliche Fragen: die Hauptsache ist, daß die Gemeinde Radstock-Paschkow's Alles bei Seite wirft, was die Menschen um das Evangelium gelegt haben, und sich an demselben in seiner einfachen eigenen Kraft genügen läßt. Die Lehre ist durchaus protestantisch, evangelisch, — freilich mit jener methodistischen Färbung. —

Nach geschlossenem Vortrag folgt wieder ein lautes Gebet, und wer dann Lust hat, bleibt noch ein Stündchen, um über das Gehörte oder ihm Verwandtes sich zu unterhalten. Radstock und Paschkow sind stets bereit, den etwa in einem neuen Zuhörer glimmenden Funken zur Flamme anzufachen. Und wenig Menschen mag es in der Welt geben, die so geeignet dazu wären, als der ehemalige Gardeoberst. Er besitzt nichts, womit er etwa die Menschen zu fesseln, zu beherrschen, fortzureißen vermöchte — ausgenommen die Gluth seines Glaubens und seines Empfindens für seine Mitmenschen; keinerlei äußere Waffen — ausgenommen das neue Testament. Aber dieses genügt, um auch kalte Rationalisten bis in's Mark zu bewegen. Es ist die Gewalt des Mitgefühls, der stark und tief empfundenen Wahrheit, die Gewalt des lautren Idealismus, wie sie zu allen Zeiten den Verkündern neuer göttlicher Wahrheiten eigen gewesen ist. —

Bei der ersten Berührung erkennt man, wie auf die Glieder dieser Gemeinde das Evangelium als etwas ganz Neues gewirkt hat. Hier in den oberen Klassen der russischen Gesellschaft war die Bibel bis vor wenig Jahren eben so unbekannt als im Dorfe der Gubernien. . Man erkennt diese Gewalt des Neuen um so mehr, wenn man als Protestant in diesen Kreis tritt; als ein Mensch, dem die Lehre von der Erlösung durch den Glauben an Christus von Kindesbeinen an vertraut gewesen ist. Das ganze Wesen, die Sprache, bis auf die einzelnen Worte, welche man hört — es ist genau das, was ein wahrer und warmer protestantischer Vater seinem Kinde sagte, seit es zu sprechen begann. Darum ist ein Mann wie Paschkow oft enttäuscht, überrascht, wenn er findet,

Digitized by Google

daß die große Wahrheit, welche ihm neu ist, einen großen Theil ihrer erschütternden Kraft verliert gegenüber dem Protestanten, der ihm etwa unbekannter Weise gegenüber steht. Um so wirksamer aber ist die neue Wahrheit im Kreise des russischen Edelmannes oder des Würdenträgers, der niemals über seine Sünden und über seine Erlösung auch nur fünf Minuten lang im Sinne der christlichen Grundidee nachgedacht hat. Dieser evangelische Glaube ist gewaltig im Kreise der gemeinen Leute, in denen der bewußte Gedanke an das Ueberirdische niemals sich geregt hat. —

Die Säle Paschkow's und seiner Glaubensgenossen sind eben so oft für die vornehme Welt geöffnet als für den gemeinen Mann. In diesen Jedermann zugänglichen großen Versammlungen werden die Andachten eingeleitet und geschlossen mit Chorälen, welche aus deutsch-protestantischen Büchern übersetzt und nach deutsch-protestantischen Melodien gesungen werden. Es macht auf einen Deutschen einen wunderbaren Eindruck, in diesen russischen Versammlungen plötzlich die bekannten Klänge von „Ein feste Burg" oder dergleichen zu vernehmen. Im Uebrigen ist die Form der Andacht fast dieselbe wie jene, welche ich oben zeichnete, nur ist die Sprache stets die russische. Die Wirkung aber ist oft eine sehr viel sichtbarere, als in den Kreisen der Gebildeten. Nach dem Vortrage Paschkow's steht es Jedermann frei, laut ein Gebet zu verrichten. Und es ereignet sich da nicht selten, daß einfache Droschkenkutscher oder Tagelöhner sich zur Erde werfen und in der einfachen Sprache des Volkes ihr Inneres vor Gott aufdecken in solcher Weise, daß lautes Schluchzen durch die Reihen der Vornehmen wie die Scharen der Arbeiter sich verbreitet. In solchen Augenblicken tritt die einfache, warme und gefühlswahre Natur des Russen in ergreifender Weise zu Tage. Da steht dieser kraftvolle Mann mit dem langen grauen Bart und Haar, dem tiefgefurchten und gutmüthigen Gesicht, im kurzen schmutzigen Schafpelz und hohen plumpen Stiefeln, die Schaffellmütze zwischen den gefalteten Händen, mit heiligem Ernst die Augen auf den Mund Paschkow's geheftet. Und plötzlich wirft er sich zu Boden und es entströmen ihm laut die tiefsten, lautersten Töne der Seele, unmittelbar und wahrhaft, unbefleckt von aller Rücksicht auf seinen Stand und seine Umgebung, ungetrübt durch kritische Schalke, und doch verständig und menschlich in jedem Wort, eine gewaltige Beichte der menschlichen Natur und ein lebendiges Zeugniß ihrer tiefinnern Sehnsucht nach dem Göttlichen. Einen alten Hussiten glaubt man wieder erstanden auf dem weißen Berge. .... Und unwillkürlich gedenkt man jener andern Bewegung, welche behauptet, alle Regung des Gefühls abgeworfen zu haben und mit den Waffen der reinen Vernunft alles Bestehende als einen Irrthum bekämpfen zu müssen. Wie elend und klein erscheint der Nihilist mit seiner vermeintlichen Vernunft gegenüber jenem einfachen Zeugen der alten Wahrheit, daß Glaube und Empfinden die Grundkräfte des Menschen sind! Vornehmlich bei diesem russischen Stamm mit seiner reichen Empfindung. —

Solche Erlebnisse erklären dem Fremden den Stolz, mit dem die nationalen russischen Führer auf die urwüchsige Kraft ihres Volkes blicken, die Kraft der reinen und vollen Begeisterung. Und solche Augenblicke sind es, die über das Gemüth des Menschen fast unausbleiblich Gewalt haben und immer und immer

Digitized by Google

wieder die Kreise dieser Neubekehrten erweitern. — Die Wirkung solcher Bekehrungen ist nun hier die nämliche wie bei dem Stundismus.

Man weiß in den Palästen, den Fabriken, den Handelshäusern Petersburgs heute sehr wohl den Werth der Paschkow'schen Jüngerschaft an dem Hausknecht, dem Arbeiter, dem Lehrling zu schätzen. Man weiß, daß wer des Sonntags zu Paschkow geht, weder zu stehlen noch zu faullenzen noch zu trinken pflegt. Die jähe Wandlung aus dem versoffenen Taugenichts in den treuen und ordentlichen Mann ist hier eine eben so bekannte Erscheinung als in den südlichen Gubernien, und der Mann von Bildung, einmal von der evangelischen Lehre erfaßt, ist wahrlich der letzte, der die Sorgen der Regierung vermehren könnte.

Dennoch hat die Regierung, von der Kirche gedrängt, auch hier ein paar Mal gesucht, hindernd in den Weg zu treten. Paschkow ist einmal für einige Zeit von Petersburg verbannt gewesen, seine Versammlungen sind unter eine leichte Aufsicht gestellt worden. Im Ganzen hat die Regierung aber bisher weder gegen die Gemeinde Paschkow's noch gegen die Stundisten ernstliche, harte Maßregeln ergriffen. Die Kirche hat versucht, mit ähnlichen Waffen gegen Paschkow aufzutreten und gegen die Stundisten: es sind Vorträge öffentlich gehalten worden von Dienern der Kirche. Aber sie hatten keinen Erfolg und gingen bald wieder ein. Daß den Anhängern der Staatskirche diese Protestanten ein Aergerniß sind, ist natürlich. Denn sie lösen sich thatsächlich, wenn auch nicht rechtlich, von der Kirche ab. Stundisten wie Anhänger Paschkow's hören auf, die russische Kirche zu besuchen. Sie sagen sich in aller Stille los von Priesterthum und Sacrament, und nur das Gesetz, welches den Austritt verbietet und mit schweren Strafen bedroht, verhindert den offenen Bruch. Es ist möglich, daß gelegentlich von der Kirche noch Versuche werden unternommen werden, um den Staat zur Unterdrückung der Bewegung zu gewinnen. Denn schon tönen die evangelisch-protestantischen Laute auch vom Ural herüber, wohin die neue Lehre in die Dörfer halbwilder Finnen durch irgend einen Verbannten oder einen Arbeiter mag verweht worden sein, der sein russisches neues Testament mitbrachte. Die Kraft aber, welche der herrschenden Kirche am gefährlichsten ist, das ist eben dieses Neue Testament in russischer Sprache. Seit Alexander II. vor etwa zehn Jahren die Verbreitung dieses Buches in russischer Sprache gestattet hat, wird der Kampf der Kirche gegen die zersetzende Bewegung mit jedem Jahre schwerer; und wenn es ihr nicht gelingt, diesen zarischen Befehl wieder aufzuheben, so wird aller äußere Druck auf die Personen, auf ihre religiösen Uebungen vergeblich bleiben. Denn die mystische Gewalt des Evangeliums über die Russen ist eine zu große.

Es ist eben einfach eine neue Lehre, eine lebensvolle Religion, welche dem Russen in dem Evangelium entgegentritt. Ueberall liegt für die Masse des Volks in den äußeren Formen der Kirche das wesentliche Mittel der Befriedigung ihres religiösen Sinnes. Aber es gibt für die Wirksamkeit jener äußern Formen eine Grenze in der Verständlichkeit derselben: wo die sinnliche Darstellung, wo die Symbolik für den gemeinen Mann nicht mehr faßlich genug ist, um sein religiöses Gefühl zu erregen, da hört auch diese einfachste Uebung der Andacht auf. Der Cultus der russischen Kirche war dem Bauern eine hergebrachte Form, deren

Digitized by Google

Inhalt ihm theils durch die slawonische Sprache unverständlich, theils unverstanden blieb wegen der geringen Entwicklung seines Intellects. Selbst dem gebildeten Russen wurden die Lehren, der geistige Inhalt des Bekenntnisses niemals durch die Kirche zum Bewußtsein gebracht. Dem Genossen eines alten Culturvolkes, dem Italiener etwa in dem Rom von 1840, ist der Geist des Evangeliums vielleicht eben so fern geblieben als dem Russen, während sein religiöser Sinn doch zur Aeußerung gelangte in dem bewußten Leben einer geschärften Intelligenz. Auch der Italiener spottet gern über den Priester wie der Russe über den Popen; aber der Spott des Italieners trifft oft nicht bloß den Diener der Kirche, sondern auch die Lehre derselben, die Kirche selbst, während dem religiösen Sinn des Russen die Sache, die Religion heilig geblieben ist, auch wo er nur ein dunkles Gefühl von ihrem Dasein empfindet. Sobald ihm das Heilige selbst entgegentritt, sobald das Göttliche sich seinem Bewußtsein offenbart, ist er sehr geeignet, sich völlig hinreißen zu lassen, weil ihm kein Gegengewicht in dem Schatz seiner räsonnirenden Vernunft zu Gebote steht. Der einfache Naturmensch, der überhaupt nicht abstract zu denken pflegt, ergreift stets leichter die einfachsten Wahrheiten der religiösen Offenbarungen, als Derjenige, dessen Geist gewohnt ist, nach abstracten Wahrheiten zu forschen, und in dem gebildeten Russenthum macht sich die Reaction geltend gegen eine lange Periode vollkommener Indifferenz; einer Indifferenz, welche nicht etwa wie im Westen das Ergebniß tiefgehender religiöser Kämpfe und rationalistischer Zersetzung, sondern der Ausdruck ist jener Stagnation auf religiösem Gebiete, welche so oft den großen kirchlichen Reformen vorherzugehen pflegt.

Es kommt hinzu, daß die Masse des russischen Volkes besonders empfänglich ist für religiöse Hingabe durch Eigenschaften des Gemüths und durch die äußeren Lebensverhältnisse. Der Russe ist weich, empfindsam angelegt, er neigt zu der Schwermuth des Bewohners großer Tiefebenen. Seine materielle Lage ist eine sehr dürftige, oft elende. Mit Mühe erwirbt er die Nahrung des Tages und läßt sich daran genügen. An Freuden und Genüssen ist sein Leben so arm wie dasjenige weniger anderer Völker. Das ewige Einerlei des Dorflebens bietet ihm nur die Abwechselung zwischen seiner armseligen Hütte und der Dorfschenke. In die Hütte dringt keine Neuigkeit aus der größeren Welt, die Schriftkunde ist unbekannt, der Pope ist so ungebildet wie der Bauer selbst, und es gibt nichts weit und breit, was den Geist des Bauern erfrischen, wecken, beschäftigen könnte. Nur das Eine steht offen: die Thür der Schenke, und dort holt er sich seine Freuden und seine Leiden. Das Elend, durch die allgemeine Seuche des Trunkes bewirkt, ist so groß und verbreitet, daß kein wirthschaftliches Uebel anderer Art die materielle Bedeutung der Trunksucht erreicht. Das Volk krankt an dieser Seuche wie die Indianer Nordamerika's. Seine ohnehin nicht große sittliche Kraft wird zu Grunde gerichtet. Oft besteht der größere Theil des Jahres aus meist kirchlichen Feiertagen, und diese werden begangen indem der Erwerb des übrigen Theiles vom Jahr, und oft Haus und Hof dazu, vertrunken werden. Armuth, Verlotterung, Faulheit, Unfähigkeit zur Arbeit sind die Folgen, und die Kraft des Staates sinkt, trotz aller Anstrengungen, sie zu mehren. —

Digitized by Google

Man hat die Volksmoral zu heben gesucht durch Schulen. Indessen ich glaube, schon heute darf die Erfahrung als gemacht gelten, daß nur ein geringer Theil der projectirten Schulen lebensfähig ist, ein noch geringerer Theil seinen Zweck, die elementare Bildung in's Dorf zu tragen, erreicht, und daß die sittlichen Wirkungen der Schulen vollends geringe sind. Man versucht die Trunksucht gewaltsam zu unterdrücken, zwar von Staatswegen nicht eben sehr ernstlich, aber doch in mancher Provinz seitens der Landstände mit gutem Willen. Bisher hat man jedoch nicht gehört, daß die Schließung der einen Schenke andere Folgen gehabt hätte, als daß die Bauern an einem andern Ort oder an mehreren anderen Orten zu trinken begannen. Weder der äußere Zwang noch die Aufklärung des Geistes haben dem Verkommen der bäuerlichen Bevölkerung Einhalt thun können. —

Nun hat die Erfahrung das einzige Mittel gewiesen, welches wirksam ist gegen dieses Verkommen des Volkes, überall wo es angewandt wurde. Die überraschendsten Heilungen sittlicher Art sind bei Stundisten wie in der Gemeinde Paschkow's beobachtet worden. Was keine weltliche Gewalt mittelbar oder unmittelbar zu erreichen vermochte, bringt die religiöse Belebung der Massen hervor: ohne alle materielle Kosten und mit dauerndem Erfolg wird die Trunksucht geheilt, die Arbeitskraft entwickelt, der Wohlstand und die Ordnung im Volke begründet. Materiell und sittlich gäbe es keine staatliche Unternehmung, die so mühelos so gewaltigen Gewinn verhieße, als die Reform der russischen Kirche im evangelischen Geiste. —

Wenn etwas das russische Volk und Reich von seinen innern Uebeln noch retten kann, so ist es, glaube ich, vor allem Andern die religiöse Wiedergeburt des Volkes. Ein Volk, dessen sittliche Kraft beständig sinkt und dessen Wohlstand zu gleicher Zeit stetig sich mindert, bedarf großer Erneuerungen seiner allgemeinen Grundlagen, um eine andere Richtung einzuschlagen. Allein ich verkenne auch nicht, daß darin eine revolutionäre Bewegung läge, vor deren schwer voraus zu sehenden Folgen Derjenige zurückscheuen dürfte, der auf dem heutigen Wege staatlicher Gesetzgebung in die nothwendigen Bahnen fortschreitender Cultur noch zu gelangen hofft. Am wenigsten wird die bestehende Staatskirche sich zum Selbstmorde bequemen, noch ist der in ihr herrschende Geist empfänglich für reformatorische Ideen. Sie ist als Staatskirche eine Macht, und gegenüber den zersetzenden Stoffen, welche in den Volkskörper eindringen, liegt es für Staat wie Kirche nahe, diese Macht zu erhalten. Wer, gleich dem Oberprocureur Pobedonoszew, an die sittliche Kraft seiner Kirche glaubt — und wem wollte man solchen Glauben zum Vorwurfe machen? — der wird schwer zu überzeugen sein davon, daß es rathsam sei, geistige Bewegungen zu dulden oder gar zu fördern, die unmittelbar gegen die Kirche gerichtet sind. Nur kennzeichnet ein solcher Standpunkt an einem Würdenträger des Staates jenen auffälligen Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Bedürfnissen des Volkes und der praktischen Urtheilskraft der leitenden Männer, die wir in den letzten Jahrzehnten in wachsendem Maße beobachten können. Auch hier, auf dem kirchlichen Boden, fehlt die Kraft zu durchgreifenden Reformen wie auf dem rein staatlichen Gebiete. Man geberdet sich Jahre lang duldsam, freisinnig in Rücksicht des religiösen Be-

Digitized by Google

kenntnisses, und schreckt zurück, sobald freisinniges Handeln in größerem Maßstabe geboten erscheint. Man hat gestattet, daß das Volk erfuhr, was Toleranz sei; und nun, da sie praktisch verwerthet werden soll, kehrt man zur Intoleranz zurück. Es sind dieselben Schaukeleien wie gegenüber den liberalen Gesetzgebungen von 1863 und 1864, welche die Landschaften und die Stadtverfassungen schufen. —

Ich glaube nicht, daß Paschkow durch jenes Verbot seiner Versammlungen sich viel stören lassen wird. Dazu ist er ein zu reiner, klarer und energischer Charakter. Diesen Mann kann man nur dulden oder — köpfen. Und dasselbe gilt von der religiösen Propaganda sowohl in Petersburg als im Süden. Wenn man aber zur Gewalt greifen will, so ist vielleicht nur noch eine kurze Frist übrig für ihre wirksame Anwendung; denn schon nach einem oder zwei Jahren wäre es vielleicht unmöglich, das neue Testament den Händen des Volks wieder zu entreißen. Und heute schon wäre es sehr zweifelhaft, ob ein Religionskampf gegen Stundisten und Evangelische mit dem Siege der russischen Kirche enden würde. Um so mehr, als ein solcher Kampf wiederum eine neue große Gruppe von Leuten schaffen würde, welche, zu Gegnern der Staatsgewalt gemacht, die Auflösung von Staat und Kirche zu schnellerem Ende führen würden. —

Digitized by Google

# „Page Leubelfing".

Die nachfolgende hiſtoriſche, aus authentiſchen Quellen geſchöpfte Skizze rührt von einem noch lebenden Nachkommen der im Jahre 1691 von Kaiſer Leopold I. in den Reichsgrafenſtand erhobenen Leublfinger her: wir verdanken ſie dem Herrn Grafen Max von Leublfing, K. Bayeriſchem Generalmajor a. D., welcher ſie aus Anlaß der im Octoberheft der „Deutſchen Rundſchau" erſchienenen Novelle: „Page Leubelfing", von Conrad Ferdinand Meyer, der Redaction freundlichſt zugeſandt hat. Unſeren Leſern iſt dieſe ſchöne Novelle noch in friſcher Erinnerung und es wird ſie daher um ſo mehr intereſſiren, zu vergleichen, was die ſchöpferiſche Phantaſie des Dichters aus dem Rohſtoff der Geſchichte gemacht hat.

Die Leublfinger ſind ein altes, niederbayriſches Adelsgeſchlecht und ſtammen nach Prechtl von Sittenbach und Anderen aus dem zwiſchen Straubing und Landau an der Iſar gelegenen Dorfe Leibelfing. Im Jahre 933 wurde ihr dortiger Wohnſitz nebſt Burgſtall von den Hunnen zerſtört, jetzt iſt dort keine Spur davon mehr vorhanden. Seyfried von Leublfing vermählte ſich 1568 mit Sabina von Seckendorff, trat zum proteſtantiſchen Glauben über, erwarb das Gut Gansheim bei Neuburg an der Donau und wurde der Stifter der proteſtantiſchen Linie. Nachdem ihm Gattin und Kinder geſtorben waren, ſchritt er 1573 zur zweiten Ehe mit Apollonia von Berlichingen. Er wohnte damals zu Künzelſee am Kocher und dort ſind auch ſeine drei Kinder zweiter Ehe geboren, zwei Töchter und — am 6. Januar 1578 — ein Sohn Hans.

In dieſem Sohne Hans ſehen wir ein treues Bild der abenteuernden Kriegshelden damaliger Zeit, welche mit frohem, ſorgloſem, muthigem Soldatenherzen jedem Heerführer ihren tapferen Degen zur Verfügung ſtellten, dem Göttin Fortuna freundlich lächelnd zur Seite ſtand, von Land zu Land, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ziehend. Mit zwölf Jahren ſchon begab er ſich in den Krieg — ſiehe Zedler's „Univerſal-Lexikon aller Wiſſenſchaften und Künſte" —, diente unter dem Prinzen Moritz von Naſſau und wohnte 1590 einem Verſuche der Holländer bei, die canariſchen Inſeln zu erobern. Nach ſeiner Rückkehr in die Heimath 1602 ernannte ihn Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg zu ſeinem Rath und Hofjunker, aber der thatendürſtende Geiſt des jungen Kriegsmannes hatte im einförmigen Staats- und Hofdienſte keine Ruhe. Als im folgenden Jahre Philipp von Lützelburg ein deutſches Regiment errichtete, trat Hans als Quartiermeiſter in dasſelbe ein und focht unter Erzherzog Albert im niederländiſchen Kriege. Im Jahre 1605 kehrte er als Hauptmann unter das Commando des Prinzen von Naſſau zurück.

Drei Jahre ſpäter finden wir unſern Hans als Oberſtlieutenant in dem Truppencorps der ſechs Hanſeſtädte Lübeck, Hamburg, Bremen, Braunſchweig, Magdeburg und Lüneburg. Unter dem Oberſten Friedrich Grafen von Solms zog er mit dieſem nach Niederſachſen, weil die Stadt Braunſchweig Gefahr befürchtete. Es kam da aber nicht zum Schlagen, Hans kehrte in ſeine Heimath zurück und der Pfalzgraf ſtellte ihn bei ſeinen eigenen Truppen als Oberſtlieutenant an. Das war im Jahre 1614. Nach dem Tode des Pfalzgrafen 1615 nahm Hans Dienſte beim Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, wurde Oberamtmann der Herrſchaft Badenweiler, 1619 Rath und Obervogt zu Pforzheim und commandirte zuletzt des Markgrafen aus zweitauſend



Digitized by Google

Köpfen bestehendes Regiment zu Fuß. Im Jahre 1620 wurde ihm von der Reichsstadt Nürnberg die Charge eines Obersten und der Oberbefehl über die dortigen Truppen angetragen; der Markgraf sträubte sich lange, ihn herzugeben, weil er behauptete, seinen Leublfing nicht entbehren zu können, erst als sich eine Deputation des Rathes zu Nürnberg, bestehend aus einem Oelhafen, einem Imhof und einem Volkammer, persönlich zum Markgrafen begab, enthob er ihn seiner seitherigen Verbindlichkeiten. Die Flamme des dreißigjährigen Krieges verbreitete sich, weit um sich greifend und verheerend, im deutschen Vaterlande und da waren tüchtige erprobte Führer gesucht.

Hans von Leublfing wurde in Nürnberg, als er dort ankam, um seine neue Stellung anzutreten, mit großer Auszeichnung empfangen. Man behändigte ihm nicht nur eine Summe von dreihundert Gulden zu seiner Bestallung, sondern der Rath war so galant, auch seine Gemahlin Mechtild, geborne von Strahlenfels, mit einem Paar schwerer goldener Armbänder zu beschenken, im gegenwärtig von Harsdorf'schen Hause auf dem Herrenmarkte wurde ihm eine Dienstwohnung eingeräumt, wofür der Rath jährlich dreihundert Gulden Miethe bezahlte. Aus den Elitecompagnien der Nürnberg'schen Truppen, jenen der Hauptleute Kohler und Backhaus, wurde in der Stärke von 325 Mann des Obersten Leibfahne gebildet. An Gehalt bezog er jährlich vierzehnhundert Gulden, während sein Vorgänger, Oberst Bohenstrauß, nur sechshundert Gulden erhalten hatte; nebstdem erließ ihm der Rath das Umgeld für seinen, wie man sagte, nicht unbedeutenden Hausbedarf an Wein. Später wohnte Hans in einem Hause der äußeren Laufergasse, das noch steht und einem Hufschmied gehört.

Der Rath von Nürnberg setzte großes Vertrauen in den Verstand, die Einsicht und Erfahrung seines Kriegsobersten und fragte ihn bei jeder ernsten politischen Frage um seine Meinung. So erzählt Freiherr von Soden, daß Oberst Johann von Leublfing und Hans Sigmund Fürer 1627 in das kaiserliche Hauptquartier nach Fürth geschickt wurden, um die Rücknahme einer Verfügung zu erwirken, welche die Befreiung nicht Nürnbergischer Unterthanen von der Einquartierung betraf. Am 2. August 1629 wurde er vom Rathe in einer ähnlichen Angelegenheit mit Hans Christof Tucher zu dem kaiserlichen General Colalto nach Schweinfurt gesandt. Hans rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen auf's Vollständigste. Er reorganisirte und vermehrte die Nürnberg'schen Truppen, disciplinirte und übte sie, sorgte endlich, daß sie neue Uniformen bekamen. Er brachte es dahin, daß er am 31. Juli 1622 bereits elf Fahnen Fußvolk und drei Compagnien Reiterei mustern konnte. Durch den Ruf seiner Person, wie einige glänzend ausgeführte Waffenthaten hob er das Ansehen der ihm unterstellten Kriegsmacht, besonders rühmt die Geschichte seinen Entsatz von Hersbruck am 18. Februar 1635 und das siegreiche Gefecht, welches er am darauffolgenden Tage dem kaiserlichen Obersten von Freiberg lieferte. Von dem letzteren brachte er werthvolle Trophäen mit nach Nürnberg. Zu bemerken kommt noch, daß eine Fahne Fußvolk durchschnittlich zwischen drei und vierhundert Mann stark war; später bildete Leublfing aus der gesammten Infanterie ein Regiment.

Auch ein frommer, gottesfürchtiger Herr war Hans von Leublfing. In der Vorstadt Wöhrd war ein Pfarrer Kolb, dem er besonders zugethan war; derselbe taufte auch seinen in Nürnberg gebornen Sohn Christoph und der Patrizier Behaim vertrat dabei Pathenstelle. Jedesmal wenn Pfarrer Kolb predigte und es dem Obersten die Zeit erlaubte, fuhr er mit seiner Familie nach Wöhrd zur Kirche und wohnte daselbst dem Gottesdienste bei. Deshalb liegt wohl auch seine erste Frau, geborne von Strahlenfels, in der Wöhrder Kirche begraben und die Gedenktafel ist noch daselbst vorhanden. Endlich scheint Hans eine für die damalige Zeit gewandte Feder geführt zu haben, denn er schrieb eine noch in mehreren Exemplaren existirende Chronik von Nürnberg. In einem im historischen Vereine zu München befindlichen Stammbuche des Obersten haben sich die meisten Heerführer des dreißigjährigen Krieges mit ihren Wappen und Sinnsprüchen eingetragen, drei Herzoge von Württemberg, drei Herzoge von Sachsen, Marschall Graf Pappenheim, Wild- und Rheingraf Adolf, Wilhelm Graf zu Mansfeld, eine ganze Reihe von Pfalzgrafen und viele Andere.

Digitized by Google

Vielbewegt muß auch Hans von Leublfing's Privatleben gewesen sein, denn er war dreimal vermählt. Seine erste am 26. November 1609 vollzogene Ehe mit Mechtild von Strahlenfels war mit elf Kindern gesegnet, darunter fünf Söhne; das vierte am 25. April zu Gansheim geborne Kind und der zweite Sohn war August, der spätere Page Gustav Adolf's. Am 30. Juni 1624 starb Mechtild und am 14. März 1626 verheirathete der Oberst sich zum zweiten Male mit Catharine Kunigunde von Crailsheim auf Hornberg. Auch aus dieser Ehe sind neun Kinder entsprossen, sechs Söhne und drei Töchter. Nach dem am 2. April 1642 erfolgten Tode der zweiten Gattin schritt Hans, bereits vierundsechzig Jahre alt, am 2. Juni 1644 zur dritten Ehe mit Ursula, gebornen Hundt von Wenkheim zum Altenstein, verwittweten von Plankenstein.

Im Jahre 1637 nahm Hans von Leublfing seine Entlassung aus dem Nürnberg'schen Dienste und gedachte den Abend seines buntgestalteten Lebens auf seinem Gute Gansheim zu verbringen. Aber der vielgeprüfte Mann sollte auch da keine Ruhe finden. Pfalzgraf Wilhelm von Neuburg wollte auf seinem Gebiete keine Protestanten dulden, Hans mußte seine Hofmark um den halben Werth an einen Freiherrn Polidor von Bracciolini verkaufen und brachte dafür die Rittergüter Falbenthal und Unterelbach im Canton Altmühl an sich, welche im Besitze seiner Nachkommen bis zu deren Aussterben verblieben.

Am 25. März 1648, dem Jahre der Beendigung des dreißigjährigen Krieges, starb Oberst Hans von Leublfing im einundsiebenzigsten Lebensjahre zu Falbenthal und in der Gottesackerkirche zu Wettelsheim, eine Stunde von Pappenheim, ist er begraben. Sein Sohn August folgte dem Könige Gustav Adolf von Schweden als Page freiwillig in den Krieg. Er focht tapfer in der Schlacht bei der Veste Burgstall, zwei Stunden von Nürnberg am St. Bartholomäustage (24. August) 1632, zog dann mit dem Könige nach Sachsen und war bei dessen Tod in der Schlacht bei Lützen gegenwärtig. In der Geschichte finden wir hierüber Folgendes:

Ein dichter Nebel bedeckte am Morgen des 6. November 1632 die Ebene bei Lützen, so daß die sich feindlich gegenüber stehenden Heere sich nicht sehen konnten, trotzdem sie einander ziemlich nahe waren. Im schwedischen Lager wurde das Morgengebet verrichtet. Herzog Bernhard und die übrigen Führer empfingen des Königs letzte Befehle. Gegen elf Uhr zerriß die Sonne den Nebel, der König schwang das Schwert über dem Haupte und commandirte „Vorwärts!" In seiner nächsten Umgebung befanden sich der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der Hofmarschall Crailsheim, der Kammerherr Truchseß, der Edelknabe Leublfing, mehrere Officiere der in Erfurt aufgelösten Regimenter, welche Adjutantendienste verrichteten und zwei Reitknechte, von denen einer Molk hieß.

Da der König, welcher auf dem rechten Flügel siegreich kämpfte, die Meldung erhielt, daß auf dem linken sein Fußvolk weiche, setzte er sich an die Spitze des Smaländischen Reiterregiments, dessen Oberst Stenbock kurz vorher verwundet weggetragen worden war und eilte, den Zurückgehenden Unterstützung zuzuführen; aber sein edles Roß trug ihn allzurasch über die Gräben. Die Smaländischen Reiter vermochten nicht ihm zu folgen, gleichzeitig breitete sich der Nebel wieder dichter aus und Gustav Adolf gerieth mit nur wenig Begleitern in einen Haufen feindlicher Kürassiere. Sein Pferd bekam einen Pistolenschuß durch den Hals, ein zweiter Schuß zerschmetterte des Königs linkes Armbein. Nun ersuchte er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Gewühl zu bringen, erhielt aber gleich wieder einen Schuß in den Rücken und fiel vom Pferde, das ihn eine Strecke weit im Bügel fortschleppte. Der Kammerherr Truchseß sah, wie ein kaiserlicher Officier diesen Schuß auf den König abfeuerte; dieser Officier selbst ward unmittelbar darauf von Luchan, dem Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, getödtet. Der Herzog floh, die Andern mit ihm, von den beiden Reitknechten lag der Eine todt, der Andere schwer verwundet zu Boden. Nur ein treuer Begleiter war beim Könige geblieben, das war der Edelknabe Leublfing.

Der achtzehnjährige Jüngling, welcher einige Tage später zu Naumburg seinen



Digitized by Google

Wunden erlag, erklärte auf dem Sterbebette vor Zeugen, als der König vom Pferde gefallen, sei er von dem seinigen herabgesprungen und habe es dem Monarchen angeboten. Der König habe auch beide Hände nach ihm ausgestreckt, er sei aber nicht im Stande gewesen, den schweren Herrn allein vom Boden aufzuheben. Darauf seien feindliche Küraſſiere gekommen und hätten gefragt, wer der Verwundete wäre. Weder der König noch der Page hätten es sagen wollen, da hätte einer der Küraſſiere die Piſtole angeſetzt und den erſteren durch den Kopf geſchoſſen. Guſtav Adolf ſagte: „Ich bin der König von Schweden ſelbſt geweſt" und verſchied. Dem Edelknaben gaben ſie zwei Schuß und drei Stiche, plünderten ihn wie auch den König bis auf's Hemd aus und ließen ihn für todt auf der Wahlſtatt liegen. Ueber dieſe Ausſagen des Pagen wurde eine Urkunde aufgenommen und dieſelbe durch den Cuſtos der Domkirche, Herrn Gottfried von Kähr, dem Vater des Auguſt von Leublfing, Oberſten Haus in Nürnberg zugeſchickt. Dieſe Urkunde wurde zuerſt von Chriſtoph Gottlieb von Murr veröffentlicht, welcher zu jener Zeit in Nürnberg lebte, ein noch vorhandenes Tagebuch führte, unter dem Titel „Beiträge zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges" ein Buch ſchrieb und die Urkunde vom Oberſten von Leublfing ſelbſt zugeſtellt erhielt. Soviel uns bekannt iſt, war Profeſſor Görrer in Stuttgart der Erſte, welcher in ſeinem Werke: „Guſtav Adolf, König von Schweden und ſeine Zeit, Stuttgart und Leipzig 1837" darüber berichtet. Im December 1632 kam das Gerücht auf, daß Guſtav Adolf während der Lützener Schlacht von dem Herzoge Franz Albert von Sachſen-Lauenburg erſchoſſen worden ſei und Viele haben es ſeitdem nacherzählt und nachgeſchrieben; durch obige Urkunde iſt feſtgeſtellt, daß der Lauenburger allerdings im Augenblick der Gefahr ſeinen oberſten Feldherrn feige im Stiche ließ, von der ſchweren Blutſchuld des Königsmordes aber iſt er freigeſprochen. Damit ſtimmt auch ein Bericht überein, welchen der Herzog Bernhard von Weimar über den Tod des Schwedenkönigs an den Herzog von Richelieu erſtattete.

Auguſt von Leublfing lag neben dem Könige über eine Stunde auf dem Schlachtfelde, bis ſie von den Ihrigen aufgefunden wurden. Die Leiche Guſtav Adolf's wurde in der Kutſche ſeines Hofmarſchalls nach Naumburg gefahren, der Edelknabe von zwei königlichen Hofjunkern auf ein Pferd gehoben und ebenfalls dahin in die Behauſung einer Wittwe Koch verbracht. Dort fand er die beſte, aufmerkſamſte Pflege, aber der herbeigerufene Arzt Dr. Romanus erklärte die empfangenen Wunden alsbald für tödtlich. Am 15. November hauchte der treue Page ſein junges Leben aus, fromm ergeben in den Willen der Vorſehung. Seine Umgebung rühmte, daß er nie über Schmerzen klagte, muſterhafte Geduld zeigte und in dem Gedanken Befriedigung fand, für ſeinen ebenfalls dahingegangenen Herrn ſterben zu dürfen. Cuſtos von Kähr und Lieutenant Johann Friedrich von Ellrichshauſen vom Regiment Wildenſtein, ein Freund des Verſtorbenen, ſorgten für ein chriſtliches, ritterliches Begräbniß.

Der Edelknabe wurde in der Wenzelkirche zu Naumburg beerdigt, woſelbſt ſein Grabſtein heute noch in der Wand eingemauert iſt. Lange Jahre lag der Stein verkehrt und diente zur Belegung des Fußbodens der Kirche, erſt die neuere Zeit hat ihn zufällig gefunden und wieder aufgerichtet. In der Mitte des Steins befindet ſich das Leublfing'ſche Geſchlechtswappen, an den Ecken ſind die Wappen der vier nächſten Ahnen, Leublfing, Strahlenfels, Berlichingen und Reitzenſtein, angebracht.

Am 17. Februar 1787 ſtarb zu Hohentrüdingen Wolf Philipp von Leublfing als der Letzte der proteſtantiſchen Linie. Derſelbe war Erbherr auf Falbenthal und Untererlbach, hochfürſtlich Brandenburg-Ansbach'ſcher Geheimrath und Oberamtmann des fränkiſchen Kreiſes, Generalmajor der Cavallerie und Ritter des rothen Adlerordens. Ferner war er römiſch-kaiſerlicher Rath, Ansbach'ſcher Kämmerer, Oberſtcommandant der Leibgarde zu Pferde daſelbſt und Ritterrath des Cantons Altmühl. Seyfried, der Stifter dieſer Linie, war der Sohn des Hans von Leublfing zu Hautzenſtein, Landmarſchalls, und der Freiin Anna von Stauff; ſein älterer Bruder Paul, vermählt mit Urſula von Rain, blieb katholiſch und von ihm ſtammen die heute noch lebenden Leublfinger ab.

Digitized by Google

# Die Berliner Theater.

Berlin, Mitte December 1882.

Die Zeit der großen dramatischen Schöpfungen, der „Vollblutdramatiker“, um ein bezeichnendes Wort von Friedrich Spielhagen zu gebrauchen, liegt längst hinter uns, aber es scheint, als wäre jetzt auch die Kleinkunst an ihrem Endpunkt angelangt. Wohin man blickt, dieselbe traurige Oede. Nicht nur auf den Berliner Bühnen, von überall her gähnt sie uns an. In Wien wie in München hat man zu der Bearbeitung des „Faust“ gegriffen, um für die Saison doch wenigstens ein Ereigniß buchen zu können. Die Erwartungen, die wir alle auf die Theaterfreiheit gesetzt hatten, haben sich nur in dem einen Punkte erfüllt, daß einer großen Mehrzahl, welcher der Besuch der privilegirten Theater zu kostspielig war, die classischen Meisterwerke der dramatischen Dichtung zugänglich gemacht worden sind, daß nur diese Freiheit die Gastspiele des Meiningen'schen Hoftheaters und damit die Verbreitung der Reformideen in Hinsicht auf die Einrichtung und Darstellung der classischen Dramen ermöglichte. Unsere Hoffnungen aber von einem Aufschwunge der dramatischen Dichtung sind gründlich getäuscht worden. Kein neuer Schiller hat sich mit einem Drama im Stil der „Räuber“, kein neuer Aristophanes mit einer politischen Posse, kein zweiter Molière mit einem modernen Tartüffe eingefunden. Mit einigem Recht und mit viel größerem Unrecht war vierzig Jahre lang gegen die Hoftheater geeifert und gescholten worden, ihnen hatten berufene Stimmen den Niedergang des deutschen Drama's Schuld gegeben. Als im Jahre 1870 die Schranken des Privilegiums fielen, als jeder Bühne die natürliche Freiheit, zu spielen, was ihr beliebt, durch das Gesetz zuertheilt ward — wie hätten wir nicht hoffen sollen, daß der nach ihrer eigenen Behauptung durch die Rücksichten und Aengstlichkeiten der Hoftheater zurückgedrängte Schaffenstrieb unserer dramatischen Heißsporne übermächtig ausschlagen und die Hochfluth Alles mit sich fortreißen werde?

Seit zwölf Jahren warten wir nun vergebens auf einen dramatischen Messias oder auch nur auf seinen Vorläufer. Alle Pforten stehen ihm offen. Die Lorbeerkränze, die wir für ihn in Bereitschaft hielten, sind schon wieder staubig geworden. In der bittern Noth um Neuigkeiten wie viel von ihrer Unnahbarkeit und Ausschließlichkeit haben die Hoftheater verloren! Die Schauspielkunst verfügt, wie sich Jeder im Jahre 1880 bei den sogenannten „Muster-Vorstellungen“ in München überzeugen konnte, nicht mehr über die reiche Fülle und die starke Eigenart verschiedener Talente, wie bei den Vorstellungen, die Dingelstedt 1854 auf denselben Brettern zu Stande brachte, aber immerhin besitzt sie noch ein stattliches Officiercorps und die Truppen selbst sind unvergleichlich besser geschult und gebildet, als diejenigen, mit denen sie vor dreißig Jahren Siege errang. Uebergenug Talente sind vorhanden, um jegliche Gestalt zu verkörpern, die in der Phantasie des Dichters aufgeht. Die Theilnahme des Volkes an dem theatralischen Spiel hat immer mehr an Ausdehnung gewonnen: zwanzig

Digitized by Google

Theater spielen Abend für Abend in unserer Stadt, vier in Hamburg, zwei in München, eine kleine Stadt wie Weimar zählt in der Woche vier Theaterabende. Nicht das Publicum, nicht die Schauspieler — die Dichter haben das Theater in Stich gelassen. Sie können sich jetzt nicht mehr hinter der Trägheit und der höfischen Gesinnung der Intendanten, nicht mehr hinter der Polizei und Censur verschanzen. Wenn der Intendant ihre Dichtung abweist, der Director des Stadttheaters kommt ihr halben Weges schon entgegen. Wird gegen die Censur geklagt, so handelt es sich in den meisten Fällen um schlüpfrige Possen und liederliche Couplets, die mit oder ohne Censurstriche keiner Bühne zur Ehre gereichen. Warum bleiben nun unsere Dichter hinter den Anforderungen des Theaters zurück? „Neue Stücke!" Directoren, Schauspieler, das Publicum — alle erheben den einen Ruf. Und blickt man auf das Geleistete, auf die gedruckten Trauerspiele, Schauspiele und Lustspiele — ein jedes mit der verhängnißvollen Inschrift: „den Bühnen gegenüber Manuscript" — so kann man auch den Fleiß der Dichter nicht verklagen. Mir, der ich doch nur in loser Beziehung zu dem Theater stehe, sind in dem letzten Jahre nicht weniger als 127 dramatische Werke zugegangen. Diese Ueberproduction mit ihrer vollkommenen Unfähigkeit, den Zweck des Drama's zu erfüllen und der Bühne, wie sie ist, nicht wie sie sich ein phantastischer Kopf ausmalt, sich anzuschmiegen, entspringt nun keineswegs einem Ueberschuß an schöpferischer und gestaltender Kraft, sondern der Eitelkeit, Ohnmacht und Unkenntniß des Dilettantismus. Jedermann, mit der humanistischen Gymnasialbildung, seinen Schiller im Kopfe, glaubt, wenn er ein halbes Dutzend classischer Dramen irgendwo hat spielen sehen, „auf diesem Gebiete" ebenfalls das Seinige leisten zu können. Ein historischer Stoff ist bald gefunden, eine unwahrscheinliche, angeblich komische Geschichte, deren Albernheit sich auf der Stelle erweisen würde, sobald der Autor sie erzählen müßte, noch leichter erdichtet — rasch wird ein Scenarium entworfen, und wenn es an die Ausarbeitung geht, stellen sich die „geflügelten Worte" von allen Seiten zur Verwendung ein. Ist das Werk vollendet, läßt der Ehrgeiz dem Dichter keine Ruhe, bis er es gedruckt vor sich sieht. In Wahrheit, seine Tragödie ist nicht schlechter, als so viele andere, die er im Buche gelesen. Warum soll er zu den neunundneunzig Konradinen, die wir haben, nicht den hundertsten fügen? Sind die „Nibelungen", wie Glaßbrenner scherzte, nie gelungen, warum könnte ihm der große Wurf nicht glücken? Diese Unsitte des Buchdrama's, die bei uns mehr und mehr zur Volkskrankheit wird, erhält durch zwei Thatsachen die ersprießlichste Förderung: einmal durch die Gewohnheit der Commission, die zur Vertheilung des von unserm Könige gestifteten Schillerpreises eingesetzt ist, auf diese Buchdramen zurückzugreifen, statt nur die wirklich aufgeführten Schauspiele ihrem Urtheile zu unterziehen, und dann durch die Neigung sämmtlicher Berliner Theater, eine Neuigkeit erst auf einem Provinzialtheater die Feuerprobe bestehen zu lassen. So geht der Buchdramendichter jeden Abend mit zwei Hoffnungen zu Bett; er sieht sein Werk gekrönt, er sieht es von Frankfurt an der Oder oder von Bromberg aus seinen Weg nach dem Schinkelhause am Schillerplatz machen. Wenn die Reclame wochenlang aus jeder Windrichtung in den Zeitungen die Triumphe „Reif-Reiflingen's" oder des „Stammhalters" verkündigt hat, erscheinen sie schließlich auf der Bühne des Wallner-Theaters oder des Schauspielhauses, um kühl aufgenommen oder munter ausgelacht zu werden. Die Franzosen sind ein so großes Theatervolk geworden, weil jeder ihrer Dichter sich in Paris ausweisen mußte. Corneille's „Cid" hat in Paris, nicht in Rouen, Dumas' „Demimonde" in Paris, nicht in Bordeaux zum ersten Male das Licht der Lampen erblickt. Unsere Dichter werden nicht in Berlin und Hamburg, in Dresden und München groß, was man sich allenfalls noch bei dem unausrottbaren Particularismus unseres Volkes gefallen lassen könnte — uns kann der dramatische Retter über Nacht aus Chemnitz oder Görlitz kommen. Dieser Hydra der Mittelmäßigkeit wachsen für ein abgeschlagenes Haupt immer gleich zwei neue. Denn die dramatische Dichtkunst, wie sie bei uns geübt wird, erscheint als ein Handwerk, das im Grunde ein Jeder üben kann. Es ist verlockend, wie das Lotteriespiel. Da Einer das große Loos gewinnen muß, warum sollte ich

Digitized by Google

nicht der Glückliche sein? Habe ich doch in Prima den besten deutschen Aufsatz geschrieben. Der unendliche Stoff, der vor dem Dilettantismus ausgebreitet liegt, ist die Geschichte; sein Ehrgeiz ist es, eine Tragödie mit großen Leidenschaften zu dichten; Schiller, Shakespeare sind seine Ideale. Molière verachtet er, Lessing ist ihm zu trostig. Weder in Frankreich noch in Italien gibt es diese überwältigende Last von historischen Trauerspielen, die in jedem Jahre von Neuem mit ihrem Kothurnschritt unsere Bühne zu durchbrechen drohen.

Eine Weile schien es, als ob den Dichtern und den Theaterdirectoren die Zwecklosigkeit dieser ganzen Arbeit aufgegangen sei, Anzengruber, Wilbrandt, Paul Lindau, Gustav zu Putlitz, Hugo Bürger, L'Arronge fingen an, sich mit einer gewissen Ausschließlichkeit dem Leben und den Fragen der unmittelbaren Gegenwart zu widmen, in der richtigen Erkenntniß, daß die moderne Bühne doch zuerst ihrer Zeit und nicht den Schatten der Vergangenheit gehört, daß dem Trauerspiel auf historischem Hintergrunde nicht nur in den classischen Dramen unüberwindliche Vorbilder und Nebenbuhler entgegenstehen, sondern auch in dem Wagner'schen „Gesammtkunstwerk", in dem „Ring des Nibelungen" und in „Parsifal", eine Mitbewerbung um die Gunst des Publicums erwachsen ist, vor der es zunächst weit in den Hintergrund zurückweichen muß. Unsere moderne Komödie bemühte sich nach Kräften die alten Lustspielschablonen abzustreifen, aus dem Kleinstädterthum herauszutreten, den Schauplatz der Duodezhöfe mit dem der großen hauptstädtischen Gesellschaft zu vertauschen. Wenn sie noch nicht so kühn wie die Franzosen, wie Ibsen und Björnson in das gesellschaftliche Leben zu greifen, schwierige Probleme zu gestalten wagte — die Anläufe waren doch da. „Gräfin Lea" von Paul Lindau, Wilbrandt's „Tochter des Herrn Fabricius" erinnerten doch wieder an die Zeiten, wo Gutzkow mit seinem „Werner" und seiner „Schule der Reichen", Freytag mit seiner „Valentine" die tiefsten Saiten in dem Herzen ihrer Zuhörer berührt, wo sie ihnen einen Spiegel ihres eigenen Dichtens und Trachtens vorgehalten hatten. Wir waren wieder einmal auf dem guten Wege, wie entfernt auch noch das Ziel — ein vollendetes Sittendrama — vor uns lag. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der deutsche Idealismus, der nur in einer verzauberten Welt leben kann und will, empörte sich gegen die Auslieferung der Bühne an die Prosa der Alltäglichkeit, wie er es nannte. Er vermißte die großen Conflicte und Leidenschaften, die tragischen Schatten auf den Brettern. Sollten Schiller und Shakespeare gar keine Nachfolger mehr haben? Wenn man ihn darauf hinwies, daß ein Trauerspiel wie Brachvogel's „Narziß" in seiner lang noch dauernden Kraft und Wirkung seit 1856 nicht mehr erschienen sei, das ganze Jahrzehnt von 1870 bis 1880 nicht ein Trauerspiel gezeitigt habe, das sich an theatralischer Bedeutung, in Hinsicht auf die Theilnahme des Publikums, mit Laube's „Essex" vergleichen ließe, zog er den bekannten Plateniden-Wechsel auf die Zukunft und wollte nicht die Theaterkasse, sondern den Kunstwerth, der freilich unberechenbar ist, berücksichtigt wissen. Diese Strömung wurde allmälig so stark, daß sie bald jeden Damm durchbrach. Fort mit den Commerzienräthen, fort mit den Malern, Modellen und jungen Wittwen! riefen Alle. Die Bretter, welche die Welt bedeuten, sollen wieder von Kaisern und Königen, von Helden und Skalden, von Prinzessinnen beschritten werden.

Nun wird kein verständiger Freund der theatralischen Unterhaltung das Geringste einzuwenden haben, daß sein Vergnügen noch durch den Wechsel erhöht werden soll. Er wird den Dichtern danken, wenn sie ihre Stoffe, ihre Figuren einmal ändern. Wenn sie ihn in ihre ideale Welt mit sich fortzureißen vermögen, ihm die dämonischen Leidenschaften verständlich und wahrscheinlich zu machen wissen, wie es Shakespeare seinen Zeitgenossen gegenüber verstand, warum sollte er ihnen nicht willig folgen? Aber hat jener Liebhaber des Theaters nur ein Jahrzehnt Theatererinnerungen hinter sich, gehört er nicht durchaus mehr der grünen Jugend an, so hat ihn auch die Erfahrung über zwei Dinge belehrt, daß nämlich die tragische Reaction gegen die Komödie einen sehr kurzen Athem hat und daß sie in den meisten Fällen auf einem

Digitized by Google

einzigen Dichter, oft sogar auf einem einzigen Werke beruht. So war 1867 Albert Lindner der tragische Dichter, der eine neue Zeit für die deutsche Bühne heraufführen sollte, so ist es jetzt Ernst von Wildenbruch. Erfolg hat Lindner nur mit zwei Dichtungen gehabt: einen durchschlagenden, populären mit der „Bluthochzeit", einen akademischen mit „Brutus und Collatinus". Wir alle wünschen, daß der Erfolg Wildenbruch's ein nachhaltigerer sein möge, daß seine Kraft und sein Fleiß nicht zu bald ermatte. Neben Adolf Wilbrandt ist Wildenbruch, mit all' seinen Schwächen und Irrungen, ein geborener Dramatiker. Er hat den raschen, verwegenen Griff, die gestaltende Hand, das großwuchtige Wort, das sich niemals mit Kleinigkeiten abgibt; vor Wilbrandt, der zu geistvoll, zu feinfühlig und zu skeptisch ist, um nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt zu sein, hat er die größere Gesundheit, den weiteren historischen Blick und die naive Unbekümmertheit voraus.

Nachdem im Herbst des vergangenen Jahres sein Trauerspiel: „Die Karolinger", das im Victoria-Theater aufgeführt wurde, zuerst die Aufmerksamkeit und Theilnahme weiterer Kreise auf sich gezogen hatte, erschien sein „Harold", Freitag, den 21. April 1882, auf der Bühne des Schauspielhauses. Mit dem lebhaftesten Beifall nahm das Publikum die Dichtung auf, dem Enthusiasten war es, als wohne er der unerwarteten Offenbarung eines neuen Genius bei. Für Denjenigen, der Wildenbruch's Talent schon von den „Karolingern" her kannte, war der Eindruck selbstverständlich ein minder gewaltiger, immerhin aber verrieth er die Ergriffenheit und die Freude der Zuhörer, die hier einmal wieder eine kräftige, schwungvolle, in kühnen Bildern sich gefallende Sprache vernahmen und den Streit um die „großen Gegenstände der Menschheit," um Freiheit und um Herrschaft, vor sich entwickeln und anstoben sahen. In ungefähr zwölf Vorstellungen hat das Trauerspiel bis zum Ausgang des Jahres seine Wirkung bewährt. Als Composition steht es hinter den „Karolingern" zurück, aber die Hauptfiguren Harold und König Eduard sind ungleich sympathischer, als Bernhard, Judith und Ludwig der Fromme, und die geschickte und wohlgelungene Einfügung der Volksscenen in das Gefüge des Drama's gibt ihm einen starken populären Zug, der den „Karolingern" gänzlich fehlt und ohne den doch ein echtes historisches Trauerspiel meinem Gefühl nach in unserer Zeit nicht bestehen kann. Wildenbruch's Drama behandelt in großen Zügen die Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie. In den zwei ersten Acten, den bedeutendsten der Dichtung, wird der Gegensatz zwischen den Angelsachsen und den normännischen Adeligen am Hofe und in der Umgebung Eduard's, des Königs von England, in ergreifenden Scenen vorgeführt. Harold, von seiner Mutter Gytha angespornt, zeigt sich in Allem als Ritter und Held, als der geborene und bewußte Vorkämpfer seines sächsischen Volkes, da der König, durch seine Erziehung und seine Jugenderinnerungen den Normannen befreundet und vertraut, zu schwach ist, dasselbe vor dem Hochmuth und den Gewaltthaten dieser seiner normännischen Günstlinge, die er selbst nach England gerufen, zu beschützen. Dieser König, ein alter gebrochener, abergläubisch frommer Mann, den Herr Kahle vortrefflich darstellte, ist die originalste Figur des Werks, sinnvoll aus den historischen Ueberlieferungen hervorgezogen und mit charakteristischer Kraft plastisch gestaltet. Er liebt sein Volk und fürchtet es zugleich, weil er nicht mit ihm fühlt und sich einer schweren Schuld gegen dasselbe bewußt ist: hat er doch dem Herzoge von der Normandie die Krone Englands als Erbschaft versprochen. In den normännischen Rittern seines Gefolges und in den hohen Aemtern sieht er seine natürlichen Freunde und Vertheidiger dem Trotz der sächsischen Grafen gegenüber und traut ihnen doch nicht, weil er weiß, daß sie ihn an den Herzog Wilhelm verrathen und die Kluft zwischen ihm und dem Volk immer unausfüllbarer zu machen streben. So schwankend und unentschlossen, so zaghaft und abergläubisch der König, so heroisch, zugreifend, verwegen und groß denkend ist Harold. Ein Hauch, der aus den Dramen Shakespeare's und Schiller's herübergeweht ist, belebt die zwei ersten Acte: eine rasche, verständliche Exposition, eine sich steigernde Handlung, in der sich sowohl die Ereignisse verwickeln, wie die Leidenschaften verbittern. Leider verläßt der Dichter im dritten Acte die Geschichte, deren Hand ihn

Digitized by Google

bisher so sicher geleitet. Von vornherein leidet sein Stoff an einem verhängnißvollen Mangel: seinem Helden fehlt in unsern Augen die tragische Schuld. Im Drama ist es ein bloßes Mißgeschick, der Wille des Zufalls, daß Harold bei Hastings stirbt und der schlechtere Mann den Sieg gewinnt. Die Ursachen, die den Triumph der Normannen über die Angelsachsen zu einer historischen Nothwendigkeit machten, vermag wohl der Romandichter, aber nicht der Dramatiker darzustellen; ihm liegt es ob, in einer sittlichen Schuld des Helden den tiefsten Grund seiner Niederlage nachzuweisen. Für die Zeitgenossen Harold's war diese Verschuldung vorhanden. Ein Zufall hatte ihn in die Gewalt Wilhelm's von der Normandie gebracht. Um dem gefährlichen Manne zu entkommen, schwur er ihm, nach Eduard's Tode seinen Anspruch auf England zu unterstützen. Freilich war er willens, den Eid nicht zu halten, sobald er nur englischen Boden unter den Füßen hätte, aber der schlaue Normann hatte ihn auf die heiligsten und kostbarsten Reliquien schwören lassen, deren Anblick, als sie nach der Eidleistung vor Harold enthüllt wurden, ihn, der seinen Schwur schon im Herzen gebrochen hatte, mit Entsetzen erfüllte. Nicht ein Held — ein Eidbrecher stirbt darum nach den normännischen Chronikenschreibern auf dem Felde von Hastings; Gott und seine Heiligen rächen den Frevel, der ihnen angethan worden ist. Ich gebe zu, daß diese Verschuldung Harold's für uns im poetischen Sinne keine durchaus zwingende ist, daß Fiesko, Wallenstein, Brutus, Coriolan tragischere Gestalten sind, aber eine stärkere ist aus der Geschichte selbst nicht zu gewinnen, und die Umdeutung, die Wildenbruch versucht hat, fällt ganz aus dem Bereich des Tragischen. Sein Harold verliebt sich wie ein Fant am normännischen Hofe, wo er gut und gastlich aufgenommen wird, in Wilhelm's Tochter Adele und ist schnell bereit dem Vater für die Hand seiner Tochter mit einem Eidschwur seine Hülfe zu geloben: „Das zu erlangen, was Eduard, Englands König, ihm versprach." Man merkt die Verwechselung. Während Harold bei dem Schwur an einige Lehngüter denkt, die der König dem Herzog versprochen, hat Wilhelm die englische Krone im Sinne. Wie viel schlichter und wahrer ist da die Geschichte! Wilhelm fällt es gar nicht ein, dem Manne gegenüber, der in seinen Händen ist, zu heucheln, er verlangt von ihm den Treueid eines Vasallen, und Harold leistet denselben, um aus der Normandie überhaupt nach England zurückkehren zu können. Der Wildenbruch'sche Harold ist im dritten und vierten Acte erst ein verliebter Thor, der im Rausch Eide leistet, ohne ihre Tragweite zu übersehen, und dann ein Grillenfänger und Halbbruder Hamlet's, dem der erzwungene Schwur das Gewissen aufregt. Kein Held, wie ein Verzweifelnder stürmt er auf das Schlachtfeld, das Mißverständniß hat seinen moralischen Muth gebrochen. Den tragischen Gang, die tragische Haltung nimmt das Trauerspiel erst wieder in der letzten Scene an. Gytha, Harold's unglückliche Mutter, sucht die Leiche ihres Sohnes in der Nacht unter den Gefallenen. Sie findet dieselbe, aber der Sieger weigert sie ihr als die eines Meineidigen. Da naht ihm ein Bote aus Rouen mit trauriger Kunde: seine Tochter Adele ist gestorben. „Dachte sie ihres Vaters?" fragt er zurück. „Herr", antwortet der Bote, „der Name Harold war auf ihren Lippen." „Harold!" bricht der Herzog zusammenfahrend aus: „Gebt dieser Frau den Leichnam ihres Sohnes." Es ist der einzige charakteristische Zug in der Figur des Herzogs. So meisterlich die Volksgegensätze zwischen Sachsen und Normannen in den verschiedensten Gestalten ausgeprägt sind, so wenig scharf ist der Widerspruch zwischen Harold und Wilhelm herausgearbeitet worden.

Viel weniger sicher als auf dem historischen Gebiet, bewegt sich der Dichter in der Schilderung des modernen Lebens. Dies bewies sein Schauspiel in fünf Acten: „Opfer um Opfer", das am Sonnabend, den 9. December, zum ersten Male im Schauspielhause in Scene ging. Es gibt sogenannte Costüm-Schauspieler, denen der Gesellschaftsfrack nun einmal nicht stehen will. Aehnliches gilt von dem Talente Wildenbruch's. Er fühlt sich nur frei und kräftig in der Umgebung historischer Gestalten, in der Bewältigung großer Stoffmassen. Die Leichtigkeit und Flüchtigkeit seiner Motivirung verträgt sich besser mit den geschichtlichen Thatsachen und Persönlichkeiten, denn hier ist ihm die Grenze mehr oder minder fest vorgezeichnet, als mit

Digitized by Google

den frei erfundenen, die ihre Schranke in sich selbst haben. Warum Wilhelm von der Normandie Harold den Sachsen bei Hastings besiegt, braucht der Dichter nur in einem großen Zuge und Wurf zu motiviren, wir glauben ihm willig, weil die Thatsache für ihn spricht, wie aber auf einer Landpartie aus einem Gänseblümchen eine tragische Heroine wird: das bedarf einer genauen, strengen, herzenskundigen Motivirung, deren Wildenbruch noch nicht fähig ist. Wenigstens in seinem Schauspiel: „Opfer um Opfer" hat er es nicht gezeigt. Daß der Zwiespalt, um den es sich in der Dichtung handelt — der Gegensatz zweier Mädchen, hier zweier Schwestern, die denselben Mann lieben — schon öfters auf der Bühne dargestellt worden ist, unter Andern von Karl Gutzkow, dessen „Weißes Blatt" mir mehr als einmal, während der Vorstellung der Wildenbruch'schen Dichtung, in die Erinnerung kam, mache ich dem Dichter in keiner Weise zum Vorwurf. Wie solche Conflikte beständig im Leben, werden sie auch beständig in der Dichtung wiederkehren. Die Frage ist nur: gehört dies unerquickliche Thema auf die Bühne? In dem Falle gewiß, wo das Unerquickliche von dem Feuer und der Tiefe der Leidenschaft zum Tragischen geadelt wird. Wenn aber nach dreistündigen Herzensquälereien der Akrikareisende Wernshausen die jüngere Schwester Christine, in die er sich gleich bei der ersten Begegnung des Wiedersehens schwärmerisch verliebt, am Ende doch heirathet, obgleich er sich im dritten Acte mit ihrer älteren, etwas säuerlichen Schwester Hedwig verlobt hat; wenn Hedwig ihrerseits „ihn so tief geliebt hat, daß sie sogar seine Freundin sein kann", so bleibt als Aussicht in die Zukunft ein durchaus unbehagliches problematisches Verhältniß, jene merkwürdige Ehe zu dreien, wo Wernshausen's Herz der schönen Christine gehört, während sein Geist einzig und allein von dem Geiste und der Bildung Hedwig's angezogen wird. Alle Thränen der Rührung, die Wildenbruch reichlich, mit einem Geschick, wie Charlotte Birch-Pfeiffer es nicht größer hatte, seinen Zuhörerinnen entlockt, können das Peinliche des Ganzen nicht fortwischen. Und dies Peinliche wird noch durch die Opfermanie beider Schwestern gesteigert. Der Naturforscher Wernshausen hat mit dem Professor Roßlau im innigsten Verkehr gestanden. Auch nach dessen Tode hält er das freundschaftlichste Verhältniß mit den beiden Töchtern des Freundes, der sinnigen Hedwig und dem munteren Backfisch Christine, aufrecht. Er wohnt in demselben Hause mit ihnen. Nach zweijähriger Abwesenheit an den Quellen des Nil findet er heimgekehrt Christine zu einer schönen Jungfrau erwachsen. Neben der älteren Schwester, die Mutterstelle an ihr vertritt, im dunkelbraunen Kleide, nimmt sie sich wie der Schmetterling neben der Raupe aus. Sich sehen und lieben ist für Wernshausen und Christine eins. Aber sie sprechen sich nicht mit einander aus und so geht in Christinens Seele, auf einer Landpartie hinter der Scene, eine merkwürdige Wandlung vor. Sie überlegt sich, daß ihre Schwester ebenfalls Wernshausen liebt, daß Eile Noth thut, und verlobt sich mit einem ihrer vielen Anbeter Paul Kellenberg. Mit dieser Verlobung will sie sich vor ihrem eigenen Herzen retten, sich jede Aussicht auf die Hand des geliebten Mannes verschließen und der Liebe ihrer Schwester freie Bahn machen. Natürlich geschieht gerade das, was all' ihren Hoffnungen entgegengesetzt ist. Bei der Verlobungsfeier verräth sich Wernshausen's Leidenschaft. Statt mit Christinen auf ihr Wohl anzustoßen, wirft er den Champagnerkelch unartig auf den Boden. Nun ist ein Duell zwischen ihm und dem Bräutigam, dem die Weinlaune schon zu Kopfe gestiegen, unvermeidlich. Um den Zweikampf zwischen beiden Männern, in dem sie Wernshausen's Tod befürchtet, zu verhindern, gibt Christine ihrem Bräutigam einen Schein mit dem Versprechen, ihn in drei Wochen zu heirathen, wogegen er ihr gelobt, sich mit Wernshausen zu versöhnen. Paul Kellenberg, der ein liederlicher Bursche ist, hat dabei ein gutes Geschäft gemacht: er benutzt Christinens „Revers", um seine Gläubiger mit der Hoffnung auf seine nahe Verbindung mit dem wohlhabenden Mädchen hinzuhalten. Wernshausen schießt sich also nicht, sondern verlobt sich mit Hedwig. Im Fortgang der Handlung ist damit die Reihe sich zu opfern an Hedwig gekommen. Obwohl sie ahnt, daß Wernshausen Christine und diese ihn liebt, nimmt sie seinen Antrag an. Das Hinwelken der Schwester, je näher der Tag der Trauung

Digitized by Google

rückt, greift ihr indessen an's Herz, sie empfindet ihre Schuld und beschließt großherzig zu entsagen. Paul Kellenberg kauft sie gegen sechzigtausend Mark den Schein Christinens ab, und als ihr zu guter Stunde noch der Selbstmord des alten Kellenberg, eines schnöden Güterspeculanten, zum Glück hinter der Scene, zu Hilfe kommt, erhält sie auch von dem reuig zerknirschten Paul ihr Geld und Christine den Verlobungsring wieder. In dieser gegenseitigen Großmuthüberbietung spielt der berühmte Afrikareisende, der Stolz Deutschlands, eine betrübsame Rolle: er heirathet nicht eigentlich, er wird verheirathet. Ein männliches Wort von ihm im ersten Acte, eine gefestete Entsagung im zweiten würden ihm gut gestanden haben. Freilich, sie hätten auch das Stück aufgehoben. Je mehr man das große Geschick Wildenbruch's in der Steigerung dieser an sich so wenig dramatischen Handlung zu theatralischen Wirkungen, seine leidenschaftlich gefärbte Sprache anerkennt und lobt, desto weniger kann man über die inneren Mängel der Fabel und die psychologischen Sprünge und Risse in den Charakteren den Mantel der Liebe decken. Gerade dem Talente ist die Kritik Wahrheit schuldig.

Wie viel Ausstellungen sich indessen auch gegen die dramatischen Dichtungen Wildenbruch's erheben, was sie auch noch in der Durchführung und Vertiefung der Charaktere, in der Abrundung der Composition vermissen lassen — die Bedeutung seines Talentes für die Gegenwart, der nun einmal der volle dramatische Athem fehlt, zeigt sich erst, wenn man dasselbe mit der Begabung anderer Dichter vergleicht, die sich ebenfalls auf dem Gebiete des historischen, des idealen Drama's versuchen. Felix Dahn hatte vor einigen Jahren mit seinem „König Roderich" zugleich einen literarischen und einen theatralischen Erfolg errungen, man glaubte sich berechtigt, große Erwartungen daran knüpfen zu dürfen. Die schwere und ungefügige Masse des Stoffes — der Untergang des Westgothenreichs in Spanien durch inneren Zwist und den Angriff der Araber — war kraftvoll überwunden und künstlerisch in kräftigen Umrissen, gestaltet worden; so fern abseits die Menschen und Thatsachen lagen, der Dichter hatte nicht allein den menschlichen Kern, das immer und an allen Orten Ergreifende, aus ihnen zu entwickeln gewußt, sondern dabei auch eine Seite berührt, die besonders lebhaft im Herzen des modernen Menschen wiederklingt: die Freiheit und Unabhängigkeit des Gewissens. König Roderich war der Vertheidiger der unveräußerlichen Rechte des Staates und der Einzelnen gegen die Uebermacht der Kirche. Für den Zuhörer blieb es sich gleich, ob der Dichter absichtlich oder unabsichtlich diesen Ton hatte so stark anschwellen lassen, er hörte nur den hellen Klang der Tuba und war unzufrieden, als sie sich in den späteren Stücken Dahn's nicht mehr vernehmen ließ. 1876 wurde im Schauspielhause sein Drama „Deutsche Treue", 1877 sein romantisches Lustspiel „Die Staatskunst der Frauen" ohne Wiederhall zu finden aufgeführt. Noch schwächer und blutloser aber als diese Dichtungen ist sein dreiactiges Schauspiel „Skalden-Kunst", das am Sonnabend, den 7. October 1882, zum ersten Male auf derselben Bühne gegeben wurde. Nur mühsam entging es einem völligen Schiffbruch. In der poetischen Widmung seines Drama's an Rückert's Tochter meint der Dichter zwar, es würde uns in seiner einfachen Handlung „an Tasso und Iphigenie mahnen"; uns Zuhörern im Theatersaal aber fiel nur ein Libretto ein, dem der Componist mit seiner Musik nicht zu Theil geworden. Nicht Menschen, Schemen treten vor uns auf, die in glatten, melodischen, für alle Zeiten und für keine passenden Versen recitativisch sich äußern: der Dichter, das Mädchen, der Alte, der Junge. Wären nicht ein Dutzend nordischer Namen: Odhin und Walhalla, Thule und Seeland, so verflüchtigte sich Alles, Handlung und Rede, Menschen und Landschaft in den grauen, formlosen Nebel. Nach langer Irrfahrt, die ihn bis nach Griechenland und Konstantinopel geführt, kehrt der Skalde Swan wieder an Thule's, seiner Heimath, Gestade zurück. Ein heftiger Bürgerkrieg wüthet im Lande, um nichtigen Grundes willen hat sich der junge Ringbert gegen seinen Vater, den alten König Ring, empört, um den einen hat sich die Jugend, um den anderen die alterprobte Kämpferschar gesammelt. Ohrenbläser, Männer, die im Trüben fischen wollen, schüren das Feuer; wo im Anfang ein gutes Wort genügt hätte, den Zwiespalt beizulegen, hat jetzt Gefecht auf Gefecht den

Digitized by Google

Zorn der Streitenden heftiger erregt und ein breiter Blutstrom beide, wie es scheint, auf immer getrennt. Swan der Skalde war in früherer Zeit dem Alten wie dem Jungen werth und befreundet, die Hoffnung begleitet ihn darum, daß es seiner Kunst gelingen würde, sie beide zu versöhnen. Ueberdies treibt ihn die Sehnsucht nach der schönen Königstochter Bathilde, die er als heranwachsende Jungfrau gekannt und tief in's Herz geschlossen hat. In drei Unterredungen, die für den endlichen Zweck viel zu lang sind und mit ihren lyrischen Schönheiten zu reinen declamatorischen Vorträgen, auch die leiseste dramatische Bewegung aufhebend, ausarten, erfahren wir, daß Bathilde den Sänger liebt, daß weder der Vater noch der Sohn sich so wild und unversöhnlich hassen, wie sie es vorgeben. Jeder von ihnen trägt das Bild des Anderen in seiner Seele und schämt und scheut sich nur das erste gute Wort zu sprechen. Auf diese seine „tiefe" Menschenkenntniß baut der Skalde seinen Plan. Jeden besonders lädt er, Ring und Ringbert, um die Morgendämmerung zu Odhin's heiligem Baume, der Rieseneiche im Zauberwalde, die „vier Männer nicht umklaftern" können. Als beide zur Stelle sind, der Eine rechts, der Andere links von dem Baume, erhebt er die Klage um den Helden, der sich selbst in sein Schwert gestürzt. „Ist es mein Sohn?" „Ist es mein Vater?" rufen entsetzt jeder von seiner Seite, Ring und Ringbert, stürzen vor, erkennen sich im Lichte des ersten Sonnenstrahles und fallen einander gerührt in die Arme. Daß die Wiederversöhnten dem glücklichen und klugen Vermittler die schöne Bathilde zum Weibe geben, versteht sich von selbst, aber sie haben die Rechnung ohne den Skalden gemacht. „Wie könnte ich, eines Bauern Sohn, die Hand einer Königstochter annehmen?" fragt dieser merkwürdige Sänger und wendet sich zum Abschied. Da fällt ihm eine Krone vom Himmel auf den Kopf. Das Drachenschiff von Seeland naht im Morgenroth und die Adligen bieten dem Skalden, der sich in Seeland durch tapfere Thaten Freundschaft und Ruhm erworben, die Herrschaft der Insel an. Jetzt kann Bathilde ohne „Mesalliance" — hier thut's wirklich nur das Fremdwort — Swan's königliche Gemahlin werden. Zugetragen hat sich die Begebenheit nach dem Dichter „in Thule, circa 400 nach Christo". Dieser sinnigen Handlung mögen die wohlgefeilten, trefflich wie für verschiedene Gesangsstimmen abgetönten Verse, die in reicher, leider jedes nordischen Colorits baren Bilderfülle schwelgenden Sprache, im Ohre und im Geschmacke der Vielen, entsprechen; aber für den, der Nordlands Krieger und Frauen, auch nur aus Björnson's und Ibsen's historischen Dramen, kennt, hat dieser weiche, zeit- und charakterlose Sang etwas unwiderstehlich Komisches. Die nordische Heldenzeit mit ihrer Wortkargheit und diese unerschöpfliche Redseligkeit, die ungezügelte Leidenschaft und diese Gefühlsspitzfindigkeiten! In Stockholm soll die berühmte schwedische Kämpfergruppe von witzigen Zuckerbäckern zuweilen mit Glück nachgebildet und als Tafelaufsatz verwandt werden: einen ähnlichen Eindruck empfängt man von Dahn's „Skalden-Kunst" und fragt sich vergebens, wie ein so geistvoller, so gelehrter und beredter Mann, der die Fahrten und Kriegszüge, die Schlachten und Schrecknisse der Völkerwanderung zu seinem Lebensstudium gemacht hat, sich so völlig im Ton vergreifen konnte. Ich erwähnte oben Wagner's „Ring der Nibelungen"; die Sprache des Meisters mit ihrer aufdringlichen Alliteration erinnert mich, so oft ich mir seine Verse laut vorlese oder sie singen höre, an eine Fahrt über einen endlos sich ausdehnenden Knüppeldamm — aber um wie viel anschaulicher und wahrer tritt mir aus ihrer Unbeholfenheit und Knorrigkeit das Bild der alten Nordländer entgegen, als aus Dahn's lieblichen oder kriegerischen Melodien, wie anders, eindringlicher und unvergeßlicher stellt sich in Hunding's Haus jenes Leben dar, als im Lager des alten Ring's oder im Zauberwalde an der Odhinseiche. Unmöglich, daß die Zuhörer dies nicht erkennen und nicht auch dem Dichter Wagner den Preis vor seinen Mitbewerbern zuertheilen sollten.

Rechnen wir zu den Aufführungen der Wildenbruch'schen und Dahn'schen Dichtungen noch die des Trauerspiels „Kriemhild" von Adolf Wilbrandt am 3. Januar 1882, so sind damit die künstlerischen Thaten unserer Hofbühne in diesem Jahre aufgezählt. Die zwei Anleihen, die sie bei fremden Bühnen machte, haben ihr nicht den

Digitized by Google

geringsten Ertrag geliefert. Sowohl das dreiactige Lustspiel „Der Mentor“, nach dem Polnischen des Grafen Fredro, deutsch von Wilhelm Lange, das am Donnerstag, den 9. Februar, als das Schauspiel in fünf Acten „Strohhalm“, aus dem Schwedischen des Franz Hedberg, deutsch von Emil Jonas, das am Mittwoch, den 29. März zur Aufführung kam, konnten das Licht der Lampen nicht lange ertragen. Der polnische Dichter hatte das Eigenartige und Nationale, das er in dem einen und dem anderen charakteristischen Zuge seiner Figuren besitzt, durch die Uebertragung, die sein Stück nach Berlin und Görlitz verlegte, völlig verloren und vermochte so in keiner Scene der Handlung, in keiner Gestalt seine Abhängigkeit von Kotzebue und Benedix zu verleugnen; Franz Hedberg bleibt in der Idylle und im Iffland'schen Tone stecken; wenn er es mit einer verwickelten Handlung versucht, geräth er aus dem Schauspiel in die dramatisirte Kriminalnovelle. Weder der Eine noch der Andere birgt irgend einen süßen, schmackhaften Kern. Auch die Neu-Einstudirungen der Hofbühne haben sich auf ein bescheidenes Maß beschränkt: „Spielt nicht mit dem Feuer“ von Gustav zu Putlitz, „Die Maler“ von Adolf Wilbrandt, „Hermann und Dorothea“ von Karl Töpfer sind wieder dem Repertoire eingefügt worden, eine bedeutendere Aufgabe, wie sie etwa eine Darstellung des „Sturmes“ oder des Schiller'schen „Demetriusfragmentes“ darböte, hat man sich nicht gestellt. Je länger man den „Faust“-Versuch aufschiebt, um so schwieriger wird später seine Ausführung werden. Haben sich die drei Faust-Abende, mit den bevorstehenden Aufführungen in Wien und München, erst in das deutsche Theaterleben eingefügt, wird man sie auch in Berlin weder entbehren können noch wollen.

Die Gesellschaft des Meiningen'schen Hoftheaters hat uns im Laufe des Jahres zweimal besucht: im April und Mai auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen, im September und October auf der des Victoria-Theaters. Wie bisher blieb auch diesmal das Publicum ihren Vorstellungen treu. Der Reiz, nicht einer prächtigen, sondern einer stattlichen, der Würde des historischen Drama's angemessenen Ausstattung ist eben ein zu natürlicher, in der Sache selbst begründeter, um nicht immer von Neuem seine Wirkung zu äußern. Alles Eifern gegen den Ausstattungspomp wird Niemand zu der Ueberzeugung bringen: die historische Tragödie sehe in Lumpen am besten aus. Wenn ein Schauspieler in einem echten Wallenstein-Costüm seine Kunst beengt fühlt, ist er ein trauriger Künstler. Gerade das historische Costüm müßte seiner Phantasie und seinem Spiel zu Hilfe kommen. Außer der Wallenstein-Trilogie brachten die Meininger nichts Neues. In den Decorationen, Trachten und Uniformen, in Waffen und Geräthschaften war die Einrichtung die glänzendste und treueste. Wie ein Panorama des Soldatenlebens im dreißigjährigen Kriege entrollte sich das Ganze, ein Bild immer farbiger als das andere. Die Versammlung der Generale bei ihrem Feldherrn im zweiten Acte der „Piccolomini“, die Forderungen Questenberg's zu vernehmen; das Fest, das Graf Terzky den Hauptleuten gibt (vierter Act der „Piccolomini“), auf dem der Revers unterschrieben wird; der Einbruch der Pappenheim'schen Kürassiere in Wallenstein's Haus, ihren Oberst Max Piccolomini zu holen (dritter Act in „Wallenstein's Tod“), endlich die Ermordung des Feldherrn — diese Scenen haben sich in ihrer Bildlichkeit, ihrer dramatischen Bewegung, ihrem unvergleichlichen Localton auf das Lebhafteste meiner Phantasie eingeprägt. Der Ansturm, die erdrückende Wucht der Masse, als die trotzigen Pappenheimer gleichsam in drei stählernen Fluthwellen, in den Saal stürzen, mit den Schwertern ihren Obersten fordernd, kam ebenso vortrefflich zur Darstellung, wie die Verschiedenheit der Uniformen und Physiognomien der Hauptleute in dem Kriegsrath Wallenstein's, wo die vornehme Haltung und die einfachere Tracht die Italiener vortheilhaft von der Buntheit und Ueberladung der Slaven und der Plumpheit und Schwere der Deutschen unterschied: man glaubte ein Bild von Velasquez zu sehen. Immer schwieriger aber wird es für die Leitung der Meininger'schen Bühne, einen Stamm tüchtiger Schauspieler zusammen zu halten. Zwar besitzt sie in Hrn. Nesper einen der vorzüglichsten Heldenspieler, der in manchen Zügen an den unvergeßlichen Her-

Digitized by Google

mann Hendrichs erinnert, und in Frl. Haverland, die wenigstens für eine Zeit lang dem Verbande angehört, eine ausgezeichnete Darstellerin heroischer Frauengestalten. Aber die Jugend fehlt: der schwungvolle, begeisterte und begeisternde Max, Romeo, Ferdinand, die schöne anmuthige tragische Heldin Thecla, Julia, Clärchen. Der erste Zauber des Unerwarteten und Blendenden ist von den Aufführungen der Meininger selbstverständlich im Laufe der Jahre abgestreift worden, man weiß aus Erfahrung, was sie leisten können, und ist unwillkürlich geneigt, die Forderungen an ihre Leistungsfähigkeit zu übertreiben. Wenn sie sich an eine so bedeutende Aufgabe wagen, wie es die Wallenstein-Trilogie ist, so erwartet das Publicum, daß sie nicht allein die Decoration, sondern auch die schauspielerische Seite der Aufgabe in's Auge gefaßt haben. Und hier blieb in einzelnen Rollen trotz des guten Willens der Darsteller mehr als eine Lücke, die weder der Glanz der Costüme, noch das treffliche Spiel Nesper's (Wallenstein) und das wirkungsvolle, künstlerisch abgestimmte Ensemble ausfüllen oder auch nur verdecken konnten, es war eben nicht nach der Höhe, sondern nach der Tiefe abgestimmt. Die Frage nach dem Nachwuchse in der Schauspielerwelt wird freilich für alle Theater eine brennende. Ueberall, auch in Paris, bemerkt der genauere Beobachter beinahe von Jahr zu Jahr ein Sinken, Schwinden, Welken der schauspielerischen Kräfte: diese sind alt, jene müde, die dritten vor der Zeit stumpf und gleichgültig geworden. An einen Ersatz hat man nicht bei der einen und der andern günstigen Gelegenheit, die sich darbot, gedacht, jetzt ist ein vollständiger Mangel an brauchbaren Recruten eingetreten. Offenbar trägt in Deutschland die Ueberfülle der stehenden Theater einen großen Theil der Schuld an diesen bedenklichen Zuständen. Ein zahlreiches Personal wird hier ohne Nutzen für die Kunst verbraucht. Die Nothwendigkeit zwingt die Directoren zur Annahme auch der schwächsten Kraft, denn „gespielt muß werden". An eine Schulung und Zucht der Talente ist nicht zu denken, wer nur um wenige Zoll über seine Genossen hervorragt, ist der schnellen Beförderung gewiß. Je gefährlicher mir, in der Theorie wie in der Praxis, die Errichtung von Theaterschulen durch den Staat erscheint, umsomehr möchte ich die Errichtung solcher Anstalten durch die bedeutenderen Hof- und Stadttheater befürworten. Eine beschränkte Anzahl junger Leute, die der Director der entsprechenden Bühne auswählte, könnte dann, im innigsten Anschluß an die wirkliche Kunstübung, in den Anfangsgründen der Schauspielkunst unterrichtet werden. Der Schüler müßte sich gleich im Anfang in Statistenrollen bewegen lernen, nur langsam dürfte er zu einer bedeutenderen Aufgabe vorrücken. Wenn auch dadurch keine genialen Künstler gebildet würden, wir gewännen doch ein Corps von Unterofficieren und zwar — was ich für den Kernpunkt der Sache halte — ein in ganz bestimmten Traditionen, Handgriffen und Ateliergeheimnissen erzogenes.

Wie die ernsten Dichter das Schauspielhaus, haben die lustigen das Wallner-Theater im Stich gelassen. Keins der aufgeführten Stücke hat in diesem Jahre einen Erfolg zu verzeichnen gehabt wie vormals „Doctor Klaus" von Adolf L'Arronge; „Der jüngste Lieutenant" von E. Jacobson oder „Krieg im Frieden" von Moser und Schönthan; keins verdient eine kritische Besprechung. Am gelungensten erschien mir noch Gustav von Moser's Schwank in fünf Acten „Reif-Reiflingen", der am 30. September, nachdem er die Reise durch Deutschland gemacht hatte, glücklich im Wallner-Theater landete. Aus dem Lustspiel „Krieg im Frieden" war der junge Officier, nach dessen Ausspruch „unter Kameraden alles egal ist", schnell zur populären Figur geworden; es lag nahe, ihn auch in seinen weiteren Schicksalen auf der komischen Bühne vorzuführen. Das Mißliche, das in solcher Wiederaufnahme desselben Helden sich nur zu oft geltend macht, hat auch Moser nicht völlig zu überwinden gewußt. Auf dem zweiten Plan ist Reif-Reiflingen eine köstliche komische Figur, die mit ihrem halb unbewußten Humor und Witz, mit ihrer unfreiwilligen Thorheit es siegreich mit den Helden im Vordergrund aufnimmt; aber seine Unzulänglichkeit ergibt sich, wenn er selber dieser Held werden soll. Seine Witze verlieren dann allzubald ihre Ursprünglichkeit und ihren Feingehalt, die beständigen Hänseleien, die sich der Zufall

Digitized by Google

mit ihm erlaubt, ermüden; um Haupteslänge übertrifft der Falstaff im „Heinrich IV." den Falstaff, den Frau Fluth und Frau Page zum Besten haben. Moser's Reif-Reiflingen steht nur im ersten Acte auf seiner Höhe, als er unerwartet wie eine Bombe seinem Freunde Kurt von Folgen in's Haus fällt. Er hat von ihm eine Einladung zur Jagd erhalten, es aber vorgezogen, nicht darauf zu antworten, um den Freund und dessen Gattin, seine ehemalige Flamme, durch seine plötzliche Ankunft zu überraschen. Ihrerseits haben Kurt und Ilka, da er geschwiegen, nicht auf ihn gerechnet und werden nun durch seinen Besuch in die peinlichste Verlegenheit versetzt: bis unter das Dach hinauf ist jede Kammer schon für einen Gast bestimmt. Er wird dann endlich im nahegelegenen Försterhause untergebracht. Die drolligen Mißverständnisse und lustigen Verwechslungen, worin diese Lage die Wirthe und den Gast bringt, schildert der erste Act in vorzüglichster Weise. Weiter aber, bis zu einer wirklichen komischen Verwickelung, auch nur aus dem Spiel des Zufalls heraus, hat Moser's Erfindung nicht gereicht. Statt einer Handlung bietet uns der Dichter eine Reihe loser, zuweilen gar nicht zusammenhängender Scenen, in denen Reif-Reiflingen bald den Vermittler zwischen Mann und Frau, bald den Beschützer eines Liebespaares und zuletzt den Vertrauten eines alten Herrn, der seine Jugenderinnerungen vor ihm auskramt, spielen muß. Statt unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme auf einen Punkt zu sammeln, zersplittert sie der Dichter fortwährend und trotz unseres Gelächters über die einzelnen komischen Scenen läßt sich am Ende des Stückes ein gewisses Unbehagen über die Leere und Formlosigkeit des Ganzen nicht abweisen. Einen Mohren, sagt das Sprichwort, kann man nicht weiß waschen; eine klug erfundene, verständig durchgeführte Handlung nicht von Moser erwarten. Sein Talent beruht ausschließlich in der Fähigkeit, komische Augenblicksbilder in scharfen Umrissen zu entwerfen und in der Beweglichkeit, aus einer Situation in die andere zu springen. In der Fixigkeit, würde Onkel Bräsig sagen, ist er noch jetzt allen unsern komischen Theaterschriftstellern über. Warum sich ein so erfahrener und so alter Theaterpraktikus einige schärfere Kritiken seines Schwankes zu Herzen ziehen und in eine bittere Fehde mit den Recensenten gerathen konnte, ist mir unerfindlich. Ich war immer der Meinung, daß unser Dichter, dem wir so viele und so gut verbrachte harmlose Stunden verdanken, in richtiger Erkenntniß seines Talentes nur für das Publicum und nie für die Kritik geschrieben habe und schriebe.

Unter der allgemeinen Mißgunst, der in diesem Jahre die meisten theatralischen Erscheinungen in Berlin begegneten, hatten auch die zwei bedeutenderen französischen Dramen zu leiden, die auf unsern Bühnen erschienen: Georges Ohnet's „Sergius Panin" und E. Pailleron's Komödie „Die Welt, in der man sich langweilt." Ohnet's Drama nach seinem gleichnamigen, von der französischen Akademie gekrönten Roman, in fünf Acten, in einer deutschen Bearbeitung von Carl Saar, ging bei Gelegenheit des Gastspiels des Frls. Friederike Bognar am Donnerstag, den 27. April im Residenz-Theater zum ersten Male in Scene. Der ganze Roman spitzt sich auf den Charakter und die Handlungen einer unermeßlich reichen Frau Desvarennes zu, die aus kleinbürgerlichem Stande, ursprünglich eine Bäckersfrau, durch Fleiß, Glück und Willenskraft zu einer der ersten Finanzmächte Frankreichs emporgestiegen ist. Ihre einzige, von ihr erzogene Tochter Micheline hat sie ursprünglich einem von ihr erkorenen tüchtigen jungen Manne aus ihrem Geschäft, Pierre Delarue, zum Gatten bestimmt, läßt sich aber durch deren Bitten erweichen, sie gegen ihre bessere Ueberzeugung einem Abenteurer, dem polnischen Fürsten Sergius Panin, zu vermählen, in den sich das unerfahrene Mädchen sterblich verliebt hat. Der junge Fürst erwidert zwar Michelinens Neigung nicht, er hat im Gegentheil eine Leidenschaft für ihre Freundin Jeanne gefaßt — ein Kind, das Frau Desvarennes adoptirt hat — aber die Millionen der Bäckerstochter besiegen jeden Einwand des Herzens. Um seinen Gläubigern zu entgehen, sein kostspieliges Leben fortsetzen zu können, heirathet der leichtfertige Panin Micheline. Man sieht: dieselben Grundverhältnisse und Typen wie in den Komödien Augier's („Der Schwiegersohn des Herrn Poirier") und Alexandre Dumas' („Die Fremde")

Digitized by Google

# Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Der friedlichen Signatur, welche seine Anfänge trugen, ist das scheidende Jahr bis zu seinem Schluß treu geblieben. Der kriegerische Zwischenfall, welcher die Jahresmitte bezeichnete, scheint das Bedürfniß nach immer weiterer Hinausschiebung der die Zeit beengenden Gegensätze eher verschärft als abgeschwächt zu haben. Je länger der Zustand des bewaffneten Friedens andauert, desto deutlicher stellt sich heraus, daß das alte „Si vis pacem para bellum“ auch in einem andern, als dem ursprünglichen Sinn Recht hat: die Lasten der Kriegsrüstung drücken so schwer auf die Betheiligten, daß Niemand Fähigkeit und Neigung verspürt, denselben auch noch die Lasten einer Kriegführung hinzuzufügen und daß Zwischenfälle von der Art des ägyptischen an Europa vorübergehen, ohne irgend wo ansteckende Wirkungen geübt zu haben. Und doch wird heute noch weniger als vor zwölf oder vor fünfzehn Monaten eine Abschwächung der Gegensätze und Gefahren behauptet werden können, welche der durch die Jahre 1870/71 und 1877 78 geschaffene europäische Zustand in seinem Schoße birgt. Im Nordosten des Welttheils dauert jener Zustand fauler Gährung fort, von dem seit Jahren zweifelhaft ist, ob er zu einer revolutionären oder zu einer nationalen Explosion führen und ob er die Zersetzung des umfassendsten Staatsorganismus der neueren Zeit auf trockenem oder nassem Wege bewirken werde; der Südosten bildet nach wie vor den Schauplatz mit stummer Erbitterung geführter nationaler, kirchlicher und politischer Kämpfe und im Westen hat die Zahl der vorhandenen Gegensätze sich durch einen neuen beständig zunehmenden Gegensatz, den Antagonismus französischer und englischer Interessen in Aegypten vermehrt.

Dieser Sachlage gegenüber fällt doppelt in's Gewicht, daß die letzten Wochen neue Belege für die Festigkeit des Bündnisses der beiden mitteleuropäischen Reiche beigebracht haben, deren Einverständniß seit Jahr und Tag das festeste Bollwerk für die Erhaltung des europäischen Friedens bildet. Welche Absicht immer mit den in Varzin und Berlin gemachten Besuchen des russischen Staatssecretär von Giers verbunden gewesen ist und ob es sich darum gehandelt hat, die Welt über Rußlands thatsächliche Isolirung zu täuschen, das deutsch-österreichische Bündniß zu lockern oder die vergangene, eigentlich immer zweifelhaft gewesene Herrlichkeit der Dreikaiser-Alliance wieder zu bringen, — die thatsächliche Wirkung dieser Reise ist eine Feststellung darüber gewesen, daß das Einverständniß zwischen den Höfen von Berlin und Wien auf dem Grunde ausdrücklicher Stipulationen ruht und daß der intime Charakter derselben „gleich innige Beziehungen zu dritten Staaten“ ausschließt. Ein für alle Mal ist denjenigen, die auf eine Lockerung des im Herbste 1879 geschlossenen österreichisch-deutschen Bundes speculiren, bedeutet worden, daß die Erhaltung von Oesterreichs orientalischer Stellung ein eminentes deutsches, die Erhaltung der deutschen Reichseinheit ein österreichisches Interesse geworden ist und daß hüben wie drüben gleich nachdrücklich auf die Einhaltung der von dem letzten Congreß gezogenen Linien österreichischer Ordnung bestanden wird. Ueber die Veranlassung zu den bezüglichen, officiösen Kundgebungen und über ihren Zusammenhang mit den montenegrinischen Rüstungen, den



Digitized by Google

erneuten Anstrengungen zur Einschüchterung der anti-slawistischen Politik Serbiens und den Wirren in Bulgarien und Ostrumelien sind verschiedene Meinungen möglich; die Sache selbst schließt jede Verschiedenheit der Auffassungen und Deutungen aus. Aus dem alten darf der Deutsche in das neue Jahr das beruhigende Bewußtsein hinüber nehmen, daß die stärkste aller überhaupt möglichen Bürgschaften für die Erhaltung des Friedens in unveränderter Stärke fortbesteht und daß die Sache der europäischen Cultur im Osten des Welttheils unauflöslich mit derjenigen der deutschen Sicherheit am heimischen Heerde verbunden ist.

Das erscheint um so werthvoller, als die Unaufhaltsamkeit des orientalischen Zersetzungsprocesses durch Vorgänge von der Art der letzten türkischen Ministerveränderungen neu bescheinigt worden ist, wo die Anzeichen tiefgreifender Veränderungen in den beiden uns benachbarten Ländern täglich wiederkehren und wo eigentlich nur noch darüber gestritten werden kann, ob die anarchischen Elemente in Rußland oder in Frankreich raschere Fortschritte machen. Dem Gefühl allgemeinen Unbehagens und weitverbreiteter Besorgniß vor einer Katastrophe hat die französische Regierung es ja allein zu danken gehabt, daß die Berathung des Budgets für das Jahr 1883 ohne ernste Gefährdung ihrer Existenz vorübergegangen und daß der chronischen Staatskrankheit nicht wiederum eine acute parallel gelaufen ist. Léon Say's Enthüllungen über die Besorglichkeit der Finanzlage Frankreichs und über die Desorganisation des öffentlichen Dienstes, haben ihren Eindruck um so weniger verfehlt, als die erste dieser Thatsachen durch den Inhalt des Budgets, die zweite durch Ziffern belegt, auf Erscheinungen zurückgeführt wurde, von denen einzelne schon früher bekannt geworden waren. Die unaufhörlich wiederkehrenden Einmischungen einflußreicher Deputirter in den Gang der Verwaltung und die politischen Rücksichten, welche die Regierungen und sehr häufig auch die departementalen Oberbeamten während der letzten Jahre auf die Wähler und Parteiführer genommen haben, sind von wahrhaft verheerender Wirkung auf den Gang des Verwaltungsdienstes gewesen. Nicht nur, daß das Protectionswesen üppiger denn je in's Kraut geschossen ist, und daß dasselbe sich in so zahlreichen Fällen auf die Niederschlagung von Defraudations- und Steuerhinterziehungs-Processen erstreckt hat, daß die Zahl der bezüglichen Denunciationen sich um zwei Drittheile vermindert hat — auch die finanziellen Verlegenheiten, die sich unerwarteter Weise eingestellt haben, sind auf diese Ursache hinzuführen. Einflußreichen Wahlkreisen und Deputirten zu Liebe ist der im Jahre 1879 festgesetzte Plan für den Bau neuer Eisenbahnen vollständig verlassen und das öffentliche Verkehrswesen zu einem Mittel der politischen Bestechung geworden; an nicht weniger als hundertvierunddierzig verschiedenen Punkten hat man neue Eisenbahnlinien in Angriff genommen und den Staat dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, binnen zehn Jahren Schienenwege in der Gesammtlänge von mehr als 800 deutschen Meilen ausbauen und statt der für diese Zwecke bestimmten vier Milliarden, sieben Milliarden Francs ausgeben zu müssen. Ein anderer noch bedenklicherer Punkt ist von Herrn Say mit Stillschweigen übergangen worden. Die Zunahme der politischen Verbrechen und die immer deutlicher hervortretende Keckheit der socialistischen Verschwörer wird von Sachkennern darauf zurückgeführt, daß der Einfluß der radicalen Gemeinderäthe in den großen Städten und der Wechsel in den höheren Verwaltungsämtern die Organe der Polizei, insbesondere der Pariser Polizei, demoralisirt und in ihrer bisherigen Leistungsfähigkeit beeinträchtigt haben. Von dem neuen Polizeipräfecten der Landes-Hauptstadt ist bekannt, daß er Freunden und Feinden für einen geschäftskundigen Lebemann gilt, der sich unmittelbar nach seinem Amtsantritt das entschiedene Mißtrauen der besitzenden Classen der Bevölkerung durch seine Anträge auf Entfernung der kirchlichen Abzeichen von den Pariser Friedhöfen zugezogen hat. Das französische Bürgerthum kennt den Zusammenhang zwischen kirchenfeindlichen und socialistischen Bestrebungen zu genau, um nicht zu wissen, daß die letzteren den ersteren in die Hände arbeiten. Dem entsprechend haben die auf das Kultusbudget und die Abschaffung des religiösen Eides bezüglichen Voten der Deputirtenkammer bei den

Digitized by Google

gemäßigten Republikanern einen ebenso üblen Eindruck hinterlassen, wie bei Monarchisten und Clericalen. In Sachen des religiösen Eides ist von dem Justizminister Devès bereits ein Rückzug angetreten worden, der unter den gegebenen Verhältnissen doppelt bemerkenswerth ist und aller Wahrscheinlichkeit nach dazu beitragen wird, den von der Regierung vorbereiteten Anträgen betreffend die sogen. Reform der Magistratur den Todesstoß zu geben. Langsam und allmälig, aber unaufhaltsam, bereitet sich in den verschiedensten Kreisen der französischen Gesellschaft eine Reaction gegen die Vorherrschaft des Radicalismus vor. Bereits gegenwärtig lassen sich Stimmen vernehmen, welche das mit der gegenwärtigen Lage unbekannte und in seiner Erwerbsthätigkeit ungestört gebliebene Bauernthum für die wichtigste, ja die einzige der republikanischen Regierung gebliebene Stütze erklären. Auf die ländliche Bevölkerung dürfen die republikanischen Machthaber aber nur so lange rechnen, als sie den äußeren Frieden erhalten und auf jede auswärtige Action im größeren Stil verzichten. Wesentlich daraus ist zu erklären, daß Englands Versuche, Frankreich von jedem ferneren Einfluß auf Aegypten auszuschließen, ohne die entsprechende Antwort geblieben sind und daß die Nation über den Verlust ihrer Stellung in Afrika durch wohlfeile Kreuzzüge nach Tonking und Madagaskar getäuscht werden soll. Hinter den geräuschvoll getroffenen Vorbereitungen zur Wiederaufnahme dessen, was in Frankreich Colonialpolitik im großen Stil heißt, verbirgt sich in Wahrheit der Kleinmuth, den die Duclerc und Genossen in Sachen Aegyptens bewiesen haben und den die britische Regierung unbarmherzig auszubeuten bemüht ist.

Der Publication Say's ist ein Aufsatz Paul Leroy-Beaulieu's auf dem Fuß gefolgt, der die düster gefärbte Auffassung des ehemaligen Finanzministers an Pessimismus noch übertrifft. An den Ziffern der diesjährigen Ein- und Ausfuhrregister weist der bekannte Pariser Oekonomist unwiderleglich nach, daß die französische Ausfuhr erheblich zurückgegangen sei. Während die Masse der aus dem Auslande eingeführten Cerealien sich während des letzten Lustrums verdreifacht, diejenige der eingeführten Weine sich verzehnfacht hat, sind alle wichtigeren Artikel der Pariser Industrie zurückgegangen; in der einen Branche beträgt die Verminderung der Ausfuhr 45, in der anderen 50 Procent und von den berühmten Articles de Paris ist nicht der zehnte Theil dessen exportirt worden, was vor sechs Jahren in das Ausland ging. — Mit echt französischer Rücksichtslosigkeit haben die Parteien der Rechten diesen Zeitpunkt allgemeiner Bestürzung über die Ungunst der finanziellen und wirthschaftlichen Lage dazu ausersehen, sich von jeder Verantwortung für das diesjährige Budget loszusagen und dasselbe den Schultern der Mehrheit aufzubürden.

Das Maß dieser äußeren und inneren Verlegenheiten ist dadurch noch vergrößert worden, daß Gambetta's Einfluß für den Augenblick zurückgetreten ist. Inmitten des Lärmes, den die Campenon'sche Angelegenheit hervorgerufen hatte, ist der Exdictator zufolge seiner Verwundung genöthigt worden, für einige Zeit von der öffentlichen Bühne zu verschwinden und seine rathlosen Freunde sich selbst zu überlassen. Wider Willen auf eigene Füße gestellt und dabei von der Gefahr bedroht, nach Gambetta's Rückkehr mißbilligt und getadelt zu werden, vermag die Verlegenheits-Regierung vom 10. August dieses Jahres den Muth zu entscheidenden Entschließungen nicht zu finden. Sie lebt von der Hand in den Mund und sie würde zu leben aufgehört haben, wenn die zwiespältigen republikanischen Fractionen sich nicht sagen müßten, daß ein abermaliger Regierungswechsel ihre Sache in's Herz treffen und die Summe dessen vernichten könnte, was von republikanischem Credit im Inlande, von französischer politischer Autorität im Auslande übrig geblieben ist. Noch scheint an der Hoffnung festgehalten zu werden, die radicalen Elemente für ein zeitweiliges Zusammengehen mit den Gemäßigten zu gewinnen, und durch eine Verständigung zwischen den Mehrheitsfractionen die grundsätzlichen Gegner der Republik niederzuhalten. Selbst die Gönnerschaft gewisser socialistischer Kreise wird von denen nicht mehr verschmäht, die sich als die Wächter der bestehenden Gesellschaftsordnung geberden. Der äußersten Linken zu Liebe hat die Regierung dem in den besitzenden Klassen als Haupturheber der Ver-



Digitized by Google

wirrungen vom Sommer 1848 verrufenen Verfasser der „Organisation du travail“, und einstigen Präsidenten des Pariser Arbeiterparlaments, Louis Blanc, die Ehre eines Begräbnisses auf Staatskosten bewilligt und Lobgesänge auf die „Bürgertugend“ dieses Propheten des Jakobinerthums von 1793 angestimmt.

Blicken wir aus dem republikanischen Westen in den absolutistischen Osten hinüber, so begegnen wir Erscheinungen verwandter Art. Allarmnachrichten von der Art der französischen sind während der letzten vier Wochen aus Rußland allerdings nicht gemeldet worden: man hat uns im Gegentheil versichert, daß die in Petersburg und Kasan spielenden Studentenunruhen jedes ernsteren Hintergrundes entbehrten, daß die Regierung die lettisch-estnisch-russischen Agitationen in den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland mißbillige und daß der Besserung der politischen Lage an der Newa und Moskwa entsprechende Fortschritte der finanziellen zur Seite gingen. Schade nur, daß diese wohlklingenden Versicherungen zu den Thatsachen im grellsten Gegensatz stehen. Zum ersten Male seit einer Reihe von Jahren ist der Cours des russischen Creditrubels wieder unter 200, d. h. auf weniger als zwei Drittheile des Nominalwerthes gesunken. Bis zum Jahre 1876 in steter Besserung begriffen, hatte der Werth des Papierrubels bei Ausbruch des letzten Krieges immer noch 252 Pfennige betragen; drei Monate später war er mit 215, nach den Schreckenstagen von Plewna mit 192 notirt worden. Seitdem stellte der Durchschnittscours sich (von vorübergehenden Besserungen abgesehen) auf 205: heute ist er mit 199½ notirt, und die allgemeine Erwartung auf einen weiteren Rückgang eingerichtet. — Von den Wirren in den baltischen Ländern und der Schürung derselben durch den „revidirenden“ Senator Manassein hieß es, ein kaiserlicher Machtspruch habe denselben ein für allemal ein Ende gemacht; in voriger Woche ist der Gouverneur von Livland, Baron Uexküll, wegen des Widerstandes, den er den Machinationen der lettisch-estnischen Umtriebe leisten zu müssen glaubte, seiner Stellung enthoben und durch einen Mann nach dem Herzen der Partei ersetzt worden, welche ihre nationale Gesinnung nicht besser als durch systematische Feindschaft gegen Alles, was mit westeuropäischer Civilisation irgend in Verbindung steht, bethätigen zu können glaubt. Im übrigen Rußland auf die Proscriptionsliste gesetzt, wird der revolutionäre Nihilismus in den deutsch-protestantischen Provinzen als berechtigte Spielart des russischen Nationalgeistes gehegt und gepflegt. Agitatoren, die notorisch mit Petersburger Umtrieblern in Verbindung stehen, in öffentlichen Versammlungen von der Nothwendigkeit größerer Milde gegen die „verirrten“ Schafe der großen russischen Heerde reden und für den Fall auswärtiger Verwickelungen eine Bartholomäusnacht gegen das deutsche Element planen, werden für ihre Reisen durch Liv- und Kurland mit ministeriellen Freibriefen ausgerüstet und die Geistlichen der griechischen Kirche durch ihre Vorgesetzten zu aggressivem Vorgehen gegen die lutherische Landeskirche angewiesen. — Und diese verbrecherische Thorheit treibt just in dem Augenblicke ihr Wesen, wo die Studentenemeuten von Kasan und St. Petersburg, in Charkow und Kiew nachgeahmt und wo in militärischen Kreisen gegen die Verwandlung der Husaren-, Kürassier- und Ulanenregimenter in Dragonerabtheilungen öffentlich demonstrirt wird. Dem Ganzen aber setzt man dadurch die Krone auf, daß man die eben in Angriff genommene Umgestaltung der Cavallerie als Vorbereitung einer künftigen großen Aggression gegen den „faulen Westen“ feiert, jede sich irgend darbietende Gelegenheit zur Anstachelung des nationalen Hasses gegen die germanische Race ausbeutet und die von der Regierung neu angenommenen Rüstungen und Festungsbauten mit frenetischem Jubel begrüßt.

Wie sich von selbst versteht, spielen Verstimmungen gegen Oesterreich und Oesterreichs neubefestigte orientalische Stellung bei diesen Ausbrüchen des slawischen Nationalfanatismus die Hauptrolle und ist das Bestreben der panslawistischen Wortführer vor Allem auf einen Systemwechsel in Serbien gerichtet. So lange das jüngste der europäischen Königreiche zum Hause Habsburg hält, bleibt die gleichzeitig in Petersburg, Moskau, Sofia und Cettinje gepredigte südslawische Conföderation ein frommer Wunsch; diese Conföderation aber bildet seit Jahr und Tag die Formel, unter welcher

Digitized by Google

die Verdrängung Oesterreichs aus Bosnien und der Herzegowina gepredigt wird. Danach hat das Wiener Cabinet seine Maßregeln genommen und eine Neuorganisation der annectirten Länder vorbereitet, mit welcher eine starke militärische Besatzung Hand in Hand geht. — Seit die Delegationsberathungen zu einem günstigen Abschluß gebracht worden, ist die Hauptaufmerksamkeit der Regierung wieder den inneren Angelegenheiten zugewendet, die seit der Eröffnung des Reichstages in ein neues Stadium zu treten beginnen. Die „vereinigte Linke" will durch die That beweisen, daß sie in der Prüfungsschule, zu welcher sie seit Jahr und Tag verurtheilt ist, Etwas gelernt hat. Davon ausgehend, daß in den nationalen und rein politischen Fragen gegen die Mehrheit Nichts auszurichten ist und daß die Massen sich für die directen Ziele der deutschliberalen Verfassungspartei nicht mehr erwärmen lassen, versuchen die Führer der Opposition den Kampf auf das sociale Gebiet hinüber zu spielen und sich für alle Fälle das Feld zu sichern, auf welchem der deutsche Reichskanzler seine jüngsten Erfolge erfochten hat. Die Unfertigkeit der österreichischen Gewerbegesetzgebung und die notorisch ungünstige Lage, in welcher die arbeitenden Classen (einschließlich der Classe der kleineren Unternehmer) sich in nahezu allen Theilen der österreichisch-ungarischen Monarchie befinden, lassen die von den Deutsch-Liberalen ergriffenen socialreformatorischen Initiativen als einen an und für sich glücklichen Griff erscheinen. Bedauerlicher Weise (und diesem Bedauern werden die Sachkenner aller Parteien zustimmen) hat man sich aber nicht gehörig zu beschränken gewußt und in unbegreiflicher Ueberschätzung der eignen und der gouvernementalen Leistungsfähigkeit ein Programm aufgestellt, welches auf eine gleichzeitige Totalreform aller Gebiete des gewerblichen Lebens d. h. auf eine Arbeit abzielt, deren Bewältigung zum Mindesten ein halbes Jahrhundert unausgesetzter Arbeit in Anspruch nehmen würde. Der Ausschuß, dessen Niedersetzung die Linke vorgeschlagen hat, soll gleichzeitig die Reform des Associations- und Genossenschaftswesens, der Armenpflege und des Heimathswesens berathen, Vorschläge für die Ausarbeitung eines Fabrikaufsichtsgesetzes formuliren, die Beschränkung der Weiber- und Kinderarbeit und die Einrichtung von Unfallsversicherungen und obligatorischen Krankencassen in den Kreis ihrer Erwägungen ziehen! Wenn irgend wo, so wird es hier heißen müssen, daß „Weniger, mehr gewesen wäre" und daß die Aufstellung so weitgehender Forderungen Zweifel an dem Urtheil und der Leistungsfähigkeit der Fordernden erwecken, ja den Ernst der liberalen Reformabsichten zweifelhaft erscheinen lassen muß. Einen noch größern Mißgriff haben die Wiener Liberalen endlich dadurch begangen, daß sie gleichzeitig agrarische Umgestaltungen in Aussicht genommen und eine Enquête über die Lage der ländlichen Bevölkerung vorgeschlagen haben. Wo immer Opfer der Besitzenden zu Gunsten der Besitzlosen verlangt worden sind, hat man sich aus guten Gründen gehütet, gleichzeitig die Vertreter des beweglichen und des unbeweglichen Vermögens in Anspruch zu nehmen. Wenn die in Wien beantragte agrarische Enquête überhaupt eine Wirkung übt, so kann es nur diese sein, daß die den Stamm der conservativen Partei bildenden großen Grundbesitzer zu einem „Initiis obsta" eingeladen und von Hause gegen die zu Gunsten der städtischen Besitzlosen geplante Reform mißtrauisch gemacht werden. An dem Widerstande, den diese Reform unzweifelhaft bei den eignen Freunden der reformlustigen Antragsteller finden wird, scheinen dieselben noch nicht genug zu haben! Sie richten die Sache so ein, daß einerseits alle Besitzenden und andererseits alle Besitzlosen unter die Waffen gerufen und daß den unter allen Umständen unvermeidlichen Schwierigkeiten neue an und für sich vermeidliche Schwierigkeiten und Gefahren hinzugefügt werden. — Dieser Anfang nimmt sich so wenig ermuthigend aus, daß auf ein ersprießliches Resultat für dieses Mal kaum zu rechnen sein dürfte. Der Sache des vierten Standes ist durch diesen Hinweis auf die Unvollkommenheiten des gegenwärtigen Standes der Gesetzgebung wahrscheinlich ein wichtigerer Dienst erwiesen worden, als der Sache der „vereinigten Linken", deren taktisches Ungeschick neu bezeugt erscheint. Möchte die gegebene Anregung mindestens für die Regierung nicht verloren sein und von dieser dazu benutzt werden, der Welt zu beweisen, daß sie mehr als eine Parteiregierung ist!

Digitized by Google

Der Zusammentritt des österreichischen cisleithanischen Reichraths ist zeitlich mit der Eröffnung des neugewählten italienischen und mit dem Schluß des englischen Parlaments zusammengetroffen. Die Parteiverschiebungen, die sich im Schoße der zu Rom tagenden Versammlung vollzogen haben, können den ungünstigen Eindruck nur verschärfen, den die jenseit der Alpen herkömmlich gewordene Handhabung des parlamentarischen Systems bereits seit Jahr und Tag macht. Es liegt ein Beweis mehr dafür vor, daß die für die Parteibewegung maßgebenden Interessen mit den Interessen des Landes Nichts zu schaffen haben und daß Aemtersucht und Grundsatzlosigkeit unüberwindliche Hemmnisse für die gesunde politische und parlamentarische Entwickelung des jungen, aber früh gealterten italienischen Nationalstaats geworden sind. Für die großen europäischen Fragen kommt die sechste Großmacht nach wie vor so wenig in Betracht, daß Bestand und Unbestand der italienischen Regierungen innere Angelegenheiten des Landes bilden, nach denen die übrige Welt höchstens beiläufig fragt und daß Niemand von den in Rom getroffenen parlamentarischen Entscheidungen Wirkungen auf das europäische Concert erwartet. — Die zum Abschluß gekommene Herbstsession des brittischen Parlaments ist fast ausschließlich der Revision der Geschäftsordnung des Unterhauses gewidmet worden. Darüber, daß die Annahme der sog. Cloture-Bill einen neuen Abschnitt in der Geschichte des englischen parlamentarischen Wesens, eine Ablösung von Jahrhunderte alten Traditionen bezeichnet, die mit einer unheilvollen Verschärfung der politischen Gegensätze im Zusammenhang steht, sind verschiedene Meinungen nicht möglich; auf den Gang der Ereignisse, welche den Vordergrund der zeitgenössischen Bühne einnehmen, wird diese wichtige Neuerung, weil dieselbe seit Jahren vorausgesehen und vorbereitet worden war, indessen keinen Einfluß haben. Mit den seit einigen Tagen angekündigten Veränderungen im Rathe der Königin hat die durch die Cloture-Bill besiegelte Anerkennung der unumschränkten Mehrheitsherrschaft Nichts zu schaffen und in der öffentlichen Meinung des über dem Vermächtnisse seiner Vergangenheit sonst so eifersüchtig wachenden Landes hat sie sichtbare Spuren nicht zurückgelassen. Neben der Sorge um Irland ist Aegypten die große Angelegenheit des Tages geblieben. Der Ausgang des gegen Arabi Pascha und die übrigen Führer der Militäremeute geführten Processes und die Entschiedenheit, mit welcher jede Einmischung Frankreichs in die künftige Gestaltung der ägyptischen Verhältnisse abgelehnt worden, schließen die letzten Zweifel daran aus, daß der Sieger von Tell el Kebir sein eignes Interesse zum Maßstabe für die künftige Organisation des Nilthals zu machen gedenkt und daß für den Khedive wenig mehr als die Stellung eines Titular-Statthalters des Sultans und der Kaiserin von Indien übrig bleiben wird. Daran wird weder durch türkisches, noch durch französisches oder russisches Sträuben Etwas geändert werden können, weil sich keine dieser Mächte in der Lage befindet, der Regierung der Königin Victoria in den Arm fallen zu können. Wenn es damit seine Richtigkeit haben sollte, daß Herr v. Giers das Project einer europäischen Conferenz aus Petersburg nach Berlin, Rom und Wien mitgebracht hat, so läßt sich das Geschick desselben mit Sicherheit voraussagen: Deutschland und Oesterreich haben nicht den entferntesten Grund, die Kreise der britischen Politik Frankreich und Rußland zu Liebe zu stören, die Pforte aber muß es sich selbst und ihrer Unschlüssigkeit zuschreiben, wenn ihre Stellung zu der ägyptischen Frage nur noch der Form nach in Betracht kommt. Vor sechs Monaten war der Sultan in der Lage, von dem Rückgang der Autorität seines Vice-Königs Vortheil ziehen zu können, er hat die Gelegenheit dazu unbenutzt gelassen und an eine Wiederkehr derselben ist nicht zu denken. Für die künftige Gestaltung Aegyptens — und vielleicht nicht für diese allein — wird es von außerordentlicher Wichtigkeit sein, in welcher Weise die angekündigte Umgestaltung des Ministeriums Gladstone sich vollzieht und ob Lord Derby an derselben betheiligt wird oder nicht. Daran, daß des Grafen Derby Sympathien für Frankreich nicht nur zu einem Hemmniß für die Durchführung von Gladston's und Dilke's ägyptischer Politik, sondern zum Hinderniß für ein engeres Verhältniß Englands zu Deutschland und Oesterreich werden könnte, ist von der touristischen St. James-

Digitized by Google

Gazette mit einem Nachdruck erinnert worden, der die Annahme nahe legt, England mache sich auf die Nothwendigkeit gefaßt, eines Alliirten gegen Frankreich zu bedürfen. So deutlich wie dieses Mal ist das — unseres Wissens — bisher noch nicht gesagt worden. Angesichts einer Weltlage von der eigenthümlichen Beschaffenheit der gegenwärtigen, verdient dieser Hinweis auf mögliche Complicationen bereits an und für sich einige Aufmerksamkeit. Veranlassung zu derselben wird außerdem aber noch dadurch geboten, daß die englische Regierung die Absicht ausgesprochen hat, die Suezcanalangelegenheit demnächst auf die europäische Tagesordnung zu setzen, daß von dieser Ankündigung in den Spalten der „Nordd. Allg. Zeit." mit unverkennbarem Wohlwollen Act genommen worden ist, und daß es nach den neuesten Londoner Nachrichten den Anschein hat, als ob von der Berufung Lord Derby's in den Rath der Königin wieder Abstand genommen worden sei. — Die Andeutungen der St. James-Gazette über die Möglichkeit eines brittischen Bedürfnisses nach festländischen Bundesgenossen werden unter allen Umständen zu den Acten der Geschichte des Decembers 1882 genommen werden müssen.

Dem deutschen Volke hat der Wiedereinbruch des von einer Reihe verheerender Naturereignisse begleiteten Winters das gewohnte Schauspiel des Nebeneinandertagens zweier parlamentarischer Versammlungen gebracht. Die Thätigkeit des neugewählten preußischen Landtages ist so ausschließlich durch die — dieses Mal außerordentlich friedlich verlaufende — Berathung des Etats in Anspruch genommen worden, daß über das Geschick der entscheidenden Vorlage, betr. den Erlaß der vier untersten Stufen der Classensteuer und die Einführung der Licenzsteuer, höchstens Vermuthungen möglich sind; der Reichstag hat die Annahme der in unveränderter Form beantragten Einführung einer zweijährigen Etatsperiode mit so erheblicher Mehrheit abgelehnt, daß diese Angelegenheit für vorläufig abgethan gelten muß. Darauf beschränken sich die bisherigen Ergebnisse des parlamentarischen Feldzugs, dessen Fortsetzung dem neuen Jahre vorbehalten worden ist. Im Uebrigen haben die letzten Wochen des scheidenden Jahres eine neue Erscheinung zu Tage gefördert, von der sich annehmen läßt, daß sie auch in dem kommenden Jahre 1883 den Gegenstand der allgemeinen Theilnahme bilden werde: die Begründung eines deutschen Colonialvereins. Die Sache verdient die höchste Aufmerksamkeit, vor Allem die Aufmerksamkeit der Regierungen. Daran, daß die Auswanderung im deutschen Volksleben eine Rolle erster Ordnung spielt, ist durch die Verwandlung des weiland „geographischen Begriffs" Deutschland in den mächtigsten Staat des festen Landes nicht das Geringste geändert worden. Weil die Gründe der deutschen Auswanderung unverändert die früheren geblieben sind, nimmt das Abströmen des Ueberschusses unserer Bevölkerung seinen Fortgang, einerlei, ob dasselbe mißbilligt und erschwert, oder aber gefördert und sich selbst überlassen wird. Es dürfte daher an der Zeit sein, an die Frage einer Organisation der einmal nicht zu hemmenden deutschen Auswanderung heranzutreten und in Erwägung zu ziehen, ob es denn wirklich unvermeidlich ist, daß Zehntausende alljährlich über den Ocean wandernder Deutschen dem Mutterlande politisch und wirthschaftlich verloren gehen, um in die Reihen unserer Mitbewerber auf dem Weltmarkte zu treten. Wenn der neu gegründete Colonialverein nichts weiter erreichte, als daß die Möglichkeit einer Gewinnung unserer Auswandermassen für Colonialzwecke ex professo untersucht und auf die officielle Tagesordnung gesetzt würde, so würde er sich bereits ein Verdienst erworben haben. Die herrschende Auffassung, nach welcher alle Bemühungen, den Strom deutscher Auswanderung von Nord-Amerika abzulenken, zu spät kommen, hat auch in der Frankfurter Versammlung ihren Vertreter gefunden, und wir fürchten, daß derselbe Recht behalten wird. Eingehender und allseitiger Prüfung bedarf die Colonialfrage aber unter allen Umständen, bevor sie zu den Acten gelegt wird; und an solcher Prüfung hatte es bis jetzt gefehlt.

Digitized by Google

# Kunst und Kunstgeschichte.

1. Die Katakomben von San Gennaro dei Poveri in Neapel. Eine kunsthistorische Studie von Victor Schultze. Jena, Costenoble. 1877.
2. Die Katakomben. Die altchristlichen Grabstätten, ihre Geschichte und Monumente, dargestellt von Victor Schultze, Docent an der Universität Leipzig. Leipzig, Veit u. Co. 1882.

Die erste der beiden Schriften ist bereits vor fünf Jahren erschienen. Wir erwähnen sie hier, weil der Verfasser sie bei der zweiten offenbar als einleitende Vorstudie im Auge hatte. Von Neapel ist sie datirt und, obgleich nicht stark an Bogenzahl, inhaltsreich. Unter dem Einflusse der herrlichen Natur und der Denkmäler sind diese 80 Seiten sorgfältig zusammen gearbeitet worden, die Niemand ohne das Gefühl aus der Hand legen wird, unter neuen Gesichtspunkten in die Gedankenwelt der ältesten italienischen Christen eingeführt worden zu sein. Denn nicht allein von den Gräbern der neu untersuchten Katakomben, sondern von den Lebenden, die sie einst gebaut haben, geht der Verfasser aus. In ihre Gedanken dringt er ein und was er mittheilt, entspricht durchaus dem, was wir selber längst empfunden haben.

In dem zweiten umfangreicheren Werke sucht der Verfasser das gesammte Katakombenmaterial zu überblicken. Diese Arbeit macht nicht wie die erste den Anspruch, den Leser durch den Reiz der Darstellung zu gewinnen. Sie beruht auf eingehender Arbeit und redet oft trocken und kurzangebunden. Die Capitel sind kurz, die Angabe der Literatur nimmt viel Raum fort, die entscheidenden Ansichten werden mehr angedeutet als ausgeführt. Sie werden von manchen Seiten Widerspruch finden, zuletzt aber einen heilsamen Einfluß auf die den Katakomben zugewandte wissenschaftliche Thätigkeit haben.

Es war natürlich, daß die bisherige Forschung von denen ausging, welche feststehende religiöse Anschauungen zu ihr hinführten. Katholische und später dann auch evangelische Augen, die diese ältesten Denkmäler christlicher Kunst betrachteten, hatten es nicht vermocht, sie kalt methodisch einer unbefangenen Kritik zu unterwerfen. Es überdeckte diese Werke wie ein Schleier, durch den sie einen heiligen Ursprung zu empfangen schienen. Wieviel fromme Augen mochten in höchster Bedrängniß in den ersten Zeiten der Kirche zu diesen Gestalten aufgeblickt und diese Inschriften gemeißelt haben! Das Erste bei der wissenschaftlichen Betrachtung der Katakomben zu Ueberwindende war der Gedanke, die ältesten Christen hätten hier unter der Erde Platz gesucht gegen ihre Verfolger. Niemand würde das heute noch vertheidigen wollen. Aufzugeben war dann ferner der Glaube, daß Märtyrer hier begraben und bestimmte Zeichen der Inschriften auf ihre Leiden zu deuten seien. Die Ueberzeugung dagegen, daß Malereien und Inschriften aus dem tiefsten Herzen der neuen Religion geflossen seien und deren Geheimnisse enthielten, besteht noch und aus ihr heraus werden die Dinge heute noch erklärt.

Der Verfasser ist vorsichtig, was diesen Punkt anlangt. Es hat wohl bereits Anstoß erregt und wünscht sich auf das Unumgängliche zu beschränken. Sie wollen deshalb nicht mehr aus ihm herauslesen, als er in der That sagt, und nur als unsere Meinung geben, daß auch in Betracht dieses dritten Punktes zukünftig anders geurtheilt werden werde.

Soweit uns eigne Lectüre der frühesten christlichen Literatur in Stand setzt, eine Meinung zu äußern, haben die großen Gedanken, die dem Christenthume seinen Weg bahnten, wenig zu thun mit den ornamentalen Aeußerlichkeiten der christlichen Grabstätten. Die katholische Kirche hat niemals christlich-mythologisirender Kunst bedurft.

Digitized by Google

Sie war erhaben über künstlerische Darstellungen und hat selbst in Raphael's und Michelangelo's Schöpfungen nichts gesehen, was nicht am Ende doch zu entbehren gewesen wäre oder was realen theologischen Inhalt gehabt hätte. Im höheren Sinne gibt es keine christliche monumentale Theologie. Alle die unendlichen Heiligenbilder wären der katholischen Kirche in dem Sinne gleichgültig, daß sie sämmtlich fehlen könnten, ohne daß irgend Unentbehrliches mit ihnen verschwände.

Ausgegangen bei Beurtheilung der christlichen Grabstätten muß werden von dem, was die Kirchenväter über das Leben der ältesten Gemeinden enthalten. Die Christen der ersten Jahrhunderte waren von dem den antiken Völkern in's Blut übergegangenen Kunsttriebe so erfüllt, daß sie, wo es sich um Ornamentation selbst ihrer Cultusstätten handelte, außer Stande waren, in diesen Zierrathen, mochten sie enthalten, was sie wollten, etwas zu sehen, das zu der Bestimmung dieser Räume in engerem Zusammenhange stände. Mythologische Gestalten, Amoren, Genien, Fabelthiere und was sonst immer die künstlerische Schrift der antiken Ornamentik ausmacht, hatten weder christlichen noch heidnischen Inhalt für sie. Das Auge sollte erfreut werden durch Bilder, im hergebrachten Sinne gab man den Grabstätten den alten heiteren Schmuck. Ohne sich zu erinnern, daß es eine heidnische Formel sei, setzt man zuweilen sogar das D. M. (Diis Manibus) über die Grabinschriften und bringt Athene, Eros und Venus auf dem goldenen Boden der Glasgefäße an. Den Todten stecken diese ältesten Christen zuweilen Obolen in den Mund noch, um die Ueberfahrt über den Höllenfluß zu zahlen. Ohne Zweifel arbeiteten heidnische Steinmetzen oft genug christliche Grabornamentik, so gut wie christliche Handwerker heidnische Sculpturen lieferten.

Als man im Quattrocento und Cinquecento zur antiken Kunst zurückkehrte, wurden ihre Formen unbefangen auch für christliche Darstellungen benutzt. Dante nennt Gottvater, ‚sommo Giove', höchster Jupiter, ohne Jemand zu beleidigen. Raphael's Vision des Ezechiel läßt, wie Vasari selbst sagt, Gottvater ‚a uso da Giove' erscheinen. Niemand nahm daran Anstoß; Niemand dürfte heute daraus schließen, als habe Raphael und seine Zeit Jupiteridee mit Gottvater verbunden; Niemanden würde aber heute auch einfallen die Behauptung aufzustellen, Raphael habe den Apollo, den er in der Camera della Segnatura malte, in dem Sinne dargestellt, daß er eine christliche Hymne singe. Ebenso unbefangen, wie die Päpste heute noch im Vatican selbst die heidnischen Sculpturen dulden, malten die römischen ältesten Christen den spielenden Orpheus an der Decke einer ihrer Grabkammern. Es würde eine Verkennung des uranfänglichen Christenthums sein, als habe man Christus eigne Person in der Gestalt des Orpheus damals symbolisirt darstellen wollen. In den Katakomben finden wir nichts, was überhaupt im höheren Sinne auf den Namen Anspruch hätte. Diese Nebensachen sind endlich ihrem wahren Werthe nach zu taxiren. Sie werden als Denkmäler der europäischen religiösen Entwickelung stets ehrwürdig bleiben, diese selbst aber wird ihrem höchsten Inhalte nach nicht aus ihnen sondern vielmehr aus den literarischen Denkmälern der frühen Jahrhunderte zu lernen sein, die heutigen Tages dem Publicum unbekannter sind, als sie zu sein verdienten.

B. K. F.

Digitized by Google

# Literarische Rundschau.

## Ferdinand Cohn's botanische Vorträge.

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. Ferdinand Cohn, Professor an der Universität Breslau. Breslau, J. A. Korn's Verlag (Max Müller), 1882.

Die Durchführbarkeit eines, alle wesentlicheren Resultate der Forschung berücksichtigenden Naturgemäldes, wie es Humboldt im Kosmos anstrebte, ist durch das gewaltige Anschwellen des wissenschaftlichen Materials seit jenem Versuche von Jahr zu Jahr mehr und mehr der Möglichkeit entrückt. Und doch ist die Forderung nicht unberechtigt, daß wenigstens die Rudimente naturwissenschaftlicher Kenntnisse in dem Rahmen dessen, was man in unserer Zeit „allgemeine Bildung" nennt, nicht fehlen möchten. Die Schule leistet hier verhältnißmäßig wenig, der Einzelne ist zur Erwerbung dieses Bildungsingrediens fast immer auf die Lectüre angewiesen, und daß er hier zu den sogenannten populären Büchern greift, ist selbstverständlich. Das Bedürfniß nach einer guten naturwissenschaftlichen Popular-Literatur ist in der That ein großes, und von den berufenen Vertretern der Wissenschaft wird meistens wenig geleistet, um dasselbe zu befriedigen. So bleibt die populäre Darstellung vielfach Organen überlassen, deren Kräfte zur Schwierigkeit und Wichtigkeit der Aufgabe nicht im richtigen Verhältniß stehen: denn schwierig ist die populäre Darstellung eines naturwissenschaftlichen Gebietes allerdings, weit schwieriger als die Darstellung in streng wissenschaftlicher Form.

Da heutzutage kein Humboldt mehr gefunden wird, welcher sich an eine Bearbeitung des Gesammtgebietes heranwagte, so ist es um so dankbarer anzuerkennen, wenn in der einzelnen Naturwissenschaft ein Meister hervortritt, um aus den ihm speciell vertrauten Schätzen ein Füllhorn auszulesen und dieses dem nicht fachmännisch gebildeten Publicum darzubringen.

Bei dem Versuche, das Wichtigste aus den Errungenschaften und Bestrebungen der heutigen Botanik in populärer Darstellung vorzutragen, hat Cohn den allein richtigen Weg eingeschlagen, indem er die Form der Essays wählte, worin ihm früher bereits Schleiden in dem bekannten Buche „Die Pflanze und ihr Leben" vorausgegangen war. Dabei hat Cohn im Wesentlichen sich auf die Wiedergabe und Zusammenstellung von Vorträgen beschränkt, welche er in den Jahren 1852 bis 1881 wirklich gehalten hat, welche zum großen Theil bereits anderweitig veröffentlicht sind, und von denen die neueren namentlich den Lesern der „Deutschen Rundschau" nicht unbekannt sein werden. Materiell verbreiten sich aber diese Vorträge, obschon deren jeder ein in sich gerundetes Ganzes bildet, über alle wichtigeren Theile der Botanik, so daß aus ihrer Lectüre der Laie sehr wohl ein Bild von dem Inhalte dieser Wissenschaft zu gewinnen vermag.

Während in dem erwähnten Buche Schleiden's die ausgesprochene Subjectivität dieses Mannes mit all' ihren Ecken und Kanten hervortritt, die ihren polemischen Neigungen selten einen Zügel anlegt, sucht uns Cohn durch streng objectiv gehaltene,

Digitized by Google

formell wie sachlich gerundete Darstellung in stets liebenswürdiger Weise für den Inhalt seiner Wissenschaft zu gewinnen. In wahrhaft meisterlicher Weise weiß er uns das Verständniß der Vegetation zu erschließen, uns den Pflanzenteppich der Erde durchsichtig zu machen, die in demselben waltenden Kräfte und Wechselbeziehungen aufzudecken, kurz, wo der Laie ein bloßes nicht weiter verständliches Zierrath der Erddecke zu sehen glaubt, wird uns durch Cohn Leben, Bewegung und feinste Mechanik enthüllt. Nicht nur ernste Belehrung, sondern auch Genuß und wahre Freude wird Jeder, selbst der Fachmann, beim Lesen des Cohn'schen Buches empfinden. In die Form schöner poetischer Gemälde voll objectiver Wahrheit sind die Darlegungen gekleidet, ein Epos mit stark lyrischem Colorit durch den Reflex einer Beleuchtung aus dem eigenen Innern heraus. Die großentheils vollendete, farbenreiche Darstellung ist eine der starken Seiten des Verfassers; dieselbe birgt aber bei allen Vorzügen auch in sich die Gefahr einer Schwäche, welche vielleicht nicht immer vermieden worden ist. Nach dem Geschmack des Referenten ist das Reizmittel poetischer Ausdrucksweise mehrfach zu verschwenderisch gehandhabt; wo Alles in leuchtenden Tönen gemalt wird, ist die Wirkung eine geringere, als wenn auf matterem Hintergrunde farbige Partien mehr vereinzelt sich abheben.

Mit der Analyse der einzelnen Abschnitte wollen wir uns kurz fassen. In dem Essay Nr. I, „Botanische Probleme", welches den Lesern der „Deutschen Rundschau", in deren erstem Heft (October 1874) es erschien, unvergessen sein wird, gibt Verf. auf historischer Grundlage eine Exposition seiner Gesammtwissenschaft. Schon Aristoteles und Theophrast haben ähnliche Fragen an die Natur gerichtet, wie die Forschung der Gegenwart, die Unvollkommenheit jener frühesten botanischen Bestrebungen liegt in der Mangelhaftigkeit der erhaltenen Antworten. Es war ein langer und durch ausgedehnte Perioden völliger wissenschaftlicher Ermattung gekennzeichneter Weg bis auf den englischen Landgeistlichen Steph. Hales, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts das Leben der Pflanze mit eindringender Schärfe als ein physikalisches Problem erfaßte. Der Zeitraum von Aristoteles bis auf Hales war vorwiegend einer zunftmäßigen Erforschung der einzelnen Pflanzenformen der Erdoberfläche und ihrer Classificirung gewidmet, während erst Goethe die Idee einer einheitlichen Architektonik der Pflanze concipirte und auf die morphologische Richtung in der Wissenschaft dadurch befruchtend einwirkte. Der Einfluß chemischer und mikroskopischer Beobachtungsmethode reifte dann die Ergebnisse der letzten hundert Jahre; die Grundfrage, vor welcher in der Gegenwart alles Uebrige zurücktritt, ist die Frage nach dem Wesen des Lebens, welches sich in der Pflanzenwelt in einem einfacheren Gewande offenbart, als in der Thierwelt.

„Goethe als Botaniker" (Nr. II) ist eine ausführliche monographische Darstellung von Goethe's botanischen Leistungen, die, ebenso wie „Der Zellenstaat" (Nr. III), dem Leser der „Rundschau" noch zu wohl im Gedächtniß sein wird, als daß hier darauf eingegangen zu werden brauchte; der letztgenannte Vortrag, ein Abriß der Pflanzenanatomie, gehört sicher zu den vollendetsten populären Darstellungen, welche wir auf naturwissenschaftlichem Gebiete besitzen. „Licht und Leben" (Nr. IV) führt uns ein in die allgemeine Physiologie der Pflanze, namentlich in die Einzelnheiten der im Titel angedeuteten Wechselbeziehungen. Reizend ist u. A. die Darstellung der physikalischen Eigenschaften des Sonnenlichts und der specifischen Wirkung der einzelnen Strahlengattungen auf die Pflanze, endlich der Nachwirkungen auf den Haushalt des Menschen. Die Wirkung des Lichtes ist hinreichend, um uns den Fortbestand des Lebens auf der Erdoberfläche verstehen zu lassen, nur die erste Entstehung einer grünen Zelle bleibt unaufgeklärt, sie bildet den archimedischen Punkt der modernen Naturforschung und Naturphilosophie. „Der Pflanzenkalender" (Nr. V) gibt in anmuthigster Schilderung eine Uebersicht der periodischen Erscheinungen in der Pflanzenwelt, wie sie unter dem Einflusse der Jahreszeiten sich gestalten; während in Nr. IV „Vom Pol zum Aequator" eine pflanzengeographische Skizze über die Physiognomie der Floren und deren Abhängigkeit von der geographischen Breite geliefert wird. In schnellem Fluge

Digitized by Google

ziehen hier bunte Vegetationsbilder aus allen Zonen der Erde vor unserem Auge vorüber, wobei der Verfasser stets bestrebt bleibt, die causalen Factoren, Boden, Wind und Wetter in ihren Wechselwirkungen mit dem Pflanzenleben hervortreten zu lassen. Ein Gegenstück wird uns in Nr. VII „Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee" geboten. Die absolute Höhe äußert einen analogen Einfluß auf den Charakter der Pflanzendecke, wie die Breite, eine Wahrnehmung, die zuerst durch A. von Humboldt in die Form eines pflanzengeographischen Grundgesetzes gekleidet ward. Ungemein anschaulich sind hier manche Einzelausführungen, z. B. die Schilderung des Aufstiegs aus der schlesischen Tiefebene zum Kamme des Riesengebirges mit seiner wechselnden floristischen Scenerie. Sehr beherzigenswerth sind die Schlußworte dieses Vortrags für die modernen Touristen.

In Vortrag Nr. VIII „Was sich der Wald erzählt" — diesen Titel hätte Referent lieber ein wenig modificirt gesehen — gewährt uns Cohn nicht nur einen Einblick in die liebliche Poesie des Waldes, sondern namentlich in die Morphologie, Anatomie und Physiologie des Baums, die Physiognomik der Waldformen, er benutzt den Wald zur Illustration des zwischen den Pflanzen ausgefochtenen Kampfes um's Dasein und knüpft daran Betrachtungen über die paläontologische Entwickelung der Pflanzendecke. „Weinstock und Wein" (Nr. IX) und „Die Rose" (Nr. X) sind wiederum zwei Gegenstücke, wo der Verf. im Gewande monographischer Skizzen eine Reihe von Einzelnheiten aus der Morphologie und Physiologie der Pflanze behandelt; eine Schilderung voll feiner Gedanken und finniger, fesselnder Betrachtungen, die Kraft und Frische der Cohn'schen Darstellung zeigt sich besonders darin, daß ein ähnlich sich entwickelnder Stoff doch nicht im Geringsten ermüdet. Nr. XI, „Insectenfressende Pflanzen", ist ein Meisterstück populär-wissenschaftlicher Darstellung eines kleinern Gebietes, auf welchem der Verf. selbst in hervorragender Weise als Forscher thätig gewesen; wie auch die Vorträge XII bis XV dem specielleren wissenschaftlichen Arbeitsgebiete desselben entnommen sind. Nr. XII, „Botanische Studien am Meeresstrande", schildert den wunderbaren Reiz, welchen die Vegetation des Meeres dauernd auf den Forscher ausübt, der einmal an ihre Schätze gerührt hat, und ist reich an anschaulichen Bildern aus der Naturgeschichte der Algen. „Die Welt im Wassertropfen" (Nr. XIII) knüpft an einen Rückblick über die historische Entwickelung der mikroskopischen Forschungsmethode eine Rundschau über die wichtigsten im süßen Wasser vorkommenden und nur dem bewaffneten Auge zugänglichen Thier- und Pflanzenformen, ihre interessantesten physiologischen Eigenschaften, wie ihre geologische Bedeutung. „Die Bakterien", (Nr. XIV), erscheint als die speciellere Ausführung eines in das vorige Capitel gehörenden Gegenstandes, und bei der außerordentlichen praktischen Wichtigkeit, welche die Bakterien oder Spaltpilze für den Menschen besitzen, muß eine Vorführung der wesentlichsten Eigenschaften dieser kleinsten aller Organismen besonders willkommen sein. So bildet auch XV, „Unsichtbare Feinde in der Luft", nur eine Fortsetzung von XIV und zeigt uns in eben diesen Spaltpilzen als Trägern von Contagien und Miasmen die gefährlichsten Feinde der Menschheit, zu deren Bekämpfung der Botaniker und der Arzt sich die Hände reichen müssen. Einen würdigen und anmuthigen Schluß der ganzen Reihe von Vorträgen gibt Nr. XVI, „Die Gärten in alter und neuer Zeit".

Hoffentlich erfüllt der Verf. seine Zusage, durch Fortsetzung dieser Essays uns weitere Anregung und Erfrischung aus dem Born seiner Wissenschaft zu gewähren.

J. Reinke.

Digitized by Google

ϱ. **Gedichte** von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1882.

Dieser eben erschienene Band muß von vornherein als eine Bereicherung unserer neueren poetischen Literatur bezeichnet werden. Nicht, als ob der berühmte Schweizer Dichter hier eine Seite seines Talentes offenbarte, welche wir nicht längst an ihm bewundert; aber in keinem andern seiner Werke erhält man so sehr den ganzen und vollen Eindruck seiner dichterischen Persönlichkeit, seiner tiefen, ursprünglichen Natur, seines plastischen Vermögens und seiner mächtigen Sprachbeherrschung. Conrad Ferdinand Meyer ist kein Lyriker, dem das Lied besonders gelänge; seine Weltbetrachtung ist immer auf das Große gerichtet, selbst das Genre nimmt unter seiner Hand etwas Freskenartiges an und seine Bildung athmet die Freudigkeit der Renaissance. Er ist ein Meister der Farbengebung und die Schönheit des Colorits stimmt harmonisch mit der Festigkeit der Zeichnung, dem stylvollen Aufbau der Composition zusammen. Mit einem Wort: ein Künstler, der, was sonst immer seine Fehler sein mögen, auch im kleinsten Gedicht sich nicht verleugnet und in gewissenhafter Arbeit nach Vollendung strebt. Wir behalten uns näheres Eingehen für das folgende Heft vor; an dieser Stelle wollten wir nur das Erscheinen der von Meyer's Freunden und Verehrern lang erwarteten Sammlung kurz anzeigen.

ϱ **Alterthum und Gegenwart.** Gesammelte Reden und Vorträge von Ernst Curtius. Zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

Der Verfasser umspannt, wie wenige lebende Gelehrten, alle Seiten des griechischen Lebens, und das Griechenthum ist ihm nicht bloß ein Gegenstand des Wissens, sondern ein Gegenstand des Cultus; er hängt nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit dem ganzen Herzen an den edlen Erscheinungen der hellenischen Welt. Curtius wahrt die Tradition der griechischen Bildung, wie sie in unseren großen Dichtern, wie sie in Herder, Goethe und Schiller lebte: und der vorliegende Band legt auf allen Seiten davon Zeugnis ab. Bildung aber besteht nicht, worin unsere Zeit sie so gerne sucht, in einer bestimmten Summe von Kenntnissen, sondern Bildung ist vor allem ästhetischer Natur; sie ergreift den Geschmack und wirkt durch ihn auf den Charakter. Es ist ein besonderer Segen der Berliner Universität, daß gerade dieser Mann neben dem speciellen Lehrberufe des Archäologen zugleich das Amt eines Professors der Beredsamkeit versieht und dadurch unserer Jugend gegenüber sich Jahr für Jahr als den Träger der classischen Bildungsideale bewährt. Der vorliegende Band von 347 Seiten enthält 21 verschiedene Reden und Aufsätze, von denen einige eben jenem Amte ihre Entstehung verdanken. Mit besonderem Antheile wird man die Artikel über Olympia lesen; denn für immer ist der Name von Ernst Curtius mit dieser deutschen Ruhmesthat auf griechischem Boden verknüpft. Nr. 16—20 sind biographische Aufsätze und handeln u. a. von Otfried Müller, Böckh, Johannes Brandis. Den Schluß macht eine am 18. Oktober 1881 bei Antritt des Rectorates gehaltene Rede über „Wissenschaft, Kunst und Handwerk".

ϱ **Friedrich Schlegel 1794—1802.** Seine prosaischen Jugendschriften, herausgegeben von J. Minor. Erster Band: Zur griechischen Literaturgeschichte. Zweiter Band: Zur deutschen Literatur und Philosophie. Wien, Carl Konegen. 1882.

Ueber historisch-kritische Ausgaben neuerer deutscher Schriftsteller gibt man uns seit einiger Zeit viel Weises und Unweises zu vernehmen. Die Bedürfnisse des forschenden Literarhistorikers gelten für maßgebend; was der Literarhistoriker für nothwendig hält, das muß dem Publicum und dem armen verstorbenen Autor, der sich nicht wehren kann, recht sein. Vielleicht hat dieser letztere ein Jugendwerk voll Willkür und Unfertigkeit in späteren Jahren mühsam verbessert, um ihm eine höhere Vollendung zu geben: das hilft ihm nichts bei der literarhistorischen Nachwelt. Der Forscher braucht die Originalausgabe; er hat nicht Lust, sich dieselbe aus Lesarten zu vergegenwärtigen; folglich wird die Originalausgabe neu abgedruckt und des Autors Verbesserungen werden in die Lesarten verwiesen. Wir hoffen nie zu erleben, daß man Goethe in dieser Weise mitspiele! Und wir erheben zum Voraus lauten Protest gegen jede solche Absicht, wenn sie bestehen sollte! Die schöne Sammlung „der junge Goethe" ist ein Ding für sich. Niemand wird fürchten, daß Goethe's verbesserter „Werther" je durch seine erste unvollkommene Gestalt verdrängt werden könne. Goethe's Werke nach letzter Redaction sind so verbreitet und die Gegenstände so bedeutend, daß nicht bloß der Forscher, sondern auch der Liebhaber den Wunsch hegen muß, die ursprünglichen Fassungen neben den späteren zu lesen ..... Von Goethe zu Friedrich Schlegel ist ein weiter Abstand! Dennoch, was uns Herr J. Minor in den obigen beiden Bänden bietet und vielleicht in einem dritten bieten will, ist „der junge Friedrich Schlegel", ein Seitenstück zum „jungen Goethe". Aber so ist es nicht gemeint, daß Schlegel's Jugendschriften neben seiner späteren Gesammtausgabe stehen sollten. Sondern der Versuch soll gemacht werden, ob das Publicum, welches sich für den Friedrich Schlegel, wie er selbst auf die Nachwelt kommen wollte, gar nicht interessirt, den jungen Friedrich Schlegel vielleicht ebenso interessant finden möchte, wie manche seiner Zeitgenossen ihn fanden. Wir stellen für die Art, wie Ausgaben gemacht werden sollen, keine Schablone auf; wir glauben, daß der Herausgeber von Fall zu Fall sich seine Grundsätze bilden müsse; und wir billigen die Absichten, welche hier Friedrich Schlegel gegenüber obgewaltet haben, vollkommen; wir wünschen dem Unternehmen den besten Erfolg. Man wird eine Fülle von Witz und Esprit darin finden und sich das geistreiche Berlin vom Ende des vorigen Jahrhunderts mit Vergnügen daraus vergegenwärtigen. Der erste Band enthält nur einen in die Gesammtausgabe der Werke nicht aufgenommenen Aufsatz; der zweite aber fast nur solche Aufsätze, darunter einige, welche aus der anonymen Recensionsliteratur erst der Herausgeber seinem Autor zugewiesen hat. Der Druck ist leider klein und sehr gedrängt.

Digitized by Google

σχ **Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens.** Gesammelte Abhandlungen von Adolf Schöll. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

Adolf Schöll gehörte zu den Veteranen der Goethe-Forschung. Seine Ausgabe von Goethe's Briefen an Frau v. Stein und seine Aufsätze über Goethe als Staats- und Geschäftsmann, steckten uns eigentlich erst das wahre Licht über Goethe's Weimarer Existenz, über den Nutzen oder Schaden auf, den ihm Weimar gebracht. Schöll zuerst machte deutlich, was jetzt Goethe's Tagebücher über allen Zweifel erheben, daß die Weimarer Thätigkeit für Goethe zunächst Läuterung, Reinigung, innere Festigung gewesen ist. Der Frankfurter Goethe redet durch den Mund einer seiner Figuren, des Bagabunden Cyrquantino, wenn dieser ausruft: „Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbwegs was werth ist, lieber in die weite Welt gehn?“ Weimar gab Goethe, was er brauchte den „Schauplatz“, den er suchte, den Ort, wo er alle seine Kräfte regen konnte, wo es darum lohnte, Wurzel zu fassen, den Ort, wo er sich willig zum Sklaven der Pflicht machte und die Freiheit hatte, freiwillig getragene Fesseln wieder abzuwerfen, sobald er es im Interesse seiner menschlichen und künstlerischen Entwickelung für besser hielt. Schöll's Arbeit über Goethe als Staats- und Geschäftsmann war durch mehrere ältere Bände der „Preußischen Jahrbücher“ zerstreut und daher nicht eben bequem zugänglich. Ihr Wiederabdruck in erweiterter Gestalt macht den Kern des gegenwärtigen Buches aus. Eine Reihe gleichfalls sonst nur schwer zugänglicher Aufsätze schließen sich an und acht bisher ungedruckte kommen hinzu. Es ist eine reiche Gabe, die wir dankbar empfangen, und ein schönes Denkmal für den vor Kurzem verstorbenen Verfasser. Nirgends verleugnet sich sein Feinsinn, seine ausgebreitete Kenntniß, seine verehrungsvolle Liebe für den Dichter, die sich immer erst genug thut, wenn sie über die oberflächliche Betrachtung hinaus in die Tiefe gedrungen ist.

σχ **Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland.** Auf Grund von systematisch mit Hilfe der Volksschullehrer gesammeltem Material aus ca. 30,000 Orten bearbeitet, entworfen und gezeichnet von Dr. G. Wenker. Straßburg, Karl J. Trübner. 1881. Erste Lieferung.

Ein ganz außerordentliches Werk begann im Herbst 1881 mit der vorliegenden Lieferung zu erscheinen. Seit der verstorbene Mannhardt die deutschen Agrar-Alterthümer mit statistischer Vollständigkeit zu erforschen begann, ist etwas Aehnliches nicht wieder versucht worden. Mit Recht hat der Verfasser die Volksschullehrer, auf deren Angaben seine Arbeit ruht, mit auf den Titel gesetzt und in der Vorrede seines Textes ihnen noch ausdrücklich und auf's wärmste, ebenso wie den Behörden, die ihn unterstützten, seinen Dank gesagt. Der wesentlichste Dank aber gebührt ihm selbst, der den Plan entworfen und mit Energie ins Werk gesetzt hat und jetzt die überaus schwierige Bearbeitung des Materials vornimmt. Die Methode, die er anwandte, war folgende. Er bildete 40 einfache, hochdeutsche Sätze, welche alle wissenswürdigen Laut- und Formenverhältnisse enthielten, versendete dieselben in etwa 40,000 Exemplaren an 1400 Schulinspectoren der mittel- und norddeutschen Staaten und erbat Uebersetzung seiner 40 Sätze in die Volksmundart der betreffenden Orte. Er erhielt dadurch das Material für mehr als 30,000 Localgrammatiken. Diese Localgrammatiken arbeitet er nun thatsächlich aus, verfolgt jede sprachlich charakteristische Erscheinung in ihrer Verbreitung, gewinnt dadurch für jede einen bestimmten Bezirk und trägt diese Bezirke in Karten ein, welche jeden mittel- und norddeutschen Ort, aus dem ihm Angaben vorliegen, enthalten, so daß es möglich ist aus seinen Karten jeden Localdialekt zu reconstruiren. Welche Schwierigkeiten hierbei zu überwinden sind, welche Mühe, Hingebung, Opferwilligkeit, Genauigkeit, Ueberlegung eine solche Arbeit erfordert, kann man, nachdem sechs dieser Karten vorliegen, wohl ungefähr, aber gewiß nicht ganz ermessen. Möge dem Verfasser die Lust und die Kraft nicht ausgehen, um ein so schwieriges Werk zu vollenden und die Ausdehnung desselben auf Süddeutschland, die er plant, in der That zu bewirken! Der Nutzen, den er der Wissenschaft damit schafft, ist ungemein groß. Wie Mundarten einer Sprache sich bilden, kann man nun erst auf Grund seines exacten Materiales erforschen; und an der Frage von der Entstehung der Mundarten hängt all' unsere Einsicht in die Entstehung der Sprachverschiedenheit überhaupt. Schon die vorliegenden ersten Anfänge des Werkes stellen manche Thatsachen ans Licht, von denen wir uns bisher nichts träumen ließen. Und der Werth der statistischen Methode für die Sprachwissenschaft wird nun wohl über allen Zweifel feststehen.

βρ. **Geschichte der Ethik.** Erste Abtheilung: Die Ethik der Griechen und Römer. Von Theobald Ziegler, Professor am Gymnasium in Baden-Baden. Bonn, Emil Strauß. 1882.

Die ersten zehn Capitel (bis S. 195), welche der griechischen Ethik gewidmet sind, führen uns von Homer bis auf die Stoiker, Skeptiker und Eklektiker. Das elfte Capitel behandelt die römische Sitte und Sittenlehre S. 195—222, das zwölfte unter dem Namen der Mystiker Leute wie die Neupythagoreer, den alexandrinischen Philosophen Philo, Plutarch, Plotin, Porphyrius, Jamblichus, Proklus. Zweierlei ist anzuerkennen; es fehlt dem Verfasser nicht an dem wissenschaftlichen Material, um sein Thema gründlich zu behandeln und seine Darstellung ist ungekünstelt und frisch. Diese inneren Vorzüge werden durch einen äußerlichen Umstand beeinträchtigt. Ist sein Buch wegen der ersteren für weitere Kreise zu empfehlen, so wird es doch der Verbreitung desselben kaum förderlich sein, daß er volle 100 Seiten s. 240—342 mit gelehrten Anmerkungen füllt. Die hätten gesondert gedruckt und nur für den wissenschaftlichen Leser geschrieben sein sollen. — Etwas stiefmütterlich scheinen im Vergleich zu den Griechen die Römer behandelt zu sein und trotzdem, was der Verfasser S. 4 über den Umfang seines Themas sagt, hätte er sicher auf den Dank des Lesers rechnen können, wenn er

Digitized by Google

von dem üblichen Schema der Geschichtsbetrachtung abgewichen wäre und ein Capitel von der Ethik anderer Völker geschrieben hätte, welche entweder in gar keinem oder nur losem Zusammenhange stehen mit unserer abendländischen, asiatisch-europäischen Bildung und Wissenschaft. Eine anthropologische Orientirung über die Ethik kann auf vorzüglichen Vorarbeiten fußen.

o. β. **Arioſt's Raſender Roland** überſetzt von Otto Gildemeiſter. Erſter und zweiter Band. Berlin. Wilhelm Hertz. 1882.

In ſplendider Ausſtattung bietet die Verlagshandlung den Beginn einer neuen Arioſtüberſetzung dar. Otto Gildemeiſter, deſſen Ueberſetzung von Byron's „Don Juan" viel Beifall gefunden hat, gibt auch in dieſem Werke erneute Probe ſeiner Kunſt; das ſchwierige Versmaß iſt mit einer graziöſen Leichtigkeit behandelt, welche dem Urbild oft ſo weit nahe kommt, als das überhaupt möglich iſt. Nachdem eine kurze Einleitung über das Verhältniß zwiſchen Bojardo's „Verliebtem Roland" und Arioſt's Gedicht das Nöthigſte geſagt, und die Beziehungen zwiſchen beiden Werken dem Leſer offenbart hat, beginnt Gildemeiſter zu erzählen „was nie gemeldet ward in Wort und Lied, Wie er, der weiſe Mann, vor Liebe ſchmählich Verrückt ward und in Raſerei gerieth." Schaltheit und des Lebens Weisheit, anmuthiges Spiel und bunte Fülle der Geſtalten ziehen an uns vorüber in ſanftem Fluſſe; und wie Natur, nach Goethe's ſchönem Wort im „Taſſo", die innig reiche Bruſt mit einem grünen bunten Kleide deckt, ſo hüllt er, der Dichter des „Raſenden Roland", alles, was den Menſchen ehrwürdig, liebenswürdig werden kann, in's blühende Gewand der Fabel ein. Man darf dem Ueberſetzer nachrühmen, daß er ſeinen bedeutendſten Vorgänger, den alten Gries vielfach übertroffen hat — wenn man gleich im Einzelnen manches anders wünſchen wird, und beſonders ein gewiſſes Nachklappern der Schlußverſe, welches an manchen Strophen auffällt, fortwünſchte. Auch mit einigen gar zu wangloſen Ausdrücken, wie „vergewiſſern" oder „purer Schade", konnten wir uns nicht befreunden.

ρ. **The Scottish Review.** Nr. 1. November, 1882. Alex. Gardner, London.

Eine neue große, engliſche Review hat ſeit dem 1. November 1882 in London zu erſcheinen begonnen und zwar eine, welche — wie der Name: „The Scottish Review" andeutet — vorzugsweiſe das ſchottiſche Element in dem Leben und der Literatur Großbritanniens betonen wird. Specifiſch dieſem Elemente ſind die Artikel „The progress of Theology in Scotland", „The poems of Dr. Walter C. Smith" und „the state of the Highlands" gewidmet. Der vorzüglich geſchriebene Artikel: „Thomas Carlyle's apprenticeship" hat ein allgemeineres Intereſſe. Niemals iſt der Einfluß der ſtrengen, tiefen Schottennatur in England ſtärker hervorgetreten, als bei Carlyle; er hat ſich zugleich auf dem intellectuellen und dem moraliſchen Gebiete geltend gemacht. Mag die Schätzung Carlyle's als die eines „Weiſen", eines „Heiligen", um nicht zu ſagen eines „Propheten", ſich im Laufe der Zeiten modificiren, ſeine Spuren werden niemals gänzlich verwiſcht werden können und niemals werden namentlich wir Deutſchen vergeſſen, wie mächtig er dazu beigetragen hat, deutſchem Denken und Dichten Raum zu ſchaffen in der angelſächſiſchen Welt. Die friſch und kräftig emporſtrebende Literatur des jüngſten Zweiges derſelben wird in einem weiteren Artikel der Review: „Letters in America" freudig anerkannt und gerecht gewürdigt; wir hätten nur gewünſcht, daß er etwas weniger aphoriſtiſch wäre. Der Löwenantheil in dem Ueberblick über die laufende Literatur („Contemporary Literature") fällt natürlich der Theologie zu, welche ja bekanntlich auch immer im Vordergrunde des ſchottiſchen Lebens ſtehet; aber die bedeutenderen Novitäten der engliſchen und ausländiſchen, wiſſenſchaftlichen und ſchönen Literatur werden darum nicht minder nach Gebühr beſprochen und das Urtheil erweiſt ſich durchweg als zutreffend, ohne vorgefaßte Meinung. Eine beſonders werthvolle Zugabe ſind die „Summaries of foreign Reviews", in welchen der Inhalt der leitenden franzöſiſchen, deutſchen, italieniſchen und holländiſchen Zeitſchriften ſummariſch, aber mit genauer Sachkenntniß angegeben wird. Wir begrüßen das Erſcheinen der neuen Review, welche würdig ihren Platz neben den ältern Schweſtern eingenommen hat; ſie verſpricht, ein neues Medium der Annäherung und Verſtändigung zwiſchen britiſchem und deutſchem Geiſt zu werden.

ρς. **Geſchichte der deutſchen Nation nach den Grundzügen ihrer Entwickelung.** Dargeſtellt von Hermann Michael Richter. Berlin, Osw. Seehagen. 1882.

Der Verfaſſer betont, daß das Hauptgewicht der Geſchichtſchreibung heutzutage nicht mehr auf die Biographien der Individuen, ſondern auf die Entwickelung des Volkes im Ganzen fallen müſſe. Dies dürfte in der That beinahe die allgemeine Anſicht der deutſchen Hiſtoriker geworden ſein. Man wird ihm ferner darin zuſtimmen, daß bisher noch keine Deutſche Geſchichte geſchrieben worden iſt, die dem Genüge thut. Freilich entgeht es dem Verfaſſer nicht, daß auch ſein Werk dieſes Ziel noch nicht erreicht. Wenn es dem Buche aber gelingt, die Nothwendigkeit dieſer Art der Geſchichtſchreibung von Neuem in weitere Kreiſe zu tragen, ſo darf der Verfaſſer mit Recht das Bewußtſein für ſich beanſpruchen, an dem Umſchwung, den die moderne Hiſtoriographie von der Kriegsgeſchichte zur Culturgeſchichte zu nehmen im Begriff ſteht an ſeinem Theile mitgearbeitet zu haben.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Bark.** — Wanderungen in Spanien und Portugal, 1881—82, von Ernst Bark. Berlin, Rich. Wilhelmi. 1883.

**Becker.** — Mignon's Ehrtag. Eine Adventsgeschichte von August Becker. Leipzig, Fr. Thiel. 1882.

**du Bois-Reymond.** — Goethe und kein Ende. Rede bei Antritt des Rectorats der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1882 gehalten von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Comp. 1883.

**Bormann.** — Scheimenlieder von Edwin Bormann. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

**Born.** — Erinnerungen an J. D. H. Temme. Herausgegeben von Stephan Born. Mit Temme's Bildniß. Leipzig, Ernst Keil. 1883.

**Boetticher.** — Olympia. Das Fest und seine Stätte. Nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der Deutschen Ausgrabungen. Von Adolf Boetticher. Mit vielen Holzschnitten und 15 Tafeln in Kupferradirung, Lithographie etc. Berlin, Julius Springer. 1883.

**Braid-Preyer.** — Der Hypnotismus. Ausgewählte Schriften von J. Braid. Deutsch herausgegeben von W. Preyer. Berlin, Gebrüder Paetel. 1882.

**Brand.** — Heinrich Brand, der Kind zu Hessen. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert von H. Brand. Zwei Theile. Kassel, Georg H. Wigand. 1883.

**Brennecke.** — Um Paris. Eine Erzählung aus großer Zeit. Von Ad. Brennecke. Zürich, Caesar Schmidt. 1883.

**Carriere.** — Aesthetiker und Gedankendichtungen von Moriz Carriere. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

**Cinquante ans de liberté.** — Tome IV: Histoire des lettres en Belgique par Ch. Potvin. Bruxelles, P. Weissenbruch.

**Delbrück.** — Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. In 2 Bänden. Von Hans Delbrück. Berlin, G. Reimer. 1882.

**Ebers.** — Ein Wort. Von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883.

**Erckmann-Chatrian.** — Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengefaßt von Ludwig Pfau. Lf. 25/32. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung. 1882.

**Fontane.** — Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes von Theodor Fontane. Leipzig, W. Friedrich. 1883.

**Gierke.** — Naturrecht und deutsches Recht. Rede zum Antritt des Rectorats der Universität Breslau. Von Otto Gierke. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1883.

**Gildemeister.** — Ariost's Rasender Roland, übersetzt von Otto Gildemeister. Erster und zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

**Haeckel.** — Indische Reiseskizzen von Ernst Haeckel. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1883.

**Heyse.** — Unvergebene Worte und andere Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1883.

**Hiller.** — Goethe's musikalisches Leben. Von Ferdinand Hiller. Köln, Du-Mont-Schauberg'sche Buchhandlg. 1883.

**Hoffmann.** — Der feige Wandelmar. Ein erzählendes Gedicht in vier Gesängen nach einer altdeutschen Sage von Hans Hoffmann. Leipzig, G. A. Liebeskind. 1881.

**Hübbe-Schleiden.** — Ueberseeische Politik. Zweiter Theil. Colonisations-Politik und Colonisations-Technik. Von Hübbe-Schleiden. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1883.

**Hülsen.** — Nemesis. Von Helene von Hülsen. Berlin, Otto Janke. 1883.

**Jordan.** — Sein Zwillingsbruder. Lustspiel in 5 Aufzügen von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1883.

**Kaufmann.** — Die Finanzen Frankreichs von R. v. Kaufmann. Leipzig, Bibliogr. Institut. 1882.

**Kiel.** — Die Venus von Milo. Ein neuer Versuch ihrer Ergänzung, Erklärung und Würdigung von Friedrich Kiel. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1882.

**Kunzemüller.** — Des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck staatsrechtliche und wirthschaftspolitische Anschauungen. Nach seinen Parlamentsreden und anderen öffentlichen Kundgebungen dargestellt von Dr. Otto Kunzemüller. Berlin, Fr. Kortkampf. 1882.

**Lilienfeld.** — Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft von Paul von Lilienfeld. IV. Theil. Hamburg und Pelau, C. Behre's Verlag. 1878 bl.

**Marriot.** — Die Familie Hartenberg. Roman aus dem Wiener Leben von Emil Marriot. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1883.

**Mendel.** — Musikalisches Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften für Gebildete aller Stände. Begründet von H. Mendel, vollendet von Dr. A. Reissmann. Ergänzungsband. Berlin, Robert Oppenheim. 1883.

**Meyer.** — Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1882.

**Meyer.** — Kleine Novellen von Conrad Ferdinand Meyer. Dritter Band: Plautus im Nonnenkloster. Vierter Band: Gustav Adolf's Page. Leipzig, H. Haessel. 1883.

**Miciewicz.** — Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Litthauen von Adam Miciewicz. Uebersetzt von Siegfried Lipinski. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

**Musset.** — Rocca von Alfred de Musset. Deutsch von Ludwig Ganghofer. Wien, Carl Konegen. 1883.

**Norrenberg.** — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. II. Bd. 7. Lfg. Münster, Ad. Russell's Verlag. 1882.

**Perty.** — Ohne die mystischen Thatsachen keine erschöpfende Psychologie. Von Maximilian Perty. Leipzig, C. F. Winter. 1883.

**Piderit.** — Bühnendichtungen von Theodor Piderit. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Bremen, H. Fischer. 1882.

**Pojero.** — A través la España, di J. Varvaro Pojero. Milano, Fratelli Treves. 1882.

**Roeber.** — Marionetten. Eine Novelle von Friedrich Roeber. Jlerlohn, J. Bädeker.

**Rückert.** — Saade's Postan aus dem Persischen übersetzt von Friedrich Rückert. Leipzig, S. Hirzel. 1882.

**Sacher-Masoch.** — Zig Jlon. Von Sacher-Masoch. Leipzig, G. L. Morgenstern. 1882.

**Sacher-Masoch.** — Der Juden-Raphael. Von Sacher-Masoch. Leipzig, G. L. Morgenstern. 1882.

Sammlung französischer Novellen, herausgegeben von Karl Vollmöller. Bd. 4/5. Robert Garnier, les tragédies, herausg. von Wendelin Foerster. 2./3. Bd.

**Schenkendorf.** — Der praktische Unterricht. Eine forderung der Zeit an die Schule. Sein erziehlicher, selbstwirthschaftlicher und socialer Werth. Von Emil von Schenkendorf, Mitglied des Hauses der Abgeordneten und der Unterrichtscommission desselben. Breslau, F. Hirt.

**Scherer.** — Geschichte der Deutschen Litteratur von Wilhelm Scherer, o. ö. Professor der Deutschen Litteraturgeschichte an der Universität Berlin. Siebentes Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1882.

**Schöll.** — Goethe in Haupttypen seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen von Adolf Schöll. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

**Spielhagen.** — Beiträge zur Theorie und Technik des Romans von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1883.

**Tandem.** — Extramundana. Von G. Felix Tandem. Leipzig, H. Haessel. 1883.

**The Scottish Review.** No. 1. November 1882. Alex. Gardner, London.

**Tobler.** — Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Ludwig Tobler. Frauenfeld, J. Huber. 1882.

**Treitschke.** — Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil. (Bis zu den Karlsbader Beschlüssen.) Leipzig, S. Hirzel. 1882.

**Waldmüller.** — Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Mit einem Holzschnitt-Porträt. Dresden, G. G. Meinhold & Söhne. 1883.

**Weddigen.** — Die Hohenzollern und die deutsche Litteratur. Eine litterarhistorische Studie von Dr. F. Otto Weddigen. Düsseldorf, L. Voß & Comp. 1883.

**Wennemar.** — Der Postillon. Ein litländischer Roman von Peter Wennemar. 3 Bde. Dresden, Heinrich Minden. 1883.

**Wildenbruch.** — Novellen von Ernst von Wildenbruch. Enthaltend: Francesca von Rimini. — Vor den Schranken. — Brunhilde. Berlin, Freund & Jeckel. 1882.

**Zürcher** Taschenbuch auf das Jahr 1883. Herausgegeben von einer Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge, sechster Jahrgang. Zürich. S. Höhr. 1883.

---

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

# Der Hexenprediger.

Novelle
von
**Hans Hoffmann.**

Dem ehrbaren, gelahrten Rector Campius zu Wittenberg, seinem günstigen, herzlich geehrten Freunde, Gratia et Pax.

Euch, mein lieber, allzeit gütiger Freund, jetzt noch wie ehedem mein geistlicher Schutz und Vater, soll nun sogleich kund gethan werden, wie es mir allhier ergangen ist, nachdem ich heimgekehrt bin und in meiner guten Vaterstadt des heiligen Amtes walten darf. Durch Gottes Gnade ist es mir aber bisher insgemein gar wohl ergangen, der Herr hilft mir, meiner Pflichten in Treue zu walten und den Anfechtungen des Teufels fleißig zu widerstehen. Zwar wisset Ihr, und ich habe Euch oft bekannt, wie solcher Sieg über den Bösen mir selten sonder Kampf, Zorn und Pein gelinget; aber Ihr selbst waret es, der mich oftmals tröstete, wenn ich verzagen wollte vor seiner großen Macht, mit dem Beispiel unseres geliebten, frommen und tapfern, im Herrn ruhenden Doctor Martinus, als welchem gleichfalls greuliche Versuchungen des Teufels nimmer sind erspart worden. Nun will mich freilich bedünken, als ob Satan in dieser Stadt absonderlich emsig umgehe, und das zumeist, weil es ihm hier zu leicht gemacht ist, arme Seelen zu verlocken und zu erwischen. Denn meine Stettiner sind gemeiniglich, obzwar nicht eben ganz bösartig in ihrem Gemüthe, doch überaus lockeren und lotterigen Sinnes, jach zum Zorn, also daß sie oftmalen um thörichten Anlasses willen hart aneinander gerathen, auch nicht demüthig und still vor der Obrigkeit, haben sich vielmehr häufig, wie man berichtet und auch Chronikanten aufgeschrieben haben, nicht nur gegen Einen ehrsamen Rath und Bürgermeister, sondern zum Oeftern auch unartig gegen Herzogliche Gewalt selber gesetzt. Nun ist wohl wahr, daß Unseres Gottes Weisheit auch einmal böse Triebe zum Guten gebrauchen und also des Teufels Stricke zerreißen mag, wie es denn geschehen ist, daß zumeist durch solch aufsässigen Sinn des Volkes unsere herrliche Kirchenbesserung auch wider die Meinung des dazumal noch nicht recht berichteten Herzogs hier im Lande ist durchgedrückt worden: das aber ist offenbar



Digitized by Google

ganz allein hervorgebracht durch die unermeßlich große Gnade unseres Herrn und Heilands und sonder Verdienst des störrischen Volkes.

Leider auch sind, wie die Pommeraner schier allerorten, so auch meine Stettinischen dem Trunk und der Völlerei lästerlich hingegeben, also sehr, daß Euch ein Schauder erfassen möchte, wollte ich sagen, wie viele Humpen Bieres oder Weines so ein Pommrischer Schlauch an einem einzigen Abend verschlürfen kann: das ist wie unser großer Strom, die Oder, der in ein Haff fällt und darinnen verschwindet, als wäre er ein Nichts gewesen. Auch muß man mit Kummer bekennen, daß in diesem Stücke unsere herzoglichen Herren nicht immer sind recht erleuchtet gewesen.

Ingleichen sprechen redliche Männer von den Weibern hiesigen Ortes nicht allemal das Beste: dieselben seien zwar zumeist nicht uneben von Gestalt und auch höflichen Gebahrens, doch aber weltlichen und hoffährtigen Geistes, langsam und spärlich zur Kirche, hurtig zu Tanz, Spiel und Affenwerk, tragen sich allzu stattlich mit Kleidern, Pelzen und goldenen Prunkstücklein, vergessend, daß doch das Heil ihrer Seelen nicht darinnen zu suchen ist. Fein zu kochen und zu backen verstehen sie, das ist wahr, und damit die Mannsen desto mehr zum Schlemmen und Demmen zu verlocken: könnte Manche darunter eine treffliche Martha darstellen, aber eine Maria, so das bessere Theil erwählet, wird nicht so leicht gefunden werden. Solches aber betrübt mein Herz insonderheit, denn wie Ihr wisset und mir selber gütlich riethet, lebte ich des Willens und der Hoffnung, mir unter den Töchtern dieser Stadt ein Weib zu suchen und in Ehrbarkeit mit ihr zu hausen. Denn es sei gut, sagtet Ihr, daß ein Geistlicher sein Weib aus der eigenen Gemeinde wähle und mit dieser also auch auf weltliche Weise schön und freundlich in Eins wachse. Nun aber, was soll mir ein Geschöpf, das leichtfertiges Treiben liebt und schwerlich gern nach meiner Lehre mit mir leben möchte?

Noch viel Schlimmeres raunt man zudem von nicht wenigen Weibern hiesiger Stadt und benachbarter Orte: der Teufel gehe fleißig um unter ihnen in leibhaftiger, sichtbarer Person, habe Manche verlockt zu heimlichem Bund und Buhlschaft mit ihm, lehre sie dafür hexen, wettermachen, besprechen, heilen und schaden und hundert schändliche Künste, dergleichen wir mit Kummer auch aus andern Orten römischen Reichs genugsam vernommen haben: doch ist's hier überaus stark im Schwange, also daß in Wahrheit ein Peinliches Halsgericht nimmer ein Ende findet des Richtens und Brennens. Euch ist aber bewußt, wie schwer es meinem Herzen ankommt, von den strengen Pflichten der strafenden Gerechtigkeit zu hören oder gar zu sehen. Auch hier meide ich auf meinen Gängen gern die Nähe des Rabensteins und der Brandpfähle; denn es überläuft mich allemal ein so großer Schauder vor diesen Dingen und eine so elende Schwachheit, daß wahrlich, wenn Satan klug genug wäre, in solcher Stunde meine Seele anzufallen, ich fürchten müßte, er würde mich oftmals niederzwingen und überpoltern. Du aber, mein Herr und Heiland, schützest mich alsdann und verbirgst ihm, wie armselig es um meine Seele bestellt ist. Meine Seele ist weichlich geschaffen und nicht stark noch tapfer, wie einem guten Gottesstreiter gebührte. Ach ja, wehe mir, wenn ich einen Sünder hinausführen sehe in seiner grausamen

Digitized by Google

Todesnoth, so erzittert mein Herz vor ungerechtem Mitleid und ist nahe zu zweifeln an der Wahrheit des heiligen Spruches, daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt: und doch soll kein Buchstabe des Gesetzes von uns elendigem Gewürm angetastet werden; wir würden selbst den starken Schild durchlöchern, der uns vor den Pfeilen des wüthenden Höllenfeindes schirmt. Gott schütze uns schwache Herzen vor solcher Sünde und erbarme sich unser aller! Amen.

Gegeben zu Stettin am 1. Junii Ao 1552.

Euer von Herzen getreuer allezeit
Bartholomäus Wachholtius.

Am 2. Junii. Vergönnet mir noch Eines hinzuzufügen. Heutigen Tages berichtete mir meine Schaffnerin, so ein braves altes Mensch ist, nicht über das Maß klug, sondern wie es den Weibern geziemt, daß leider in meiner eigenen Gemeinde eine höchst übelbeleumdete, recht stadtkundige Hexe lebe, eine junge, nicht unseine Person, Apollonia Lüdickin geheißen, eine Wittib, jedoch nicht ehrbaren Wandels. Dieselbe übe höllische Künste, zumal an jungen, ja unterweilen auch an gesetzten Männern, welche sie also sehr mit heimlichen Sprüchen, bösartigem Bilderwerk oder auch besprochenen Tränken zu verwirren wisse, daß sie im Kopfe werden wie unsinnig und fortan nichts mehr reden noch begehren als um jenes Weib zu sein, ihr zu dienen, Hab' und Gut für sie zu verschleudern und gar mit Schwert und Messer um ihretwillen zu raufen. Einer von diesen Unseligen hat zuletzt sich selbst mit eigener Hand um's Leben gebracht und ist darauf unehrlich am Schindanger verscharret worden. Einen Andern hat man in seinem Hause todt mit abgedrehtem Genick gefunden, zum deutlichen Erweise, daß es der Teufel selbst gewesen, der durch jenes Weib mit ihm gehandelt und ihn zuletzt mit Gewalt zu sich genommen hat. Satan wisse aber jene seine gute Freundin so fein zu schirmen und zu decken, daß es annoch dem irdischen Gericht nimmer gelungen ist, sie mit sicheren Anklagen zu überweisen. Etliche munkeln, sie habe es verstanden, auch die großen Herren des Raths und die Richter selbst zu verblenden, daß Solche nicht sehen, was vor Augen liegt, und nicht anders trachten, denn das Weib mit allen Kräften zu erretten. So gehe die Rede aller guten Frauen in der Stadt und sei eine große Klage unter ihnen wider die Schwachheit der Männer.

Nachdem ich nun Solches vernommen, berathet mich, ehrwürdiger lieber Freund und Vater, was soll ich thun wider das gefährliche Weibsbild? Soll ich schweigen, mich still halten und dasselbige gewähren lassen? Ei, wäre ich da wahrlich nicht ein untreuer, schlechter Hirt meiner Schäflein? Oder soll ich es offen vor die Richter ziehen, daß Selbigen unter meiner Anklage kein Vorwand bliebe, der erwiesenen Hexe zu schonen, weil ich sonst sie laut vor den Leuten beschämen würde? Ach, ach, aber mir grauet vor den Schrecken des peinlichen Gerichts, mir grauet, und gerne ließe ich es bei Seite, wenn es anginge nach Eurem Rath. Oder soll ich trachten, die unselig Verlorene mit der Kraft des Wortes vielleicht noch lebendig dem Bösen zu entreißen? Ach, leider, man weiß, er ist zu mächtig, er läßet nicht leicht einen Menschen wieder fahren, der ihm mit Willen selbst seine Seele zu eigen gegeben hat. Denn ist das nicht



Digitized by Google

eben die Sünde wider den heiligen Geist, so nimmer vergeben wird? — Rathet mir, lieber Vater, rathet!

† † †

Dem gelahrten, guten, ehrwürdigen Nikolaus Campius zu Händen.

Habet großen Dank, mein vielliebet, günstiger Vater für Eure heilsamen, tröstlichen Worte der Vermahnung und geistlichen Stärkung. Ja, so will ich denn thun nach Eurem würdigen Rath und will dem schlimmen Mensch mit großem Ernst zu Leibe gehn. Doch sei Euch vorerst das Folgende kund gethan, nämlich, daß ich auf eine wunderbarliche Art ergründet habe, wie es wirklich der Teufel selbst ist, der in ihrer Person arbeitet. Vernehmet, ich ging die Münchengasse entlang, darinnen die besagte Apollonia Lüdickin wohnet. Daselbst sahe ich, wie dieselbe aus ihrem Fenster kuckte: daß ich die Wahrheit rede, sie that's nicht auf unehrbare Art, sondern lehnte sich ganz schicklich und schön auf ein Kissen und kuckte still vor sich hin, ohne viel mit den Augen hin und her zu flunkern. Es stand aber ein Körbchen voll eitel großer, prächtiger Rosen vor ihr, die nahm sie eine nach der andern heraus, spielte leise damit und zupfte sie, daß die rothen Blättlein langsam herniederflatterten und in der Luft zitterten gleich einem sehr lieblichen Regen. Und wer vor dem Hause vorüberging, wurde von den Läubchen getroffen. Darob lachte sie ein wenig; ihre Finger, welche zart, weiß und rund sind, bewegten sich kaum in dem Spiel, sondern es war, als ob die Blätter von einer andern heimlichen Macht (davor uns Gottes Güte bewahre) gelöst und gestreuet würden.

Im Anfang, als ich solchen zierlichen Spuk von Weitem sah, dachte ich nichts Arges dabei; ich kam aber alsbald näher, wo ich schärfere Blicke auf das Weib werfen konnte, und es sanken etliche Blättchen auch auf mich, gleichwie zuvor auf Andere. Alsbald merkte ich, daß eine Kraft von ihnen ausging. Denn siehe, es fuhr mir durch den ganzen Leib ein seltsamer Schauer, nicht heftig und gar nicht unlieblich; vielmehr wie ein sanfter, anmuthiger Schwindel oder Rausch. Darum ließ ich mir's erst ganz wohl gefallen; darnach aber merkt' ich mit großem Schreck und deutete mir's kräftig, daß eben dieses Rosenspiel es sein muß, damit der Böse seinen Zauber treibt und die Leute berauschet, wie er's an mir nun ein wenig versucht hat, obzwar mit geringem Nutzen. Hab' auch desselbigen Abends mit etlichen Amtsbrüdern scharf disputirt und zuletzt Aller Einstimmung erzielet. Nur allein war ein Laie mit darunter, ein Rathsherr, reich, Loitz seines Namens (der freilich auch sonst bei ernsten Männern als ein verdächtiger Zweifler, bei Etlichen auch als ein Spötter gilt). Derselbe setzte sich hart wider meine Meinung mit abenteuerlichen Floskeln. Stritt heftig und sprach, das sei nichts gewesen, denn die innerliche (zwar auch sündhafte) Reizung, die ein schönes Weib leider allzeit auf einen Mann ausübe. Dagegen jedoch mußte ich mit Wahrheit und auf klarem Grunde Zeugniß ablegen: zum Ersten sei schon zuvor mehr als Ein schönes Weib oder liebliches Mägdlein meinen Augen erschienen und habe mir wohlgefallen (will sagen in allen Züchten: Ihr kennet die Ehrbarkeit meiner Augen, so ich, wie mein Gott weiß, mit seiner gnädigen Hilfe mir von meiner Jugend bis hieher bewahrt) ich habe solche mit Freuden bewundert als eine Creatur, die Gottes Hand mit

Digitized by Google

besonderer Kunst und Feinheit bereitet, habe aber nimmer einen so heimlichen, wundersamen, spukhaften Schauer durch meinen Leib empfangen, kann also solcher nicht wohl anders denn höllischen Ursprungs sein.

Zum Andern: jene Person ist mit nichten so unmäßig schönen Ansehens, daß man glauben könnte, es vermöge ihr menschlicher Reiz so gewaltige Dinge über einen Mann. Denn so wie meine Augen sie erblickten, ist sie nicht sehr groß, fest noch schlank gewachsen, wie man schöne Weiber mit Recht zu malen pflegt, sondern eher rundlich und weich, was doch nicht schön ist; ihr Antlitz auch rund und breit; ihre Haut zwar (auch hier bei der Wahrheit zu bleiben) nicht schwarz oder runzlich, aber doch auch mit nichten, wie man sagt, gleich Milch und Blut, sondern von einer wunderlichen gleichen Farbe, deren ich keinen Namen zu nennen wüßte (darum mir auch hierin etwas Höllisches zu stecken scheint), ihre Augen sind grau und gar nicht groß, haben einen trägen Blick, der so scheinet, als ob das Weib allezeit sehnsüchtig nach Jemand ausschaue und vor Verlangen gleichsam hinschmachte. Auch ist der Mund nicht so klein, wie er sein soll, sondern die Lippen sind groß aufgewölbt, schauen gleichfalls aus, als ob sie allezeit etwas heimlich begehrten (Näschigkeit stehet einer Frau übel an), sind immerfort halb geöffnet, athmen stark, und mir war es, als dufte der Odem bis auf die Gasse hinab warm nach Rosen. Welches auch wiederum nur ein arger Spuk sein kann. Nur allein ihre Haare, die sind in Wahrheit lang, weich, blond, schön; sonst nichts. Solches schreibe ich jetzt und sagte ich damals der Wahrheit gemäß, und es gelang mir, die Brüder alle zu überzeugen, daß ein so beschaffenes Weib nicht schön könne genannt werden und nicht zu glauben sei, daß ihr ohne den Teufel so große Verlockung innewohne. Herr Loitz aber lächelte nur und spottete, ich hätte mir das Teufelsweib fein sorgsam beschauet. Ja, ja, Herr Loitz, und das mit Grund, denn ich trachtete, mit Gottes Hilfe ein Stück ihres Zaubers solcherart zu erkennen, welches mir denn auch etlichermaßen geglückt ist. Ja, es ist gut, solcherlei Blendwerk säuberlich zu durchblicken wie ein Glas, auf daß man sich desto klüger davor hüten möge. Denn der Teufel gehet den Gerechten am liebsten an, wenn Solcher geistlich schläft und nicht Acht gibt, sich zu wehren. Nunmehr aber fürchte ich ihn nicht, weil ich seine Anschläge zuvor spüre, bin getrost und fröhlich und baue auf Gott und Euren weisen Rath, daß ich als ein reinlicher Christ aus diesem Handel hervorgehe. Das helfe mir Gott.

Datum den 30. Junii 1552.

Es grüßet Euch von Herzen Euer lieber getreuer

Bartholomäus Wachholtius.

† † †

Dem ehrbaren, gelahrten Rector Campius zu Wittenberg Gratia et Pax.

Herzlieber, ehrwürdiger, guter Freund und Vater, es dränget mich heftig, Euch wiederum neue Meldung zu thun und schreibend zu unterrichten, welch seltsam Ding sich weiter mit mir begeben hat. Vor dreien Tagen spazierte ich zum andern Mal durch die Münchengasse, willens, die Hexe heimzusuchen und mit geistlicher Ermahnung anzugehen. Als ich um die Ecke bog, so von der Wullenwebergasse herumführt, sah ich sie wiederum in dem Fensterlein liegen.

Digitized by Google

Und wisset, sobald ich ihr Angesicht schaute, fuhr mir abermal ein noch heftigerer Schauder durch alle Glieder; ich stund eine Weile still, harrend, ob solcher Zauber bald von mir weiche: denn ich hatte zuvor stark gebetet und mich geistlich wohl gerüstet, dem Feinde zu trotzen. Wie ich also stehe, blickt sie schnell mit ihren begehrenden Augen zu mir herab und verzieht ein wenig die Lippen mit einem sänftlichen Lachen. Da fährt mir's gar wie das höllische Feuer in's Haupt, daß mein Blut ganz heiß aufwallt und mich ein wollüstig Beben fasset bis in's Mark meiner Gebeine. Darob trat eine große Furcht an mich, daß ich mein Vorhaben nicht zu vollenden vermochte, sondern mich sputete dem Bösen zu entfliehen, denn ich spürte deutlich, wie er mich riß. O weh, daß dem Versucher die Gewalt solches Lachens gegeben ist!

Da ich ihm also entgangen war, trachtete er jedoch mein auf andere Weise habhaft zu werden, nachdem er's mit dem Schrecken doch nicht vermocht hatte. Es ward in mir eine merkliche Sehnsucht angefacht, und war wie eine Stimme, die mir rief, noch einmal hinzugehen und das Weib anzuschauen, und dieselbe Stimme sprach vernehmlich zu mir, das Weib sei schön, was doch nicht wahr ist. Der Teufel ist ein Lügner von Anbeginn: daran merket, wer's mag gewesen sein, der mir so zusprach. Darum folgte ich dem Rufe nicht, sondern besprach mich brünstiger mit meinem Gott. Und als ich lange gebetet, ward mir's ruhiger in der Seele, und ich gedachte zu schlummern, denn ich war hart ermüdet von dem Ringen. Doch schlief ich übel die Nacht, denn ein Bangen lag über mir recht dumpf und schwer, wie es wohl den armen unvernünftigen Creaturen zu Muthe sein mag, wenn ein groß Wetter nahet: denn sie wissen nicht, daß Gottes Hand den Blitz und den Donner lenket, und fürchten sich. Und darnach schien es mir, als schwebe ein süßer Duft von lauter Rosen um mein Bette. Ich vermeinte, meine Schaffnerin habe mir ein Gutes erweisen wollen und Blumen hereingestellt (denn sie weiß, daß ich solche sehr liebe; sind doch auch herrliche Geschöpfchen Gottes), stand auf, leuchtete, suchte. Da fand ich nichts. Davon wußte ich, daß es der Teufel zum dritten Mal noch feiner an mich versuchte. So half's ihm nichts; ich zündete ein Räucherkerzlein an, ob mir gleich solcher Geruch sonst unlieb ist: dasmal aber war er gut und vertrieb mir den trügerischen Höllenstank. Auch meinte ich zu spüren, daß es eine kurze Weile leise nach Schwefel roch; ohne Zweifel, bis Satan abgefahren war. Nun ward ich getrost, weil ich doch mächtig wider ihn war, hoffe auch künftig besser vor seiner lieben Buhle zu bestehen. Habe zwar noch etliche Tage gewartet, daß ich fester werde durch Gebet und Fasten. Dieses alles habe ich Euch geschrieben, ehrwürdiger Freund, daß Ihr erkennet, wie arg ich angefochten werde, und mir mit getreuen und holden Worten beispringet, wie es Eure Gewohnheit ist. Zwar könnte ich jetzo alsbald hintreten vor den weltlichen Richter und ihm verkünden, was ich weiß: Sehet, so und so vermag jene Apollonia zu zaubern und zu hexen; jedoch erbarmet es mich ihrer unsterblichen Seele, und will lieber suchen, selbige zu retten, so es ohne ihren Tod möglich ist: wie Ihr mir auch selber gerathen.

Datum am 7. Julii zu Stettin.

Euer lieber getreuer allezeit Bartholomäus Wachholtius.

† † †

Digitized by Google

Herr, mein Gott, womit habe ich dich so sehr erzürnet, daß du dem Bösen also große Macht über mich gegeben hast? Siehe, er ringet mit mir alle Tage erschrecklich und schlägt mich in den Staub mit seiner Gewalt; Herr, es ist übel geworden mit deinem Knechte. Nimmer zuvor hat er mich so grimmig bedränget, maßen ich ihn sonst nicht mit Augen gesehen (wie doch Doctor Luther) oder nur selten als einen flüchtigen Schein oder huschenden Schatten; nun aber sehe ich ihn alle Tage lebendig vor mir, denn er hat Gestalt gewonnen und leget das Antlitz und die Mienen eines Weibes an wie ein Kleid und kommt also gerüstet zu mir, mich zu plagen und anzufechten. Wo ich auch sein mag, auf der Gasse oder im Kämmerlein, ach, auch selbst in deinem heiligen Hause, o Herr, immer wandelt er mit mir in solcher Gestalt und in täuschender Schöne, als welche ich jetzo glauben muß, da ich doch zuvor klärlich wußte, daß diese Gestalt und Antlitz nicht schön sind. Und er schauet mich an mit Blicken und lächelt, daß all mein Sinn sich verkehret, eine höllische Wolluft wie ein Schwert meinen Leib durchschneidet, große Seufzer von mir gehen vor einem übermächtigen Verlangen, das mich verzehret wie das Feuer der Hölle. Aber so groß ist Satans Macht und List, daß er mich oft im selben Augenblick so sehnender Qual glauben macht, es sei recht süß und lieblich in diesen Flammen zu liegen.

Hinwiederum oftmals, wenn sein Toben allzu groß wird, bin ich hinausgelaufen zur Münchengasse, bin daselbst hin und wieder spaziert, erhoffend, Beelzebub durch das Urbild seiner Verkleidung selbst vertreiben zu können. Ist mir auch etlichemal für eine kurze Weile gelungen. Wunderbarlich, wie mir das geschah! Wenn ich das Haus und das Fensterlein des Weibes anblicke, kommt ein Friede über mich, daß dies Feuer verlischt oder doch milde wird; nur daß mir unterweilen die Thränen heftig in's Auge dringen, und weiß doch selber nicht warum. Sobald aber das Weib selbst an's Fenster tritt und ich es deutlich erschaue, allsogleich entweichet der Friede vor einer großen Furcht und einer großen Sehnsucht gleicherweise, die mich entzweien und an mir zerren, als hätte man mich an zwei wilde Rosse gebunden und triebe dieselben mit Schlägen das eine gegen Morgen, das andere gegen Abend. Dann fliehe ich am Ende, weiche in meine Kammer, falle auf's Knie, ganz schwach wie von einem Siechthum, seufze und weine und suche meinen Gott und Heiland in brünstigem Gebet. Jedoch ich finde ihn nicht leicht, denn Satan ist da und wachet und störet die Rede meines Herzens. O wehe mir doch, wie soll ich ihm entgehen? Wächst doch zumal des Nachts seine Gewalt am größten, gleich eines Löwen, der im Dunkel auf Raub ausgeht. Wenn ich auf meinem Bette liege, sei es daß ich träume oder die Qual mich wach hält, allezeit ist die Gestalt vor mir in wunderbarem Glanz und schwebet und lächelt und schwellet die Lippen und athmet einen Duft von Rosen und gießet Blumen über mich als einen herrlichen Regen, daß der Dampf um mich aufquillt und mich mächtig betäubt, als wäre ich in einem Rausche. Aber am Morgen, ehe noch die Sonne völlig heraufgekommen ist, springe ich auf, rüttle mich und eile hinaus vor die Stadt auf die freie Straße oder in den Stadtwald; daselbst laufe ich wie ein Stier und tobe wider den Wind, meine Gluth zu kühlen: aber Satan ist da und läßet mich nicht.

Digitized by Google

Die Gestalt ist in meine Augen gebrannt, wie man Farben in ein Glas brennet, daß sie nimmer daraus können gelöscht werden. O mein Gott und Heiland, erbarme dich meiner und rette meine Seele vor Kleinmuth und schnöder Verzweiflung, denn siehe, ich wanke und rufe gleich deinem Jünger: Herr, hilf mir, ich versinke! Wenn du aber beschlossen hast, mich zu dir zu nehmen und daß ich von diesen Gluthen verzehrt werde, so thue es bald, ehe denn der Böse Gewalt über mich gewinne und meine unsterbliche Seele verderbe. Denn lieber will ich also von innen heraus verbrannt werden als dem Willen des Teufels weichen.

Dieses habe ich geschrieben, um meine Seele zu entlasten, für mich selber. Am 22. Julii.

† † †

Herr! Herr! Ich ertrage den Brand nicht länger, ich unterliege!

In dieser Nacht neigte sich der Dämon über mich in teuflischer Schöne; da entwich meine Kraft, ich ächzte vor Sehnsucht wie ein Verschmachtender, und ich umfing den Dämon mit meinen Armen. Da war mir's, als ob ein Labequell über mich flösse wie ein starker Wein, der mich berauschte, daß mein Herz dem Bösen weit offen stand. O heiliger Gott, was ist dein Mensch, daß er im Traum so hinsiecht und der Sünde nicht wehren kann? O mein Heiland, soll Satan mich im Schlaf ermorden und meine Seele davontragen?

Ich kann nicht mehr. Morgen muß ich hingehen und dem Weibe Auge in Auge stehn, ob ich des Teufels in ihrem Leibe nicht Herr werde. Ich muß.

Am 25. Julii.

† † †

Am 26. Julii.

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

† † †

Herr, verstoße mich von deinem Angesicht, laß deinen heiligen Zorn mich zerschmettern, ich bin nicht werth, dein Knecht zu heißen.

Wer hat so schwer gesündigt wie ich? Wer kann mich erlösen?

Wer ist so tief gefallen? Wer kann mich aufheben?

Schone meiner nicht, mein Gott, setze den Becher des Trostes nicht an meine Lippen!

† † †

Drei Tage und drei Nächte wandle ich in der Finsterniß, Grausen füllet meine Augen, die Hölle braust um meine Stirn, der Teufel jauchzet. Kein Licht kann meine Seele erleuchten.

† † †

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

† † †

Heiliger Gott, womit habe ich so unermeßliche Gnade verdienet, daß du dich zu mir Sünder neigtest und mir Hoffnung in's Herz gossest, ich könne durch große Buße überwinden und gerettet werden?

† † †

Ich habe gethan, was mein Gott mich hieß; aber es ist anders gekommen,

Digitized by Google

als ich gemeint hatte. In der Kirche trat ich vor die Gemeinde, stieg herab vom Altar, riß von mir die Zeichen meines Amtes, schluchzte laut und schrie: „Sehet, der vor euch steht, wird euch nimmermehr predigen: denn er ist der allergrößte Sünder unter euch, darum hat ihn der Herr von seinem Angesicht verstoßen."

Und Gott gab mir Kraft weiter zu reden, daß mich die Scham nicht erstickte, sondern ich stand mit freiem Antlitz und sprach:

„Sehet, so und so hat mich der Satan bestrickt, so und so habe ich mit ihm gerungen; aber ich war nicht werth des heiligen Kampfes: so und so bin ich in die Macht jenes Weibes gefallen und bin der Sünde unterlegen."

Also sprach ich und verhoffte nicht anders, als sie würden mich mit Schande und Hohn hinaustreiben, wie ich verdienet hatte, und ich gedachte so mit unsäglichem Leid ein Weniges meiner Sünde zu büßen. Doch siehe, es blieb ganz still um mich her, und als ich aufblickte, um das Gericht in Demuth zu empfangen, da standen die Männer schweigend um mich her, und Aller Augen waren voll Thränen. Etliche hatten ihr Antlitz mit den Händen verhüllet, Etliche knieten auf dem Boden, beteten und schluchzten. Und auf einmal erhob sich eine Stimme laut über alles Volk und rief:

„Welcher unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn."

Da war es der Rathsherr Loitz, den ich ehedem einen Spötter gescholten.

Und als er gesprochen hatte, ging ein Ton durch die Menge wie ein freudiges Rufen; und nicht lange, da nahmen sie mein Amtskleid, das am Boden lag, und legten's wieder um meine Schultern, Herr Loitz küßte mich auf die Stirn, und Andere griffen nach meinen Händen und küßten die auch, wie sehr ich es wehrte. Und indem ich das sah und fühlte, fiel die Orgel ein mit so schrecklichem Ton und so herrlich zugleich, wie ich sie nimmer gehört; mir aber vergingen die Sinne beides vor Scham und heimlichem Glück, und ich wußte nichts mehr von mir selber.

Die treuen Männer haben mich nach Hause getragen und gepflegt, bis ich zu mir kam und Gott zu preisen anhub.

Am 3. Augusti. 1552.

† † †

Herr, Herr, o mein Gott, kann es sein, ist es wahr, daß deine Gnade so ohne Ende groß ist? Siehe, so ist das Meer wie ein winzig Brünnlein vor dem Strom deiner Barmherzigkeit. O mein Heiland, kann es geschehen, daß du mir vergebest?

† † †

Dem sehr ehrwürdigen, gelahrten Rector Campius zu Händen.

Hochwürdiger Mann, den ich leider nicht mehr wagen darf Freund noch Vater zu heißen, empfanget von mir alle diese Blätter, welche ich geschrieben habe in schweren, entsetzlichen Stunden, und leset alle meine Gedanken, und soll Euch keiner derselben verborgen sein. Denn auch das rechne ich mir zu einer gerechten Buße, und es ist mit nichten der leichtesten eine, daß ich vor Euch, meinem frommen Meister, dastehen muß als ein Sünder und Unwürdiger. Ihr aber könnet zwar in meinem armseligen Stammeln nicht mit Worten lesen, wie

Digitized by Google

hart ich darnach mit meinem Herzen gerungen noch was ich erduldet habe: denn wie vermöchte ein also zerschlagenes Gemüth sich in Worten zu offenbaren? Werdet's Euch dennoch einbilden können, wie Ihr die furchtsame und weichmüthige Art meines Herzens kennet. Könnet Ihr mir nicht vergeben, so falle Euer Fluch auf mich: ich habe solchen wohl verdienet, ob er mich gleich bitterlicher schmerzen müßte, denn irgend eine andere Strafe, ausgenommen der Zorn Gottes allein.

Höret aber auch weiter, was ich mir selbst vor dem Herrn gelobt habe und was mir zu einer Buße für all mein Leben sein soll. Dies ist's: niemals, so lange ich im Fleische wandle, werde ich ein Weib nehmen, mir Genossin und Vertraute zu sein, denn solches irdische Glück habe ich verspielt.

Wie sollte ich je einer reinen Jungfrau frei und mit Ehren in's Auge sehen, da ich selber meine Reinheit schimpflich verloren habe? Ferne sei das von mir! Jene Teufelin ist mein Weib gewesen eine Stunde in Sünden, keine gute Frau darf ihr nachfolgen. Ich vertraue, Ihr werdet solchen sicheren Entschluß mit Ernst gutheißen, sintemal Ihr auch wisset, mit welchen Schmerzen dieses Gelübde aus meiner Seele gegangen ist. Denn freilich habe ich mich je nach der Liebe eines redlichen, treuen Weibes herzlich gesehnet und hoffte Freude zu erlangen in meinem Hause und Frieden. Auch habt ihr selber oftmals gelacht, daß ich so große Lust mit Kindern hatte und hundert Possen mit Euern Enkeln trieb, als wäre ich selbst noch ein rechtes Kind wie sie. Ach ja, ach ja, sie sind meinem Herzen so sehr lieb, solche Kleinen, und sehet, nun soll ich nimmer mit einem eigenen Söhnlein scherzen und spielen! Sehet, kein Weib, kein Kind! Ich aber habe es dem Herrn gelobet.

Zum Letzten sollt Ihr wissen, daß nunmehr, nachdem ich meine Sünde und Reue Gott anheimgestellt und mein Herz vor ihm zerknirscht habe, ein heiliger, gewaltiger Zorn in mich gefahren ist wider den Teufel und seine verruchte, höllische Arglist, mit welcher er den Seelen auch der Gläubigen und Frommen nachstellt und sie zu Falle bringt. Und also habe ich geschworen, daß ich fortan unabläßig will streiten wider den Versucher im Namen des Herrn, wo immer ich seine greulichen Spuren finde, und will nimmer ruhen, ihm den Weg zu vertreten und seine schnöden Werke auf Erden zu hemmen, wie ich kann. Gott rüste mich mit Stärke und Muth, denn mein Herz ist schwach und träge, die Waffen des Herrn zu führen. Aber der heilige Zorn soll mich ermuntern und stärken, nicht will ich sie fürder feige schonen, die Verworfenen, Verlorenen, die sich dem Verderber aus eigener Willkür ergeben und ihre Seele ihm zur Speise hingeworfen haben. Mögen sie hinfahren, die Hexen und bösen Zauberer, die Giftmischer und Beschwörer, die Teufelsbuhler und Gottesfeinde, mögen sie hinfahren in Flammen, mögen sie fallen durch's Schwert, auf daß doch die Seelen der Reinen vor ihnen bewahrt werden und vor der bösen Saat der Verführung, die sie aussäen im Namen und Dienst des höllischen Feindes. Dazu mag Gott mir helfen! Amen.

Nehmet hin, ehrwürdiger Mann, was ich geschrieben habe in meinem Kummer am 10. Augusti zu Stettin.

Bartholomäus Wachholtins.

Digitized by Google

† † †

Dem guten, frommen, großen, herrlichen Rector Nikolaus Campius Gratia et Pax.

Herzlieber, milder, tröstender Vater, habet unendlichen Dank für Euren gnadenreichen Zuspruch, der meiner dürstenden Seele war wie ein Labetrunk und eine rechte Verkündigung des Heils. Habet Dank auch dafür, daß Ihr meine Gelübde so freudig gebilligt und mir gleichsam ein heiliges Feuer in die Brust geblasen habt. Vernehmet darum sogleich, wie dieser Handel weiter ergangen ist. Das dämonische Weib, die Apollonia Lüdickin, haben sie ergriffen und vor den Richter gestellt, dieweil sich ansetzt an mir als einem sicheren Beispiel klärlich erwiesen, daß sie mit höllischen Künsten Umgang pflege. Auch hat sie nicht gar lange zu leugnen gewußt, hat auch nicht einmal der ersten Folter Stand gehalten, so schwer war ihr Gewissen belastet, so scharf mein Zeugniß, so weichlich und kraftlos ihr Leib durch das Leben in der Sünde. Sie hat vielmehr bald Alles offenkundig ebenso eingestanden, wie ich es ihr vorhielt. Hat bekannt, daß die Rosen, so sie in ihrem Körbchen gehalten, mit einer höllischen Salbe sind getränkt gewesen; daß der böse Feind dieselben ihr in den Händen zerblasen habe und durch seinen Anhauch noch giftiger gemacht; daß sie bei Nacht durch Hilfe des Höllenfürsten in schönerer Gestalt, als ihr sonst eigen, um mein Bette geschwebt sei und mich in der Ohnmacht des Schlafes wider meinen Willen zuerst umfangen habe; daß sie durch gleiche greuliche Künste viele andere Männer, alte und junge, vor mir bestrickt und mit teuflischem Greuelwerk umnebelt habe, dadurch dieselben um ihren natürlichen Verstand gekommen, daß sie Anderes wollten und Anderes thaten; daß sie dieses alles vollbracht habe einzig und allein ihrem lieben Buhlen, dem Junker Satanas zu Gefallen, damit er seine Freude habe an den Gott abspenstig gewordenen Seelen und zum Dank ihr desto freundlicher herlächle und in höllenmäßiger Lust mit ihr tanze und nächtens jubilire.

Nachdem sie solches Alles frei bekannt hat, ist sie nach gerechtem Spruch zum Tode durch's Feuer verurtheilt worden, und soll selbiger Spruch morgen in Form Rechtens an ihr vollzogen werden, ihr selbst zur Strafe, und, so es noch möglich ist, zur Rettung und Läuterung ihrer Seele, Andern zum mahnenden Exempel.

Datum zu Stettin am 15. Septembris.

Euer dankbarer, unterthäniger allezeit

Bartholomäus Wachholtius.

† † †

O schwer, o schwer ist es mir Armen, so hohen Amtes zu walten. Grausen liegt über meinem Haupte, und Entsetzen knirschet durch meine Gebeine. Herr, Herr, stärke mein feiges Herz und verleihe ihm die heilige Kraft, für dein Reich zu streiten wider den Vater der Sünde, und nicht abermals so recht schändlich zu unterliegen, wie mir heute geschehen ist, daß ich ein Gespött der Leute ward!

Doch ich will auch das vor Euch bekennen und also Buße thun, mein Freund und Vater.

Heute, als das Weib hinausgeführt und über das Reisig an den Pfahl

Digitized by Google

gestellt ward, sehet, da übermannte der weltliche Jammer mein Herz, daß es von unsäglichem Mitleid zerrissen ward um das junge Leben, das in den grausen Tod des Feuers gestoßen werden mußte. Und wie das Weib dreinschaute, blaß und zart wie eine feine Lilie, und war sichtlich alle sündhafte Begierde von ihr gewichen, da schreie ich laut auf, die Thränen fielen aus meinen Augen wie ein Strom, ich stürzte zu Boden, barg mein Antlitz und bebte wie ein Halm und wand mich kläglich im Staube. Ich vernahm aber alsbald die Stimme eines Menschen neben mir, der sagte spottend: „Ei, ei, Pfäfflein, freilich ist's übel, wenn einem sein Liebchen also muß untreu werden und wird für ewige Zeiten dem Junker Satanas angetraut!"

Als ich das hörte, fiel meine Schande mit neuer Gewalt über mich, die große Schuld zerdrückte meine Kraft, und ich lag wie ein Todter, daß ich nichts mehr gesehen habe, wie das Schreckniß weiter ergangen ist.

O Herr, mein Gott, wenn du meine Seele so kläglich erschufest, warum hast du so schweres Amt auf meine Schultern geladen?

Nachschrift. Am 16. Septembris.

† † †

Dem großen, guten, gelahrten Rector Campius.

Hochwürdiger, treuer Vater! Ja, ja, ich will thun nach Eurem Rath und will meine Augen stählen und stärken, daß sie die Strafe der Verworfenen ohne Zagen anblicken mögen, und mein Mund den Herrn dazu preise.

Es sind auch andere Weiber bezichtigt gleicher Uebelthaten und daß sie mit jener Dämonin in teuflischem Bunde gestanden haben. Dieselben verruchten Hexen stehen jetzund gleicherweise vor dem Richter.

† † †

Gott hat mir Kraft gegeben, mit den beklagten Weibern zu reden und ihre Seelen zu erschüttern. Waren zwar unter ihnen zwei zu Anfang so verstockten Sinnes und so festgemacht in ihren Gliedern durch Teufelskünste, daß sie mehr denn einmal der peinlichen Frage widerstanden und auch ganz scharfer Folter getrotzt hatten. Darnach aber ging ich zu ihnen in den Kerker und redete zu ihnen von ihren Sünden. Da geschah es gleich einem Wunder, daß mir die heiligen Worte groß, herrlich und gewaltig von den Lippen flossen, nicht als redete ich sie von mir selber, sondern als ob ein Größerer aus mir spräche: so fremd erschienen mir selber meine Reden; allein ich fühlte wohl, sie waren stark und köstlich. Und siehe, so währte es nicht gar lange, und es wurden die Herzen der Sünderinnen mächtig ergriffen und aufgeregt, sie weinten und schrieen über die Maßen, klagten sich selbst unzähliger Frevel an, bekannten ohne Zaudern Alles, das ich von ihnen verlangte, und ich spürte, wie Satan mit furchtbarem Zucken und Zerren von ihnen wich; denn sie geberdeten sich sehr erschrecklich, wälzten sich am Boden, klirrten scheußlich mit ihren Ketten und winselten, küßten mir auch inbrünstiglich die Hände und benetzten meine Füße mit häufigen Zähren. Nachdem ich sie aber so weit zerknirscht hatte, kamen die Richter nach mir herein und vernahmen mit Staunen die furchtbaren Bekenntnisse von ihren greulichen Schandthaten und Zauberwerken.

Als ich darauf die armen Weiber verlassen hatte, ward mir alsbald so

Digitized by Google

schwach am Leibe, daß etliche Knechte mich aufrecht halten mußten, ich wäre sonst für todt zu Boden gesunken; ein großes Zittern lief über mich, und die Thränen rannen mir heftig von den Wangen.

† † †

Heute habe ich die zwei Weiber zum Tode geleitet, der ihnen Erlösung aus den Klauen des Satans sein sollte. Auch ging die eine geständige Person gottselig und ergeben dem Feuer entgegen, sang laute Lobgesänge und geberdete sich zu allerletzt so ganz fröhlich und ausgelassen mit Lachen, Jubiliren und Springen, daß etliche schwache Köpfe, solche himmlische Freude nicht begreifend, meinten, sie sei vor eitel Todesangst ihres Verstandes ledig geworden. Ich aber pries im Herzen das große Wunder, das durch meine des Unwürdigen Kraft an ihrer unsterblichen Seele geschehen war.

Dahingegen mußte ich mit herzlichem Kummer gewahren, daß die andere Person der ungeheuren Macht des bösen Feindes wiederum erlegen war. Denn da sie den Pfahl erblickte, stieß sie ein furchtbar widerwärtiges und gräßliches Gellen aus, wie man es so unmenschlich noch nie von einem Weibe vernommen, schlug nach mir und spie mich an und ließ grauenvolle Lästerworte wider mich aus ihrem Munde, die ihr allein ihr höllischer Buhle kann eingegeben haben. Dieses Schreckniß griff mir grausam an die Seele; und ob ich die Unselige gleich zu segnen und zu beschwören versuchte, ergab sie sich doch nicht, sondern fuhr mit Schrecken in ihren Sünden dahin.

Mich aber beuget der Kummer schwer, wie schwarze Nacht liegt es auf meinem Haupte. Gott, mein Gott, erbarme dich meiner! Wenn ich heute sterben dürfte, wie freudenvoll und selig würde ich dieses öde Thal des Todes verlassen!

Spendet mir von Eurem Trost, hochwürdiger Freund, ich bedarf desselbigen gar sehr, obzwar mein Gewissen mich reumüthig alle Tage mahnet, daß ich solche Qualen mit Recht um meiner schweren Sünde willen erdulde. Schenket Gott mir die Kraft, so darf ich nicht murren.

Gegeben am 31. Octobris 1552 zu Stettin.

Es grüßet Euch Euer betrübter, doch allezeit ergebener, getreuer

Bartholomäus Wachholtius.

† † †

Grausen hält alle Tage mein Herz umrungen; wie ein fließender Strom des Jammers brauset es durch mein Haupt. Es wird mir gar schwer, von den Dingen, so ich erlebte, etliche aufzuzeichnen, seit mein lieber, trostreicher, glaubensstarker Nikolaus Campius zum Herrn eingegangen ist und mich in meinen Kümmernissen allein zurückließ; und doch drängt es mich wiederum heftig, in Worten vor mir selber meinen Geist der Schmerzen zu entladen.

Es sind nun hierorts vierzehn Hexen gerichtet, die ich durch die fremde Kraft meiner zornigen und inbrünstigen Rede ohne Folter zum Geständniß gebracht habe; auch sind ihrer etliche reuig und gottselig hinübergegangen. Ja, der Herr hat meine Lippen gesegnet und Großes durch mich gethan wider den Bösen; aber dennoch bin ich betrübt bis in den Tod und habe keine fromme Freude an meinen Werken. Ich bin ein elender Sünder und nicht werth, dem

Digitized by Google

Herrn mit feuriger Kraft zu dienen. Darum hat er mich so sehr erniedrigt und alle Hoffnung aus meinem Herzen genommen.

Geschrieben am 31. Decembris 1552.

† † †

Herr, Herr, wie du willst; du rufest, ich folge dir.

Die Kunde von der wunderbaren Kraft meines Mundes ist herumgekommen im Lande Pommern; die Stralsundischen und die von Anklam und Pasewalk haben mich rufen lassen und eingeladen, auch ihren verklagten Hexen das Gewissen zu wecken und dieselben zu reumüthigem Bekenntnisse zu zwingen.

Herr, du rufest; ich gehe.

Geschrieben am 17. Aprilis 1553.

† † †

Es sind ihrer gar Viele zu Tode gebracht worden mit Reue und Buße. Etliche Weiblein erschraken so sehr allein vor dem Blick meiner Augen, daß sie in Zucken und Krämpfe verfielen (weil Satan in ihnen sich wehrte) und Alles gestanden, noch ehe denn ich den Mund aufgethan. In Anklam ging eine Alte auf der Gasse an mir vorüber; als die mich sah, schrie sie laut, fiel zur Erde, krümmte sich und bekannte, daß sie eine verworfene Hexe sei, obgleich Niemand zuvor von ihr solche Teufelswerke gewußt hatte, außer daß sie ein Lästermaul gewesen. Hat auch später Alles widerrufen und geleugnet, also daß sie stark auf die Folter mußte gelegt werden, bis sie zum andern Mal der Wahrheit die Ehre gab und gerichtet ward.

Der Herr hat mich jetzo auch in etliche Städte von Hinterpommern berufen. Wehe mir, daß ich folgen muß.

Anno 1553. Am 13. Julii.

† † †

Am 2. Septembris bin ich von Stargard heimgekehrt.

Wie einsam ist mein Haus, wie traurig und öde. Kein Weib, kein Kind. Mein Herz dürstet nach der Liebe eines Menschen; wer soll sie mir geben? Ich lebe, und mein Leben ist ein Entsetzen. Herr, erlöse mich von dem ungeheuren Amt, zu dem du mich berufen hast.

† † †

Nun sind's gar viele Jahre, daß mir allezeit gegrauet vor solchem Schreiben; ich war recht gesättigt der Klage und des Grames, und Freude stieg nimmer in meine Seele. Heut aber will ich dies Eine Wort anmerken: Es sind nun hundert der geretteten Seelen, am 22. Wonnemonds Anno 1559.

Wann wirst du meine Seele erretten vom irdischen Leben, o mein Herr und Heiland?

Denn meine Augen sind stark geworden, und meine Füße wanken nicht mehr vor dem Anblick des Feuers und des Sterbens, aber meine Seele ist schwach geblieben und bebet bei Nacht und bei Tage.

Wie bin ich so einsam, und ist Niemand um mich, den ich von Herzen lieben mag! Kein Weib, kein Kind.

† † †

Digitized by Google

O du mein Heiland, mein Erlöser, du Allerbarmer, ist dieses nun wahr? Hast du mein leises Gebet erhört in deiner Gnade? Hast du mir dieses Kind entgegengeführt, auf daß ich habe, was ich lieben kann? Ja, ja, das thatest du, und kommt nichts deiner unermeßlichen Güte gleich. Siehe, nun muß ich dieses schreiben, weil mich die große Freude treibt. Am letzten des Wonnemonats 1559.

Es war draußen beim Passower Thor, allwo ich lustwandelte, in der Vorstadt. Dort pfleget ein scharfer Wind zu gehen — muthmaßlich, weil der Rabenstein nicht fern ist und also der Teufel rumort — ein solcher Wind stieß mir das Käpplein vom Haupte, daß es weit hinabrollte und ich nicht zu folgen vermochte, denn ich bin schwach geworden vor der Zeit von Thränen und Nachtwachen. So kam ein Mädchen des Weges daher, sah meine Noth, setzte einen Korb von ihrem Arm bei Seite und sprang mit den flinkesten Füßen dem Dinge nach, bis sie es hatte. Sie lief mit sehr anmuthiger Art und war von feinen Gliedern; und als sie herantrat, lachten ihre Augen. Ich sah, es war eine hübsche Jungfrau und hatte doch in ihrem Angesicht die wunderbare Unschuld eines kleinen Kindes.

Ich dankte ihr und lobte sie um ihrer hurtigen Gefälligkeit willen, welches Lobes sie sich leise freute wie ein gutes Kind, und erröthete zugleich als eine Jungfrau. Ich wandelte eine Strecke weit mit ihr, weil mein Gang des Zieles ermangelte, und befragte sie unter der Hand ein bischen um ihr Christenthum. Das erwies sich als noch ziemlich gut bestellt, denn sie pries doch Gott von Herzen um seiner Wohlthaten willen, sagte, obzwar sie eine Waise sei, auch drei kleine Brüder erhalten müsse, ingleichen eine alte Großmutter, die etwas bösen Mundes sei, habe ihr Gott doch die große Güte erwiesen und ihr allezeit ein fröhlich Herz bewahrt, daß sie auch nicht verzagte, als ihre Eltern starben. Auch setzte sie schier hoffärtig dazu, sie sei keine Bettlerin, habe ein ganz schönes Besitzthum, Haus, Garten und einen Knecht, daß sie sich gut nähren könne. Und freilich sah sie drall aus und stak in säuberlicher Kleidung, da sah man's.

Weil ich nun hieran spürte, daß sie der Weltlust und Eitelkeit ein klein wenig ergeben sei und nicht völlig reif in christlicher Demuth, so erfaßte mich ein sorgendes Bangen um ihr unschuldig Herz (denn solche Laster wachsen leicht aufwärts) und ich fragte sie weiter, wie sie mit dem Teufel stehe. Sie gab einen aufrichtigen Haß wider denselben kund, deß ich mich freute. Weiter aber wußte sie nichts von ihm und seiner Arglist, wollte ihn auch nie in ihrer Nähe vermerkt haben; weshalb meine Sorge um sie noch größer ward. Ich vermahnte sie, fleißig Acht zu haben, daß er sie nicht unversehens anschleiche und ihr Schlingen lege, Beispieles halber sie bei ihrer Hoffart und weltlichen Eitelkeit fasse. Da lachte sie ein wenig schalkhaft und sprach, sie kleide sich nur darum so schön, weil ihre selige Mutter sie gelehret, man dürfe den Menschen kein Aergerniß geben mit häßlichen Lumpen, sintemal sie alle mehr Freude haben an hübschen Sachen als an Schmutz und Elend. (Das ist wohl eine scheinbare Lehre, aber doch voll heimlichen Giftes.) Sie vertraue auf Gott, der die Macht habe, Satan von ihr abzuwehren, und es gewißlich auch gern thue, weil er

Digitized by Google

ohne Zweifel wisse, daß sie selber keine Zeit habe, sich mit dem bösen Feinde herumzubalgen.

Indem wir so redeten, ließ sich in ihrem Korbe, den sie wieder am Arme trug, ein kläglich Tönen hören, ganz leise, aber doch sehr erbärmlich. Ich fragte: „Was ist das?“ Sie deckte auf und zeigte ein junges Kätzchen, das darinnen lag. „Es lag am Wege,“ sagte sie; „entweder hat ein Wagen es überfahren oder ein Pferd getreten, denn die eine Pfote ist arg zerquetscht. Da nahm ich es mit mir.“

Mich rührte solches Mitleid, dieweil ich selbst ein Freund unschuldiger Thiere bin, und ich wanderte mit ihr weiter, bis wir zu ihrem Hause gelangten. Davor war ein Gärtchen eingezäunt, sauber und niedlich, voll von guten Gemüsen, Blumen und sehr schönen und vielen Rosen.

Sie trat hinein, ich lehnte mich von außen über den Zaun und schaute ihr mit Freuden zu. Sie rief nun laut: „Barthel! Fritz! Klaus!“ Und sogleich sprangen drei treffliche Buben herzu, umfingen und grüßten sie mit Geschrei. Da zeigte sie ihnen das Kätzchen und hieß sie eilen, frisches Wasser und Linnen zu holen. Das geschah sogleich wie im Sturme, und also wusch und verband sie das Thier mit sanfter Hand, indem sie zugleich den Buben wies, wie man's machen müsse. „Sie sollen's früh lernen,“ sagte sie. Und als das gründlich besorgt war, flüsterte sie etwas; da liefen die drei und brachten eine stattliche Ziege an den Hörnern geschleppt, die hatte ein steifes Bein und humpelte auf dreien, und trat doch ganz fest und fröhlich auf, als fehlte ihr keines.

Da lachte das Mädchen und rief: „Seht, die habe ich auch so gewonnen. Als sie ein Zicklein war, hatte es ein Bein gebrochen: so fand ich es im Felde und trug's zu seinem Herrn, denn ich kannte das Thierlein. Der schenkte mir's, weil es nichts mehr werth sei. Nun ist's aber doch noch etwas geworden. Wollt Ihr Milch von ihr kosten?“

Ich dankte und lehnte ab, hatte aber meine Lust an dem muntern Geschöpfe.

„Ich habe noch andere sonderbare Thiere,“ sagte sie darauf, „wollt Ihr sie sehen?“ Ich bezeigte etliche Lust und sie sprach: „So folget mir hinter's Haus, dort könnt Ihr sie sehen, wenn Ihr ordentlich seid und Euch still verhaltet.“

Wir gingen um das Haus herum und fanden ein anderes noch winzigeres Gärtchen mit einer Mauer, daran Reben rankten, gen Süden und ganz in der Sonne gelegen. Sie setzte mich auf ein Bänkchen zur Seite und bat mich, nicht zu mucksen. Darnach trat sie in die Mitte und pfiff ganz leise. Da währte es nicht gar lange, so kamen aus allerlei verborgenen Löchlein sehr viele Eidechsen hervorgeschlüpft, sammelten sich um das Mädchen, fuhren hin und her und geberdeten sich seltsam vertraulich, daß ich erstaunte, denn diese Thiere pflegen sonst den Menschen nicht sehr heimlich zu sein. Ich freute mich aber um desto mehr, daß sie so freundlich auch mit dem geringeren Thierzeug verfuhr, denn ohne große Freundlichkeit hätte sie dieselben gewiß nicht so gut an sich gewöhnen können.

Das Mädchen lachte nun ganz stolz, kam und setzte sich zu mir. „Sehet,“ sagte sie mit heiterem Angesicht, „wie diese Geschöpfe jetzt daliegen und leise in

Digitized by Google

die Sonne blicken, ganz unbeweglich, als säßen sie in der Kirche; sieht es nicht aus, als ob sie beteten? Vielleicht mögen sie zur Sonne beten, welche ihre beste Wohlthäterin ist."

Ob solcher Rede erschrak ich heftig; denn es ist offenbarlich ein arger heidnischer Greuel und Afterglaube, dergleichen Dinge zu wähnen, da doch der Herr den unvernünftigen Creaturen die heilige Gabe des Gebetes nicht verliehen hat. Verwies ihr's drum mit hartem Ernst, weil ich selbst um ihretwillen heimlich erschauderte; doch als sie drauf ein recht traurig Gesichtlein machte, mäßigte ich meine Worte zu etlicher Lindigkeit, denn es war mir, als schmecke ich auch mitten in den gottlosen Reden gar lieblich eine lautere Unschuld. Sie ließ mir aber nicht viele Zeit zu besserer Unterweisung, sondern ward alsbald wieder fröhlich, sprang auf und sagte: „Jetzt will ich Euch noch meine zwei bösesten Thiere zeigen."

Führte mich darauf an einen Verschlag von Holz, daraus ein grausames Schnarchen und Prusten erscholl, als wir näher kamen. Sie zog eine Klappe auf: da saß drinnen ein scheußlicher Schuhu, fauchte uns an wie ein böser Höllengeist, und auch seine Augen waren ganz teufelsmäßig. Sie aber rief: „Sei ruhig, Hänschen!" Und als das Scheusal so lieblichen Namen hörte, den es wahrlich nicht verdiente, ward es friedfertig, senkte den Kopf und ließ sich von seiner Herrin in den Federn krauen. Mich aber behandelte es immerfort unfreundlich.

Ist auch wahr, daß mir bei solchem Gebahren des wilden Vogels ein häßlicher Schauder den Rücken hinablief, gleich als witterte meine Seele von ferne Unrath, daß ich eine Weile stand und stumm dahinstarrte. Auf einmal aber rief das Mädchen mich an mit lautem Wort und sprach: „Um Gott, Herr, was geschieht Euch, wie machet Ihr so fremde, freudenlose Augen?" Und siehe, da blickten mir zwei klare Aeuglein mit herzlicher Bitte entgegen, und das seltsame Bangen entwich aus meiner Seele.

„Das ist das eine Thier," sagte sie nach diesem mit gutem Lachen, „nun sehet das andere." Zog mich drauf hurtig mit sich in das Haus. Daselbst saß auf einem Lehnstuhl ein altes Weib, grau, krumm und garstig, das empfing sie mit einer so großen und übeln Zahl von Schmähreden, daß ich erschrak und mich verwunderte, was dies Kind ihm Uebles gethan haben möchte.

Doch merkte ich nunmehr, daß sie mit dem andern bösen Thiere diese Alte gemeint hatte. Obzwar es mir aber schien, als wäre solcher Vergleich nicht gar unrichtig, so schalt sich doch, indem ich sie bei Seite nahm und sprach, es sei eine gottlose und freche Rede gewesen, die eigne Großmutter ein böses Thier zu heißen. Da ward sie ganz roth, was ihr artig zu Gesicht stand, und sagte: „Es ist nicht meine wahre Großmutter, sondern eine arme Frau, die bei mir wohnt, denn sie ist ganz bresthaft und vermag sich nicht mehr selbst zu helfen. Sie ist etwas heftigen Gemüthes und hat eine große Lust am Schelten; sie pfleget mich immer gleichermaßen anzuschnaufen: darum verglich ich sie meinem Schuhu. Den aber hab' ich doch auch gern, und so war es nicht bös von mir gemeint."

Nach diesen Worten ging sie hin, strich der Alten freundlich über die Hände



Digitized by Google

und sagte ihr allerhand gute und lustige Dinge, bis selbige still ward und nur noch leise schnurrte wie eine Katze, wenn solcher der Pelz gekraut wird.

Da verwunderte ich mich der großen Macht dieses Kindes über Thiere und Menschen, und mein Gefallen wuchs noch mehr.

Indem kamen auch die Büblein hereingelaufen mit entsetzlichem Geschrei und verlangten trotzig ihr Vesperbrot. „Hört Ihr die hungrigen Wölfe heulen, Herr?“ sagte Gertrud mit großem Lachen, „aber wartet, wir wollen ihnen gleich ein Zauberlüpplein kochen, das sie still mache und in Schlaf bringe.“

Ich wollt' ihr eine Warnung gönnen um des unziemlichen Geschwätzes willen von den Wölfen und dem Zauberlüpplein, doch sie hört's nicht mehr, hatt' eine Thür aufgezogen, die zur Küche ging und machte daselbst mit wundersam hurtiger Hand ein groß Feuer auf dem Herde. Nun war es von draußen seltsam zu sehen, wie ihr schönes Gesichtlein mitten aus dem krausen Rauch hervorschien, ganz roth, als ob es brennte, denn die Flammen zuckten in großer Nähe. Das sah wohl prächtig aus, aber doch fremd und nicht heimlich; wollt' mir nicht wohlgefallen. Auch währt' es nicht lange, so war das Süpplein fertig, in eine große Schüssel gethan und hereingetragen.

Ich mocht' nicht mitessen um meiner Würde willen, die Andern aber saßen um einen runden Tisch, bekamen Jegliches einen hölzernen Löffel und fuhren von allen Seiten wild in die Schüssel. Das Mädchen allein harrte ein wenig und paßte den jungen Schlingeln sorglich auf den Dienst, daß keiner zu hastig schlinge oder der Alten in den Weg komme; dann schlug sie tüchtig drauf mit ihrem Löffel, daß sie zurückfuhren und kreischten, gleich darnach aber wieder um so lauter lachten. Zuletzt, als sich die große Gier ein wenig gestillet, tauchte sie selbst hinein und aß; da war's lieblich zu sehen, wie keiner der Buben sie stören mochte, sondern alle drei mit ihren Löffelein säuberlich auswichen.

Unter solchem Zusehen empfand ich zuletzt selbst ein wenig Hunger und rüstete mich zum Heimweg. Nun fragte ich die Jungfrau nach ihrem Namen, denn ich gedachte sie des Oefteren heimzusuchen und etwa für sie zu sorgen, so es noth thäte. „Ich heiße Gertrud Gröningin,“ sagte sie.

Als ich hienach meines Weges ging, war mir's so zu Muthe, als ob mitten aus dunkeln und schrecklichen Wolken heraus ein herrlicher Sonnenschein über mein Haupt geflossen wäre, so sehr hat die heitere Unschuld und Anmuth dieser Jungfrau oder, wie ich lieber sagen mag, dieses Kindes meinem zerstörten Herzen wohlgethan und mir etwas neue Kraft gegeben, das irdische Leben noch ein Stücklein weiter zu tragen. Und daran erkenne ich am allermeisten, allgütiger Heiland, daß du selbst mir solche Erquickung bereitet hast. Also will es mir scheinen, als ob du mein noch fürder bedürfest zum Kampf mit dem Bösen für dein Reich; und so soll ich hinfort nicht murren noch zagen, sondern freudiger thun nach deinem Rufe, der an mich ergangen ist.

† † †

Ei, wie ist's doch ein seltsam Ding um uns gebrechliche Menschenkinder! Hab' ich nicht gestern fröhlich von ganzem Herzen den Herrn gepriesen um meines heimlichen Glückes willen — und siehe, hienacht schon ward ich ruhlos geplagt von bösen Gedanken; denn ich sah in einem Traume, daß Satan in

Digitized by Google

Gestalt des widerlichen Schuhu seine Krallen nach der Jungfer Gertrud ausreckte, und hinwiederum glotzte er auch nach mir selber mit grünen, arglistigen Augen als einer Katze: und da ich des Morgens aufstand, war meine Seele gebeugt und voll Unrast. Bin aber tapfer hinausspaziert vor's Passower Thor, und als ich das Mägdlein wieder mit Augen sah, zerfloß das Zagen gleich einem Nebel, und ich spürte von Neuem, daß der gnädige Gott ein Weilchen seine schöne Sonne auf mich Unwürdigen scheinen läßt.

† † †

Man weiß, daß in Mitten der unermeßlichen Wüste in Afrika der freundliche Gott den reisenden Menschen herrliche Inseln oder Oasen eingerichtet hat, auf daß sie nicht verschmachten noch vom Brande der heißen Sonne verzehrt werden. Daselbst springen lautere Brünnlein frischklaren Wassers in großer Zahl, und mächtige Bäume, als die schönen und heiligen Palmen, spenden Schatten und süße Frucht, und Blumen sprießen in zahlloser Menge von wunderbarem Geruch, und die allerbuntesten Vögel singen und preisen Gott ob all dieser Wonne und kein böses oder giftiges Thier darf solchem Bezirke nahen.

So und nicht anders hat Gott mir in meinem Leben eine Oase bereitet. Ich habe ein Kind gewonnen und kann mich freuen an seinem Anblick und seiner Holdseligkeit, als wäre es in Wahrheit meine eigene Tochter. Alltäglich gehe ich zu ihrem Häuschen, vermahne sie treulich mit geistlicher Rede oder lasse sie lachen, und das ist mir ein Glück so groß und schön, daß ich mich heimlich scheue, davon zu reden oder auch nur zu schreiben; denn man sagt, so Jemand das Glück laut anrufe, so eile es dahin und entfliege wie ein schöner Vogel, den eine laute Stimme verscheucht hat. —

† † †

Ei, ei, mein Vöglein Gertrud, heute habe ich ein lustiges Ding von dir gesehen. Nämlich als ich dem lieben Hause nahete, langsam wandelte der Schicklichkeit halber, wie es meine Gewohnheit ist, und hoffend von ferne schaute, so sah ich, wie mein Vöglein hoch auf ihrem Treppchen saß, das von außen in's Haus führt, und drunten hupften die drei unflüggen Spatzen, meine Buben, und warfen ihr große rothe Rosen zu wie Bälle, mit welchen die Kinder spielen, und sie fing dieselben allesammt mit so großer Geschicklichkeit, daß es nicht leicht Jemand glauben würde, der es nicht selber sähe. Welche sie aber zurückwarf, die steuerte sie so weislich, daß sie den Schlingeln fast in den Mund fielen, und doch waren diese oft genug so tölpisch und konnten sie nicht greifen. Und wie dann die drei Spatzen unter einander piepten und purzelten und sich balgten um die Rosen, wie war das lustig zu sehen, und wie lachte da meine Gertrud! Und wie ihr selbst die Wangen glühten vor Lust und herzlichem Eifer! Ein Kind! Ein Kind!

Hinwiederum wenn Einer richtig gefangen hatte und sie ihm zurief und seine Kunst lobte, da schien sie wieder wie eine Mutter; ja, Gott verzeih' mir die Sünde, recht wie die mütterliche Jungfrau Maria selber, in welcher Art etwa Meister Albertus Dürer sie gemalt hat. Wie sie aber mit so wundersamer Anmuth und so zierlicher Sicherheit griff und fing, als könne es ihr nimmermehr fehlen, da verwunderte ich mich abermal wie sonsten oft von Herzen



Digitized by Google

und freute mich, daß Gott sie mit so seltsamen und schönen Kräften in allen Stücken absonderlich ausgerüstet hat.

Zuletzt aber rief sie, als ob es sie gelüstete, ihre Kunst noch besser zu zeigen: „Du stehst mir zu nahe, Klaus! Weiche zurück, Barthel! Ganz hinten am Zaune, Fritz! — So, nun laßt sehen, ob ich euch treffen kann!“

Und so warf sie, und wahrlich, sie traf auch dort, nur daß die Rangen zu täppisch waren und nicht Acht gaben. Indem hatte sie nicht bemerkt und ich in dem Zuschauen auch nicht, daß ein Männlein des Weges gekommen war: und siehe, eben als das vorbeiging, fuhr ihm eine Rose gerade an den Kopf, daß es wohl ein wenig erschrecken mochte. Es war aber ein junger und stattlicher Bursche, der da gekommen war, schön, in vornehmen Kleidern; der blieb nicht lange verdutzt, sondern hurtig hat er das lustige Wurfgeschoß selber mit der Hand erwischt, zielt, wirft, trifft meinem Gertrudelein dicht vor die Augen. Das saß nun noch ganz erschrocken da, hebt aber doch die Hand und fängt, wie sie's einmal gewohnt ist; wirft freilich nicht wiederum zurück, ich meine, weil sie's nicht für schicklich hielt. Da schreien die Buben aber laut „Mehr! Mehr!“ Und sie muß ihnen zuschicken wie zuvor. Der junge Herr ist aber gewandter als die Tölpel alle drei, fängt ihnen die meisten Blumen vor der Nase weg; bald stehen sie nur noch, schauen zu und sperren verwundert die Mäuler auf. Das hübsche Männlein aber kämpfte solchermaßen wacker fort mit dem Kinde, rückte auch allmälig dicht an den Zaun, darnach husch, über den Zaun hinweg wie ein Hirsch, die Röslein sausten immer wilder hin und her wie ein rother Regen, zerflattern und decken den Boden, daß es sehr prächtig aussah, als wäre einer Herzogin zum Einzug die Straße mit Blumen bestreuet. Die Beiden aber hatten Alles um sich her vergessen und bewarfen einander so hitzig und scharf, als gälte es bitterlichen Ernst; und doch lachten sie laut und jauchzten ganz toll um die Wette.

Nun war das sehr lustig anzusehen, und, helfe mir Gott, mir zuckt' es selber in den Gliedern, und wenig fehlte, ich wäre hinzugesprungen und hätt' mitgethan, was mir doch um meines Alters und meiner geistlichen Würde willen übel angestanden hätte. Auf einmal aber sind die Rosen zu Ende, und die Beiden stehen und blicken stumm und roth einander an, und je länger sie weilten, um so röther wurden sie im Gesicht statt sich abzukühlen. Da dacht' ich: Nun ist's genug! trat dazu und redete mit ihnen.

Sie erschraken alle zwei wie Bösewichter, und ich hatte zumal eine Freude an meinem Gertrudelein, wie es so sehr beschämt war über solche Kinderei und rief: „Pfui, sollt' ich doch den Jungen ein besser Beispiel geben!“

Der tapfere Herr aber war auch ganz wirr geworden, redete eine gute Weile kein Wort, dann sprach er recht thöricht, ihn dürste, ob er ein Glas Wein haben könne?

„Ja, freilich,“ sagt die Gertrud schnell, „und das vom allerbesten Jahrgang, den wir haben; liegt unter der Erde der Kühlung halber.“ Läuft also und kommt wieder mit einem zinnernen Becherlein und reicht es ihm. Ich merkt' es gleich, es war eitel Brunnenwasser; denn Wein haben sie nicht im Hause, nicht einmal Bier. Er aber nimmt's und trinkt ganz ernsthaft, als spüre er

Digitized by Google

die Schalkheit nicht, blickt auch unter dem Trinken manchmal verstohlen über den Rand des Bechers auf das Mädchen, als hätt's ein Zauber ihm angethan.

Darauf entschuldigt sich der junge Mensch mit so blödem Stottern, daß mich's von einem so feinen Jungen, als der doch hätte lernen müssen die Rede zu setzen, daß verwunderte. Zuletzt ging er ab, und wir andern schauten ihm nach. Und als er so weit von uns fort war, daß er wohl meinte nicht mehr gesehen zu werden, auf einmal zieht er sein feines Federhütchen vom Kopfe, wirft es hoch in die Luft wie einen schlechten Fetzen, fängt es wieder, springt darnach hurtig über eine Hecke, die da war, und heissa! läuft querfeldein wie der Wind, daß er gar bald verschwunden war.

Wir haben nun, die Gertrude und ich, herzlich gelacht über den wunderlichen Herrn, der wie ein lustiger Bube that und nach allem Anschein ein vornehmer Mann war; und als ich nachher in mein Haus gekommen, hat mich die ganze Sache noch immer so gefreut, daß ich sie mir genau hab' müssen aufschreiben zu heiterem Gedächtniß, ob ich gleich weiß, daß ein verständiger und gelahrter Mann wohl klügere Dinge sollt schreiben können. Allein ich denke, mein Gott gönnet mir die Freude.

Scriptum Ao. 1559, am 27. Junii.

† † †

Der Herr hatte mir zur Prüfung christlicher Geduld ein Siechthum gesandt. Wie hab' ich mich nach meiner Gertrude gebanget! Sie hat aber, nachdem ich etliche Tage bei ihr nicht bin gesehen worden, ihre drei Spatzen zu mir gesandt, zu forschen, was es wäre. Und als sie erfahren, daß es übel mit mir stünde, ist sie stracks selber hergelaufen und hat mich pflegen und mir alles Gute erweisen wollen. Meine Schaffnerin aber ist verwundert gewesen über solchen Besuch und solches Begehren, und hat, wie mir schwanet, das arme Kind hart angelassen um vermeinter Schicklichkeit willen, denn das tolle und gutmüthige Weib glaubt, ich sei allenfalls noch jung genug zum Freien und zu Liebesgedanken. Ach, mein Gott, du aber weißt es, was mein Herz sich gelobt hat, und wie alt es überdem geworden ist.

Das arme Kind ist über solche thörichte Rede sehr erschrocken gewesen und still davongegangen; hat so betrübt dreingeschaut, daß es meine Alte selbst gejammert, wie sie vermeldete. Hiernach hat die Gertrud alle Tage wiederum ihre Brüder geschickt, nach meiner Gesundheit zu fragen. Gott sei gepriesen, heut kann ich den Bürschchen schon bessere Kunde auf den Weg geben. Am 25. Julii.

† † †

Meine Schaffnerin hat mir verwunderliche und schier erschreckliche Dinge berichtet, so ich in meinem starken Fieber soll geredet haben, davon mir selber nichts mehr bewußt geblieben. Hab' immerfort geschrieen, Satan schnappe mit aller Begier nach Gertrud's Seele. Etliche Mal habe es geschienen, als wähnte ich selbst der Teufel zu sein, sintemal ich mit listigem Angesicht solche Dinge geflüstert habe: „Siehst Du, ich mache Dich fest wider Feuer und Rauch, daß es um Dich brenne und Du nicht verbrannt werdest; siehe, ich lehre Dich Zaubertränke kochen und also Macht über die Menschen gewinnen, daß Du sie

Digitized by Google

seltsamer Freude, daß mir die Thränen leise aus den Augen tropften und ich an's Fenster trat, dieselben zu verbergen; denn ich hielt so große Weichheit einem Geistlichen nicht wohlanständig. Anfangs wollte mich das Staunen schier übermeistern, wie es doch dem armseligen Dirnlein so rasch gelungen, das Herz eines reichen, fürnehmen jungen Herrn gänzlich für sich zu gewinnen; nachher aber überdachte ich weislich, daß selbiger Herr ohne Zweifel redlichen Herzens sei, zudem auch klugen Sinnes, als der eine so feine Braut sich frei erkoren ohne Ansehn ihres Standes und geringen Besitzes.

Darum schwoll mein Herz zuletzt wieder auf von großer Freude um des Kindes willen; ich kehrte mich um zu den Beiden und segnete sie mit vielen sehr schönen und herzlichen Worten. Am Ende fragte ich nun den guten Marx, worin denn ich ihnen helfen sollte, und was ihnen beschwerlich sei? Und wie? Ob er mit seinem Vater schon geredet habe? Die Braut selbst freilich sei eine Waise.

Da machte er ein bekümmertes Gesicht und sagte: „Das ist's eben. Ich habe mit ihm geredet und ihm mein Herz geöffnet. Drauf hat er mich grausam angefahren, sich ganz wild angestellt und mich einen blöden Narren und einen Empörer geheißen und ähnliche Dinge mehr, was mich bitterlich betrübte, denn ich habe allezeit treu nach seinem Willen gethan und mich nie wider ihn gröblich vergangen. In diesem Einen Stück aber kann ich nimmer anders thun, als ich gesagt habe; Gertrude muß mein liebes Weib werden, oder wir müssen alle zwei vor Leid des Todes sterben."

Und als er dies sagte, schien gleichsam eine Flamme großer Liebe auf seinem Antlitz zu brennen und machte ihn schön wie einen starken Boten des Herrn. Und ich erkannte darin einen Wink Gottes, daß ich ihnen helfen sollte, so ich es vermöchte.

„Ja, Hochwürdiger Herr," sprach er weiter „man sagt, Euch sei eine gewaltige Kraft der Rede gegeben wie keinem andern Geistlichen noch Laien hiesiger Stadt; darum werdet Ihr auch gewißlich ohne allzugroße Mühe den Sinn meines Vaters zu wandeln vermögen, daß er erkenne, es sei keine Empörung, wenn ich Solches von ihm begehre, und auch keine Narrheit: Denn Ihr selber wisset ganz wohl und könnet laut Zeugniß ablegen, daß diese Jungfrau mit den allerschönsten Tugenden geziert ist und in allen Stücken werth und würdig, auch unter den vornehmsten Frauen der Stadt zu sitzen. Darum bitte ich Euch, thuet um ihretwillen nach meinem Verlangen."

Da er also flehte, ei freilich, wie konnt' ich anders? Ich mußt's ihm zusagen.

Drauf wurden sie augenblicklich beide so frohen Muthes, als ob nun Alles schon völlig zum Besten gekehrt wäre. Blieben noch eine kleine Weile in Freuden bei mir, setzten sich und trieben Narretheidunge. Lachten sehr viel und neckten sich untereinander und rühmten ein Jegliches, seine Liebe sei noch vielmal größer als des Andern; hielten sich aber sonst ganz ehrbar und thaten nichts, was meinen geistlichen Augen hätte übel gefallen müssen.

So bald aber als sie hinausgegangen waren, geschah mir ein wunderlich Ding, dessen ich mich nicht versehen hatte. Nämlich, da ich bisher eitel große

Digitized by Google

Zuletzt, als er stark ausgewüthet und etwas verschnaufen mußte, hub ich hurtig wieder an und berichtete ihm getreulich, was ich von der Gertrude Liebes und Gutes zu melden wußte, das doch nicht wenig ist: wie sie nicht allein ein sehr schönes und geschicktes Menschlein sei, sondern auch mit zahlreichen andern Tugenden vom Schöpfer sehr prächtig ausgeschmückt. Zum rechten Erweise ihres guten treuen Herzens erzählt' ich auch mit Freuden, wie fein sie aller ihrer seltsamen Thierlein pfleget, auch solcher, die von andern Menschen nichts werth gehalten werden, als die auf drei Beinen laufen oder sonst nichts nutz sind wie die Eidechsen und der Schuhu und das alt böse Weib. Ingleichen, daß ich ihm ein liebliches Bild gleichsam vor's Auge setzte und sein eigen Herz heiter und offen machte, that ich kund, wie die Zwei mit den Rosen zuerst aneinander gerathen sind und sich dabei toll und blind wie die Kinder, hinterdrein aber ganz blöde und dumm verhalten haben, als wären sie von einem plötzlichen Zauber gefangen; was weiter geschehen, davon wußt' ich freilich auch nichts, außer was die Kinder selbst mir gesagt haben, daß der Marx alle Tage (der Weile ich krank gelegen) mit Fleiß desselbigen Weges gestrichen sei, zuerst etliche Worte über den Zaun weg mit der Gertrud conversiret, bis sie sich vertraulich geworden sind und am Ende vor großer Liebe einander die Ehe versprochen haben.

Indem ich nun diese Geschichten mit kunstreichen Worten vorbrachte, ersah ich, daß des Mannes Zorn sich merklich sänftigte; er horchte mit Sorgfalt auf das Alles, und da ich geendigt, brummte er nur ein Weniges vor sich hin; dann sagte er schnell: gut, ich sollt' nur gehen, er wollte sich's überlegen; es könnte ja wahr sein, daß die Dirne was werth wäre und ihm gefallen möchte. Wollte auch selbst hingehen und selbige in der Stille sehen und ihre Art erforschen.

Da dankte ich im Herzen brünstig meinem Gott und verwunderte mich zugleich selbst der großen Macht und Beredsamkeit, die seine Gnade auch diesmal wieder auf meine Lippen gelegt, daß ich diesem argen Mann die Seele zu rühren vermocht. Hab' auch wahrlich sehr fein und mit herrlicher Kraft geredet; nur daß ich nicht wähne, dies sei mein Verdienst, sondern es ist des Höchsten allein.

Scriptum Ao. 1559. Am 3. Augusti.

† † †

Die Stolpische Hexe war allerdings unartiger und verstockter denn andere je zuvor. War doch durch vieler Zeugen Mund überwiesen, daß sie auf einer dreibeinigen schwarzen Katze (so man mir vorgewiesen, war ein sehr scheußlich Thier) Nachts zum Dache hinausgefahren ist; item daß sie den lebendigen Satan, oder, wie Etliche sagen, den bösen Geist Chim, in Körben anderen Weibern zugetragen zu bösem Gelüst, nämlich in Gestalt von Kröten und ähnlichem Ungezücht. So vielen Zeugen in's Angesicht aber leugnete sie boshaft, zeigte sich auch überaus hart von Gliedern, weil Satan sie stützte, und trug mehrere Grade der Folter von Neuem, ob sie gleich gräßlich schrie, daß mir die Haare gen Himmel standen und der Schweiß wie Blut von der Stirne troff. Zuletzt habe ich ganz allein sie ohne Folter mit eitel geistlichen Worten bezwungen und ihre Seele so zerknirscht, daß sie ihre Schande herzlich bereute und freudig in's Feuer stieg um ihrer ewigen Seligkeit willen.

Hat mir doch hart und schwer an's Herz gegriffen; also wünschte ich, es

Digitized by Google

möchte bei meinem Leben die Letzte sein, die solche Greuel verschuldet. Nun bin ich heimgekommen und bin bitter müde von der Fahrt, mehr noch im Herzen als an den Gliedern.

Ach leider! Gleich haben sie auch hier großmächtige Acta, die soll ich lesen und dann hinkommen. Heut aber vermag ich's nicht mehr. Wehe mir, falle doch der heilige Fluch Gottes auf Alle, so dem Teufel zu Liebe so scheußliche Schande treiben.

Am 20. Augusti 1559.

† † †

Allgütiger, allgnädiger, allbarmherziger Gott, halt ein mich zu schlagen, deine Hand ist zu schwer über mir, ich muß verderben und ganz vergehen vor deinem Zorn. Meine Seele schreiet laut auf und knirschet im Staube, mein Glaube versinkt, und meine Hoffnung weichet. Herr, Herr, hilf! Herr, erbarme dich mein, erleuchte mich oder wirf mich in's Meer, wo es am Tiefsten ist! Mein Gott und Heiland, nimm hin meinen Leib ihn zu zerschmettern, aber rette meine Seele und rette meinen Glauben!

† † †

Herr, Herr, warum hast du dem Teufel so ungeheure Macht gegeben auf Erden, daß nichts ihm, nichts widerstehen mag?

Siehe, meine Seele liegt so schwer darnieder, als wäre ein Fels auf meine Brust gewälzt; das letzte Lichtlein ist aus meinem Leben entwichen. O Gott, mein Herr, aber dennoch strafe mich noch schwerer und schrecklicher, so du willst; nur Eines, Eines flehe ich mit tausend Thränen und Seufzern: Rette die Seele dieses Mägdleins aus den Klauen des bösen Feindes! Laß hinfahren und brennen ihren Leib, daß ihre grause Schuld gesühnt werde, aber rette ihre Seele, ihre arme, liebe Seele!

Amen, Amen. Das heißt: Ja, ja, es soll also geschehen.

† † †

O mein himmlischer Heiland, dies Kind! dies Kind!

† † †

Psalm 13. Gebet in Traurigkeit und Herzensangst. Psalm 14. Lehre vom Verderben des menschlichen Geschlechts. Psalm 88. Gebet in schwerer Anfechtung.

† † †

Die alte Frau ist vor Schrecken gestorben, da man die Gertrud in ihrem Hause bestrickte und sie hinwegführte; ach, daß mir nicht eben dieses Heil widerfahren ist! Nun sterbe ich dahin vor dem Tode und will an Verzweiflung alle Stunden ersticken. Gertrud, Gertrud, warum hast du mir das gethan?

† † †

Sie sind alle abgewichen und allesammt untüchtig; da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer. Ps. 14, V. 3.

† † †

Nun ist der unselige Jüngling zu mir gekommen, der Marx Stojentin, war ganz verstöret und sah aus, als wäre der bleiche Tod über ihn hinweggeschritten. Warf sich zu meinen Füßen und flehete gar kläglich mit Aechzen und

Digitized by Google

Weinen, ich sollte ihm seine Braut vom Tode erretten, möge dann mit ihm selber geschehen, was da wolle. Mein Herz ward schwach vor großem Erbarmen; doch da er sich zuletzt allzu ungestüm geberdete, schalt ich ihn mit mäßigen Worten, er solle vielmehr an ihre sündige Seele denken, dann an ihren sterblichen Leib; an dem sei wohl nichts mehr zu erretten.

Da machte er seltsame Augen, als käme er von Sinnen, und rief mit gewaltiger Stimme: „Herr, wie redet Ihr doch so verwunderlich? Ihr wißt ja doch, daß unsere Gertrud unschuldig ist!"

Ich aber erwiderte ihm (Gott sah, mit welchem Schmerz), daß ja leider Alles zu deutlich bewiesen und von ihr selber eingestanden sei, frei und ohne Folter; darauf schrie er noch lauter und ward ganz wüthig: „Lüge, Lüge Alles, Verleumdung und schamlose Bosheit! Wider alle Welt will ich beharren und rufen: Gertrud ist unschuldig wie ein Engel des Himmels! Meine Hand und meine Zunge sollen verdorren, wenn ein Wort wahr ist von Allem, deß sie beschuldigt ist!"

Ich aber, als seine Wuth sich ein wenig gestillt hatte, forschte ihn aus, wie es ihm an jenem Tage zu Sinne gewesen, da sie ihn mit den Rosen warf, und wie nach diesem an den folgenden Tagen. Siehe, und ich vernahm mit schrecklichem Grausen, daß er Solches gar genau ebenso beschrieb, wie es mir leider ehedem mit der übeln Buhlerin Apollonia ergangen war. Das that ich ihm nun auch deutlich kund (obzwar ich mich heftig vor ihm schämte) und wies ihm, wie ganz offenbarlich auch diese Rosen des Teufels Spielwerk gewesen, damit sie ihn vergiftet, wie jene Andern auch zuvor.

Er aber verstockte seinen Sinn und wollt's nicht glauben, was doch vor Augen liegt. Ach ja, und war ich nicht selbst bisher auch so blöde und verblendet und wäre um ein Kleines zum andernmal in des Teufels Strick gefallen? Wie sollte nun dieser Jüngling weise sein? Gott erleuchte ihn und wahre seine Seele vor größerem Schaden.

Und weiter sprach ich zu ihm: „Seht doch, Lieber, so und so: sind nicht Unzählige vor ihr beklagt, bedrängt und gerichtet, weil sie mit widrigem Thiergezücht, das dem Teufel gehört, sich befaßten, Schlangen, Kröten, Molchen? Und wie sollten doch Eidechsen besserer Art sein oder der greuliche Schuhu? Und all ihre absonderliche Kunst und Geschicklichkeit, wie gern lehret Satan solche Stückchen! Ja, habe ich doch selbst nicht selten gottlose und schier teuflische Reden aus ihrem Munde vernommen, nur daß mein Sinn blöde war und nicht merkte, wo das herkam! Und sind nicht auch dreibeinige und hinkende Geschöpfe gleich ihren Katzen und Ziegen schon oft das Zeichen gewesen, daran man Hexen zuerst erkannt und ausgewittert? Siehe nun, wenn diese nicht schuldig wäre, da ihr so viel bewiesen ist wie nicht leicht einer Andern, und sie selbst auch so hurtig bekannt hat, ei, könnte man nicht glauben, daß auch alle die Anderen unschuldig gerichtet und gestorben seien? Oder wie meinet Ihr?"

Nach diesen meinen Fragen schaute er mich staunend an mit einem wilden Blick, als entsetzte er sich vor einem bösen Gespenst, und sagte laut und frech: „Ei, fürwahr, so sind sie alle unschuldig gestorben!"

Als er das sagte, war mir's im gleichen Augenblick als führe ein kaltes

Digitized by Google

Eisen mir mitten in's Herz und bliebe da haften, daß mein Puls stille stand viele Sekunden lang und wagte nicht mehr zu schlagen. Einen so großen, teuflischen Schauder habe ich nimmer noch in meinem Leben empfunden. Doch als das vorüber ging, sah ich wohl, daß es eitel Thorheit war, was er geredet hatte, und hielt ihm solches Unrecht wider Gericht und Obrigkeit ernstlich vor.

Zuletzt ging er von mir in unchristlicher Verzweiflung, und ich sorge fast, er möge etwas Arges wider die Obrigkeit im Schilde führen. Hat doch gar seinen leiblichen Vater mit bösen Worten verflucht: derselbe habe die ganze Sache aus schändlicher Arglist angezettelt, um ihm seine Braut zu entreißen, weil sie arm und von geringem Stande sei.

So leicht vermag der Satan auch fromme Seelen zu bethören und in Sünden zu locken!

† † †

Es ist gar seltsam: seit der Jüngling von mir gegangen, ist ein fürchterlich Zagen und Grausen über mich gekommen. Mir ist nicht anders, als gehe zu jeder Stunde ein Mörder hinter mir und begleite lauernd alle meine Schritte. Ich sehe ihn nicht, aber ich höre seinen Gang wie mit leiblichen Ohren, und ich weiß, wer es ist: ich kenne deine Tücken, Satanas!

Herr, halte deinen Schild vor mich und nimm dies teuflische Grauen von meiner Seele!

† † †

Und wenn sie dennoch unschuldig wäre, das Kind, das arme Kind . . . o gnadenreicher Gott, wenn diese Wonne mir aufbewahrt wäre . . .

Ei fürwahr, so sind sie alle unschuldig gestorben . . .

Ich spüre des Mörders Hände dicht an meiner Kehle.

† † †

Gleich einem Meer von eitel Blut wallet es vor meinen Augen; ich muß ersticken in der Angst und in dem entsetzlichen Ahnen. Wenn es wäre, wenn sie alle . . . hundert unschuldige Opfer . . . . Heiliger Gott, nein, nein, nein, wie könnte das sein? Es ist ganz unmöglich . . . Und wenn . . .

† † †

Herr, könnte ich vergehen vor deinem Angesicht und nichts mehr wissen von Erde noch Hölle noch Himmel in Ewigkeit, um diesem dunkeln Grauen zu entrinnen! Auch im Paradiese selbst wäre keine Ruhe für mich zu finden. Herr, mein Gott, erbarme dich und sende mir ein Zeichen, daß sie schuldig waren, jene, die durch mich gestorben sind . . . Ach, und Gertrud, meine süße Gertrud . . . sie könnte doch unschuldig sein . . . . Und dann . . .

So sind sie alle unschuldig gestorben.

† † †

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

† † †

Heiliger Gott, Allerbarmer, ja! ja! ja! Sie ist unschuldig! Ganz unschuldig. Meine Seele bebt vor namenloser Freude.

Denn ich weiß es, Herr, du hast mir ein Zeichen gegeben, und ich will es

Digitized by Google

beschwören vor deinem Angesicht laut als einen furchtbaren Eid: Siehe, solche Blicke vermag der Teufel nimmer zu schaffen, die gehen dennoch über seine Macht, so gewaltig groß sie ist! Ja, wie sie mir entgegensprang im Kerker mit dem sichern Blick der Freude und des Vertrauens, siehe, da fuhr es mir wie eine Flamme in's Herz, wie ein leuchtender Blitz des Herrn: Sie ist unschuldig, ganz unschuldig! Und ich jauchzte im Herzen vor eitel Wonne.

Aber ich leugnete noch vor mir selber und sprach zu ihr: „Hast du nicht Alles selbst vor dem Richter bekannt?"

Sie aber erröthete im Angesicht und antwortete und sprach: „Ach, lieber Vater, wie redet Ihr so zum Schein und wollt mich ängstigen? Ich aber fürchte mich nicht vor Euch und auch nicht zu sehr vor den Anderen, denn ich weiß, mein lieber Heiland wird mich gewiß erretten. Ja, seht, weil mich die Knechte entblößen wollten zur Folter, kam ich recht von Sinnen vor Scham und bekannte zuvor Alles, was sie von mir verlangten. Ihr aber wißt doch besser, wie es ergangen ist, denn Ihr habt mit Euren guten, treuen Augen gesehen, was ich gethan habe. Und Ihr müßt es ihnen doch gesagt haben, daß es nicht wahr ist, was sie mir Schuld geben!"

Und als sie dieses sagte, sah sie mich an mit ihren reinen Augen; ich aber meinte, dieselben vermöchten mir tief in's Herz zu schauen, und ich schämte mich bitterlich, daß ich an ihr gezweifelt.

Gottes Güte sei gepriesen in Ewigkeit, der mir in diesen Augen die Wahrheit zu sehen gab.

† † †

Nachdem mich Gott also mit vollkommener Klarheit erleuchtet hat, darnach über ein Kleines hat mir Satan von hinten zugerannt mit einer Stimme, wie wenn ein leiser Donner aus der Ferne kommt:

Ei, fürwahr, so sind sie alle unschuldig gestorben!

Und alsobald ist eine wundersame und fürchterliche Ruhe über mich gekommen wie über einen Mörder, der lange zagend seines Spruches harrete und nun des Todes ist schuldig befunden worden. Denn siehe, ich wußte auf einmal ganz gewiß, als wäre es mit feuriger Schrift in meine Brust geschrieben, daß ich ein hundertfältiger Mörder bin und hundertfältigen Todes schuldig. Allein die Ruhe sitzet wie Eis in meinem Herzen; die Schuld steht vor mir so riesengroß und fremd wie der Gedanke der Ewigkeit, den ich nicht fassen noch begreifen mag, sondern vor dem ich stumm in schaudernder Stille harre.

† † †

Ich weiß nun wohl, daß Gott meiner ganz vergessen hat um meiner unaussprechlichen Sünde willen. Ich aber will dennoch nicht ablassen in ihn zu dringen, daß er die Unschuldige durch mich erretten lasse und mich allein dem Tode hingebe. Er muß mich erhören, nicht um meinetwillen, sondern um ihretwillen, die an reiner Unschuld seinen Engeln gleicht. Du mußt mein Gebet erhören, du Allgerechter, ja du mußt!

† † †

Nur des Nachts in der Einsamkeit schleicht es heran und will mich ersticken . . . Dann vermeine ich, die Schuld könnte ich begreifen mit meinem

Digitized by Google

Geist . . . hundert Morde, hundert Morde . . . und ich höre das Angstgeschrei der Gerichteten . . . und ich denke, mit wie viel gräßlicherem Heulen und Stöhnen ich bald vor dem größeren Richter stehe . . . aber das ist zu groß, und wenn der Tag kommt, erstarre ich von Neuem in eisiger Ruhe!

† † †

Mir hat geträumt in dieser Nacht, und war doch nicht wie ein Traum, sondern wie leibhaftige Wahrheit.

Mir träumte, daß mein Leib gestorben sei, und meine Seele ward von einem ungeheuren Sturmwind emporgerissen zum Gericht. So fuhr sie hin, und war um sie her eine unendliche Leere, die schien gemenget aus Licht und Dunkel, und war nichts zu sehen in aller Weite. Es tönte ringsumher ein Rauschen wie von Flügeln der allergewaltigsten Vögel, laut wie hallender Donner, und war doch so still zur gleichen Zeit, daß man eines Kindes Wimmern hätte vernehmen können.

So fuhr meine Seele in Schauern umher. Da fühlte sie mit heiligem Schreck, daß Etwas nahete aus dem Leeren. Zu sehen war es nicht und nicht zu hören; sie aber wußte mit Zagen, daß es Gottes Nähe war.

Da erschien fernher schmetternd wie Posaunenton eine wilde Stimme, die rief herüber:

„Er hat getödtet, hundertfach gemordet."

Und alsobald zitterte ein tausendfältig Schluchzen und dunkles Stöhnen durch die Leere und ward so laut wie ein groß Jammern und Heulen, und meine Seele wollte hinschwinden und ersticken in Verzweiflung.

Darnach ward lange Zeit eine große Stille. Zuletzt erschien eine andere Stimme und drang hindurch, die war laut und weich, wie der Ton von einer Orgel geht, und rief:

„Er hat bereut, hat hundertfach gebüßet."

Und ward wiederum eine unendliche Stille, dumpfer noch und schrecklicher denn zuvor, und keine Antwort kam zum Guten noch zum Bösen. Meine Seele aber fühlte, daß Gottes Geist jetzt über ihr zu Gerichte saß, und ward zerrissen von Schaudern und Zagen.

Und über eine unendliche Zeit erscholl ein herrlich Klingen umher wie von tausend Glocken, die gegen den Abend geläutet werden, und es ward von unsichtbaren Stimmen: „Gnade! Gnade! Gnade!" gesungen.

Und säuselnd fühlte meine Seele sich fortgetragen durch den großen Raum und hörte nichts mehr und sah nichts mehr als den köstlichen Dämmerschein der ewigen Leere.

Aber nachdem sie eine große Weile also einsam in dem Weiten geschwommen, siehe, da traten aus dem Dunkel zwei Augen, die standen groß und starr und ruhten unbewegt auf meiner Seele und waren ganz voll Thränen.

Und meine Seele erschauderte und blickte abseits. Doch sie errettete sich nicht, denn allüberall drangen aus dem Dämmer andere Augen gleich dunkeln Sternen, ein Paar nach dem andern, und standen alle voll Thränen und ruhten auf ihr, und war kein Entrinnen vor den ewig klagenden Blicken.

Digitized by Google

Da zitterte meine Seele vor Grausen wie ein nacktes Kind und flatterte jammernd umher gleich einem geschreuchten Vogel und schrie laut in die Leere hinaus:

„Sohn Gottes, Heiland der Welt, erbarme dich meiner und stoße mich hinab zur Hölle, alle Qualen der Hölle sind nichts vor dem, was ich hier dulde. Siehe, es ist kein Raum für mich im Himmelreich, denn es ist voll von den Geistern meiner Ermordeten; die Seligkeit ist mir gräßlicher, denn die ewige Verdammniß."

Doch es kam keine Antwort auf solchen Jammerruf; die große Ewigkeit blieb stumm, und die Augen standen unbewegt.

Da ertrug ich es noch eine kurze Weile; dann fuhr ich mit einem heulenden Angstschrei aus dem Schlaf. Aber das Grausen ist nicht geringer geworden, seit ich wache.

† † †

Ich habe von Etlichen reden hören, die Seelen ungetaufter Kindlein und die Seelen der heidnischen Menschen werden nicht auferstehen am jüngsten Tage mit den Christen, sondern sie fahren hin in ewiges Nichts und in ewiges Vergessen. Mir aber rufet nun eine Stimme zu, das Gleiche müsse geschehen den Seelen Derer, die sich selbst des Leibes entlediget, die müssen versenket werden in ewige Vergessenheit. Aber ich weiß nun nicht mehr aus noch ein meines Glaubens, sind solche Gedanken von Gott oder vom Teufel? Ich bin irre geworden an der Wahrheit.

Es geht eine Sage im Volk, welche wahr ist und unzähligemal erprobt, daß in jedem Jahr am Allerseelentage der Dammitsche See ein menschlich Opfer heischet, das er verschlinget und ertränket. Wenn ich also solches Opfer vorstellte und mich selbst hingäbe, so müßte eines andern Menschen Leben gerettet werden. Und doch weiß ich nicht, was Gottes Gebote sagten zu solchem Sterben, denn mein Geist ist irre geworden an der Wahrheit.

† † †

Du sollst nicht tödten.
Auch nicht dich selbst. Denn dein Leib ist ein Tempel Gottes.
Wenn aber der Leib des Teufels Wohnstätte geworden —?
Du sollst nicht tödten.

† † †

Ei, wunderbar, wie bin ich so stark geworden und kenne keine Furcht mehr; es gibt kein so groß Uebel auf Erden, daß ich nicht Größeres erduldet hätte.

Gott hatte mich berufen zum Prediger seines Wortes, ich will nun hingehen und predigen allem Volk und der Obrigkeit selbst, daß sie ablassen von dem Wahn, als vermöchten sie die Werkzeuge des Teufels zu erkennen mit ihren irdischen Blicken und ihren Foltern; sie sollen aufhören Hexen zu brennen und sollen nicht vermeinen Gott damit zu dienen, sondern sie machen's nur ärger und schaffen dem Teufel allein große Freude.

Ich will ihnen zeigen, wie sie alle mit mir sind zu Mördern geworden, hundertfach zu Mördern. Mögen sie mich steinigen oder erschlagen um solches Wortes willen, ich fürchte mich nicht. Nur allein in Gottes Haus darf ich

Digitized by Google

nicht wieder treten, denn ich bin unrein geworden und ein gewaltiger Sünder. Draußen vor der Schwelle will ich ihnen predigen.

† † †

Dem ehrbaren, wohllöblichen Rathsherrn Wilhelm Loitz allhier, Gratia et Pax.

Solches schreibet Euch am 25. Augusti im Jahre des Heils 1559 im Kerker und zum Tode verdammt wegen Aufruhrs Euer betrübter großer Sünder Bartholomäus Wachholtius.

Habet zuvörderst allen rechtschaffenen Dank meines Herzens, daß Ihr mich habt heimlich wissen lassen, mit Eurer Hilfe seien der Marx Stojentin und die Jungfer Gertrud Gröningin glücklich eingeschiffet und in See gegangen gen Holland. Gott segne die treuen Herzen; bei diesen wird mein Angedenken in Ehren bleiben. Euch aber, liebreicher Helfer und wahrhafter Rathsherr, wird Gott vergelten, was Ihr an den Unschuldigen Gutes gethan.

Darnach will ich Euch getreulich nach aller Wahrheit berichten, wie Solches an mir geschehen ist, daß ich bin zum bösen Aufrührer wider die Obrigkeit geworden, da ich doch alle Zeit zuvor meinte, derselben getreuer und redlicher Knecht zu sein. Das ist also ergangen.

Ich redete zu den Leuten am Sonntag vor der Thür von St. Marien Dom und schlug in ihr Gewissen mit gewaltigen Worten, die wie ein Sturm aus meinem Munde gingen. Schonete auch mein selber nicht, sondern verklagte mich fleißig wegen der armen Hexen, die ich zu Unrecht mit meiner starken Rede bedränget und verwirrt hatte, daß sie bekannten, was sie nimmer gethan.

So redete ich lange Zeit, und der Leute wurden sehr viele, daß es um mich her wogte wie ein großes Meer mit unzähligen starken Wellen, und ich sahe die Augen derer, so mir nahe standen, glühen wie von zehrenden Flammen und unterweilen ging ein Murmeln durch die Menge oder ein Stöhnen, wie wenn ein Windstoß durch ein Röhricht fährt, und die Rede meines Mundes ward darnach immer lauter und mächtiger, und mir war, als wäre ich in einem Rausch, und als spräche all das ganze Volk um mich her zugleich aus mir Einem Manne.

Auf einmal aber schrie eine Stimme laut auf, die muß des Marx Stojentin gewesen sein, und schrie mit jämmerlichem Ruf: „Gertrud! Gertrud!“ Und alsobald hub sich ein Heulen umher und gellend Geschrei, und ward ein ungeheures Toben des Volks, als würden sie rasend, und meine Stimme ward nicht mehr gehört und mußte verstummen. Ich selbst aber ward aufgehoben von etlichen Männern und fortgerissen, und sie trugen mich hin wie ein hilflos Kind, daß ich ihnen nicht zu wehren vermochte.

Also ward groß Aufruhr und Meuterei, und sie stürmten in Haufen wider das Gefängniß und brachen die Thüren und rissen heraus, die darinnen saßen, Schuldige und Unschuldige. Die Knechte aber, so ihnen Einhalt thun wollten, schlugen sie todt, und von solchem greulichen Morden wurden sie ganz von Sinnen wie wilde Thiere, zogen vor's Rathhaus und vor etlicher Richter und Rathsleute Häuser, griffen dieselben, und sind solchermaßen derselben mehrere schändlich um's Leben gebracht worden.

Zu allerletzt vermochte ich heimlich zu entweichen, barg mich in meinem Hause und lag daselbst mit schrecklichem Weinen viele Stunden. Und als es

Digitized by Google

Abend geworden war und das Toben der Aufrührer ein wenig gedämpfet worden, ging ich hin und überantwortete mich den Richtern. Dieselben haben den Spruch gethan, daß ich des Todes schuldig sei, weil ich den tollen, gemeinen Mann mit loser Rede wider sie verhetzet. Wisset aber, dieselben haben recht gerichtet.

Ach, mein Herr Loitz, es ist meinem Herzen sehr wehe, daß ich auch dieser Sünde mußte schuldig werden; aber der Herr hat's zugelassen, sein Wille geschehe. Es stehet geschrieben:

Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus seinem guten Schatz des Herzens, und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus seinem bösen Schatz.

Ich aber habe alle Zeit gemeinet, Gutes zu wollen und dem Herren recht zu dienen, und habe doch alle Zeit eitel Böses hervorgebracht. Daran habe ich nun erkannt, wir Menschenkinder wandeln allzumal im Dunkeln, die Weile wir im Fleische leben, und bleiben im Irrthum gefangen; und ob wir uns gleich brünstig heften und klammern an jegliches Wort und an jeglichen Buchstaben der Schrift, wir erretten uns doch nicht von Irren und Wahn, und ist keine Wahrheit zu finden denn bei Gott allein.

Solche schwere und große Erkenntniß hat mich getröstet in meiner gräßlichen Noth; Gott hat uns die Wahrheit auf Erden nicht gegeben und wird uns nicht richten, als ob wir erleuchtet und wissend wären. Er wird Wege finden, wie er auch meine verlorene Seele errette.

Darum ist's nun vor dem Tode still geworden in meinem Herzen und wohnet Friede darinnen.



Digitized by Google

# Die Beziehungen des heiligen Stuhles zu Mexiko vor und während der Kaiserepisode.

Die heutige Zeit, in welcher ein mächtiger, vorzugsweise protestantischer Staat — wenigstens der Religion seiner Herrscherfamilie und der Mehrzahl seiner Bewohner nach — den hochherzigen Versuch begonnen hat, durch Erneuerung seiner lange Zeit unterbrochen gewesenen diplomatischen Verbindung mit dem heiligen Stuhl zu einem angemessenen Modus vivendi mit der katholischen Kirche zu gelangen, dürfte es rechtfertigen, wenn wir auf den Verlauf eines gleichen Versuches Seitens einer katholischen Regierung und eines katholischen Fürsten eines wesentlich katholischen Landes einen Blick werfen, eines Fürsten, welcher, von der monarchisch-clericalen Partei des Landes berufen, die Monarchie und die Religion in ihrem alten Glanze in Mexiko wiederherstellen sollte.

Die nachfolgende Darstellung wird nachweisen: welche Forderungen der heilige Stuhl hierbei für seine Mitwirkung aufgestellt hat, und daß diese als ewige und unveränderliche geltend gemacht werden auf die Gefahr hin, die Regierung zu stürzen und sei es auch die eines katholischen Herrschers, des Bruders des mächtigsten Fürsten der katholischen Christenheit, auf die Gefahr hin, lange Zeit, ja für immer, alle Beziehungen der Kirche in dem betreffenden Lande und der Gläubigen zu dem römischen Oberhaupte zu unterbrechen, also im kirchlichen Sinne auf die Gefahr des Seelenheiles und eines von dem Oberhaupte der Kirche fortdauernd bejammerten Nothstandes dieser Gläubigen hin.

Wenn, wie die nachfolgende Darstellung weiter nachweisen wird, dieser Versuch völlig fehl geschlagen ist, so wird der Zweifel gerechtfertigt sein, welcher sich an den Versuch eines um das Wohl seiner katholischen Unterthanen und um die Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse eifrigst besorgten und wohlwollenden protestantischen Fürsten knüpft, den päpstlichen Stuhl zu solchen Concessionen zu bewegen, welche der Staat, mögen seine Bewohner vorherrschend katholisch oder akatholisch sein, überall zur Wahrung seiner Selbständigkeit in Anspruch zu nehmen hat.

## I.

Um zu einer klaren Einsicht in die kirchlichen Zustände zu gelangen, welche der Erzherzog Maximilian von Oesterreich bei seinem Eintreffen in Mexiko vorfand, ist es nöthig, einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung derselben seit der Unabhängigkeitserklärung des Landes von der Krone Spanien zu werfen. Wir folgen hierbei durchgängig documentarisch beglaubigten Angaben in dem

Digitized by Google

1854 erschienenen Werke des damaligen preußischen Minister-Residenten in Mexiko, Freiherrn von Richthofen: „Die politischen Zustände der Republik Mexiko seit deren Unabhängigkeit“ [1]).

Danach hatte bei der politischen Constituirung des Landes das Verfassungsstatut vom 4. October 1824 im Art. 3 ausgesprochen: „Die Religion der mexikanischen Nation ist und bleibt stets die apostolisch-römisch-katholische; die Nation schützt solche durch weise und gerechte Gesetze und verbietet die Ausübung jedes andern Cultus.“

Diese Fassung, so günstig sie auch für das Oberhaupt der katholischen Kirche lautete, befriedigte jedoch den Papst nicht, weil er die Unabhängigkeitserklärung des Landes von den katholischen Königen überhaupt als Empörung ansah, die republicanische Form der Regierung ihm mißfiel und besonders weil letztere gleichzeitig das von der vormaligen spanischen Regierung ausgeübte Patronatsrecht für sich in Anspruch nahm, in Folge dessen die Ernennungen zu kirchlichen Aemtern das Visum der Regierung für ihre Gültigkeit bedurften, soweit sie nicht von den katholischen Königen selbst erfolgten.

Noch ehe die Verhandlungen hierüber im Congreß abgeschlossen waren, hatte der Papst bereits durch eine Bulle vom 24. September desselben Jahres den Bannfluch über die Republik und ihre Regierung ausgesprochen. Der Erzbischof von Mexiko und einige andere hohe Geistliche hatten der Anweisung des Papstes gemäß darauf das Land verlassen. Der größte Theil der Bischofssitze war somit derelinquirt. Im Jahre 1829 waren außer der Metropole noch sieben Bisthümer verwaist, alle Erhebungen zu höheren geistlichen Stellen und Würden waren suspendirt, es war mehr als die Hälfte der Parochien unbesetzt oder doch nur interimistisch verwaltet, kurz, ein Zustand eingetreten, welcher in dem ausschließlich katholischen Lande von ungleich nachtheiligeren Folgen für die gesammte Bevölkerung sein mußte, als der jetzt so ausgeschriene Nothstand der katholischen Kirche in Preußen in Folge der Vacanz einiger Bisthümer und Pfarreien.

Obwohl die mexikanische Regierung im Laufe der Zeit mehrfach Vorstellung bei dem Papste erhob und sich bereit erklärte, in Verhandlung mit ihm einzutreten, um dem allmälig immer mehr demoralisirenden Zustande in der kirchlichen Verfassung des Landes abzuhelfen, so gelang es derselben doch lange nicht, beim Vatican Eingang für ihre Wünsche zu finden.

Erst gegen die Mitte der vierziger Jahre, und nachdem auch die Krone Spanien die Unabhängigkeit Mexiko's längst (1837) anerkannt hatte, war indeß doch, unter stillschweigender Zulassung des Papstes und unter factischer Vergessenheit des Bannstrahles, der Erzbischof von Mexiko dahin zurückgekehrt und hatte sich, ohne von der Regierung gehindert zu sein, im erzbischöflichen Palast wieder niedergelassen, und auch die übrigen Bischöfe hatten sich nach und nach meistentheils wieder in ihren Bisthümern eingefunden. Damit gelangten auch die vacanten Pfarreien allmälig zur Wiederbesetzung. Es bildete sich nun ein Modus vivendi, durch welchen die katholische Kirche in Mexiko zu einer gewissen Unabhängigkeit vom Papste gelangt, und wenigstens der immittelbaren Einwirkung

[1]) Berlin in der Decker'schen Geh. Oberhofbuchdruckerei.



Digitized by Google

desselben entzogen war. Auch der niedere Clerus, die Pfarrgeistlichen und die Klostergeistlichen, welche längere Zeit ohne alle Beaufsichtigung geblieben waren, hatten sich, begünstigt durch den aus der spanischen Zeit ihnen verbliebenen Einfluß auf die unwissende und abergläubische eingeborene indische Bevölkerung — sechs Siebentheile der Gesammtbevölkerung —, durch die Entlegenheit der Parochien von den Bischofssitzen und andere Umstände, von jeder Oberaufsicht emancipirt und bedrückten das Volk durch hergebrachte und angemaßte Strafgewalt und Willkürlichkeiten jeder Art.

So kam es, daß nach und nach der Papst sowohl als die Landesregierung sich einander wieder zu nähern anfingen; der erstere, um die Zügel der Gewalt über den Clerus, die ihm nachgerade aus der Hand gefallen waren, wieder zu erlangen, die Regierung, um vermittelst des Papstes der Bedrückungen des Volkes durch den Clerus Herr zu werden.

Dies gab, nachdem die Regierung sich der wohlwollenden Aufnahme einer Gesandtschaft an den Papst vorher versichert hatte, zur Absendung einer solchen anfangs des Jahres 1848 nach Rom Veranlassung, welche über die vorgedachte Patronatsfrage und andere Angelegenheiten delicater Natur verhandeln sollte. Sie gelangte indeß im Laufe eines Jahres zu keiner Hebung der obwaltenden Schwierigkeiten und hatte überhaupt keinerlei Ergebniß bis zu dem Zeitpunkt, wo der Papst 1849 nach Gaeta geflüchtet war.

Eine aus diesem Anlaß vom Congreß votirte Donation von 25,000 Pesos fuertes (ca. 120,000 Mark) stimmte indeß den Papst milder und veranlaßte endlich die Mission eines außerordentlichen apostolischen Delegaten nach Mexiko in der Person des Monseñor Clementi, Erzbischofs von Damaskus i. p. inf., bis dahin in Mission in Brüssel, welcher jedoch erst gegen Ende des Jahres 1851 in Mexiko eintraf.

Der Delegat theilte nun das bereits unterm 26. August desselben Jahres für ihn ausgefertigte, seine Ernennung, Instruction und Vollmachten enthaltende Breve in lateinischer Sprache, welches nach den Anfangsworten desselben unter dem Namen: das Breve „Quum in persona Beati Petri“ in Mexiko allgemein bekannt ist, der Regierung mit und beantragte dessen Anerkennung, oder mit dem spanischen Worte das „Pase“ (lateinisch dem Begriffe nach das Placet).

Wir übergehen den die Ernennung enthaltenden Eingang des Schriftstückes und geben in nachfolgender möglichst wörtlicher Uebersetzung die dem Delegaten beigelegten Befugnisse:

„Damit Du, ehrwürdiger Bruder, Dein hochwichtiges Amt mit um so größerem Erfolge wahrnehmen kannst, haben wir für erforderlich erachtet, Dir die nachfolgenden Vollmachten durch gegenwärtiges Schriftstück zu ertheilen:

„Erstens geben wir Dir die Ermächtigung (potestatem), in den erwähnten Landen, in welchen Du das Amt des Apostolischen Delegaten angetreten haben wirst, entweder durch Dich selbst oder durch einen durch Frömmigkeit, Klugheit und Bekenntniß (doctrina) angesehenen Geistlichen die Metropolitan-Cathedral- und Collegiat-Kirchen, ebenso die Klöster und Priorate und die sogenannten (ut dicunt) Präpositate und Präposituren jeder Ordnung, auch die Hospitien und Exempten, in Augenschein zu nehmen und Visitation darin vorzunehmen (visitare) und ihren Zustand (statum), ihre Regeln, Verfassung (statuta), Gewohnheiten, Sitten, Disciplin und Lebensweise (vitam) zu untersuchen, um demnächst hierüber an diesen heiligen Stuhl zu berichten.

„Du bist ferner ermächtigt, kirchliches Interdict zu erlassen und aufzuheben.

Digitized by Google

„Ebenso geben wir Dir Befugniß (facultatem), entweder selbst oder durch andere geeignete, von Dir zu erwählende Männer in allen Ehesachen (causas matrimoniales) und übrigen Streitsachen, profanen, bürgerlichen, criminellen und gemischten, welche aus irgend welchem Grunde der geistlichen Gerichtsbarkeit unterstehen, zu erkennen und zu verfügen (cognoscere ac definire), jedoch unter Beachtung und Berücksichtigung der Rechte der ordentlichen Richter (Ordinariorum), soweit es sich um die erste Instanz in Processen dieser Art handelt, und nach Maßgabe der Vorschriften des Tridentinischen Concils.

„Du wirst ferner hierdurch berechtigt (fas tibi erit), Personen jeglicher Art (quascumque personas) gegen Erkenntnisse, Urtheile und Verträge jeglicher Art (contractus quoscunque), wie es Rechtens sein wird (prout juris erit), in den vorigen Stand zu versetzen (in integrum restituere), sofern durch diesen Act einem Andern kein Nachtheil erwächst, und von allen Strafarten (a quibusvis censuris et poenis) zu lösen; ebenso bist Du berechtigt, in beiden Gerichtsstätten (in utroque foro, d. h. dem kirchlichen, wie dem bürgerlichen), soweit es sich dabei um die kirchlichen und canonischen Strafen handelt, jedoch nach heilsamer Pönitenz und mit Rücksicht auf den Grund der Verschuldung, Denjenigen Absolution zu ertheilen (absolvere), welche einen Mord, jedoch nicht absichtlich (non tamen voluntarium), oder einen Kirchenraub, oder einen Meineid verübt, oder sich an Pfarrgeistlichen oder andern den heiligen Ordnungen angehörigen Personen — jedoch nur insoweit, als es sich nicht hierbei um Aebte oder Bischöfe handelt — gewaltsam vergriffen haben (manus violentas injecerint), oder welche sich mißbräuchlich (furtive) in die geistlichen Orden eingeschlichen haben."

Es folgt nun eine Reihe von Verbrechen: Ehebruch, Blutschande und andere fleischliche Verbrechen, Wucher, Raub, Brandstiftung, und überhaupt Verbrechen jeder Art (reos quorumque criminum), für welche, soweit sie vor das kirchliche Forum gehören, dem Delegaten die Befugniß zur Absolutionsertheilung beigelegt wird, jedoch mit Ausschluß des schon erwähnten vorsätzlichen Mordes, der Ketzerei, der Bigamie und des Hochverraths. Dann gewährt das Breve dem Delegaten noch eine sehr ausgedehnte Befugniß zu Dispensen und Licenzen aller Art, was die persönlichen Verhältnisse der Geistlichen, die Bedingungen ihrer Anstellung, die Fasten der Gläubigen, die Ehehindernisse für Brautpaare oder schon Verheirathete, die Vernachlässigung kirchlicher Pflichten u. s. w. betrifft, und fährt dann, soweit es sich um die Forderungen des Papstes gegen den Staat handelt, wörtlich weiter fort:

„Zu Deinen Befugnissen wird es ferner gehören, geeigneten Personen irgend welche Kircheneinkünfte (beneficia ecclesiastica quaecumque), deren Collation dieser apostolische Stuhl in Anspruch nehmen könnte (quorum collatio ad hanc apostolicam sedem spectare possit), zuzuweisen; ausgenommen davon jedoch sollen sein: solche, welche den Metropolitan- und Cathedral-Kirchen zuständig sind, solche, auf deren Collationsrecht Andere Anspruch haben, und diejenigen, über welche auf einigen Gebietsstellen die Jurisdiction dem Clerus mit der Gemeinde zusteht, und die gemeinhin gleichsam diöcesslos genannt werden (et quae jurisdictionem aliquo in territorio cum clero et populo[1]) habeant, quae quasi nullius Dioecesis appellantur).

„Außerdem bist Du berechtigt, solchen geistlichen Personen (viris ecclesiasticis), welche sich im Besitz weltlicher Einkünfte in Folge ihres Titels oder als Commenden befinden, und ebenso den Canonicats-Collegien, den Klöstern, den Cönobien (coenobiis) und Genossenschaften (eigentlich kirchlichen Brüderschaften, sodalitatibus) zu gestatten, daß sie Grundstücke (bona immobilia), welche jedoch den jährlichen Ertrag von fünf Ducaten Kammergoldes (auri de camera) nicht übersteigen, austauschen, verkaufen und in immerwährende Zeitpacht (emphyteusim perpetuam) austhun können; auch wirst Du ermächtigt sein, Uebertragungen, Käufe und sonstige Besitzveränderungen dieses Werthes, soweit sie bereits erfolgt sind, zu genehmigen und zu bestätigen, jedoch unter

[1]) Offenbar hat eine Uebersetzung des spanischen Wortes „pueblo" in „populo" stattgefunden, welches hier, dem Sinne nach, Ortschaft oder Gemeinde bedeutet.

Digitized by Google

genauer Beobachtung (ea tamen lege), daß die Ausführung des ganzen diesfälligen Geschäfts entweder der ordentlichen Behörde des Orts und ihrem Beamten oder dem Dignatar der Cathedralkirche übertragen wird.

„Du bist auch befugt, den Weltgeistlichen, jedoch nur denen, welchen keine Seelsorge übertragen ist, eine Vacanz bis zur Dauer von fünf Jahren zu gestatten, um sich dem juristischen Studium und der Gesetzeskunde zu widmen.

„Damit" — so heißt es gegen den Schluß des Breve — „Du dem Dir übertragenen Amte mit um so größerem Ansehn (honorificentius) vorstehen kannst, ermächtigen wir Dich endlich, dreißig durch Frömmigkeit, Bekenntniß und mit andern vorzüglichen Eigenschaften gezierte geistliche Männer, welche sich in irgend einer Weise um die katholische Sache verdient gemacht haben, zu Apostolischen Ehren-Protonotaren oder Titularen mit allen Rechten, Privilegien und Nachsichten (indultis) zu ernennen, welche andere apostolische Protonotare nach der Bestimmung unsers Vorgängers, des Papstes Pius VII. glorreichen Gedächtnisses vom Monat December 1819 entweder besitzen, besessen haben oder besitzen werden. Das soll jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung geschehen, daß Diejenigen, denen Du diese Ehren zugedacht hast, ehe sie in deren Besitz treten, bei einem hochgestellten Geistlichen ein Glaubensbekenntniß ablegen nach den Artikeln, welche hierfür von diesem heiligen Stuhl vorgeschrieben sind, und sich zu diesem Bekenntniß durch Eid verpflichten. Du wirst dann Unserem geliebten Sohne, dem Cardinal a Secretis Brevium die Personen namhaft machen, die Du mit diesen Ehren geziert hast."

Der Inhalt des Breve, besonders in den von uns wörtlich hervorgehobenen Stellen, gab, als die Regierung dasselbe zur Berathung in den Congreß brachte, dort zu mannigfachen Bedenken Anlaß und die Ertheilung des „Pase" wurde hierdurch verzögert. Der päpstliche Delegat, ein sehr verständiger, gemäßigter, vorsichtiger und würdiger Mann, wurde unterdessen von der Regierung in keiner Weise gehindert, die Revision aller kirchlichen Institute und Aemter, wie sie ihm der Eingang des Breve zur Pflicht machte, vorzunehmen; desto mehr erregte indeß dieses Vorgehen beim hohen und niederen Clerus Mißvergnügen, bei den Bischöfen, die sich in ihrer Autorität zurückgesetzt sahen, bei dem niederen Clerus und den zahlreichen Klostergeistlichen, welche die schreiendsten Mißbräuche nicht aufdecken lassen wollten. Der Delegat fand daher Widerstand und konnte seine Aufgabe um so weniger erfüllen, als ihm, wie gesagt, das „Pase" für das Breve und damit die Unterstützung der Regierung abging.

Endlich nach langen Verhandlungen im Congreß erfolgte unterm 30. März 1853 regierungsseitig unter Zustimmung des Congresses vollinhaltlich die Publication des Breve im amtlichen Blatt, mit dem „Pase" der Regierung, jedoch mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß von den dem Delegaten darin beigelegten Befugnissen die folgenden durchaus ausgeschlossen sein sollten:

1) kirchliche Interdicte zu verhängen;

2) die Gerichtsbarkeit (jurisdiction contenciosa) in den in 2. und 3. Instanz dem kirchlichen Forum vindicirten Processen auszuüben;

3) die Restitutio in integrum gegen gerichtliche Urtheile und abgeschlossene Verträge (contratos);

4) alles, was in dem Breve sich auf bereits erfolgte oder noch zu erfolgende Veräußerungen bezieht;

5) die Uebertragung geistlicher Beneficien (beneficios ecclesiasticos), deren Bewilligung von dem heiligen Stuhl in Anspruch genommen werden wollte;

6) die Ernennung von apostolischen Honorar- und Titular-Protonotarien.

In der Publications-Verfügung erklärte die Regierung ihre Absicht,

Digitized by Google

diese Ausnahmen Seiner Heiligkeit gegenüber zu begründen, und auch über einige andere vorläufig noch nicht ausdrücklich ausgenommene Punkte des Breve mit dem Papste in Verhandlung zu treten.

Es ergibt sich hieraus, daß die Verhandlungen über die Beziehungen des h. Stuhles zur mexikanischen Regierung vermittelst des Delegaten zu keinem Abschluß gekommen waren, und daß die Einwirkung desselben auf die kirchlichen Zustände Mexiko's noch eine so ungewisse und schwankende war, daß selbst das kluge, vorsichtige und zurückhaltende Verhalten des päpstlichen Abgesandten mit der Zeit offene Conflikte nicht vermeiden konnte.

In Bezug auf die Beaufsichtigung der Geistlichkeit hatte das „Pase" der Regierung dem Delegaten alle Befugniß zugestanden; aber hier ergab sich sehr bald die Schwierigkeit, daß der päpstliche Delegat keine Machtmittel hatte, der allmälig eingetretenen Entwöhnung des Clerus von jeder Beaufsichtigung und der daraus entstandenen Verwilderung desselben entgegen zu treten und die haarsträubenden Mißbräuche, die er vorfand, abzustellen, und daß er andererseits auch auf die Regierung nicht recurriren konnte und wollte, deren Einwirkung auf den Clerus nach der Intention des Papstes möglichst ausgeschlossen bleiben sollte.

Aus den Verhandlungen über das „Pase" im Congreß konnte sich der päpstliche Delegat von dem überaus traurigen Zustand des Clerus überzeugen; es kamen Dinge zur Sprache, nicht etwa als einzelne Ausnahmen von der Regel, sondern als offenkundige Regel selbst, welche keinen Zweifel darüber lassen konnten, daß der Clerus selbst das hauptsächlichste Element der Immoralität und des Aberglaubens bildete, und die raffinirteste Grausamkeit gegen die von ihm abhängigen Diöcesanen übte, „eine Mischung von Ignoranz und Fanatismus, von Insolenz und Aberglauben, von Frechheit und Scheinheiligkeit," wie bei den Verhandlungen selbst die Minister insbesondere den Clerus auf dem Lande wörtlich charakterisirten.[1])

Es lagen also Gründe vor, welche die Regierung wünschen lassen mußten, den päpstlichen Delegaten in seinen Bestrebungen zur Abstellung der Mißbräuche und zur Reformation des Clerus zu unterstützen, und es geschah, soweit er sie selbst dafür in Anspruch nahm, worin er sehr vorsichtig war.

Aber einerseits die bald gemachte Wahrnehmung, daß er damit in ein Wespennest stach und sich dem Widerstand des Clerus und des von diesem zuletzt gegen ihn aufgehetzten abergläubischen Volkes gegenüber sah, und andererseits die Unnachgiebigkeit der Regierung gegen die ihre Autorität verletzenden Punkte in dem Breve, welche, da der Delegat mit bekannter Hartnäckigkeit Befehl erhielt, auf denselben zu bestehen, doch eine allmälige Erkältung der gegenseitigen Beziehungen — weniger zwischen dem Delegaten und der Regierung, als zwischen dieser und dem Papst — zur Folge hatte, führten dazu, daß der Delegat gleichsam fluchtartig bereits im Jahre 1855 das Land ohne irgend ein Ergebniß seiner Mission verließ.

Die Regierung der Republik hatte bis dahin geglaubt, daß sie den allge-

[1]) Genaueres über den Zustand des Clerus findet sich in dem citirten Richthofen'schen Werke S. 208 u. ff.

Digitized by Google

meinen Mißständen im Lande, welche hauptsächlich in dem aus der spanischen Zeit herrührenden Uebergewicht des Clerus bestanden, durch eine Einwirkung auf diesen vermittelst des h. Stuhles abzuhelfen vermöge, und alle Bestrebungen derselben waren darauf gerichtet, den h. Vater hierzu zu vermögen.

Als dies fehlgeschlagen war und das augenscheinliche Bestreben des Vaticans zur Evidenz trat, gleichsam in eine Mitregierung des Landes unter vermeintlicher Begünstigung der Umstände einzutreten, da änderte sich in Folge einer natürlichen Reaction auf einmal die bisherige Auffassung der kirchlichen Fragen in Mexiko.

Im offenbaren Zusammenhange mit diesen war die bisherige, sich mehr oder minder auf den reichen Clerus stützende, daher gegen diesen, selbst in den Beziehungen desselben zum Papste nachsichtige Regierung durch die Gewalt der Ereignisse gestürzt worden, welche nach und nach zu einer vollkommenen Anarchie geführt hatten.

Um einigermaßen eine Idee zu geben von dem thatsächlichen Zustande des Clerus zu jener Zeit, ist zu erwähnen, daß die Mitglieder des Priesterstandes (clerigos) als solche gewisse persönliche Prärogative (fueros) genossen, welche dieselben aus der spanischen Regierungszeit in das Unabhängigkeitsverhältniß der Republik mit hinübergenommen hatten, insbesondere auch die Exemtion von dem bürgerlichen Gerichtsstande und die Unterstellung unter lediglich geistliche Gerichte; außerdem waren auch Zweige des bürgerlichen Rechtes, nicht blos etwa Ehesachen, sondern auch die aus dem Erbrecht sich ergebenden Streitigkeiten und eine gewisse faktische Criminalgewalt den verschiedenen geistlichen Gerichten zuständig; endlich fungirten die Pfarrer für die gesetzlichen Feststellungen von Heirathen, Geburts- und Todesfällen gegen ganz exorbitante Gebühren, der Art, daß bei Armuthsfällen z. B. bei Heirathen, die Brautleute die Traugebühr, mindestens 25 Pesos fuertes (über 100 Mark), und bei Todesfällen die Hinterbliebenen die Bestattungsgebühr resp. durch vorherigen und nachfolgenden mehrmonatlichen Frohndienst auf den Pfarrgütern abarbeiten mußten, sodaß, wie die Minister im Congreß sagten, oft zwanzig bis dreißig Weiber in einem Pfarrhause zu solchen Arbeiten, und nicht selten zu verwerflicheren Zwecken, sich zusammengehäuft fanden.

Nach einer amtlichen Statistik aus der ersten Hälfte der fünfziger Jahre — also aus der Zeitperiode, in welcher der Clerus in seinem Besitzstande noch keine Anfechtung erfahren hatte, und die Regierung noch glaubte, seiner Unterstützung zu Regierungszwecken nicht entbehren zu können und sich daher gut zu ihm stellen zu müssen — wurde nachgewiesen, daß aus dem Grund-Vermögen, dem Zehnten und den verschiedenen Parochial-Abgaben der Clerus in der Republik eine Summe bezog, welche den Betrag von 20 Millionen Pesos (nahezu 100 Millionen Mark) wesentlich übersteige, während das Einnahme-Budget der Regierung damals sich nur etwa auf die Hälfte dieses Betrages belief. In der Stadt Mexiko allein gehörten 500 Häuser dem Clerus oder kirchlichen Instituten, deren Werth auf 80 Millionen Pesos geschätzt wurde. In Bedarfsfällen und wo die Interessen des Clerus mit denen der Regierung übereinstimmten, ließ sich derselbe zur Unterstützung der letzteren herbei.

Digitized by Google

So lagen die Verhältnisse, als die in den Jahren 1856/7 erfolgte revolutionäre Bewegung die Constituirung einer liberalen Regierung herbeiführte, welche, statt der bisherigen Connivenz für den Clerus, zu radicalen Mitteln gegen ihn schritt.

Das erste derselben bestand in einem unterm 26. Juni 1856 gegebenen Gesetze (nach seinem Urheber, dem damaligen Minister der Finanzen und des Cultus Lerdo, „la ley Lerdo" genannt), nach welchem bestimmt wurde, um den bis dahin unbeweglichen geistlichen Besitz an Grund und Boden in Cirkulation zu bringen und abgabepflichtig zu machen, daß der Werth desselben abgeschätzt und mit 6 % jährlicher Zinsen den bisher Berechtigten vergütet werden solle und die Grundstücke, soweit sie nicht für den unmittelbaren Gebrauch des Cultus nöthig wären, zum öffentlichen Verkauf gestellt werden sollten. Hiermit wurde auch alsbald vorgegangen. Den Klöstern wurde die Neuaufnahme von Novizen allgemein verboten und überhaupt die Auflösung der Klöster theils verfügt, theils vorbereitet.

Das zweite dieser Gesetze vom 22. Novbr. 1856 (nach seinem Urheber, dem damaligen Justizminister Juarez, „la ley Juarez" genannt) hob alle dem Clerus zuständige Jurisdiktion in Civil- und Criminalsachen auf und unterstellte diesen selbst in allen Civil- und Criminalsachen den ordentlichen Gerichten.

Dazu kamen drei weitere Gesetze vom 12. u. 13. Juli 1857 („leyes de reforma" genannt). Das erste hatte den Zweck, die Veräußerungen von Kirchengütern, zu welchen der Clerus nun selbst schritt, und bei welchen der Staat hintergangen wurde, hintanzuhalten und die Verschleuderung derselben zu verhindern, indem sie zu National-Eigenthum erklärt und der Staat allein zu deren Verkauf berechtigt erklärt wurde. Das zweite verordnete die Einführung der obligatorischen Civil-Ehe. Das dritte setzte fest, daß hinfüro alle Acte über Heirathen, Geburts- und Todesfälle von zu diesem Behuf ernannten Civilstandesbeamten in diesfälligen Registern zur Eintragung kommen und nur deren Bescheinigungen gesetzliche Beweiskraft haben sollten. Für alle diese Gesetze ergingen specielle Ausführungs-Vorschriften. Das bisherige Verbot der Ausübung eines anderen als des katholischen Cultus wurde in Wegfall erklärt.

Es leuchtet ein, daß dies eine vollständige Revolution auf dem Gebiete des Verhältnisses der Regierung zum Clerus war, welche dessen Widerstand auf allen Seiten hervorrief. Auch der Papst trat mit Androhung kirchlicher Strafen gegen die Regierung und ihre Mitglieder auf, welche indeß keine Beachtung fand; die Bischöfe verließen meistentheils wieder das Land, und so ergab sich ein gewisser Kriegsstand zwischen der Regierung und dem Clerus, der seine Interessen vielfach mit anderen Classen des Volkes verbunden hatte, insbesondere auch mit denjenigen Persönlichkeiten, welche sich in der gestürzten Regierung befunden und bei ihr Einfluß hatten, und mit denen, auf welche ihm noch immer ein großer materieller Einfluß geblieben war, besonders auf seine zahlreichen Schuldner, da das Vermögen der Kirchen und geistlichen Institute theils auf Hypothek, Faustpfand und Schuldscheine, theils gegen hohe Zinsen ausgegeben war.

So hatten, wie dieß natürlich war, auch einflußreiche Mitglieder des Clerus ihre Hand und ihre Mittel im Spiele, als die der Regierung feindlichen verschiedenartigen einheimischen und auswärtigen Interessen sich zu der Begründung

Digitized by Google

einer monarchischen Regierung durch Berufung des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich auf den zu bildenden Kaiserthron unter Unterstützung des damals so mächtigen Kaisers der Franzosen verbunden hatten, dessen Gesandter mit dem Erzbischof von Mexiko in unmittelbare Beziehung getreten war, und, wie zur Vertretung der famosen Jecker'schen Ansprüche, sich zur Mitwirkung bei Wiederherstellung der Religion, wie man es nannte, bereit erklärt hatte.

Hier, wo wir es nur mit den Beziehungen zu thun haben, die sich sowohl bei Bildung des Kaiserthums, als bei seinem Verlaufe und Ende zwischen diesem und dem Papste ergaben, haben wir indeß von Allem abzusehen, was sonst die Unternehmung des Erzherzogs zu unterstützen oder zu gefährden schien.

Aus dem Vorhergesagten wird sich jedoch ergeben, daß es dem Erzherzoge natürlich scheinen mußte, in dem Oberhaupte der katholischen Kirche und dem Clerus in Mexiko selbst ein wesentliches Element für diese Unterstützung zu finden, und daß das Vorgehen des Erzherzogs nach seiner Installirung als Kaiser sowohl im Verhältniß zum Papste wie zu dem Landes-Clerus, und andererseits des Papstes zum Kaiser und seiner Regierung, zu dessen Darstellung wir jetzt übergehen, nicht würde richtig gewürdigt werden können, wenn wir nicht auf die Verhältnisse im Lande selbst zurückgegangen wären, welche der nunmehrige Kaiser Maximilian in den Beziehungen zum Papst und dem Clerus im Lande vorfand.

## II.

Das Motto, unter welchem die Kaiserepisode in die Erscheinung trat, war wie erwähnt: „die Wiederherstellung der Monarchie und der Religion in Mexiko in ihrem alten Glanze."

Demselben entsprechend begab sich bekanntlich der Erzherzog Maximilian, bevor er sein neues Reich betrat, nach Rom, um den Segen des Papstes zu erflehen und gleichzeitig dessen Hilfe für die Beseitigung der Schwierigkeiten zu erbitten, welche demnächst den Kaiser in den dargestellten Verhältnissen und dem factischen und rechtlichen Zustande des Clerus im Lande erwarteten. Es ist unnöthig zu sagen, daß letzterer die durch die bisherige republikanische Regierung ihm angethane Vergewaltigung der Anarchie im Lande und der Gottlosigkeit jener nun zu stürzenden und theilweise schon gestürzten Regierung zuschrieb, ein Gesichtspunkt, von welchem auch der Papst die Verhältnisse in Mexiko ansah.

Pius IX. ertheilte dem Erzherzoge mit vieler Genugthuung die erbetene Benediction und versprach in bestimmten Zusicherungen die schleunigste Sendung eines Abgesandten, bekleidet mit ausreichenden Vollmachten zur Beseitigung der Schwierigkeiten. Die ausgewanderten Bischöfe kehrten meistentheils in ihre Bisthümer noch vor der Ankunft des Kaisers zurück und dieser selbst traf in Vera-Cruz am 29. Mai 1864 ein, mit der zuversichtlichen, von ihm auch dem Lande sofort verkündeten Hoffnung erfüllt, daß der päpstliche Abgesandte ihm auf dem Fuße folgen und er mit seiner Hilfe im Stande sein werde, die kirchlichen Verhältnisse zu regeln. Bald nach seinem Eintreffen bestätigte er demgemäß seinerseits die bereits von der provisorischen Regierung, welche die Ankunft des Kaisers vorbereitet hatte, designirte und nach Rom gesendete Persönlichkeit als

Digitized by Google

seinen Gesandten beim päpstlichen Stuhl, und proclamirte die günstigsten Verhältnisse zu diesem.

Es vergingen indeß Monate auf Monate, ehe der erwartete päpstliche Delegat eintraf, und der kaiserliche Gesandte erhielt auf seine Anregungen nur hinhaltende Antworten, sodaß er den Auftrag bekam, dem Cardinal-Staats-Secretär Antonelli in höflichster und zuvorkommendster Form zu erklären, „daß, wenn der verheißene Nuntius nicht endlich einträfe, die heiligen von Sr. Majestät übernommenen Pflichten den Kaiser, obwohl zu seinem tiefsten Bedauern, veranlassen müßten, aus eigener alleiniger Initiative diejenigen Verfügungen zu treffen, welche der Friede und die Ruhe des Kaiserreiches in Harmonie mit den Interessen der Kirche im Reiche, welche Sr. Majestät gleichmäßig am Herzen lägen, erforderten."

Auch eine Privat-Audienz, welche der Gesandte von dem heiligen Vater erbat, hatte zunächst nur den Erfolg, wie damals die Zeitungen meldeten, daß der Papst im Allgemeinen erklärte, „er werde darüber nachdenken, was er thun könne — und in jedem Falle dürfe der Kaiser auf seine Unterstützung und väterliche Sorge rechnen — um allen Eventualitäten zu begegnen, welche in Mexiko eintreten möchten; aber daß es nöthig sei, vorher die Grundlagen hierfür festzustellen und dies könne nur in Rom geschehen."

Endlich wurde indeß vom Papste doch in der Person des Monsenor Meglia, (von spanischer Abkunft und der spanischen Sprache mächtig), welcher, wie früher der päpstliche Delegat Clementi, den Titel eines Erzbischofs von Damascus in p. inf. erhalten hatte, ein Nuntius für den Kaiserlichen Hof in Mexiko ernannt und traf derselbe gegen den Anfang des Monats December 1864 in Vera-Cruz ein. Von dort ließ ihn der Kaiser mit einer Hofkutsche durch einen höheren Hofbeamten nach der Hauptstadt geleiten, woselbst er am 7. desselben Monats anlangte.

Die Audienz zur Ueberreichung des Beglaubigungsschreibens fand bald darauf in feierlichster Weise statt, und der Kaiser unterließ nichts, was er an Aufmerksamkeiten aufbieten konnte, um dem päpstlichen Abgesandten den Werth zu zeigen, den er auf seine Sendung lege, so durch jede Art persönlicher Auszeichnung, wie materiell durch Uebersendung von 5000 Pesos (beinahe 25 000 Mark) aus seinem Privatschatz.

Nachdem das Empfangsceremoniell erschöpft war, was sich bis dahin auf den gewöhnlichen Austausch der Versicherungen väterlicher Sorge des Papstes und der kindlichen Ergebenheit des Kaisers an das Oberhaupt der Christenheit beschränkte, und die ans Anlaß der ersehnten Ankunft des Nuntius demselben zu Ehren stattgehabten Festlichkeiten ihren Abschluß gefunden hatten, wünschte der Kaiser endlich über die Absichten des Papstes in's Klare zu kommen und ließ den Nuntius zu einer Privat-Audienz einladen, in welcher derselbe ein Handschreiben des Papstes an den Kaiser übergab, welches in getreuer Uebersetzung aus dem spanischen, demnächst publicirten Original folgendermaßen lautete:

„Señor,

Als Eure Majestät im letztvergangenen Monat April nach dieser Hauptstadt kam, um, bevor Sie die Zügel der Regierung im neuen Kaiserreich Mexiko ergriffen, am Grabe der heiligen

Digitized by Google

Apostel zu beten und den apostolischen Segen zu empfangen, ließen Wir Sie den tiefen Schmerz erkennen, welcher Unsere Seele bewegte beim Anblick des traurigen Zustandes, in welchen der sociale Umsturz in den letzten Jahren Alles versetzt hat, was in der mexikanischen Nation irgend auf die Religion Bezug hat. Ja schon vor dieser Epoche und mehr als einmal haben Wir Unsere Beschwerden hierüber in öffentlichen und feierlichen Acten kund gegeben und Protest erhoben gegen jenes unbillige Gesetz, welches gemeiniglich das Reformgesetz genannt wird, und welches die unverletzlichsten Rechte der Kirche und die Autorität ihrer Geistlichen (pastores) zu Boden tritt; gegen die Usurpation der geistlichen Güter und die Verschleuderung des heiligen Patrimoniums; gegen die ungerechte Unterdrückung der religiösen Orden; gegen die falschen Grundsätze, welche unmittelbar die Heiligkeit der katholischen Religion angreifen; endlich gegen viele andere Attentate, verübt nicht allein zum Nachtheil der geheiligten Personen, sondern selbst des Hirtenamtes und der Disciplin der Kirche.

„Eure Majestät wird daher leicht begreifen können, wie glücklich Wir waren, als Wir sahen, daß Dank der Errichtung des neuen Kaiserthumes die Morgenröthe friedlicher und glücklicher Tage über die Kirche von Mexiko anfing. Diese Freude erhöhte sich, als Wir zu der Krone des Kaiserthums einen Prinzen von einer katholischen Familie berufen sahen, welche so viele glänzende Beweise religiöser Frömmigkeit gegeben hat. So lebhaft wie Unsere Ueberzeugung, war auch die Freude der würdigen mexikanischen Bischöfe, welche, die Hauptstadt der Christenheit verlassend, in welcher sie so viele Beispiele ihrer Entsagung und kindlichen Ehrfurcht gegen Unsere Person gegeben, das Glück hatten, unter den Ersten zu sein, um ihre aufrichtige Huldigung dem erwählten Souverän ihres Vaterlandes darzubringen und aus seinem eignen Munde die schmeichelhaften Versicherungen des energischen Entschlusses zu empfangen, die der Kirche zugefügten Schäden wieder gut zu machen und die umgestürzten Grundlagen der bürgerlichen und religiösen Verwaltung zu reorganisiren. Auch die mexikanische Nation begrüßte mit unbeschreiblichem Jubel die Erhebung Eurer Majestät auf den Thron, berufen durch das einstimmige Verlangen des Volkes, welches bis dahin unter dem Joche einer anarchischen Regierung schmachtete und auf den Ruinen und der Unglücksstätte der katholischen Religion weinte, welche sonst zu allen Zeiten sein erster Ruhm und die Grundlage seines ganzen Wohlstandes war.

„Unter diesen glücklichen Auspicien erwarteten Wir von Tage zu Tage die ersten Acte des neuen Kaiserreiches, überzeugt, daß man der von der Gottlosigkeit der Revolution so tief beschädigten Kirche eine schnelle und gerechte Reparation geben würde, indem diejenigen Gesetze aufgehoben würden, welche die Kirche in den Zustand der Unterdrückung und dienstbaren Abhängigkeit (servidumbre) versetzt haben, und daß andere an deren Stelle treten würden, geeignet die verderblichen Wirkungen einer gottlosen Verwaltung zu suspendiren. Getäuscht bis zum heutigen Tage in diesen Unsern Erwartungen — die Ursache davon kann vielleicht auch in den Schwierigkeiten liegen, welche die Reorganisation einer seit langer Zeit so dem Umsturz preisgegebenen Gesellschaft darbietet — können Wir nicht unterlassen, Uns an Eure Majestät zu wenden und die Redlichkeit Ihrer Absichten, Ihren katholischen Sinn, von dem Sie anderweit so viele Beweise gegeben, und die Versprechungen anzurufen, die Sie Uns für den Schutz der Kirche gemacht haben; und Wir halten die Hoffnung fest, daß dieser Appell, bis zu Ihrem edlen Herzen dringend, nicht ohne die Ergebnisse bleiben werde, die Wir von Eurer Majestät erhoffen.

„Sie werden, Señor, erkennen, daß, wenn die Kirche ferner in ihren geheiligten Rechten verletzt wird, wenn keine Abschaffung der Gesetze erfolgt, welche sie hindern, Güter zu erwerben und zu besitzen, wenn man die Klöster zerstört und fortfährt, von der Hand der Erwerber ihrer Güter den Kaufpreis zu empfangen und ihre heiligen Gebäude zu anderen Zwecken zu bestimmen, daß, wenn man den Mönchen nicht gestattet, zurückzukehren, ihr klösterliches Gewand zu tragen und in Gemeinschaft zu leben, daß, wenn man die Nonnen zwingt, um ihr Brot betteln zu gehen und in ärmlichen und ungesunden Localen zu leben, wenn man der Presse gestattet, die Geistlichen und die Lehren der katholischen Kirche anzugreifen, der Absehen (escandalo) für die Gläubigen und der Schaden für die Religion nicht nur derselbe bleibt, sondern sich noch vergrößert.

„Oh, Señor, im Namen jenes Glaubens und jener Frömmigkeit, welche der Schmuck Ihrer Familie sind, im Namen dieser Kirche, welcher Jesus Christus, ungeachtet Unserer Unwürdigkeit, Uns zum Oberhaupte und Oberhirten gesetzt hat, im Namen des Allmächtigen Gottes, welcher

Digitized by Google

Sie auserwählt hat, diese katholische Nation zu beherrschen, doch allein zu dem Zweck, ihre Wunden zu heilen und ihre allerheiligste Religion in Ehre wiederherzustellen, beschwören Wir Sie, legen Sie Hand an das Werk, lassen Sie alle weltliche (humana) Erwägung bei Seite und trösten Sie, geleitet von erleuchteter Klugheit und christlichem Sinn, einen so wichtigen Theil der katholischen Familie und machen Sie durch ein solches Verhalten Sich würdig der Segnung Jesu Christi, des Fürsten der Kirche, und ihrer Hirten.

„In dieser Absicht und um Ihren eigenen Wünschen damit noch mehr zu Hilfe zu kommen, senden Wir Ihnen Unsern Vertreter. Derselbe wird Ihnen mündlich bestätigen, welchen drückenden Kummer Uns die betrübenden Nachrichten verursachen, welche Wir bis jetzt von dort erhalten haben, und Sie erkennen lassen, was Unsere Absicht und Unser Zweck bei der Accreditirung desselben bei Eurer Majestät ist. Wir haben ihn angewiesen, in Unserm Namen von Eurer Majestät den Widerruf der verderblichen Gesetze, welche nun schon seit so langer Zeit die Kirche unterdrücken, und unter der Mitwirkung der Bischöfe und, in den nöthigen Fällen, Unserer apostolischen Autorität die erforderliche völlige Reorganisation der gesammten kirchlichen Angelegenheiten zu verlangen.

„Eure Majestät weiß sehr wohl, daß, um den durch die Revolution veranlaßten Uebeln abzuhelfen und um auf das Schleunigste der Kirche wieder glückliche Tage zu geben, es vor Allem nöthig ist, daß die katholische Religion mit Ausschluß jedes andern dissidenten Cultus fortfahre, der Ruhm und Halt (sostenimiento) der mexikanischen Nation zu sein; daß die Bischöfe völlig freieisen in der Ausübung ihres Pastoral-Berufes; daß die religiösen Orden wieder hergestellt und nach denjenigen Instructionen, für welche Wir die Vollmacht gegeben haben, reorganisirt werden; daß das Kirchenvermögen und alle an dasselbe sich knüpfenden Rechte vertheidigt und geschützt werden; insbesondere auch, daß Niemand die Erlaubniß erhalte, falsche und subversive Lehren zu verbreiten; daß aller Unterricht, der öffentliche sowohl als der private, geleitet und bewacht werde durch die kirchliche Autorität; und daß endlich alle Fesseln gebrochen werden, durch welche bis jetzt die Kirche unter der Abhängigkeit und der Willkür der Staatsregierung (gobierno civil) gehalten wurde.

„Wenn das religiöse Gebäude auf solchen Grundlagen wieder aufgebaut wird, woran Wir nicht zweifeln wollen, dann werden Eure Majestät einem der größten Bedürfnisse, einem der lebhaftesten Wünsche des so religiösen mexikanischen Volkes entsprechen; Sie werden damit Unsere und des illustren Episcopats schwere Bekümmernisse beruhigen; Sie werden der Erziehung durch einen weisen und eifrigen Clerus, und damit der moralischen Erhebung Ihrer Unterthanen den Weg öffnen; und außerdem damit den übrigen Regierungen der Amerikanischen Staaten, wo die Kirche gleichfalls bedauernswerthe Wechselfälle erfahren hat, ein offenbares Beispiel geben; Sie werden damit endlich ohne allen Zweifel zur Consolidirung Ihres eigenen Thrones, zum Ruhme und Wohlergehen Ihrer kaiserlichen Familie am Wirksamsten arbeiten.

„Zu dem Behuf empfehlen Wir Eurer Majestät den apostolischen Nuntius, welcher die Ehre haben wird, Ihnen diesen vertraulichen Brief zu übergeben. Geruhen Eure Majestät, ihn mit Ihrem Vertrauen und Ihrem Wohlwollen zu beehren, um ihm die von Uns anvertraute Mission zu erleichtern. Geruhen Eure Majestät ferner, ein gleiches Vertrauen den sehr würdigen Bischöfen in Mexiko zuzuwenden, damit sie, bewegt vom Geiste Gottes und eifrig auf das Heil der Seelen bedacht, mit Jubel und Muth das schwere Werk der kirchlichen Restauration unternehmen, und somit auch zur Wiederherstellung der socialen Ordnung mitwirken können.

„In dieser Hoffnung unterlassen Wir nicht, täglich Unser demuthsvolles Gebet an den Vater der Erleuchtung und Gott alles Trostes zu richten, auf daß endlich, nachdem alle Hindernisse gehoben, die feindlichen Anschläge auf die bürgerliche und religiöse Ordnung zu nichte gemacht, die politischen Leidenschaften beruhigt und der Braut (esposa) Jesu Christi alle vollen Freiheiten wiedergegeben sein werden, die mexikanische Nation in der Person Eurer Majestät ihren Vater, ihren Regenerator, ihren schönsten und unvergänglichsten Ruhm begrüßen könne.

Digitized by Google

„In dem Vertrauen, daß Wir diese Unseres Herzens heißeste Wünsche vollständig in Erfüllung gehen sehen werden, ertheilen wir Eurer Majestät und Ihrer erhabenen Gemahlin den apostolischen Segen.

Gegeben in Rom, im apostolischen Palast des Vaticans, am 18. October 1864.

gez. Pio IX."

Unter den mancherlei Illusionen, unter denen der Erzherzog Maximilian die Kaiserkrone von Mexiko anzunehmen sich entschlossen hatte, war danach jedenfalls die, mit Hilfe des Papstes zu einer Reorganisation der clericalen Zustände im Lande, im Sinne einer der Cultur-Epoche entsprechenden Toleranz und der Vermeidung der gänzlichen Absorption seiner Souveränetät durch eine überall eingreifende clericale Regierung, zu gelangen, die erste, die er aufgeben mußte, vielleicht auch die schmerzlichste, weil er auf die Unterstützung des Papstes am Sichersten rechnen zu können glaubte. Er sah nun, daß, statt von den Geldmitteln des Clerus, wie man ihn hatte hoffen lassen, unterstützt zu werden, es sich vielmehr um Entschädigungsforderungen für die Vergangenheit, für die eingetretene Säcularisation der Güter, um Rückgabe derselben und um Gottlosigkeitserklärung des Empfanges der aus den Verkaufsverträgen resultirenden Terminzahlungen der Erwerber jener Güter und um den Rückfall eines wesentlichen Theils des Grund und Bodens in die todte Hand handelte, also um den Verlust einer gerade zu jener Zeit unentbehrlichsten Einnahmequelle.

Nach kaum acht Monaten seiner Regierung konnte der Kaiser Maximilian sich der Wahrnehmung nicht mehr verschließen, daß er sich Ansprüchen gegenüber sah, welche auf eine nach Lage der Dinge hoffnungslose radicale Contre-Revolution mit dem fast unverhohlen ausgesprochenen Zweck hinausliefen, ihn zum Instrument einer clericalen, in aller Hinsicht unmöglichen Regierung zu machen.

Nach den Berathungen, welche der Kaiser Maximilian mit seinen Ministern nach Einsicht der Note hielt, wurde beschlossen, einen Gegenentwurf mit neun Punkten aufzustellen, welche zum Gegenstande der sofort aufzunehmenden Verhandlungen mit dem päpstlichen Nuntius gemacht und demselben mitgetheilt wurden. Sie lauteten folgendermaßen:

1) Die mexikanische Regierung wird alle Culte dulden, welche nicht durch die Gesetze verboten sind, aber sie schützt den katholisch-apostolisch-römischen als Staatsreligion.

2) Die Staatscasse wird alle Kosten des katholischen Cultus und des Unterhaltes seiner Diener bestreiten, ganz in derselben Form, in demselben Verhältniß und mit denselben Vorrechten, wie dies für die Civilliste des Staates geschieht.

3) Die Geistlichen (ministros) der katholischen Kirche werden die Sacramente austheilen und ihr Amt verrichten, ohne daß sie ein Recht haben zu erheben, noch die Gläubigen eine Pflicht haben zu entrichten Gebühren, Emolumente oder irgend andere Leistungen unter dem Titel von Parochial-Abgaben, Dispensen, Zehnten, Premicien oder was es auch sonst sei.

4) Die Kirche cedirt und überträgt der mexikanischen Regierung alle Rechte bezüglich aller der Güter, welche während der Dauer der republikanischen Regierung zu National-Eigenthum erklärt wurden.

5) Der Kaiser Maximilian und seine Nachfolger auf dem Throne werden in perpetuum in der mexikanischen Kirche dieselben Rechte ausüben, welche früher den spanischen Königen in den amerikanischen Kirchen zuständig waren.

6) Der heilige Vater wird im Einverständniß mit dem Kaiser bestimmen, welche religiöse, in der Zeit der Republik unterdrückte Orden wiederherzustellen seien, in welcher Form und unter welchen Festsetzungen (terminos).

Die jetzt noch thatsächlich bestehenden religiösen Gemeinschaften werden fortbestehen, aber mit

Digitized by Google

geschlossenem Noviziat, bis dahin, wo der heilige Vater, im Einverständniß mit dem Kaiser, die Form und die Bestimmungen hierüber näher festgestellt haben wird.

7) Privilegien des Clerus (fueros).

8) In den Orten, wo der Kaiser es für zweckmäßig erachten wird, soll den katholischen Pfarrern die Führung der Civilstands-Register über Geburten, Trauungen und Todesfälle übertragen werden, welche dieses Amt jedoch als Beamte der Civilgewalt zu führen haben.

9) Begräbnißplätze (cimenterios)[1].

Die Punkte ad 7 und 9 waren nur allgemein als solche bezeichnet worden, hinsichtlich deren der Kaiser zu Concessionen bereit war. Wie sich hieraus ergibt, war die Regierung geneigt, allen übrigen päpstlichen Forderungen zu entsprechen, so insbesondere der wichtigen Zuweisung des gesammten öffentlichen und Privat-Unterrichts an die Leitung und Ueberwachung des Clerus, der Bestätigung seiner weitreichenden Privilegien und der bedingten Wiederherstellung der aufgelösten Klöster: Forderungen, von denen insbesondere die Privilegien mit den Jurisdictionsrechten des Clerus eine Fortsetzung der Mitregierung desselben im Lande sicherten.

Der Nuntius erklärte jedoch hierauf, daß er keine Vollmacht habe, über diese Fragen zu verhandeln; daß er gesendet worden sei, um vor Allem die Abschaffung der Reformgesetze zu verlangen und aller Gesetze überhaupt, welche den heiligen Rechten der Kirche zuwider seien, endlich, daß er bestimmte Weisung habe, auf die Wiederherstellung der religiösen Orden, die Rückgabe der Kirchen und Klöster und die Anerkennung aller früheren Rechte des Clerus bezüglich Erwerb, Besitz und Verwaltung seiner Güter zu bestehen. Indeß müsse er, was die neun Punkte betreffe, doch sofort Protest erheben gegen den ersten derselben, welcher eine gewisse Toleranz anderer Culte in sich schlösse. Diese Toleranz verstoße durchaus gegen die Doctrin der Kirche und überdies auch gegen die Gefühle der mexikanischen Nation. Hinsichtlich des zweiten Punktes, so verwürfen die Bischöfe und Geistlichen selbst jede Entschädigung durch den Staatsschatz und würden vorziehen, von der Mildthätigkeit der Gläubigen zu leben. Er schloß, daß von einer Aufgabe der Rechte der Kirche auf ihre geraubten und noch theilweise unverkauften Güter niemals die Rede sein könne.

Die Versuche, zu Verhandlungen mit dem Nuntius zu gelangen, wurden indeß fortgesetzt. Auch die Kaiserin Carlota gab sich persönlich Mühe, ihn umzustimmen, immer mit dem traditionellen Erfolge: non possumus.

Darauf entschloß sich die Regierung zu folgender Note des gleichzeitig mit den geistlichen Angelegenheiten beauftragten Justizministers an den Nuntius:

„Monseñor,

„Nachdem E. E. mir in unserer letzten Conferenz erklärt und heute bei dem Besuche Ihrer Majestät der Kaiserin wiederholt haben, daß Sie der Instruction entbehren, über die zur Linderung der Schwierigkeiten zwischen Staat und Kirche vorgeschlagenen neun Punkte in Verhandlung zu treten, und daß Sie solche erst in Rom zu erbitten haben würden, so befindet Sich Seine Majestät der Kaiser in der bedauerlichen Nothwendigkeit, diejenigen Entschlüsse zu fassen, welche die gegenwärtige Lage und Sein Gewissen verlangen; aber da der von E. E. angegebene Mangel an Instructionen das Präcedens für die weiteren Verfügungen des Kaisers zu bilden hat, so wünscht S. M., daß diese Thatsache schriftlich festgestellt werde, was ich hierdurch von E. E. Gefälligkeit zu erbitten habe. Ich habe die Ehre ꝛc. Mexiko, 24. December 1864.

P. Escudero."

[1] Historia de la intervencion francesa, Documentos oficiales, herausgegeben auf Veranlassung der mexikanischen Regierung von E. Lefèvre, London und Brüssel 1869.

Digitized by Google

Noch am darauf folgenden ersten Weihnachtstage entsprach der Nuntius diesem Anverlangen in einer Note, deren Schluß wie folgt lautet, nachdem er wiederholt hatte, was er der Kaiserin in's Gewissen geredet:

„Ich bemerkte Ihrer Majestät, wie E. E., daß der h. Stuhl mir umsoweniger Instructionen über die in Rede stehenden Punkte geben konnte, als er unmöglich vorauszusetzen vermochte, daß die Kaiserliche Regierung hiermit das von Juarez begonnene Werk zu vollenden beabsichtige; ich habe Ihrer Majestät und E. E. erklärt, daß ich niemals von einem solchen Projecte habe sprechen hören, weder durch Seine Heiligkeit noch durch den Staats-Secretär oder durch eine andere dem päpstlichen Hofe nahe stehende Persönlichkeit; und daß ich fest überzeugt bin, daß auch der Gesandte Aguilar niemals Sr. Heiligkeit hiervon gesprochen hat; denn, wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich andere Instructionen erhalten. Ich übergehe Alles, was ich mit bischöflichem Freimuth der Einsicht Ihrer Majestät der Kaiserin zu bedenken gegeben habe, und sehe mich verpflichtet, hierdurch zu wiederholen, daß ich in keinerlei Discussion über jene Punkte eintreten kann, mich darauf beschränken muß, sie dem h. Stuhl zu übersenden, und mich übrigens nur an den Brief des h. Vaters an S. Majestät den Kaiser halten kann.

„Ich erlaube mir noch E. E. mit der Empfehlung anzugehen, den Kaiser, welchen der h. Vater so liebt (tan amante del Santo Padre), zu bitten, daß er keinen der Kirche und ihren Gesetzen nachtheiligen Entschluß treffe, daß er nicht die Betrübniß des so guten und so grausam heimgesuchten heiligen Vaters noch vermehre, sondern das Orakel (el oráculo) Sr. Heiligkeit abwarte, welches nur günstig für die Religion und zum größten Heil für den Kaiser und das Reich sein kann. Ich habe die Ehre ꝛc."

Diese diplomatische Correspondenz hatte, wie man sieht, bereits gegenseitig einen gewissen gereizten Charakter angenommen. Der Kaiser konnte wohl sich überzeugen, daß mit Hilfe des apostolischen Nuntius nichts auszurichten sein werde; auf der einen Seite stand der Kaiser den exorbitanten Ansprüchen des Vaticans, auf der andern der Concurrenz der noch nicht völlig verschwundenen und überwundenen republikanischen Regierung gegenüber, welche, wo sie ihre Autorität zur Geltung bringen konnte, ungehindert durch irgend welche weitere Rücksichten auf den Papst die Regulirung der kirchlichen Verhältnisse in radicalster und gründlichster Weise in die Hand nahm. Sie erhob keinen Anspruch darauf, im Sinne des Papstes die Religion derart wiederherzustellen, daß sie die Kirche als tief in alle bürgerlichen Verhältnisse eingreifende Gewalt zu restauriren versucht hätte, sondern beschränkte sie im Gegentheil auf die Pflege des Seelenheiles, und zwar mit augenscheinlicher Zustimmung des Volkes.

Inmitten dieser Schwierigkeiten kam der Kaiser auf den Gedanken, den päpstlichen Nuntius gleichsam vor das Forum der Oeffentlichkeit zu berufen, indem er in dem Regierungsblatt[1]) folgendes vom Vorsitzenden des Staats-Ministeriums gegengezeichnetes Cabinetsschreiben an den Justiz-Minister publiciren ließ:

„Mein lieber Minister Escudero!

„Um den aus Anlaß der sog. Reformgesetze entstandenen Schwierigkeiten zu begegnen, hatten Wir Uns vorgenommen, vorzugsweise einen Weg einzuschlagen, welcher, indem er einerseits den begründeten Ansprüchen des Landes gerecht werden sollte, andererseits geeignet war, den Frieden in den Gemüthern und die Ruhe in den Gewissen wiederherzustellen.

„Wir waren daher, als Wir Uns in Rom befanden, besorgt gewesen, eine Verhandlung hierüber (negociation) mit dem heiligen Vater zu eröffnen, dem allgemeinen Chef der katholischen Kirche.

„Nun befindet sich allerdings in Mexiko ein apostolischer Nuntius; aber zu Unserem größten

[1]) Diario oficial vom 27. December 1864.

Digitized by Google

Erstaunen hat er Uns erklärt, er besitze keine Instructionen und müsse solche erst von Rom erwarten.

„Die schwierige und dringende Lage, die Wir mit großer Anstrengung nun schon seit länger als sieben Monaten in der Schwebe gehalten haben, gestattet keinen längeren Aufschub, sondern verlangt eine sofortige Lösung. Wir beauftragen Sie daher, Uns alsbald die nöthigen Maßregeln vorzuschlagen, um ohne Ansehen der Person die Gerechtigkeit walten zu lassen, damit die legitimen Interessen, welche durch die gedachten Gesetze geschaffen sind, gesichert, die unter ihrem Deckmantel (sombra) etwa eingeschlichenen Excesse und Ungerechtigkeiten aber gerügt und beseitigt werden; damit ferner Alles vorgesehen werde, was zur Erhaltung des Cultus und der übrigen für das Ansehen der Religion geheiligten Gegenstände erforderlich ist; endlich daß die Spendung der Sacramente und alle übrigen Verrichtungen des geistlichen Amtes im ganzen Reiche vollzogen werden ohne Gebühren und ohne irgend eine Bedrückung für das Volk.

„Sie werden Uns also vorzugsweise Vorschläge machen zu einer Revision aller auf die erfolgte Desamortisation und Nationalisation der Kirchengüter bezüglichen Operationen auf der Grundlage: daß nur diejenigen ratificirt werden, welche rechtlich, ohne Betrug (fraude) und genau nach den hierüber ergangenen Gesetzen ausgeführt sind.

„Vollziehen Sie dies Alles gemäß dem Principe einer weiten (amplia) und freimüthigen (franca) Toleranz, aber im steten Hinblick darauf, daß die apostolisch-katholisch-römische Religion die Staatsreligion ist.

Maximilian.

Velasquez de Leon."

Das Wort „Toleranz" in vorstehendem Handschreiben war schon für sich allein geeignet, den päpstlichen Nuntius in Zorn zu setzen, und wohl auch darauf berechnet, ihn zu einer Erklärung herauszufordern; in der That ließ derselbe auf eine solche nicht warten, sondern richtete bereits zwei Tage darauf, am 29. December, folgende gleichfalls alsbald durch die öffentlichen Blätter zur allgemeinen Kenntniß gebrachte Note nunmehr an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten:

„Excellenz!

„Das durch das „Diario oficial" publicirte Handschreiben Sr. Maj. des Kaisers bezüglich der zwischen Sr. Heiligkeit und der mexikanischen Regierung obschwebenden Fragen, welche Se. Maj. beabsichtigt, ohne Zuziehung der Autorität der Kirche zu entscheiden, setzt mich in die traurige Nothwendigkeit, Ew. Exc. diese neue Note zu übersenden, um gegen einige ungenaue und den heiligen Vater und Seine Regierung beleidigende (injuriosas) Angaben Protest zu erheben.

„Ehe ich diese dem Rechtsgefühl Ew. Exc. unterbreite, halte ich für nöthig, zu größerer Klarheit Ihnen den wahren Zweck meiner Sendung wiederholt auseinander zu setzen.

„Ew. Exc. weiß sehr wohl und ich habe es der Kaiserlichen Regierung mündlich und schriftlich zu erkennen gegeben, daß meine Instructionen genau dem Inhalt des Briefes Sr. Heiligkeit an den Kaiser entsprechen, welcher bis jetzt noch vor dem Publicum geheim gehalten worden ist: ich habe hinzugefügt, daß die Mission, welche Se. Heiligkeit mir anvertraut hat, an erster Stelle den Zweck hat, die Aufhebung des widerrechtlichen Reformgesetzes und aller Gesetze überhaupt zu verlangen, welche gegen die geheiligten Rechte der Kirche gerichtet sind, sowie die Entschädigung für das gethane Unrecht; sodann zu fordern die Wiederherstellung der religiösen Orden, die Rückgabe der Tempel und Convente und aller kirchlichen, schon geraubten oder noch existirenden Güter, und endlich volle Freiheit der Kirche in Ausübung ihrer Rechte und ihres geheiligten Amtes.

„Als mir von der Regierung die neun Artikel vorgelegt wurden, welche ebensowohl wider die Doctrin, die Disciplin, als gegen die heiligen Canones gerichtet sind, mit der Absicht, die Kirche aller ihrer Güter, ihrer Jurisdiction, ihrer Privilegien zu berauben und aus ihr in allem eine Sklavin der bürgerlichen Gewalt zu machen, alles das Dinge, welche der Römische Pontifex bereits in den Consistorial-Allocutionen von 1856 und 1861 mit dem Verdammungsurtheil belegt hat, da habe ich freimüthig geantwortet, daß ich für solche ganz unannehmbare Grundlagen mich ohne Instruction befinde, und ich habe ohne Widerspruch nachgewiesen, daß auch der heilige Vater für diese mir keinerlei Instructionen geben könne:



Digitized by Google

1) weil derselbe niemals eine solche Vorlage von der Kaiserlichen Regierung erwarten konnte,

2) weil diese letztere niemals weder mit dem heiligen Vater noch mit dem hohen (Excelentissimo) mexikanischen Episcopat hierüber Verhandlungen eingeleitet hat, welcher letztere ganz andere Hoffnungen und schmeichelhafte Versprechungen hatte.

„Wenn also die Kaiserliche Regierung bis zu diesem Augenblick ein so bedauerliches Project geheim gehalten hat, wie kann sie sich dann wundern, daß der päpstliche Nuntius hierüber sich ohne Instruction befindet?

„Und hier muß mir Ew. Exc. mit aller Achtung, welche Sie verdienen, aber auch der Offenheit, die ich Ihnen schuldig bin, erlauben, den Satz in dem kaiserlichen Briefe zurückzuweisen, welcher besagt: ‚Wir waren daher, als Wir Uns in Rom befanden, besorgt gewesen, eine Verhandlung hierüber mit dem heiligen Vater zu eröffnen, und es befindet sich nun der Apostolische Nuntius hier, aber zu Unserem Erstaunen ohne Instruction'.

„Das zielt darauf, das mexikanische Volk zu überreden, daß alle Verantwortlichkeit für das unbegreifliche Beginnen, in kirchlichen Angelegenheiten ohne Mitwirkung der geistlichen Autorität Bestimmungen zu treffen, auf den heiligen Vater falle.

„Wer nur irgend gewöhnlichen Menschenverstand (sentido commun) hat, wird gar nicht begreifen, wie es möglich gewesen wäre, daß das verehrungswürdige Haupt der Kirche in Kenntniß solcher Ideen einen Nuntius hätte schicken können, um diese zu sanctioniren, oder, wenn er ihn doch geschickt hätte, ohne die geeigneten Instructionen.

„Noch unglaublicher ist es, daß alsdann in dem Briefe an den Kaiser, in welchem sich der heilige Vater über das der Kirche zugefügte Unrecht so heiß beklagt, und worin er die Maßregeln angiebt, die ihr wieder zu altem Glanze verhelfen sollen, sich nicht ein einziges Wort befunden haben würde über das schwere Unrecht, welches die schon so heimgesuchte Kirche mit diesem Projecte treffen muß.

„Wen will man überhaupt glauben machen, daß irgend ein Souverän an einen andern einen Abgesandten senden und ihn dabei ohne alle Instruction lassen werde?

„Ich protestire also gegen jeden Ausdruck, gegen jede Instruction, welche auch nur die geringste Verantwortlichkeit auf den Summus Pontifex fallen läßt, so viel ich es von hier kann, und soweit es sich auf Alles bezieht, was der Kirche und ihren Rechten zuwider ist: ich bekräftige, daß der heilige Vater und der Nuntius bisher nicht die geringste Kenntniß von Projecten oder Entschlüssen gehabt haben, welche, statt die eingeschüchterten Gemüther zu beruhigen und ihnen den Frieden zurückzubringen, neue Unruhen und Beängstigungen herbeiführen werden.

„Aus dieser Veranlassung habe ich die Ehre ꝛc. ꝛc.

P. F., Erzbischof von Damaskus."

Auf diese Erklärung hin beschloß der Kaiser: einerseits die Vermittelung des Kaisers Napoleon bei dem Papste in Anspruch zu nehmen, andererseits aber durch einen solennen Act seine durch die ebengedachte veröffentlichte Note des päpstlichen Nuntius in Frage gestellte Souveränetät zu constatiren. Zu Letzterem und zur Vorbeugung des Bekanntwerdens ähnlicher Schriftstücke sollte folgendes bereits einige Tage darauf[1]) publicirte Gesetz dienen:

„Maximilian ꝛc.:

„Um die Form zu bestimmen, unter welcher für Bullen, Breve's, Rescripte, und überhaupt amtliche Schriftstücke (despachos) des Römischen Hofes in der heutigen politischen Organisation der Nation, das „Pase" erlangt werden kann, haben Wir befohlen und befehlen Wir was folgt:

Art. 1. Im Kaiserreich haben die Gesetze und Dekrete Geltung, welche vor und nach der Unabhängigkeit des Landes über das „Pase" von Bullen, Breven, Restripten und amtlichen Schriftstücken des Römischen Hofes ergangen sind.

Art. 2. Diese Bullen, Breven, Restripte und Schriftstücke müssen Unserm Minister der Justiz und geistlichen Angelegenheiten vorgelegt werden, um das bezügliche „Pase" zu erlangen.

Dieses Dekret ist im Reichs-Archiv niederzulegen und im amtlichen Blatt zu publiciren.

Merito, den 7. Januar 1864. Maximilian.

Escudero."

[1]) Diario oficial vom 7. Januar 1865.

Digitized by Google

## III.

Die mitgetheilte Publication, obwohl vollständig staatsrechtlich begründet, brachte die Beziehungen der Regierung zum päpstlichen Nuntius zum Abschluß.

Derselbe protestirte nämlich in einer ihrem wörtlichen Inhalt nach nicht bekannt gewordenen Note vom 19. Januar 1865 gegen dieses Gesetz und erhob dabei auf's Neue so exorbitante Ansprüche, daß ihm von Seiten des Ministers des Auswärtigen zwei Tage darauf die zur allgemeinen Kenntniß gelangende Anzeige zuging, „daß die Regierung des Kaisers Maximilian ihre Beziehungen zu dem Erzbischof Meglia als völlig abgeschlossen und beendet ansehe". Hiermit hatte die kurze Mission desselben ihre Endschaft erreicht.

Um indeß fortwährend seine Bereitwilligkeit zu zeigen, sich mit dem päpstlichen Hof in's Einverständniß zu setzen, und um einen Beweis seiner Ergebenheit für den heiligen Vater zu geben, sendete der Kaiser Maximilian eine außerordentliche Gesandtschaft an den Papst, bestehend aus dem Staatsminister Velazquez de Leon, dem Bischof Ramirez und einer dritten Persönlichkeit nach Rom, welche er mit allen Vollmachten zur directen Verhandlung mit dem Vatican versehen hatte.

Der Papst nahm anfangs Anstand, diese außerordentliche Gesandtschaft zu empfangen; auch die französische Intervention hatte zunächst keinen Erfolg. Der ständige mexikanische Gesandte berichtete sogar: „es gebe beim Vatican keine übleren Geschäfte als die, welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen durch den Kaiser Napoleon empfohlen seien".

Indeß gelangte doch, um formell der Empfehlung Napoleon's zu entsprechen, die Gesandtschaft im Mai zu Pourparlers und selbst zu schriftlichen Auseinandersetzungen, die aber in den Beschuldigungen des Römischen Hofes gegen den Kaiser, daß er den Papst gleichsam habe vor dem mexikanischen Volke wortbrüchig machen wollen, versumpften, und die Gesandtschaft gar nicht zur Materie gelangen ließen. Je mehr die Mitglieder der Gesandtschaft concediren wollten, und selbst der ihr beigesellte Bischof, um der päpstlichen Regierung ihren guten Willen zu zeigen, die Nothlage darstellte, in welcher sich die Kaiserliche Regierung befand, und Alles aufbot, um die Curie von dieser Nothlage wie davon zu überzeugen, daß, wenn die Regierung in die Hände der radicalen Republikaner zurückgelange, die Kirche in allen ihren Beziehungen der Willkür der Regierungsgewalt anheimfallen und der Papst alles Einflusses auf dieselbe völlig verlustig gehen würde, und für sie dann gar nichts zu retten sei, desto unbeugsamer gerade war die Curie in ihren Forderungen. Ja, sie wollte sich überhaupt auf keine Verhandlungen einlassen, bevor die von ihr aufgestellten Grundlagen nicht anerkannt waren.

Inmittelst hatten unter der Ungunst dieser Umstände und unter dem Rückzug der französischen Occupations-Truppen die Verhältnisse in Mexiko eine dem Kaiser immer ungünstigere Wendung genommen. Selbst die unter Juarez in einem Theile des Landes fortbestehende republikanische Regierung war durch ihre Agenten nicht ohne Kenntniß, daß, während noch jene Pourparlers mit der kaiserlichen Commission fortbestanden, der Cardinal-Staats-Secretär Antonelli in seinen vertraulichen Aeußerungen aussprach, „daß er niemals in irgend ein Abkommen mit „dem Oesterreichischen Erzherzog" willigen werde".



Digitized by Google

Je näher endlich die tragische Katastrophe kam, welche den Untergang der ephemeren Kaiser-Regierung und den Tod des Erzherzogs herbeiführte, desto stockender wurden die Verhandlungen. Zu den tragischsten Momenten der letzten Krisen gehörte der Versuch, durch die Kaiserin Carlota persönlich in Rom auf den Papst zu wirken.

Bekanntlich endigte der Besuch der Prinzessin bei dem heiligen Vater mit der Wiederholung des „Non possumus", und insbesondere mit der Zurückweisung der Sanction der Veräußerung der geistlichen Güter unter dem Ausdruck der besonderen Verwunderung, „daß eine Person von ihrem Alter und ihrem Geschlechte eine solche Sache vorzubringen wage". Von diesem Augenblick datirt sich die geistige Umnachtung der hohen Dame.

Unter den Notabeln, welche der Kaiser berufen hatte, am 18. Januar 1867 in Mexiko über die Frage seiner Abdankung, oder die Fortsetzung des Krieges gegen das, was man damals noch die revolutionäre Partei nannte, zu entscheiden, befanden sich auch der Erzbischof von Mexiko und der Bischof von San Luis Potosi. Der erstere erklärte sich, laut des demnächst publicirten Protocolls, incompetent und außer Stande, über diese weltliche Frage zu urtheilen; der letztere trat dieser Erklärung mit dem Hinzufügen bei, daß er geglaubt habe, zu irgend einer moralischen Frage berufen worden zu sein, und daß er bemerken müsse, unter den Chefs der Dissidenten verschiedene sehr ehrenwerthe und achtbare Personen (muy honorables y dignos de estimacion) zu kennen. Demselben war wohl im Augenblick nicht gegenwärtig, daß der von Juarez, wie wir gesehen haben, dem Schöpfer der anticlericalen Gesetzgebung, geleitete Widerstand unter dem Bannfluche des Papstes stand.

Was sich nach dem Tode des Kaisers und der allgemeinen Wiederherstellung der republikanischen Regierung in den äußeren katholisch-kirchlichen Angelegenheiten demnächst in Mexiko vollzog, geschah von da ab bis heute ohne alle Mitwirkung des Papstes; die Bischöfe und die Pfarrgeistlichen blieben indeß und fungiren ununterbrochen fort, lediglich unter dem Schutze der verdammten Regierung und der verdammten Gesetze, welche, auch nach der vollständigen Beseitigung jeder Staatsreligion, nach Allem, was sich der unbefangenen, allgemeinen Wahrnehmung aufdrängt, das Land zu großer Prosperität und seine Bewohner dem moralischen Fortschritte entgegenführen.

Das Grab des Erzherzogs Maximilian bedecken heute die mancherlei Illusionen, welchen sich dieser begabte Prinz hingegeben hat.

Zu dem Vermächtniß der Lehren aber, welche das tragische Schicksal des Prinzen der Welt hinterlassen hat, gehört vor Allem sein Verhältniß zum Papst, welches wir durch die vorstehende objective Schilderung gerade in der heutigen Zeit in das Gedächtniß zurückzurufen für nützlich erachtet haben.

Digitized by Google

# Zur Geschichte der Kasseler Kunstschätze, vornehmlich in den Zeiten des Königreichs Westphalen.

Von

**Albert Duncker.**

Den „Tempel des Schweigens“ nannte einst der Göttinger Aesthetiker Bouterwek die schöne Residenz der hessischen Kurfürsten, und Franz Dingelstedt, weiland kurhessischer Gymnasial-Hülfslehrer, suchte in den „Bildern aus Hessen-Kassel“, einem auch heute noch manches Wahre enthaltenden Aufsatze seines „Wanderbuchs“, den Ausspruch des Gelehrten näher zu begründen. Noch heute gehört die jetzt über 62,000 Einwohner zählende Hauptstadt der preußischen Provinz Hessen-Nassau zu den stilleren, von geräuschvollem Verkehrstreiben weniger erfüllten Städten Deutschlands. Die Hoffnung, daß sich Kassel auch zu einem Industrieplatze von höherer Bedeutung emporschwingen werde, ist seither trotz des Schienennetzes, das aus Nord und Süd dort zusammenläuft, von ihrer Erfüllung noch ziemlich entfernt. Die zahlreichen Neubauten, durch welche die Stadt neuerdings nach Westen hin Erweiterung erfuhr, bestehen meistens in Wohnhäusern für die besser situirten Classen der Bevölkerung, denen, wie überall heutzutage, die alten Stadttheile zu eng und zu unwohnlich erscheinen.

Aber mag immerhin an der Physiognomie der Stadt die Aenderung der politischen Verhältnisse ebenso wie der Wechsel der Anschauungen über Bequemlichkeit und Lebensgenuß nicht unmerklich sich zur Geltung bringen, eins war und ist ihr alter unentreißbarer Besitz: die herrliche Lage inmitten waldreicher Berge und Anhöhen und die großartigen Anlagen ihrer nächsten Umgebung, durch welche um die Wende des 18. Jahrhunderts ein kunstsinniger und für Naturgefühl empfänglicher Fürst sich eins seiner schönsten Denkmäler errichtete. Die reizenden Partien des Habichtswalds und der mit ihm in Verbindung stehenden Berggruppen sind dem Touristen auch heute noch nicht alle so erschlossen, so leicht findbar und zugänglich gemacht, wie andere Gegenden Mitteldeutschlands. Wer sich aber nicht damit begnügt, die wohlgepflegten Wege des Wilhelmshöher Parks zu durchstreifen und vom Riesenschlosse die mit Recht so berühmte Aussicht nach der Stadt und nach den westphälischen Bergketten zu genießen, sondern

Digitized by Google

rüstig durch Wald und Flur emporklimmt, ohne der Unvollkommenheit des Pfades zu achten oder auf comfortable Hôtels zu rechnen, die ihn von Zeit zu Zeit für seine Anstrengungen schadlos halten, der wird sich reichlich belohnt fühlen, wenn er vom „Hohen Gras", dem höchsten Gipfel des Habichtswalds, oder vom Plateau des Dörnbergs, oder vom Bilstein in der Langenberg-Gruppe, und wie die anderen Höhen alle heißen, auf die vom Silberbande der Fulda und der Edder durchzogenen Gefilde des Hessengaus hinabschaut. Ueber dem breiten gesegneten Thale, aus dem Kassels Thürme emporragen, sieht er die grüne Waldespracht des Königs der hessischen Berge, des Meißners und seiner Vasallen im Sonnenlichte erglänzen, während am südlichen Rande des Horizonts der Inselsberg, nach Norden hin der Brocken in bleicher Ferne die Häupter erheben.

Gar Manches ist in den beiden letzten Jahrzehnten geschehen, um diese Höhen und Hochthäler dahin einzureihen, wohin sie gehören, unter die Glanzpunkte des mitteldeutschen Gebirgslandes. Vieles bleibt noch zu thun übrig.

I.

Nicht viel anders als mit jenen Reichthümern der Natur verhielt es sich bis vor wenigen Jahren mit den von hessischen Fürsten zu Kassel angesammelten Schätzen der Kunst und Wissenschaft. Allerdings sind über ihre stete Unzugänglichkeit vor der preußischen Annexion mancherlei Fabeln verbreitet, die aus einem Fremdenführer in den andern, aus einem Reisehandbuche in das andere übergehen. Es kommt dabei den Schreibern nicht darauf an, zu untersuchen, ob das unter den beiden letzten Kurfürsten beobachtete Verfahren in früheren Zeiten das gleiche war. Daß man aus den Reiseberichten auswärtiger Kunstkenner und Gelehrten, die in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts Kassel besuchten, ersehen kann, wie es damals den Regenten des Landes zur Freude gereichte, wenn Leute von Geschmack und Urtheil ihre Kunstsammlungen und ihre Bibliothek besuchten, wird heute, wo man bei Betrachtung hessischer Geschichte nur an die Verfassungskämpfe unter dem letzten Kurfürsten und an dessen ausgeprägte Eigenthümlichkeiten zu denken pflegt, nirgends mehr erwähnt. Das Ding, welches man öffentliche Meinung nennt, hat sich daran gewöhnt, die Fürsten des Hauses Hessen-Kassel alle mit gleichem Maße zu messen und das hessische Volk ob der Mißregierung, die es von ihnen erduldet, zu bemitleiden. Wer sich jedoch in objectiver Würdigung des Vergangenen näher mit dem Leben und Wirken der Landgrafen befaßt hat, kommt gar bald zu der Einsicht, daß viele, ja die meisten unter ihnen neben ihren Schwächen auch vortreffliche Eigenschaften und einen Sinn für das Ideale, eine Achtung vor Geist und Wissen besaßen, die nicht allen ihren fürstlichen Zeitgenossen nachgerühmt werden können. Ganz zu geschweigen von Herrschern früherer Jahrhunderte, wie Wilhelm IV. dem Weisen (1567—1592) und seinem Sohn Moritz dem Gelehrten (1592—1627), die nicht allein als Regenten, sondern auch als Männer der Wissenschaft eines europäischen Rufes genossen, sind es namentlich die drei Landgrafen Karl (1677—1730), Wilhelm VIII. (1751—1760) und Friedrich II. (1760—1785), auf welche fast alle die Schöpfungen zurückzuführen sind, durch welche das schöne Kassel ein Anziehungspunkt für alle Gebildeten geworden ist. Der 53jährigen Regierung

Digitized by Google

Karl's, der einen Denis Papin an seine Hochschule Marburg, dann in seine Residenz berief, der dem aus Preußen vertriebenen großen Philosophen Christian Wolff in seinem Staate Schutz und neue ehrenvolle Stellung gewährte, verdankt Kassel die ihres Gleichen suchende Anlage der „Aue" und die durch den Italiener Guernieri 1701 begonnenen und 1714 beendigten Bauten des Riesenschlosses und der Cascaden. Sie waren also über sechzig Jahre vor Beginn des amerikanischen Freiheitskrieges bereits vollendet, während sie die nimmer ruhende Phantasie heutiger Reisebeschreiber aus dem „Blutgelde" entstehen läßt, das für die in englischen Sold gegebenen Landeskinder den Taschen der Landgrafen zugeflossen sei. Jener Karl, der in manchem Kampfe für Kaiser und Reich gegen die übermüthigen Angriffe Ludwig's XIV. und seiner Verbündeten selbst das Schwert zog, dem der spanische Erbfolgekrieg drei seiner tapferen Söhne raubte, und der sich, auch darin ungleich vielen anderen Fürsten seiner Zeit, stets als ein deutschgesinnter Mann bewährte, der mit Entrüstung die französische Bundesgenossenschaft zurückwies, er ist auch der Begründer des schönsten Stadttheils Kassel's, der Ober-Neustadt, die er außerhalb des Rayons der damals noch die alte Stadt umschließenden Festungswerke anlegte. Dort siedelte er reformirte Glaubensgenossen an, die nach Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich flüchteten. Reich lohnte sich die hochherzige Aufnahme der Réfugiés, die durch ihren Fleiß und ihre Kenntnisse nicht wenig zur Hebung der Gewerbthätigkeit in Hessen beitrugen.

Die Vorliebe der hessischen Fürsten für wissenschaftliche Beschäftigung erstreckte sich seit Wilhelm's des Weisen Zeit hauptsächlich auf die Naturwissenschaften. Auch Karl folgte den Fortschritten auf diesem Gebiete mit dem regsten Interesse. Unter seiner Regierung wurde 1696 das sogenannte „Kunsthaus" am Steinwege zu Kassel erbaut, worin neben den Naturalien auch die Kunstsammlungen Unterkunft fanden. Bis dahin hatten Beide, ebenso wie es in Berlin und an vielen anderen Orten der Fall war, ihren Platz neben den Büchern und Manuscripten der Hofbibliothek gehabt, die, eine Schöpfung Wilhelm's des Weisen [1]), seit 1585 den Oberstock des dem Residenzschlosse gegenübergelegenen Marstallgebäudes einnahm. Die Bibliothek blieb noch fast ein Jahrhundert in diesen ihren Räumen. Von den im „Kunsthause" nunmehr aufgestellten Gegenständen konnten jedoch die meisten nach heutigen Begriffen auf Kunstwerth wenig Anspruch erheben. Das Antike trat fast ganz zurück hinter den in kostbaren Holz- oder Steinarten ausgeführten Arbeiten im Zopfstil, die jetzt nur noch den Werth von Curiositäten besitzen; nur den Gemmen, welche der Landgraf auf einer Reise in Italien ankaufte, einigen Bronzen und sonstigen Anticaglien hat man pietätsvoll ihren Platz bei den Antiken des Museums noch nicht entzogen, wenn auch längst nachgewiesen ist, daß sich unter ihnen nicht wenige Fälschungen befinden.

Unter Karl's Sohne, dem tapferen Krieger Friedrich I. (1730—1750), der in Folge seiner Vermählung mit Karl's XII. Schwester Ulrike Eleonore zugleich

---

[1]) Ueber diese Stiftung vgl. meine Schrift „Landgraf Wilhelm IV., von Hessen, genannt der Weise, und die Begründung der Bibliothek zu Kassel im Jahre 1580". Kassel, 1881.

Digitized by Google

König von Schweden wurde, erfuhren die hessischen Sammlungen wenig Bereicherung. Der Landgraf besuchte von seiner nordischen Residenz Stockholm nur ein Mal, 1731, seine hessische; für ihn regierte zu Kassel sein jüngerer Bruder, Prinz Wilhelm, als Statthalter, ein Fürst, der Friedrich I., den nur soldatische Eigenschaften zierten, sowohl an Herrschertugenden als an Verständniß für die Kunst weit überlegen war. Während die letzten Lebensjahre Wilhelm's, der nachmals als Landgraf den Titel Wilhelm VIII. führte, durch das Hereinbrechen des siebenjährigen Krieges von den schwersten Sorgen heimgesucht waren, hatte sich Hessen unter seiner Statthalterschaft (1730—1751) und in den ersten fünf Jahren seiner Selbstregierung (1751—1756) andauernder Ruhe zu erfreuen.

In diese Epoche fällt die Begründung der berühmten Kasseler Gemäldegallerie. Wilhelm war nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges, an dem er als niederländischer General Theil genommen hatte, im Dienste der Generalstaaten verblieben. Diesen langjährigen Aufenthalt in Holland benutzte der feingebildete, auch mit der künstlerischen Technik vertraute Prinz zum Erwerb einer herrlichen Sammlung niederländischer Meister, die man damals, wie sich J. H. Wilh. Tischbein in seiner Selbstbiographie ausdrückt, in Holland „noch häufig von der Wand erhielt, wo der Maler sie selbst hingehängt hatte". Mit fachmännischem Rathe unterstützten Wilhelm dabei die Maler Philipp van Dyck und Johann Georg van Freese. Letzterer folgte auch 1730 dem Rufe des Prinzen-Statthalters nach Kassel als Hofmaler und Gallerieinspector, welches Amt er bis zu seinem 1775 erfolgenden Tode bekleidete. Auch in Hamburg, wo damals ein bedeutender Markt für holländische Bilder war, machte man Ankäufe. Mancherlei Anekdoten cursiren heute noch in Kassel über den Erwerb einiger der hervorragendsten Gemälde; im Ganzen und Großen aber herrscht ein Dunkel über die rasche Erwerbung der Gallerie, das wohl niemals gelichtet werden dürfte. Wie dem nun auch sei, jedenfalls gereicht es Wilhelm VIII. und seinen beiden künstlerischen Berathern zu nicht geringem Ruhme, in verhältnißmäßig so kurzer Zeit eine so vorzügliche Sammlung angelegt zu haben, die unter den Gallerien Deutschlands trotz der schweren Verluste, welche sie in der napoleonischen Zeit erlitt, noch immer in niederländischen Meistern des 17. Jahrhunderts, insbesondere Rembrandt, Rubens, van Dyck, Franz Hals, Wouverman ihren Platz nächst der Dresdener und Münchener Gallerie mit Ehren behauptet.

Zur geeigneten Unterbringung der erworbenen Schätze ließ Wilhelm VIII. in den Jahren 1749—1751 die sogenannte „Schilderei-Gallerie" am südwestlichen Ende der heutigen Bellevue erbauen. Erst unter seinem Sohne Friedrich II. scheinen die Bilder aus italienischen Schulen erworben zu sein, die sowohl an Zahl wie an Werth im Allgemeinen den Niederländern nachstehen. Im Jahre 1806 umfaßte die ganze Sammlung 721 Stück, die sich auf vier Gebäude vertheilten. Die räumlich größten Bilder, 107 Stück, waren in der Schilderei-Gallerie placirt, einem 45 Meter langen und 15 Meter hohen Saale, der sein Licht durch Seitenfenster empfing, die in mehr als Stockwerkhöhe angebracht waren. Nach dem Zeugnisse competenter Besucher, wie Overbeck und v. Rumohr, war die so bewirkte Beleuchtung eine vortreffliche. In dem an die Schilderei-Gallerie stoßenden herrschaftlichen Palais waren in 8 Zimmern 144 Bilder

Digitized by Google

aufgehängt; in den Räumen des daran grenzenden Gebäudes der von Friedrich II. 1775 gegründeten Maler- und Bildhauer-Akademie 227 und in dem alten Residenzschlosse an der Fulda 243 Stück. Wie es in den älteren gedruckten Katalogen von 1783 und 1799 heißt, war darunter Rembrandt durch 35 Nummern vertreten, Rubens durch 25, van Dyck durch 20, Teniers durch ebensoviel, Potter durch 10, Claude Lorrain durch 4, die sogenannten „Vier Tageszeiten": meistens herrliche Werke dieser Meister von tadelloser Erhaltung.

Während unter Wilhelm VIII. dem Publicum nur der große Galeriesaal zugänglich war, hob Friedrich II. auch für die Besichtigung und das Studium des größten Theils der übrigen Gemälde jede Beschränkung auf. Er überwies seiner Kunstakademie, der Johann Heinrich Tischbein der Aeltere als Director vorstand, die in ihrem Gebäude aufgehängten Bilder zum täglichen Gebrauch und suchte, ebenso wie bei den übrigen von ihm angelegten oder vergrößerten Kunst- und Bildungsanstalten, seinen Stolz darin, daß sie nicht nur von Einheimischen, sondern auch von Fremden besucht und gewürdigt wurden.

Hatte Wilhelm VIII. sich durch die Schöpfung der Gallerie ein bleibendes Denkmal gesetzt, so that es nicht minder sein Sohn und Nachfolger, der schon genannte Friedrich II., durch die Erbauung des Museum Fridericianum und die Vergrößerung und würdige Aufstellung der Bibliothek. Die Eindrücke einer 1776 nach Italien unternommenen Reise erhöhten seine Vorliebe für das classische Alterthum und seine Monumente. Das Meiste, was Kassel an antiken Marmorstatuen und Büsten besitzt, wurde auf dieser Reise erworben. Zum Theil waren die angekauften Kunstwerke eine Ausbeute der emsigen Nachsuchungen des schottischen Malers Gavin Hamilton, andere wieder der Niederlage des Engländers Thomas Jenkins entnommen, der damals zu Rom einen Handel mit Antiken trieb. Auch der bekannte Kunstmäcen Graf Wallmoden aus Hannover überließ dem Landgrafen einige Stücke und Johann Friedrich Reiffenstein machte sich eine Ehre daraus, dem Haupte des fürstlichen Hauses, in dessen Diensten er selbst früher gestanden hatte, durch vortheilhafte Ankäufe gefällig zu sein. Er überwachte sogar die Verpackung und den Transport der erworbenen Statuen, der 36 von Chichi gefertigten Korknachbildungen antiker Baudenkmäler Roms und anderer Kunstsachen.

Den 1778 zu Kassel anlangenden Schätzen wurde bald ein geeigneter Platz bereitet in dem großen Gebäude, das Friedrich's geschickter Baumeister Simon Ludwig du Ry an der nordöstlichen Seite der zwischen der Altstadt und Oberneustadt gelegenen Esplanade aufführte, die man später dem Landgrafen zu Ehren Friedrichsplatz nannte. Wo sich noch wenige Jahre zuvor Festungswerke erhoben, die Friedrich nach dem siebenjährigen Kriege hatte schleifen lassen, erstand jetzt ein Palast, der mit seiner mächtigen, durch einen Vorbau von sechs uncanellirten jonischen Säulen geschmückten Façade und seinen beiden nach Nordosten rechtwinklig vorspringenden Seitenflügeln noch heute unter allen den großen Platz umgebenden Baulichkeiten den imponirendsten Eindruck hervorruft. 1779 war dieses „Museum Fridericianum" vollendet; in seinem Erdgeschosse fanden die Antiken und der größte Theil der aus dem Kunsthause des Landgrafen Karl dahin übergeführten Sammlungen, darunter auch das Naturaliencabinet, ihre

Digitized by Google

Stätte; der Oberstock wurde für die Bibliothek und die Sitzungen der vom Landgrafen 1777 gestifteten „Société des Antiquités", zum Theil auch für die physikalischen und mathematischen Instrumente bestimmt. Die Bibliothek wanderte aus den oberen Räumen des Marstalls, die ihr längst zu enge geworden waren, in den großen Hauptsaal, der, 82 Meter lang, gegen 12 Meter breit und über 9 Meter hoch, die ganze Front der ersten Etage einnimmt, ringsum mit einer Gallerie umgeben ist und von drei Seiten durch 25 Fenster Licht empfängt. Trotz der beträchtlichen Vermehrung, welche die Bücherſammlung in den vorhergehenden Decennien durch Vermächtnisse von Mitgliedern des hessischen Fürstenhauses empfangen hatte, war der großartige Raum, in dem sie nun untergebracht wurde, für ihre Bestände damals mehr als ausreichend. Der Landgraf selbst verweilte gern und oft darin, präsidirte auch in eigener Person den Sitzungen seiner „Société des Antiquités"[1]), die anfänglich im Residenzschlosse, von 1779 ab im Museum stattfanden, hielt selbst eine Reihe von Vorträgen über archäologische Themata und suchte, so viel er vermochte, ein reges wissenschaftliches Leben in seiner Hauptstadt zu erwecken. Es waren die Jahre, wo Christian Wilhelm Dohm, Mauvillon, Justus Friedrich Runde, Samuel Theodor Sömmering, Johannes von Müller, Georg Forster u. A. als Professoren am Kasseler Collegium Carolinum wirkten und einen Theil des literarischen Cirkels am Fürstenhofe bildeten. Noch entbehren wir eine auf gründlichen Studien ruhende Darstellung jenes Kreises. Aus vereinzelten Aeußerungen des Unmuthes oder Spottes, die besonders der leidenschaftliche und nirgends zufriedene Forster über das Leben in der Residenz Friedrich's II. that, läßt sich kein endgültiger Schluß ziehen, um so weniger, als diesen Aeußerungen ganz anders lautende von Männern desselben Kreises gegenüberstehen. Wenn der Landgraf, abgesehen von anderen Fehlern, auch von der Bedeutung der damals zu neuer Blüthe erwachenden deutschen Literatur keine Ahnung hatte und nur bei den Franzosen Muster des guten Geschmacks finden zu können vermeinte, so dient zwar nicht zu seiner Freisprechung, wohl aber zu seiner Entschuldigung, daß er diese Anschauung mit dem genialsten seiner deutschen Mitfürsten theilte, dem großen Könige, der dem Zeitalter seinen Namen gab.

Mit dem 1785 eingetretenen Tode des Landgrafen änderte sich in Kassel Vieles. Sein Sohn Wilhelm IX. war ein entschiedener Gegner alles fremdländischen Wesens. Die französischen und italienischen Günstlinge, Sänger, Schauspieler und Tänzer wurden sofort entlassen, in allen Zweigen der Verwaltung trat an Stelle des bis dahin herrschenden Luxus Sparsamkeit. Das Collegium Carolinum, ein Mittelding zwischen Gymnasium und Universität, das eine nur geringe Schülerzahl aufzuweisen hatte, wurde aufgehoben. Die Professoren, welche im hessischen Dienste zu bleiben beabsichtigten, versetzte man an die Landesuniversität Marburg, andere fanden auswärts ehrenvolle Stellungen. Doch zeigte der neue Landesherr in seinen ersten Regierungsjahren noch nicht die

[1]) Näheres über die Organisation und Geschichte dieser Gesellschaft findet sich in der Einleitung zu der von mir herausgegebenen Schrift J. G. Herder's: „Denkmal Johann Winckelmann's". Kassel, 1882. S. III ff.

Digitized by Google

übergroße Vorliebe für das Geld, die später, besonders seit seiner Rückkehr aus dem böhmischen Exil, geradezu in Geiz ausartete. Wie sein Vater und Großvater durch Beschirmung der bildenden Künste und der Wissenschaften, suchte er sich durch große Bauten einen Namen zu erwerben. Schon als Erbprinz hatte er das nach ihm benannte Wilhelmsbad bei Hanau mit seinem geschmackvollen Park angelegt; als Landgraf ließ er an Stelle der älteren Sommerresidenz Weißenstein nach du Ry's Plänen unter Jussow's Leitung ein neues Schloß erbauen, dem er den Namen Wilhelmshöhe beilegte. Es wurde 1798 vollendet. Die vom Landgrafen Karl begonnenen Wasserwerke, welchen unter den Regierungen Friedrich's I. und Wilhelm's VIII. wenig Beachtung geschenkt worden war, hatte schon Friedrich II. durch die Anlage der großen Fontaine erweitert. Wilhelm IX. fügte den nach seinem Erbauer so genannten Steinhöfer'schen Wasserfall, die Teufelsbrücke und den Aquäduct hinzu. Ihm bleibt somit das Verdienst, neben dem Landgrafen Karl der Schöpfer der Wilhelmshöhe gewesen zu sein, die wir heute bewundern und die schon den Sänger der Messiade zu dem entzückten Ausruf hinriß: „Welchen großen schönen Gedanken hat da Euer Fürst in Gottes Schöpfung hingeworfen!"

Ehemals fast noch mehr angestaunt als jene Wasserwerke, heute nach der Wiedererweckung der mittelalterlichen Baukunst von Kennern mit Lächeln betrachtet, erhebt die „Löwenburg" ihre grauen Zinnen und Thürme aus dem Waldmeere, das den Gipfel des Karlsberges umlagert. Ihren Bau begann Jussow 1793; englische Burgen des 14. Jahrhunderts dienten zum Muster. Moos und Epheu wuchern auf ihren Mauern, innerhalb deren sich der fürstliche Erbauer sein Grab in der Gruft der kleinen Burgkapelle bereiten ließ. Noch ging mehr als ein Menschenalter dahin, ehe man ihn dort zur Ruhe bettete. Inmitten dieser Zeit vollzogen sich ungeahnte Ereignisse. Der Sturm des Krieges stürzte den hessischen Thron um und sein einstiger Besitzer, vormals so sicher im Vollgenusse seiner autokratischen Herrlichkeit, mußte sieben Jahre als länderloser Flüchtling im Auslande verleben, bis den Greis ein erneuter wunderbarer Umschwung der Dinge zu dem Sitze seiner Ahnen zurückführte.

Unter Wilhelm IX. trat in der Benutzung der von seinen Vorfahren gesammelten Kunstschätze keine Beschränkung ein. Gemäldegallerie und Museum Fridericianum blieben nach wie vor Anziehungspunkte für das gebildete Publicum, welches Kassel besuchte. Die Obhut der Gallerie war seit dem Tode van Freese's dem Maler und Kupferstecher Johann Heinrich Tischbein dem Jüngeren anvertraut, einem Neffen des gleichnamigen weit berühmteren Künstlers, der 1789 zu Kassel starb. Des Gallerieinspectors Hauptvorzug war das ausgezeichnete Gedächtniß, das er für die Geschichte und den Erwerb aller Bilder besaß. Darauf bezügliche Aufzeichnungen schienen ihm unnöthig. Junggeselle und in vielen Lebensgewohnheiten ein Sonderling, wachte er über dem ihm zur Aufsicht und Erhaltung übergebenen kostbaren Gute mit größter Treue; das Schicksal, welches bald seine geliebten Bilder traf, sollte ihm das Herz brechen.

Nach Vollendung des Schlosses Wilhelmshöhe hatte Wilhelm IX. dort eine mit dem Geheimen Cabinetsarchiv verbundene Büchersammlung angelegt, die man im Gegensatze zu der Museumsbibliothek die „Hofbibliothek" zu nennen

Digitized by Google

pflegte. Sie befindet sich noch heute an ihrem ursprünglichen Platze im Parterre des südlichen Schloßflügels, während ihre Archivalien 1881 in das preußische Staatsarchiv zu Marburg verbracht wurden. In den Räumen dieser etwa 12,000 Bände starken Hofbibliothek ist auch Wilhelm's IX. werthvolle Kupferstichsammlung aufbewahrt, die schon von seinen Vorgängern begonnen war. Unter die kundige Leitung der beiden Tischbein gestellt, die sie ergänzten und vermehrten, wurde sie die größte künstlerische Zierde des neuen Schlosses und blieb es bis zum heutigen Tage. Freilich ist sie, im Gegensatze zu allen übrigen Kasseler Sammlungen, auch jetzt noch so gut wie unerschlossen, da ihre Aufbewahrung in den der kaiserlichen Hofverwaltung unterstehenden Schloßräumen die Besichtigung und Benutzung durch Künstler oder Kunstjünger sehr erschwert.

Für die Sammlungen des Museum Fridericianum an Gegenständen antiker und neuerer Kunst war 1789 an die Seite des Raths und Bibliothekars F. Ch. Schmincke der seitherige außerordentliche Professor zu Marburg, Ludwig Völkel[1]), ein Schüler Heyne's, berufen worden. Als Schmincke 1795 starb, erhielt er auch die Stelle des zweiten Bibliothekars mit dem Titel eines Rathes und die Oberaufsicht der Antiken-, Pretiosen- und Kunstsammlung. Der Landgraf schätzte seine Zuverlässigkeit und seine Kenntnisse so sehr, daß er ihm einen Theil des Unterrichts seines Sohnes, des Erbprinzen Wilhelm, anvertraute, den Völkel auch auf die Universitäten Marburg und Leipzig begleitete. Außer mehreren anderen Abhandlungen meist archäologischen Inhalts erschien von ihm 1798 zu Leipzig die Schrift „Ueber die Wegführung der Kunstwerke aus den eroberten Ländern nach Rom", zu der ihm die Kunsträuberei der Franzosen, die mit Bonaparte's italienischen Siegen begann, die Anregung gab. Geheime Vorahnung von dem baldigen Schicksale der ihm selbst anvertrauten Sammlungen drückte ihm die Feder in die Hand. 1802 wurde er Secretär der „Société des Antiquités". Aber umsonst waren seine Bemühungen, dieser Schöpfung Friedrich's II. neues Leben einzuflößen. Der Sinn für wissenschaftliche Studien war aus Kassel entwichen, mochte nun die Gleichgültigkeit des regierenden Herrn, der Mangel an gleichgesinnten und genügend vorgebildeten Theilnehmern oder der Gang der Weltereignisse die Schuld tragen. Wohl erklärlich war es übrigens, wenn der Blick der meisten Menschen sich damals nur der stürmisch bewegten Gegenwart zukehrte.

Auch Hessen-Kassel war an den Kämpfen jener Zeit mehrere Jahre lebhaft betheiligt gewesen. Hessische Truppen hatten mit altgewohnter Tapferkeit in Gemeinschaft mit den Preußen am Rhein und Main, dann an der Seite der Engländer in den Niederlanden gegen die Heere der jungen französischen Republik gefochten. Nachher war der Landgraf, dem Vorgange Preußens, des alten Alliirten seines Hauses, folgend, dem Baseler Frieden beigetreten und hatte

[1]) Bezüglich der Persönlichkeit Völkel's und aller für die folgende Darstellung benutzten Quellen verweise ich auf meine Abhandlung: „Eines hessischen Gelehrten Lebenserinnerungen aus der Zeit des Königs Jérôme", worin die Fundorte des sämmtlichen gedruckten und handschriftlichen Materials angegeben sind. Sie ist publicirt in der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde". Neue Folge. Band IX, 249—347. Kassel, 1882.

Digitized by Google

schließlich im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 die Bestätigung der schon 1795 mit Frankreich vereinbarten Abmachung erhalten, wonach er für den linksrheinischen an Frankreich abgetretenen Theil der Grafschaft Katzenellenbogen mit St. Goar, Rheinfels u. s. w. die vier innerhalb hessischen Gebietes gelegenen kurmainzischen Aemter Fritzlar, Amöneburg, Neustadt und Naumburg, 13,000 gegen 6000 Seelen, empfing. Dazu kam noch der Erwerb der seither in hessischer Pfandschaft befindlichen Reichsstadt Gelnhausen und die Zuerkennung der Kurwürde, welche am 15. Mai 1803 durch große Feierlichkeiten der Residenz verkündet wurde. Des Fürsten eifriges Bemühen, alle von Westen her kommenden Neuerungen, ob zeitgemäß oder nicht, von seinem Staate fernzuhalten, war von Erfolg. So vergingen seit dem Baseler Frieden elf Jahre.

Mit Preußen in guten und bösen Tagen zu gehen, war seit des unerschütterlichen Wilhelm's VIII. Regierung für die Beherrscher Hessen-Kassels geradezu Tradition geworden. So traf auch das Verhängniß, das 1806 über die Monarchie Friedrich Wilhelm's III. hereinbrach, den neuen Kurstaat mit vernichtendem Schlage. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob der Vorwurf der Doppelzüngigkeit, den man schon oft gegen Wilhelm I. — so nannte sich Wilhelm IX. als Kurfürst — bezüglich seiner damaligen Verhandlungen mit Preußen und Frankreich erhob, unbegründet ist. Als der Zusammenstoß beider Großmächte unvermeidlich geworden war, blieb ihm nur die Alternative, sich einer derselben schnell anzuschließen. Statt dessen verlor er eine kostbare Zeit mit Zaudern und ließ sich schließlich durch Talleyrand's Versprechungen so sehr in Sicherheit einwiegen, daß er seine schon auf der Ebene von Wabern zusammengezogenen Truppen in ihre verschiedenen Garnisonsorte zurückmarschiren, und dort bis auf die gewöhnliche Dienststärke in Friedenszeiten beurlauben ließ. So war er fast wehrlos, als die Schreckenskunde von der Niederlage des preußischen Heeres bei Jena und eine Trauernachricht nach der anderen über den jähen Zusammenbruch des Staates der Hohenzollern einlief. Gleichzeitig kam die Meldung, daß sich im Westphälischen unter König Ludwig von Holland und in der Nähe von Frankfurt unter Marschall Mortier Truppen ansammelten, die zwar dem officiellen Vorgeben nach zur Verstärkung der französischen Hauptarmee bestimmt sein sollten, aber augenscheinlich den Zweck hatten, eine Invasion Hessens mit Raschheit auszuführen. In unbegreiflicher Verblendung ließ sich der Kurfürst von Saint-Genest, dem französischen Geschäftsträger an seinem Hofe, so lange über die Absichten dieser militärischen Maßregeln täuschen, bis Mortier am Abend des 31. October vor Kassel stand. In derselben Nacht übergab der Geschäftsträger im Namen seiner Regierung eine Note, wonach Napoleon das Haus Hessen-Kassel wegen seiner Anhänglichkeit an Preußen zu strafen beschlossen und dem Marschall Mortier den Befehl zur Besetzung des Landes ertheilt habe. Kurz darauf ließ der Marschall dem Kurfürsten zu wissen thun, daß er gezwungen sei, sich seiner Person zu bemächtigen, wenn er nicht sofort Kassel verlasse. Mit dem Morgengrauen des folgenden Tages, des 1. November entfloh Wilhelm I. aus der Stadt. Das Leipziger Thor, aus dem er zuerst zu entrinnen gedachte, war schon von französischen Grenadieren besetzt. So schlugen die kurfürstlichen Wagen, die einen Theil des Vermögens des Verjagten bargen,

Digitized by Google

anfänglich den Weg nach Süden, dann nach Westen ein. Es gelang ihnen, die Arolsener Straße zu erreichen, ehe auch diese durch das von der Diemel heranrückende Corps des Königs Ludwig von Holland gesperrt wurde. Die hessischen Truppen wurden überall entwaffnet; bald verkündigte eine kaiserliche Proclamation: „Das Haus Hessen-Kassel hat aufgehört zu regieren".

II.

Von Arolsen eilte der Kurfürst nach Schleswig-Holstein zu seinem Bruder, dem Landgrafen Karl, der als dänischer Statthalter die Herzogthümer regierte und nahm zunächst seinen Aufenthalt in Gottorp, dann in Rendsburg und hierauf in Itzehoe; 1808 siedelte er nach Prag über. Man hat behauptet, daß treue Diener damals aus den vom Feinde besetzten hessischen Schlössern bedeutende Werthobjecte ihrem vertriebenen Herrn unter allerlei Gefahren in's Ausland gerettet hätten. Doch hat sich im Laufe der Zeit so viel Dichtung um die Wahrheit geschlungen, daß man wohl thut, die mancherlei darüber erschienenen romanhaften Schilderungen mit großer Vorsicht aufzunehmen. Allgemein bekannt ist, daß über 2 Millionen Thaler, welche Wilhelm I. schon vor der Occupation Hessens seinem Hofagenten zu Frankfurt a. M., Mayer Amschel Rothschild, anvertraut hatte, dem Späherauge der Franzosen und der ihnen Beistand leistenden deutschen Verräther entgingen. Die Rückkehr des Kurfürsten auf seinen Thron erlebte Rothschild zwar nicht mehr — er starb am 19. September 1812 — aber sein ältester gleichnamiger Sohn, der ihm in der Leitung des Frankfurter Hauses folgte, hatte die Genugthuung, die mit eigener Gefahr aufbewahrte Summe nebst den inzwischen angewachsenen Zinsen ihrem rechtmäßigen Besitzer wieder zu erstatten. Das Vertrauen, welches von jener Zeit an die Mitglieder des hessen-kasselschen Fürstengeschlechts dem Frankfurter Bankhause entgegenbrachten, war somit ein wohlverdientes.

Nicht das gleiche Glück hatte der Kurfürst mit seinen Kostbarkeiten und Kunstschätzen. Beinahe drei Wochen vor der am 8. October erfolgten Kriegserklärung Preußens an Frankreich waren auf seinen Befehl aus den verschiedenen Schlössern zu Kassel, Wilhelmshöhe, Wabern, Wilhelmsthal, Hanau und Philippsruhe eine Menge Geräthe von Gold und Silber sowie sonstige Pretiosen eingepackt worden. Sie füllten 42 Kisten; darunter befanden sich auch 4 Kisten, angefüllt mit 36 besonders kostbaren Gegenständen und der Medaillensammlung Wilhelm's I., die seither im Kasseler Museum aufbewahrt worden waren. Aus dem von Völkel aufgestellten und noch vorhandenen Inventar ergibt sich, daß ein Theil dieser goldenen, reich mit Diamanten und anderen Edelsteinen besetzten Vasen, Becher, Schalen, Porträts u. s. w. in Kunstwerken des 16. und 17. Jahrhunderts bestand. Der Medaillen waren es 548 Stück goldene, 4328 Stück silberne, wozu noch 122 „rare Thaler" kamen; ihr Silberwerth ist nach den Acten auf 27,202 Thaler geschätzt. Auch die Goldtoilette der Kurfürstin, die auf 20,000 Thaler veranschlagt war und der am Griffe mit 1500 kleinen Edelsteinen, Diamanten und Türkisen, besetzte Prachtdegen, den König Heinrich IV. von Frankreich dem hessischen Landgrafen Moritz dem Gelehrten 1602 bei dessen Anwesenheit zu Paris für seinen ältesten Prinzen Otto zum Geschenk gemacht hatte, befanden sich neben vielem Anderen, was heute nicht mehr festzustellen ist, in jenen 42 Kisten.

Digitized by Google

Im Anfange des October wurde der ganze Transport zu Wagen nach Karlshafen gebracht, offenbar in der Absicht, die Kostbarkeiten die Weser hinab nach England zu retten. So zaudernd und wankelmüthig damals die Politik des Kurfürsten war, so unsicher waren auch seine Entschließungen über die Bergung dieses unschätzbaren Gutes. Ob ihm nach den ersten Hiobsposten, die vom Kriegsschauplatze in Thüringen eintrafen, der Wasserweg über Bremen nicht mehr sicher erschien, wissen wir nicht; genug, nachdem die Kisten längere Zeit in Karlshafen gelagert hatten, kam plötzlich der Befehl, sie nach dem wenige Stunden südöstlich im Reinhardswalde einsam gelegenen Jagdschlosse Sababurg zu bringen und dort zu verbergen. Oberbaudirector Jussow, der Erbauer des Wilhelmshöher Schlosses und der Löwenburg, stand an der Spitze der Commission, welche diesen Auftrag zu vollziehen hatte. Am 18. October, vier Tage nach der Schlacht bei Jena, langte er in Sababurg an. Zur Fortbringung der Kisten hatte man wegen der schlechten Beschaffenheit der Waldwege auch Bauern mit Vorspannpferden aufgeboten und am hellen Tage dem auf Sababurg wohnenden kurfürstlichen Rentmeister die kostbare Fracht abgeliefert. Der Vorgang würde unglaublich erscheinen, wenn er nicht durch den Bericht eines erst im März 1882 im Alter von 93 Jahren verstorbenen Augenzeugen, des nachmaligen kurhessischen Geheimraths und Märzministers Schwedes, verbürgt wäre, der, damals ein junger Student, die Herbstferien im Hause seines Vaters, des erwähnten Rentmeisters, zubrachte. Jussow ließ die Kisten auf das Sorgfältigste im Verließ eines Schloßthurms vermauern und kehrte dann nach Kassel zurück.

Es gehört auch zu den Zeichen der damals am Hofe Wilhelm's I. herrschenden Rath- und Kopflosigkeit, daß man glauben konnte, ein Geheimniß, welches so viele Mitwisser habe, werde, falls der Feind das Land überziehe, verborgen bleiben. Kaum war Kassel von den Truppen Mortier's besetzt, so fanden sich auch Verräther, die gegen klingenden Lohn bereitwilligst das Versteck anzeigten. Schon in den ersten Tagen des November wurde Jussow gezwungen, sich in Begleitung französischer Officiere und Intendanturbeamten wiederum nach Sababurg zu begeben und Alles den beutegierigen Feinden zu überliefern. Die Kisten brachte man in das kurfürstliche Residenzschloß zu Kassel, wo der zum Gouverneur Hessens ernannte Divisionsgeneral Graf Lagrange — Mortier war schon bald nach Hannover weitermarschirt, König Ludwig in's Westphälische zurückgegangen — über sie Entscheidung treffen sollte. Vergeblich waren Völkel's Bemühungen, mit denen sich die des kurfürstlichen Hofmarschalls Grafen von Bohlen vereinigten, den Gouverneur wenigstens zur Rückgabe der 4 Kisten zu bewegen, welche die dem Museum angehörigen Kostbarkeiten und die Medaillen enthielten. Völkel, unter den treuen Dienern des Kurfürsten einer der wenigen, die in der Stunde der Noth nicht die Besonnenheit verloren, suchte bei dem französischen General den Glauben zu erwecken, diese Schätze seien Staatseigenthum und wies darauf hin, daß Sammlungen solcher Art auch in Frankreich während der Revolution als Nationalgüter respectirt worden seien. Allein Lagrange blieb taub gegen alle Vorstellungen. „Wären die Sachen," antwortete er, „an ihrem Platze im Museum geblieben, so würden sie nicht angetastet werden. So aber müssen sie als eine von der Armee eingebrachte Beute nach Mainz geschickt werden, wo

Digitized by Google

weiter darüber verfügt wird." Völkel brachte jedoch bald in Erfahrung, daß ihm Lagrange nicht die Wahrheit gesagt habe. Wie viel von den Kostbarkeiten in der That nach Mainz und dann nach Paris gelangte, ließ sich schon damals nicht mehr feststellen. Viele Stücke des Medaillencabinets und eine Menge von Schmuckgegenständen wurden schon in Kassel aus den Kisten gestohlen. Die Medaillen, welche wirklich nach der französischen Hauptstadt geschickt wurden, schmolz man dort ein, sehr gegen den Willen Millin's, wie dieser ausgezeichnete Archäologe und Numismatiker acht Jahre später zu Paris Völkel versicherte.

Der in kaiserliche Hände damals gelangte erste Beuteantheil muß den Erwartungen nicht entsprochen haben; denn ein bei den Zeitgenossen verbreitetes Gerücht wollte wissen [1]), Lagrange habe dadurch den Zorn seines Gebieters über die von ihm begangenen oder zugelassenen Räubereien beschwichtigt, daß er an der Kaiserin Josephine durch Zusendung kostbarer Gegenstände eine Fürsprecherin gewonnen habe. Ob darunter auch die 48 Gemälde zu verstehen sind, die schon vor dem Anmarsch der Franzosen eingepackt waren, um in ein neutrales Land geflüchtet zu werden, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Es heißt, die Hofverwaltung habe damals mit den Fuhrleuten, die sich dem Wagniß des Transports unterziehen wollten, so lange um die Höhe ihres Lohns gefeilscht, bis das Erscheinen der Truppen Mortier's jede Möglichkeit der Flucht abschnitt. Lagrange sandte diese Bilder schon im November nach Mainz; von dem Augenblicke an, wo sie in Frankreich wieder auftauchen, finden sie sich in Malmaison, dem Lustschlosse der Kaiserin Josephine, das sie bis 1815 schmückten.

In den letzten anderthalb Monaten des Jahres 1806 blieben die übrigen Kasseler Kunstschätze unbehelligt. Aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Denn im Januar 1807 erschien Napoleon's bekannter „Requisitor", der gelehrte Baron Vivant-Denon, um das Geschäft, welches er schon im November in Berlin, nachher in den Schlössern und Kunstkammern des verjagten Herzogs von Braunschweig zu Braunschweig und Salzdahlum, sowie in der Bibliothek zu Wolfenbüttel im großartigsten Maßstabe betrieben hatte, in der ehemaligen hessischen Hauptstadt fortzusetzen, nämlich, wie er sich selbst ausdrückte, „de faire le choix des objets d'art et de curiosité, qui peuvent convenir au Musée Napoléon." Mit Denon kamen seine zwei Gehilfen, der Maler Sicks und Perne, die auch schon bei der Plünderung der Berliner Sammlungen Handlangerdienste geleistet hatten. Der erbitterte Völkel nennt sie in seinen Aufzeichnungen „die Spürhunde des Acratus des neuen Nero". Der Vergleich lag ihm um so näher, als er in seiner Schrift über die Entführung der antiken Kunstwerke aus den Provinzen des Römerreichs der Raubzüge jenes Freigelassenen des Nero gedacht hatte, der nach des Tacitus Bericht mit Secundus Carrinas im Auftrage des Imperators die hellenischen Städte durchzog, um sie ihrer Kunstwerke zu berauben.

Zunächst ging es an die Gemäldegallerie, deren verschiedene Räumlichkeiten Johann Heinrich Tischbein öffnen mußte. Der alte Inspector war zwar tiefbetrübt über den Verlust der 48 schon von Lagrange entführten Bilder, glaubte aber, daß man nun von weiteren Opfern absehen werde. Wie groß war jedoch

[1]) Friedr. Müller, Kassel seit siebzig Jahren, I, 8.

Digitized by Google

sein Entsetzen, als Denon, nachdem er die übrigen Gemälde besichtigt hatte, zu ihm sagte: „Ich habe schon in vielen Gallerien und Museen das Schönste für das Musée Napoléon ausgewählt, aber noch nie ist mir die Wahl so schwer gefallen, als hier, „car tous sont des perles et des bijoux", und von den noch vorhandenen 673 Bildern nicht weniger als 251 zur Mitnahme bestimmte! Der Requisitor stellte dann ein Inventar auf, worin er bescheinigte, daß einschließlich der vorher auf Befehl Lagrange's weggeschickten Gemälde deren im Ganzen 299 nach Paris abgeführt seien. „Der arme Inspector," so erzählt ein Zeitgenosse, „glaubte in die Erde zu sinken, als an eins seiner Lieblingsbilder nach dem andern der verhängnißvolle Kreidestrich gemacht wurde. Er, der sich gar wohl erinnerte, wie fürstlicher Privatbesitz von den Königlichen Franzosen bei viermaliger Einnahme Kassels im vorigen Jahrhundert respectirt worden war, er sollte erleben, was ihm unmöglich schien. Wie entgeistet ging er zwischen den hämmernden und klopfenden Handwerkern herum. Jedes Bild, das eingepackt wurde, war ihm ein verstorbener Herzensfreund, jede Kiste ein Sarg."

Zu den zurückgebliebenen Bildern kamen später 252 aus den gleichfalls zerstreuten Gallerien von Braunschweig und Salzdahlum, die man zur Decorirung der Schlösser des neuen Königs von Westphalen und der Paläste seiner Großwürdenträger nach Kassel schickte. 216 Stück blieben der Kasseler Akademie der Künste und wechselten mit ihr in den Jahren der Fremdherrschaft mehrmals die Wohnung, wieder andere wurden öffentlich versteigert. Aber kein hessischer Patriot betheiligte sich an der Auction und so kam nicht weniges an eingewanderte Franzosen und auswärts wohnende Besitzer. Ueber 200 Gemälde gingen auf diese Art der Gallerie für immer verloren.

Tischbein überlebte die Vernichtung der ihm anvertrauten Sammlung nicht lange. Als er nun bald auch gezwungen wurde, seine Dienstwohnung im Akademiegebäude, die er seit mehr als 30 Jahren inne hatte, zu räumen, brach dem Greise das Herz. 1808 starb er und nahm fast Alles mit sich in's Grab, was er durch van Freese's Mittheilungen und eigene Erlebnisse über die Geschichte der Gallerie wußte.

Nach der Plünderung der Gemäldesammlung machte sich Denon am 6. Januar an die „Visitation" des Museum Fridericianum. Erst auf mehrfache Aufforderungen gab Völkel die Schlüssel zu den für die Antiken bestimmten Räumen und zeigte sich auch gar nicht geneigt herbeizukommen, als man ihm meldete, die Franzosen hätten die Glaspulte und Schränke nicht öffnen können. Sein Widerstand würde freilich auf die Dauer nichts genützt haben. Daher schrieb Hofmarschall Graf Bohlen an ihn und bat ihn auf das Herzlichste im Interesse der Rettung wenigstens eines Theiles der Sammlungen, sich in's Museum zu begeben und beim Zusammentreffen mit Denon so ruhig als möglich zu benehmen. Schweren Herzens entschloß sich Völkel dazu, konnte aber, als er den französischen Gelehrten traf, doch nicht umhin, ihm zu bemerken, er werde nichts finden, was man nicht schon in Paris besser hätte. Dagegen berief sich Denon auf den Befehl seines Kaisers, und die Durchsuchung begann. Dem Requisitor war es wesentlich um alles Antike zu thun, doch nahm er auch eine Anzahl Schalen von Edelstein, Kunstwerke aus Elfenbein und Bernstein und andere



Digitized by Google

kleine Arbeiten aus der Zeit der Spätrenaissance. Das Kostbarste, was in dieser Beziehung das Museum früher aufzuweisen hatte, war ihm in den durch Lagrange als „Prise der Armee" behandelten vier Kisten entgangen. Die modernen Goldmünzen, an 600 Stück, die in einem pyramidenförmigen Schranke verwahrt wurden, rettete Völkel, der seine ganze Besonnenheit wiedergewonnen hatte, durch eine List. Auf Denon's Frage nach dem Inhalte dieses Schrankes und eines anderen gleicher Form, schloß er den zweiten leeren auf, in welchem sich früher antike Münzen befunden hatten, die nachher anderweitig untergebracht worden waren. So fand er Glauben für seine Versicherung, beide Schränke seien leer. Von den antiken Bronzen wurden die besten ausgesucht, jedoch die vorzüglichste bronzene Victoria verschonte Denon, aber nur, weil er schon eine ähnliche aus der Berliner Sammlung mitgenommen hatte.

Nun kam die Reihe an die Gemmen und die antiken Münzen. Hier stellte Völkel dem Franzosen vor, beide Sammlungen dienten vorzüglich der benachbarten Universität Göttingen, die sein Kaiser selbst in besonderen Schutz genommen habe, zum Unterricht. Darauf erklärte Denon, er wolle darüber an Napoleon berichten; einstweilen könnten die Münzen und Gemmen dableiben. Auch später traf kein Gegenbefehl ein. Es mag dahingestellt bleiben, ob für den ausgezeichneten Kenner der von Völkel vorgebrachte Grund in der That das Motiv der Schonung bildete. Hingegen halfen alle Bemühungen des Letzteren nichts, die antiken Statuen vor Wegführung zu bewahren. Hier müsse er grausam sein, erklärte Denon; denn es sei ausdrücklicher Befehl Napoleon's, daß alle aus dem Alterthum stammenden Statuen nach Paris gebracht würden. Die Versuche Völkel's, die Kasseler Antiken möglichst herunterzusetzen, schnitt er mit der Bemerkung ab, es gebe kein Kunstwerk der Alten, das nicht einigen Werth habe, und verbat sich schließlich weitere Einreden mit den brutalen Worten: „Was wollen Sie, soll ich nichts nehmen? Nun, so wird ein Anderer kommen, der Alles abholt." So ging die Plünderung ihren Gang. Nach ihrer Beendigung ließ Denon auch hier ein Verzeichniß der Gegenstände — es waren 153 — aufstellen, die er mitnahm. Völkel mochte das ihm eingehändigte Actenstück als einen völlig werthlosen Wisch betrachten. Weder er noch einer der Theilnehmer jenes Vorgangs konnte voraussehen, welche Wichtigkeit es noch einmal gewinnen sollte. —

Gallerie und Museum waren somit ihres schönsten Schmuckes beraubt und doch mußten, obgleich das Einpacken ganz öffentlich geschah, die Bewohner Kassels sich in der von den Franzosen inspirirten „Hessischen Zeitung" noch obendrein die Lüge sagen lassen: „Unser Museum ist *unbetastet* geblieben, unsere Gallerie hat der schönen Gemälde *mehrere* behalten." Als Völkel, erbittert über diesen Hohn, den Generalgouverneur auf die Unwahrheiten aufmerksam machen und um ihre Widerrufung ersuchen ließ, erhielt er zur Antwort, der Verfasser habe sich „nicht richtig ausgedrückt". Dabei hatte es sein Bewenden. Ein Jahr später bekam Völkel ein officielles Document in die Hände, woraus zu ersehen war, wie selbst die Regierung des neuen nach dem Tilsiter Frieden errichteten Königreichs Westphalen über den Zustand des Museums dachte. Völkel hatte es für seine Schuldigkeit gehalten, den Untergang der „Société des Antiquités",

Digitized by Google

deren ständiger Secretär er war, dadurch zu verhindern, daß er einige der gebildeten Franzosen, wie die von Napoleon zur einstweiligen Verwaltung des Königreichs geschickten Staatsräthe Simeon und Beugnot, zum Eintritt in dieselbe bewege. Weit mehr Hoffnungen setzte er auf seinen deutschen Landsmann Johannes von Müller. Aber Müller, der bald den Posten des Ministerstaatssecretärs mit dem eines Staatsraths und Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts vertauschte, sprach sich, nachdem er das Museum besichtigt hatte, in einem Berichte an den Minister Simeon gegen den Gedanken einer Wiederbelebung der Gesellschaft aus. Sein Votum begründet er mit den charakteristischen Worten: „La Société des Antiquités . . . . . n'a plus d'objet après que Mr. Denon a visité les antiquités recueillies par les anciens princes." So entschlief 1808 die Stiftung des Landgrafen Friedrich II. eines sanften, und man kann sagen, nur von ihren nächsten Angehörigen bemerkten, wohl von Niemanden als vielleicht von Völkel betrauerten Todes.

Mit der Ankunft des Königs Jérôme, der im December 1807 mit seiner Gemahlin Katharina von Württemberg in Kassel eintraf, hörten die Gefahren, welche Museum und Bibliothek in ihrer Existenz bedrohten, nicht auf. Völkel, dessen hessischer Patriotismus bekannt war, hatte die größte Mühe, sich nur in seiner Stellung zu behaupten. Der erste Bibliothekar, Geheime Hofrath Strieder, der Herausgeber der bekannten hessischen Gelehrtengeschichte, nahm alsbald seine Entlassung. Er haßte die Franzosen so grimmig, daß er während der westphälischen Zeit mit keinem Schritte sein Haus verließ. Zwar rückte nun Völkel in seine Stelle ein, aber um ihn lahm zu legen oder ihm die Lust an seinem Amte zu verkümmern, wurde ihm der Publicist Dr. Friedrich Murhard als College an die Seite gesetzt, der damals eben so glühend für die Franzosen schwärmte, als er sich nach 1815, nachdem der wiedereingesetzte Kurfürst seine demüthigst angebotenen Dienste abgelehnt hatte, als Vertreter der liberalen Ideen gegenüber der fürstlichen Willkür aufzuspielen wußte. Johannes von Müller, der, wie er, sich damals politisch „umgedacht" hatte, war sein Protector. Er verschaffte ihm auch die Stelle eines Präfecturraths und die Redaction des nunmehr an Stelle der „Hessischen Zeitung" in französischer und deutscher Sprache erscheinenden „Moniteur Westphalien". Völkel, der den neuen Collegen verachtete, und wie die Zukunft lehrte, dazu auch allen Grund hatte, suchte ihm, so viel er konnte, auszuweichen. „Mir blieb nichts übrig," schreibt er, „als vorerst die Bibliothek in den öffentlichen Stunden, wo er gegenwärtig war, zu meiden. Denn ich wußte, hier wurde der „Moniteur" fabricirt! Müller hatte mich ersucht, das Zimmer der Doubletten dem Murhard zu dem Behufe zu räumen, wenn er wegen des „Moniteur" Jemanden zu sprechen hätte. Sollte ich die Lügen gebären sehen, womit wir hintergangen wurden?"

Daß Murhard kein Mittel unversucht ließ, den vaterländisch gesinnten Amtsgenossen zu beseitigen, zeigte sich im April 1809, wo Völkel nach dem Mißlingen des Dörnberg'schen Aufstandes mit vielen anderen kurfürstlich gesinnten Männern verhaftet und in das „Castell", das an der Fuldabrücke gelegene Staatsgefängniß, geschleppt wurde. Die Verhaftung war auf einen der westphälischen Polizei zugegangenen anonymen Brief hin erfolgt. Allein es gelang



Digitized by Google

den Bemühungen der Verwandten Völkel's, schon bald seine Unschuld zu erweisen. Denn obgleich der Fremdherrschaft abgeneigt, hatte Völkel an der Verschwörung gegen sie keinen Antheil genommen. Sollte er aber für das, was er im Stillen von ihr dachte, bestraft werden, so hätte, wie die westphälische Regierung wohl wußte, mit gleichem Rechte ein bedeutender Theil der ganzen Einwohnerschaft eingekerkert werden müssen. Als Denunciant galt allgemein Murhard, der Völkel's Stelle zu erlangen hoffte.

Schon mehrere Monate früher hatte das neue Gouvernement im Museumsgebäude mit großen baulichen Veränderungen begonnen. Der Hauptstadt Westphalens fehlte ein geeigneter Versammlungsraum für die Reichsstände. Die Sitzungen des ersten Reichstags waren im Juli 1808 im Orangeriepalais in der Aue abgehalten worden. Dieses Schloß hatte sich aber als unzweckmäßig erwiesen. Man beschloß daher, das viereckige Treppenhaus an der Rückseite des Mittelbaus des Museums abzubrechen und an seiner Stelle einen mit Oberlicht versehenen halbkreisförmigen Bau zu errichten, dessen Inneres als Ständesaal dienen sollte. Zur Ausführung des Projects berief man im August 1808 den Architekten Grandjean de Montigny aus Paris. „Rasch wurde Hand an's Werk gelegt," so berichtet Völkel, „und das Dach von dem Treppenhause abgerissen. Unter diesem Dache lagen in einer verschlossenen Kammer eine Menge Exemplare von Winkelmann's „Beschreibung von Hessen", von den „Mémoires de la Société des Antiquités" und anderen Werken, die sämmtlich eine Beute der Zimmerleute und Tagelöhner wurden. Gegen Mittag und Abend warfen sie beim Abgehen von der Arbeit ganze Packs in den Hof hinunter und verkauften sie an die Krämer und Metzger in der Stadt. Verbote und Erinnerungen dagegen halfen nichts. Die gebundenen Doubletten in dem Zimmer am Observatorium, wozu die französischen Baukünstler den Schlüssel hatten, litten ein gleiches Schicksal und die Bibliothek lieferte eine Zeit lang Papier zu Düten und Umschlägen der Victualien. Dicke Staubwolken von den niedergerissenen Mauern lagen stets über und um das Museum und der feine Sand und Kalk drang durch Fenster und Thüren in alle Zimmer, so daß nicht allein die freistehenden Sachen, sondern auch die in Schränken verschlossenen davon bedeckt wurden." Das ganze Haus war den Arbeitern preisgegeben, die vom offenen Boden und Dache her Zugang hatten. Die dem Museum noch verbliebenen Sachen mußten fortwährend wandern. Uhren, Pretiosen und sonstige Kunstsachen wurden aus dem Erdgeschoß in das oberste Stockwerk gebracht. Diesen Umstand benutzte ein Arbeiter und stahl durch Einbruch einige dreißig Taschenuhren. Völkel war gerade auf wenige Tage nach Weimar gereist und hatte nach seiner Rückkehr mit dem Minister des Innern, von Wolffradt, eine heftige Scene, obgleich Wolffradt ihm den Urlaub zur Reise selbst ertheilt hatte. Trotz aller Bemühungen der Polizei blieb der Thäter unentdeckt.

Der König selbst bekümmerte sich um den Fortgang des Baues seines „Palais des États". Denn so wurde nunmehr das Museumsgebäude genannt, während der vor ihm gelegene Friedrichsplatz, von dem man Nahl's Marmorstatue Friedrich's II. entfernte, den Namen „Place des États" empfing. Daß Jérôme auf die Museumsbibliothek nicht den geringsten Werth legte und sie so

Digitized by Google

gut wie gar nicht benutzte, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Wir würden sogar annehmen, daß er nie von ihrem Inhalte Kenntniß genommen habe, wenn uns nicht in einem der Kataloge eine Notiz darüber erhalten wäre, die das Gepräge der Richtigkeit an sich trägt. Dort findet sich bei dem verschwundenen Buche „Précis historique de la vie de Madame la Comtesse du Barry avec son portrait. Paris 1774" von Völkel's Hand die Bemerkung: „Hat der gewesene König mitgenommen!" Die Lectüre der Laufbahn der berüchtigten Maitresse Ludwig's XV. war allerdings eine Beschäftigung, die zu den Lebensgewohnheiten des königlichen Wollüstlings ganz und gar stimmte. Nicht weniger bezeichnend für das Interesse Jérôme's am Museum ist ein Vorfall, der sich 1811 zutrug, als seine Mutter, Madame Lätitia, ihn zu Kassel besuchte. Die alte Dame hatte ihrer Schwiegertochter kostbare Geschenke mitgebracht. Zu den Gegengeschenken mußte auch das Museum beisteuern. Bei einem gemeinschaftlichen Besuche desselben nahm der König eine in Silber gefaßte Dose von Achat weg und schenkte sie seiner Mutter. Außerdem steckte er einen goldenen mit einer Gemme geschmückten Ring an die Hand einer der mitanwesenden Hofdamen, jedenfalls derjenigen, welche sich damals gerade seiner Gunst zu erfreuen hatte.

Fingerdick, so erzählt uns Völkel, bedeckte während des Baus des Ständesaals der Staub die Bücher. Der große Saal des Oberstocks diente den Maurern als eine der Stellen, wo sie die Steine behieben. Von den römischen Inschriften des Museums verschwanden damals fünf, meist Votivaltäre aus Sandstein, welche Landgraf Friedrich II. als eine Ausbeute der Ausgrabungen zu Mainz, Castel und Heddernheim erworben hatte. Sie sind, wie man allgemein annimmt, in den Neubau mit vermauert. Einige griechische Marmorinschriften, welche das Museum seit den Zeiten des Landgrafen Karl besitzt — sie wurden 1688 von den Hessen mitgebracht, die im Dienste Venedigs in Griechenland gegen die Türken gekämpft hatten — entgingen vielleicht nur durch ihr verschiedenes Material demselben Schicksal. Grandjean, „premier architecte du Roi" und seine Gehilfen scheuten sich auch nicht, die Bibliothek, welche ihnen während des Baus von verschiedenen Seiten her zugänglich war, zu berauben. Besonders stahlen sie, wie die Notizen in den Katalogen melden, Werke aus dem Gebiete der Kunst, Numismatik und Architektur.

Gegen Ende des Jahres 1809 war der Bau des Ständesaals beendet, der im Innern prachtvoll eingerichtet und decorirt wurde. In der Nähe des Throns stand die von Roland in Paris gefertigte Marmorstatue Napoleon's, des Schöpfers und Protectors des westphälischen Königreichs. In amphitheatralischem Halbrund gruppirten sich zu beiden Seiten des Throns die Plätze der Minister und Deputirten. Hinter ihnen, auf den höchsten Bankreihen, befand sich der für das Publicum bestimmte Raum. Dem Throne gegenüber lag die Rednerbühne, in ihrer Nähe die Loge der Königin. Zwei angebaute Gallerien führten im Erdgeschoß in den Saal. Als Vestibul diente die große Halle des Mittelbaus, in der bis 1807 die Antiken aufgestellt waren. Sie wurde unter Anderem mit einigen Bronzeabgüssen nach Florentiner Antiken ausgeschmückt, die Landgraf Wilhelm VIII. in Italien angekauft hatte. Seltsamer Weise stellte Grandjean gerade dem Hauptportale gegenüber die Statue des „Schleifers". Malitiös genug bemerkt

Digitized by Google

dazu Völkel: „Von dem Schicklichen hatte der Pariser Baumeister nicht die leiseste Ahnung, oder er war unwissend genug, daß er die Handlung des Bildes nicht kannte und daß ihm nicht einfiel, welche Vergleichung sich zwischen dem Sklaven oder Scythen, der das Messer schleift, womit der arme Marsyas geschunden werden soll, und den Reichsständen, welche ungeheure Summen votiren mußten, anstellen ließ."

Trotz der großen Kosten, die der Bau und seine Einrichtung verursacht hatten, wurde er nur in den ersten Monaten des Jahres 1810 als Ständesaal benutzt. Vom 28. Januar bis 12. März des genannten Jahres spielte sich darin die politische Farce des zweiten westphälischen Reichstags ab, am 14. März erfolgte dort vor Jérôme die feierliche Huldigung der 60 Deputirten aus den Landestheilen Hannovers, die auf Napoleon's Befehl mit Westphalen vereinigt wurden. Als am 24. November 1811 ein Brand den größten Theil des alten Kasseler Landgrafenschlosses zerstört hatte, das der König seither als Winterresidenz bewohnt hatte, diente der Ständesaal zur Aufbewahrung eines Theils der vor dem Feuer geretteten Mobilien. Da der Wiederaufbau des Schlosses des vor der Thüre stehenden Winters halber erst für das Frühjahr 1812 projectirt war — nachher kam es wegen des Ausbruchs des russischen Kriegs gar nicht dazu — bezog Jérôme das ehemalige Palais des Prinzen Georg, in der Oberneustadt oberhalb der Aue gelegen, jetzt der nach dem Friedrichsplatze hin gelegene Theil des sogenannten Bellevueschlosses. Weil aber dessen Räume bei weitem nicht hinreichten, war es nothwendig, die ehemalige Schilderei-Gallerie und das Gebäude der Akademie der bildenden Künste damit zu verbinden. Der große, einst wegen seiner Schönheit so berühmte Bilderaal wurde nun ganz beseitigt. Man schied ihn durch eingebaute Zwischenwände in mehrere Theile. Das Oberlicht wurde durch einen weit niedrigeren Plafond abgesperrt und in dem unteren Raume durch Brechen neuer Fenster in die Seitenwand ersetzt. So kam es, daß späterhin, als der größte Theil der nach Paris entführten Bilder wiedergewonnen und viele in diesen Räumen während der Jahre 1815 bis 1877 von Neuem untergebracht waren, von Künstlern und Architekten die begründetsten Klagen über Enge, Unzweckmäßigkeit und schlechte Beleuchtung erhoben werden konnten. Die Mehrzahl solcher Kritiker war allerdings mit der Geschichte des Gebäudes unbekannt und wußte auch nicht, daß es Kurfürst Wilhelm's I. Absicht war, nach Ausführung seines Lieblingsplans, der Erbauung des riesenhaften Schlosses „Kattenburg" an der Stelle des niedergebrannten Landgrafenschlosses, auch der Gemäldegallerie wieder ein besseres Heim zu bereiten. Der Tod des alten Herrn ließ dann weder die Kattenburg noch das Project einer baulichen Umänderung der Gallerieräume zur Vollendung gelangen. Seinen Nachfolgern fehlte jegliches Interesse zur Verwirklichung und Weiterführung dieser Pläne.

Doch wir sind bei der Betrachtung der Folgen des Brandes von 1811 für die Baugeschichte der Gallerie den Ereignissen vorausgeeilt, die mit dem Sturze der napoleonischen Macht auch den Zusammenbruch der „plaisanterie d'un royaume de Westphalie" herbeiführten.

König Jérôme war zwar schon im August 1812 aus dem russischen Feldzuge, in dem er keine Lorbeeren gepflückt hatte, heimgekehrt — wie es heißt, auf Befehl

Digitized by Google

seines kaiserlichen Bruders wegen begangener militärischer Fehler nach Hause geschickt. Aber seine Truppen, die schon seit 1809 für französische Interessen in Spanien geblutet hatten, theilten das tragische Geschick der großen Armee bis zum letzten Augenblicke. Nur wenige der Tapfern betraten den deutschen Boden wieder. Mit neuem Muthe erfüllten sich die vaterländisch gesinnten Herzen, als die Kunde kam von dem furchtbaren Gottesgericht, das den Eroberer auf den Eisfeldern Rußlands ereilt habe, als die Kunde von Stein's und York's Erscheinen in Königsberg, von der glorreichen Erhebung Preußens, vom Bündniß zu Kalisch und dem Aufrufe Friedrich Wilhelm's III. an sein Volk Deutschland durchflog. Allein nach dem Ausgange der Schlachten von Großgörschen und Bautzen schwand die Hoffnung wieder auf lange Zeit, bis nach Oesterreichs Beitritt zu den Verbündeten, nach den blutigen Kämpfen des Augustmonats, in dem Augenblicke, wo sich in der Ebene Sachsens die große Entscheidung vorbereitete, der kühne Czernitscheff mit seiner Kosakenschar vor Kassel erschien und dem Könige von Westphalen durch Verjagung aus seiner Residenz einen Vorgeschmack dessen gab, was ihn und die Franzosenherrschaft so bald erwartete. Ohne sonderlichen Widerstand zu finden, zog der russische General am 1. October ein, vom Jubel der Menge begrüßt; durch eine Proclamation erklärte er alsbald das Königreich Westphalen für aufgelöst. Schon machte sich der große Haufe daran, auch die äußeren Zeichen der Fremdherrschaft zu vernichten. Auf dem Königsplatze, der seinen Namen mit dem einer „Place Napoléon" hatte vertauschen müssen, war auf einem Brunnen die Marmorstatue des Imperators, ein Werk Chaudet's, angebracht. Sie zeigte Napoleon in römischer Tracht, den Lorbeerkranz um das Haupt, das Schwert an der Seite. In der Rechten hielt er eine Pergamentrolle, welche auf die von ihm verliehene Verfassung Westphalens hindeutete. Kaum waren die Russen in Kassel eingezogen, so bemühte sich die Volksmenge, die Bildsäule des Verhaßten von ihrem Postament herabzureißen. Da dies wegen der Festigkeit der Anlage mißlang, suchte man sie zu zertrümmern und schlug ihr die Nase und den rechten Arm ab.

Nur fünf Tage dauerte Czernitscheff's Herrschaft. Als Jérôme sich von seiner Bestürzung erholt hatte und mit frischen, ihm von Mainz zugesandten Truppen heranrückte — die westphälische Garnison Kassels war größtentheils davongelaufen oder übergegangen — räumte der Kosakenführer rasch wieder die Stadt unter Mitnahme einer sehr beträchtlichen Beute, die er in den öffentlichen Cassen, im Zeughause, dem Schlosse des Königs und den Häusern seiner Großen gemacht hatte. Die Sammlungen des Museums waren unberührt geblieben, wohl weniger aus Schonung, als weil die Russen von dem Dasein und dem Werth des noch Vorhandenen keine Ahnung hatten.

Zwei Tage nach dem Abzuge der letzten Schwadron Czernitscheff's besetzte die Cavallerie der Avantgarde Jérôme's die Stadt auf's Neue, am 8. October zog sein General Allix an der Spitze der Infanterie ein. Der König hatte von der Verstümmelung der Bildsäule des Kaisers gehört und war darüber höchst erbittert. „Malheur à la ville," schrieb er an Allix, „si je ne trouve pas la statue de mon auguste frère." Deshalb mußte vor seiner Ankunft der Bildhauer Joh. Chr. Ruhl der Statue rasch eine Nase und einen Arm aus Gyps

Digitized by Google

machen. Der größte Theil der Figur ist, zwar nasenlos, aber mit dem Gypsarme, noch heute vorhanden; nur fehlen die Füße, die man bei ihrer nachmaligen Beseitigung vom Brunnen abtrennte. Sie liegt jetzt in einem Nebenraume des Museumsgebäudes.

Am 16. October erschien Jérôme wieder in Kassel. Inzwischen hatten sich die Gefängnisse mit Verhafteten gefüllt, die des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt wurden; man dankt es nur dem von Hause aus milden und menschlichen Sinne des Königs, daß nicht alsbald Bluturtheile gefällt und massenhaft vollzogen wurden. Jérôme und seine Minister gaben sich übrigens keiner Täuschung über die nächste Zukunft mehr hin. Die bald eintreffende Kunde vom Ausgange der Schlacht bei Leipzig war nur wenige Tage geheim zu halten. Diese Zeit mußte benutzt werden, um zu flüchten und fortzuschleppen, was nur irgend möglich war. Aber nicht allein Privateigenthum und solche Gegenstände, die während der Dauer des Königreichs auf Staatskosten angeschafft waren, packte man ein, sondern man raffte auch vom ehemaligen Besitze des hessischen Fürstenhauses so viel zusammen, als in der Eile gehen wollte. Jacob Grimm, damals Auditor des westphälischen Staatsraths und Bibliothekar der Königlichen Cabinetsbibliothek zu Napoleonshöhe, wie das Lustschloß Wilhelmshöhe während der Herrschaft Jérôme's genannt wurde, mußte es widerwillig geschehen lassen, daß die kostbarsten Werke und Kupferstiche der ihm anvertrauten Sammlung eingepackt wurden. Aus dem Schlosse zu Kassel nahm man mit, was noch an werthvolleren Gemälden seit 1807 zurückgeblieben und seitdem aus den Braunschweiger Sammlungen hinzugekommen war; das Museum mußte seine Bronzen nach Florentiner Antiken, außerdem aber die ganze Sammlung geschnittener Steine, an 2500 Stück, hergeben, die zur Verzweiflung Völkel's der Minister der Finanzen und des Innern, Malchus, Graf von Marienrode, sich auf ausdrücklichen Befehl Jérôme's ausliefern ließ. Am 24. October verbreitete sich das Gerücht von Napoleon's furchtbarer Niederlage und dem Anmarsche der Verbündeten, am 26. verließ Jérôme Kassel auf Nimmerwiedersehen. Schon zwei Tage darauf langte der Vortrab eines russischen Corps an, das zur Armee Blücher's gehörte, am 30. October kam der hessische Kurprinz Wilhelm, der in dieser Armee den Feldzug mitgemacht hatte. Voll Begeisterung empfingen die Hessen den Sproß ihres alten Fürstenhauses. Noch erhöht wurde die patriotische Stimmung durch einen kurzen, von dem Kurprinzen am 5. November erlassenen Aufruf, durch den er sein Volk für die heilige Sache des Vaterlandes zu den Waffen rief. Er begann mit den zündenden, noch heute unvergessenen Worten: „Hessen! Mit Eurem Namen nenne ich Euch wieder!" Als sein Verfasser galt der treue Völkel.

Aber dem emporloderuden Enthusiasmus wurde alsbald ein Dämpfer aufgesetzt. Die unter Stein's Leitung stehende Centralverwaltung der befreiten deutschen Lande desavouirte den Aufruf und der russische Commandant Kassels untersagte dem Kurprinzen alle weiteren Schritte, bis über das Schicksal Hessen-Kassels von den drei verbündeten Monarchen definitiv entschieden sei. Der am 21. November anlangende und vom jubelnden Volke in die Stadt gezogene alte Kurfürst kam noch nicht als Herr des Landes, sondern empfing es erst einige

Digitized by Google

Tage darauf im Hauptquartier der Alliirten zu Frankfurt a. M., als er sich den ihm vorgelegten Bedingungen gefügt hatte. Zu diesen Bedingungen gehörte auch die Stellung eines Truppencorps für die Armee der Verbündeten. Es konnte, 18,000 Mann stark, erst Mitte Januar 1814 in's Feld ziehen, da man den Zeitraum von fünf Wochen, der zwischen dem Aufrufe des Kurprinzen und dem seines Vaters lag, zum Schmerze vieler Patrioten hatte ungenützt verstreichen lassen müssen.

III.

Die seltsame Form, welche durch Wilhelm's I. Schuld die Restauration in Kurhessen annahm, ist bekannt. Ihre Darstellung entspricht nicht unserer Absicht. Uns liegt es nur ob, die Geschicke der hessischen Kunstschätze in Kürze zu verfolgen.

In der Verwaltung der Kasseler Sammlungen änderte sich nun begreiflicher Weise mancherlei. Der alte Geheime Hofrath Strieder kam wieder aus seinem Hause hervor, dessen Schwelle er sechs Jahre nicht überschritten hatte. Wie sein Kurfürst, hatte auch er in dieser Zeit nichts gelernt und nichts vergessen. Er übernahm formell wieder die Oberleitung der Bibliothek im Museumsgebäude, ließ sich aber selten dort sehen, sondern bekümmerte sich nur um die Cabinetsbibliothek zu Wilhelmshöhe, deren seitheriger Bibliothekar, Jacob Grimm, zum Legationssecretär ernannt, mit dem hessischen Gesandten Grafen Keller im Hauptquartier der Verbündeten auf französischem Boden verweilte. Der vormalige westphälische Präfecturrath und Redacteur des „Moniteur Westphalien", Friedrich Murhard, versuchte trotz Allem, was vorangegangen war, sich in seiner Stellung an der Bibliothek zu behaupten. Er rechnete dabei auf die bekannte Vorliebe Wilhelm's I. für das Geld und entblödete sich nicht, diesem vorzuschlagen, er möge ihm die Redaction der officiellen „Kassel'schen Allgemeinen Zeitung" anvertrauen. Dann mache er sich anheischig, dem Kurfürsten 10,000 Thaler jährliche Einkünfte daraus zu verschaffen. Aber er hatte sich doch verrechnet. Wilhelm's Antwort auf diese Eingabe bestand darin, daß er Herrn Murhard durch Strieder die Schlüssel der Bibliothek abverlangen und seine Absetzung ankündigen ließ. Dem Hofrath Völkel dagegen wurde der Titel eines Ober-Hofraths verliehen und Wilhelm Grimm erhielt die Stelle eines Bibliothekssecretärs. Völkel empfing ihn auf das Freundlichste. Er erkannte bald, welche vortreffliche Stütze er an dem ebenso kenntnißreichen als liebenswürdigen jungen Manne gewonnen hatte. Bald mußte er ihm auch die Obhut und Verwaltung der Bibliothek allein überlassen, denn schon im April 1814 entsandte ihn der Befehl des Kurfürsten nach Paris.

Am 31. März waren Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. in der französischen Hauptstadt eingezogen, am 7. April hatte Napoleon zu Fontainebleau seine Abdankung unterzeichnet. Schon acht Tage darauf war eine kurhessische Commission auf dem Wege nach Frankreich, welche die geraubten Kunstschätze aufsuchen und reclamiren sollte. An ihrer Spitze stand der Geheime Regierungsrath und Kammerherr von Lepel, dem als sachkundige Mitglieder Völkel und der Maler Friedrich Robert, ein Vetter des 1808 aus Gram über den Raub der Gallerie gestorbenen Inspectors Tischbein, beigegeben waren.

Digitized by Google

Zu Paris fand ein Wiedersehen statt, wie es die beiden betheiligten Männer wohl nimmermehr geahnt hatten: Völkel mußte Denon auffordern, ihm den Eintritt in die Gallerie und die Antikensäle des Louvre zu gewähren! Mit welchen Gefühlen mögen sich Beide gegenübergestanden haben, der Beraubte und Gedemüthigte von 1807 und der kurz vorher noch allmächtige Generaldirector des ersten und an Herrlichkeit und Fülle des Inhalts nie wieder erreichbaren Museums der Welt! Als ein Andenken an jene Stunde hinterließ Völkel seinen Kindern den Passirschein, welchen der ehemalige „Acratus des neuen Nero" ihm zum Vorzeigen bei den Wachen des Louvre übergab. Aus den wenigen Zeilen des vergilbten Blättchens, das sich jetzt im Besitze des 88jährigen Neffen Völkel's, Herrn Geheimen Hofrath Ruhl zu Kassel, befindet, spricht zu uns gleichsam ein Stück Weltgeschichte. Der gedruckte Kopf des Formulars enthielt hinter „Musée" an zwei Stellen das Wort „Napoléon", das Denon durchstrich! Der Passirschein lautet in seinen gedruckten Zeilen:

Musée [Napoléon]. Direction. Paris, le 25. Avril 1814.

Vivant-Denon, Membre de l'Institut, Officier de la Légion d'honneur, Directeur général du Musée [Napoléon], de la Monnaie, des Médailles etc. etc.

Dann findet sich von Denon's Hand geschrieben:

Poste laissera entrer dans la grande Gallerie et les Salles des Antiques Monsieur le Baron de Voelkel, Conseiller et premier Bibliothécaire de l'Électeur de Hesse.

Le Directeur Général:
Denon.

Noch denselben Tag suchte Jacob Grimm, der inzwischen auch mit dem Hauptquartier nach Paris gekommen war, die hessischen Landsleute im Louvre auf. Die Commissäre überbrachten ihm den Befehl des Kurfürsten, sie in ihrem Suchen zu unterstützen, insbesondere aber die Zurückführung der aus der Wilhelmshöher Bibliothek entführten Bücher und Kupferstiche zu betreiben. Mit welchem Eifer und Erfolge Jacob Grimm diesem Auftrage trotz des Widerstands der französischen Bibliotheksbeamten nachkam, läßt seine Selbstbiographie erkennen. Trotzdem gelang es ihm nicht, Alles zu retten: die zahlreichen Radirungen Rembrandt's, die eine der größten Zierden der Wilhelmshöher Sammlung gebildet hatten, waren und blieben verschwunden. Was er nach Kassel zurückfandte, füllte 16 große Kisten, die im Juli dort anlangten.

Hingegen vermochten die Commissäre ihre Hauptaufgabe, die Gemälde, Antiken und sonstigen Kostbarkeiten zu holen, so gut wie gar nicht zu lösen. Völkel und Robert hatten mit der größten Sorgfalt im Louvre alle nach Kassel gehörigen Gegenstände mit Hilfe der 1807 von Denon ausgestellten Empfangsbescheinigungen herausgesucht und notirt. Die Kasseler Antiken standen meistens im Dianasaale, wo sich auch die aus Berlin geraubten befanden. Von den Statuen und einer Anzahl kostbarer Gemälde waren während ihres Pariser Aufenthaltes in den großen französischen Sammelwerken von Bouillon, Filhol, Landon u. A. Abbildungen und Beschreibungen erschienen, ein Umstand, dessen Nutzen und Bedeutung Völkel später unparteiischer anerkannte als damals, wo es ihm nur darum zu thun war, dem Feinde seinen Raub wieder abzunehmen. In's Innere des Schlosses Malmaison zu gelangen, wo, wie man wußte, die herrlichsten Stücke der einstigen Kasseler Gallerie hingen, war für Robert nicht

Digitized by Google

möglich. Auch der dort am 29. Mai erfolgende Tod der Kaiserin Josephine änderte daran nichts. Denn der am nächstfolgenden Tage zwischen den Alliirten und dem von ihnen eingesetzten Könige Ludwig XVIII. abgeschlossene Pariser Frieden brachte neben vielen anderen Bestimmungen, die von unzeitiger und ungerechtfertigter Großmuth gegen ehemals so erbarmungslose Feinde zeugten, auch die Stipulation, daß das Pariser Museum im Besitze aller Kunstschätze bleiben solle, die vor Beginn des Krieges sein Eigenthum gewesen seien.

So mußten sich die hessischen Commissäre darauf beschränken, nur von denjenigen Gegenständen, welche Jérôme und sein Gefolge bei ihrer Flucht mitgenommen hatten, so viel als noch möglich zu retten. Die weiteste Reise hatten darunter wohl die Gemmen des Museums gemacht. Sie waren auf Befehl der in Blois weilenden Kaiserin-Regentin Marie Louise mit den übrigen Kostbarkeiten des napoleonischen Hauses bis Tours geflüchtet worden und kamen von dort erst zu Ende Mai wieder nach Paris. Nur zehn fehlten, für die anderweitiger Ersatz geleistet werden mußte. Mit getäuschten Hoffnungen langte die Commission im Juni wieder in Kassel an, nur froh, daß sie wenigstens nicht mit ganz leeren Händen kam.

Aber noch war kein Jahr verstrichen, so entflammte Napoleon's Rückkehr von Elba den Kampf auf's Neue. Der Sieg von Waterloo führte die Verbündeten zum zweiten Male nach Paris und der zweite Pariser Frieden befestigte, namentlich auf Betreiben Preußens, die Bestimmung des ersten über den Verbleib der geraubten Kunstwerke im Louvre. Wiederum entsandten die Fürsten, deren Sammlungen man geplündert hatte, ihre Commissäre. v. Lepel und Völkel nahmen diesmal nicht an der Reise Theil. Statt ihrer wurden Geheimerath von Carlshausen, des Kurfürsten vertrautester Rathgeber in Finanzangelegenheiten, ferner der Museumsinspector Döring und zum zweiten Male der inzwischen zum Gallerieinspector ernannte Robert abgeschickt. Völkel hatte 1814 eine so genaue Aufzeichnung des Standorts aller seinem Museum entführten Gegenstände angefertigt, daß Döring sie danach leicht finden und einpacken lassen konnte. Denon war nicht wenig erbittert über die Empfangscheine, welche die Hessen mit sich führten. Diese unwiderleglichen, von seiner eigenen Hand unterzeichneten Documente zwangen ihn, für Alles, was abhanden gekommen war, Entschädigung aus den französischen Beständen zu gewähren. Dabei kam das Kasseler Museum nicht gerade schlecht weg. Zwar fand sich der antike Kopf einer „Venus Urania" nicht wieder und die dafür gegebene Büste der Matidia hat sich nach neueren Untersuchungen als modern, ihr antiker Kopf als stark überarbeitet herausgestellt. Dagegen empfing Kassel für einen „Musenkopf" einen wahren Schatz in dem jugendlichen, mit der athletischen Binde umwundenen Kopfe, in dem viele Archäologen den Diadumenos des Polyklet, andere wieder ein attisches Werk aus der unmittelbar auf Phidias folgenden Zeit erblicken. Auch für einige Pokale aus Krystall und Elfenbein erhielt man schöne Stücke ähnlicher Art. Aber alle Kostbarkeiten in Gold, Silber und Edelsteinen, welche Lagrange 1806 aus dem Verstecke in Sababurg hatte holen lassen, dazu die Medaillensammlung des Kurfürsten, die Goldtoilette seiner Gemahlin und so vieles Andere waren unwiderbringlich verloren. Von dem prachtvollen Degen Moritzens

Digitized by Google

des Gelehrten kehrten nur Klinge und Scheide zurück. Die Museumsacten melden, daß die 1500 Edelsteine, welche seinen Griff geziert hatten, von der Kaiserin Josephine zum Besatz eines Kleides verwendet worden und von deren Erben nicht wieder zu erlangen gewesen seien.

Ueberhaupt waltete ein besonderer Unstern über Allem, was von hessischem Eigenthum in den Besitz dieser prachtliebenden Dame gerathen war. Von den 251 durch Denon mitgenommenen und im Louvre befindlichen Bildern der Kasseler Gallerie fehlte nur ein einziges, ein Werk des Jan Weenix, auf dem eine Blumenvase und daneben ein Affe dargestellt war. Hierfür erhielt Inspector Robert ein anderes Bild desselben Meisters, ein wunderbar gemaltes Stillleben, einen todten Hasen, einen geschlachteten weißen Haushahn und daneben einen Korb mit Blumen zeigend. Aber die 48 Gemälde, welche sich noch im Mai 1814 zu Malmaison befunden hatten, waren bis auf drei minderwerthige Stücke verschwunden. Diese drei, einen jetzt als Copie erkannten Guido Reni und zwei angeblich von Nicolas Pouissin stammende Arbeiten, fand Robert dort noch vor und nahm sie mit. Ueber den Verbleib von sieben anderen jener Bilder ließ sich bis auf den heutigen Tag keine Kunde erlangen. Zu ihnen gehörte die berühmte Caritas des Lionardo da Vinci, vor der einst Wilhelm Tischbein der Neapolitaner, als er in Kassel weilte, in stummer Bewunderung ihrer Herrlichkeit gesessen hatte. Die übrigen 38 Bilder waren zugleich mit drei trefflichen Marmorwerken Canova's, der Gruppe von Amor und Psyche und den Statuen der Tänzerin und des Paris von dem Sohne und Haupterben Josephinens, dem Prinzen Eugen Beauharnais, an den Kaiser Alexander von Rußland verkauft worden. Es ging das Gerede, der Kaiser habe dem Prinzen die Erbschaft seiner Mutter zugesichert und vorausgesetzt, daß der Kurfürst es nicht wagen werde, gegen ihn als einen der Wiederhersteller seines Thrones seine Rechtsansprüche geltend zu machen. Diese Voraussicht erwies sich als durchaus richtig. Denn es ist nichts weniger als verbürgt, was von nachmaligen Verhandlungen Wilhelm's I. mit dem Czaren und von des Letzteren Anerbieten erzählt wird, die Gemälde gegen Rückerstattung des von ihm dafür gezahlten Preises wieder nach Kassel zu senden, ein Anerbieten, das an der stolzen Weigerung des Kurfürsten, sein Eigenthum zu bezahlen, nach Anderen an seinem Geize gescheitert sein soll. Man verschwieg vielmehr in Kassel officiell den harten Verlust und zeigte gerade dadurch, wie schmerzlich man ihn empfand. Als 1819 Inspector Robert auf kurfürstlichen Befehl an Stelle des älteren 1799 zuletzt gedruckten Katalogs der Gallerie ein neues Verzeichniß herausgab, in dessen Vorrede die Geschichte der Sammlung und ihre Schicksale in der westphälischen Zeit kurz besprochen wurden, gedachte er auffallender Weise mit keiner Silbe des Verbleibs der nach St. Petersburg in das Schloß Eremitage gewanderten Bilder. Er zählt sie aber namentlich auf und rechnet sie zu den 45 abhanden gekommenen, „deren Verlust für die Gallerie unersetzlich sei".

Der Preis, den der Czar für diese großartige Bereicherung seiner Sammlung dem Prinzen Eugen zahlte, ist nie genau bekannt geworden. Nach einem 1815 wohl durch die aus Paris zurückkehrenden hessischen Commissäre verbreiteten Gerüchte, habe Alexander nur eine halbe Million Francs dafür gegeben, was

Digitized by Google

schon damals als ein Spottgeld angesehen wurde, wie wir aus einer Correspondenz Wilhelm Grimm's im „Rheinischen Merkur" wissen. Darin heißt es: „Bloß die vier Stücke von Claude — die berühmten „Vier Tageszeiten" dieses Meisters sind gemeint — sind mehr werth, allein dem Verkäufer wird die Summe doch annehmbar sein, eben weil ihm nichts gebührt".

Als G. F. Waagen fast fünfzig Jahre später die Gallerie der Eremitage katalogisirte, erzählte man ihm, daß allein für jene vier Claude Lorrain's einschließlich der drei erwähnten Marmorwerke Canova's 400,000 Rubel bezahlt worden seien, worin der Kunstkenner „nur einen angemessenen Preis" finden konnte. Von den beim „Kaufe" von 1815 Betheiligten wird wohl schon damals Niemand mehr am Leben gewesen sein. Die Wahrheit dürfte sich daher nicht mehr ermitteln lassen. Aber die ganze Sachlage scheint doch dafür zu sprechen, daß die Angaben, welche Wilhelm Grimm gemacht wurden, nicht aus der Luft gegriffen waren.

Zu den so in den Besitz des russischen Kaiserhauses gelangten Werken gehörten 22 Cabinetsstücke aus der Blüthezeit der niederländischen Schule. Besonders hochgeschätzt war unter den dabei befindlichen Rembrandt's „Die Kreuzabnahme", unter den Bildern Teniers' „Das Schützenfest von Antwerpen", „Die Wachtstube" und „Die Affengesellschaft", ferner von Gerhard Dow die beiden Häringshändlerinnen und die weltbekannten Bilder Paul Potter's, namentlich das unter dem Namen „Der Meierhof" oder auch „La vache pissante" bekannte Meisterwerk und desselben Künstlers „Gericht der Thiere über den Jäger", auch „Die verkehrte Welt" genannt, endlich Stücke von Terburg, Berchem u. A. Auch acht Bilder aus der italienischen Schule, worunter eine treffliche heilige Familie von Andrea del Sarto, befanden sich dabei; doch nahmen neben dem Franzosen Claude Lorrain die Niederländer den ersten Rang ein. Durch sie erhielt nach Waagen's Urtheil „die schon so reiche niederländische Schule des Schlosses für diese Meister zum Theil erst ihre höchsten Spitzen".

Wahrhaft erhebend war der Augenblick als die wiedergewonnenen Kunstschätze, welche militärische Escorte von Paris bis zur Heimath geleitete, ihren Einzug in Kassel hielten. Ein noch lebender Augenzeuge, der greise Maler und Schriftsteller Professor Friedrich Müller, schreibt darüber: „An einem Herbsttage[1]) des Jahres 1815 strömten Tausende aus dem südlichen Thore der Stadt Kassel auf die Straße, die nach Frankfurt führt, um die Wagen ankommen zu sehen, welche die so lange schmerzlich entbehrten Schätze wieder zurückbrachten. Fuhrwerk und Pferde waren mit Blumenguirlanden und Sträußen festlich geschmückt, begleitet von den berittenen Commissären, die einen wahren Triumphzug feierten. Jedermann drängte sich zu ihnen freudig heran und drückte ihnen dankend die Hand; selbst der ebenfalls zum Empfang entgegengefahrene alte Kurfürst konnte die Rührung nicht unterdrücken."

Die Gemälde nahmen ihren Platz in den früheren, durch die Umbauten Jérôme's verschlechterten Räumen wieder ein. Antiken, Gemmen, Bronzen und sonstige Kunstwerke aus älterer und neuerer Zeit kehrten in's Museum Friderі-

[1]) Es war nach der „Kassel'schen Allgem. Zeitung" am 1. November.

Digitized by Google

cianum zurück. Im ehemaligen Ständesaale wurde der reiche Schmuck der Wände herabgerissen; ein Anstrich mit Kalkfarbe trat an seine Stelle. Man brach Fensteröffnungen in die Mauer der Rotunde und schied sie durch ein im Niveau des Oberstocks durchgelegtes Deckengebälke in zwei Etagen, die durch eine Rundtreppe verbunden wurden. Der obere Raum dient jetzt den Zwecken der Bibliothek, der untere denen des Museums. Nur mit Hilfe der noch vorhandenen Baubeschreibung Grandjean's kann man sich jetzt noch ein Bild der westphälischen „Grande Salle des États" entwerfen.

Völkel war noch 14 Jahre lang der getreue Hüter seiner wiedergewonnenen Schätze. Nach Strieder's 1815 erfolgtem Tode ward ihm auch die Oberleitung der Bibliothek zu Theil. 1816 trat Jacob Grimm als zweiter Bibliothekar ein; sein Bruder Wilhelm behielt das Amt des Secretärs. Die Jahre, welche die Brüder unter Völkel an der Cassellana verlebten, wurden später von ihnen wiederholt als die glücklichsten ihres Lebens bezeichnet. Der schöne Nekrolog, den in der „Cassel'schen Allgemeinen Zeitung" Jacob dem 1829 gestorbenen Vorgesetzten und Freunde widmete, legt zugleich ein Zeugniß ab für des Schreibenden eigene edle Sinnesart.

## IV.

So lange Wilhelm I. regierte, war der Zutritt zu den Kasseler Sammlungen, soweit es die damals überall für Benutzung solcher Institute herrschenden Grundsätze zuließen, ein leichter. An einem Wochentage war die Besichtigung durch das Publicum unentgeltlich gestattet, den Künstlern wurde ein Copirsaal in der Gallerie eingeräumt, der Besuch auch an allen übrigen Tagen gegen mäßige Vergütung erlaubt. Aber mit dem Tode des alten Herrn, dem 1821 sein Sohn Wilhelm II. auf dem Kurfürstenthrone folgte, trat wider alle gehegte Erwartungen eine neue ungünstige Periode für die Kunstschätze ein, die auch, abgesehen von der kurzen Zeit der „Märzerrungenschaften", bis zur Annexion Kurhessens durch Preußen dauerte. Wilhelm II. ließ eine große Anzahl der kleineren Bilder niederländischer Meister aus der Gallerie herausnehmen, um seine Schlösser in Kassel und anderwärts damit auszumöbliren. Die Erlaubniß zum Copiren der noch in der Gallerie verbliebenen Gemälde wurde eingeschränkt, endlich ganz untersagt, auch der unentgeltliche Zutritt für das Publicum aufgehoben und für das Betreten der Sammlungen ein hohes Eintrittsgeld verlangt. Diese Zustände veränderten sich auch nicht, als 1830, vor Verleihung der kurhessischen Verfassung, die vertragsmäßige Auseinandersetzung zwischen dem Staatsvermögen und dem des Fürstenhauses vorgenommen wurde. Nur die Museumsbibliothek ging damals in das Eigenthum des Landes mit dem Titel einer „Landesbibliothek" über; 1869 ward sie Eigenthum der hessischen Communalstände. Der Zutritt zu ihr und ihre Benutzung haben niemals Einschränkung erfahren. Von der Gemäldesammlung hieß es in dem erwähnten Vertrage zwischen Fürst und Volk ausdrücklich, daß sie zwar Eigenthum des Kurfürstlichen Hauses bleibe, „jedoch mit der Bestimmung zu einem geeigneten öffentlichen Kunstgebrauch". Allein diese Bestimmung stand, wie so viele andere, nur auf dem Papier, um nicht gehalten zu werden. Für die Klagen der Künstler und Kunstkenner hatte man taube Ohren. Daß das Verschließen der Schätze vor

Digitized by Google

Verlusten nicht schützte, bewies der 1853 entdeckte Diebstahl goldener und silberner Medaillen durch einen mit der Aufsicht des Museums betrauten Beamten, der den Thäter zwar in's Zuchthaus brachte, dem Museum aber einen Schaden von 18,000 Thalern verursachte.

Erst nach der Einverleibung Kurhessens in die preußische Monarchie kamen für die Kasseler Kunstsammlungen andere Zeiten. Eduard von Möller, der erste Oberpräsident der neuen Provinz Hessen-Nassau, traf alsbald Bestimmungen, sie wieder zugänglich zu machen. Dankbar begrüßten alle Gebildeten sein Vorgehen. Die bedeutenden Geldsummen, welche durch die Beschlagnahme eines Theiles des kurfürstlichen Einkommens, des sogenannten Hausschatzes, der neuen Regierung über ein Jahrzehnt zur Verfügung standen, wurden in erster Linie dazu benutzt, der Gemäldegallerie eine neue und würdige Stätte zu schaffen. Aus dem vorzüglichen Sandsteinmaterial der abgebrochenen Kattenburgruine, an deren Stelle jetzt ein großer Justiz- und Regierungspalast getreten ist, führte Heinrich von Dehn-Rotfelser im schönsten Theile der Stadt, am oberen Ende der Bellevuestraße, seit 1871 ein Gebäude auf, für dessen allgemeine Anordnung namentlich die ältere Pinakothek zu München als Vorbild diente. In einer Reihe von Oberlichtsälen und Seitencabineten stehen nun im ersten Stockwerke seit 1877 die Meisterwerke der Niederländer, Italiener und Franzosen. Alle von der Neuzeit gewonnenen Erfahrungen über die richtige Beleuchtung und zweckgemäße Vertheilung der Räumlichkeiten wurden bei dem Baue in ausgibigster Weise verwerthet. Ueberlebensgroße Sandsteinstatuen von Rubens und Rembrandt, den beiden Hauptvertretern der niederländischen Schule, von Karl Hassenpflug ausgeführt, schmücken in Bildnischen die Wand des Hauptportals, während im Giebelfeld das Reliefbild des Gründers der Gallerie, des Landgrafen Wilhelm VIII., angebracht ist. Auf beiden Seiten der Balustrade der prächtigen Treppenhalle erheben sich in weißem carrarischen Marmor die acht lebensgroßen weiblichen Gewandfiguren der Länder, in welchen die Malerei zur Blüte gelangte, Griechenlands, Roms, der Niederlande, Italiens, Spaniens, Frankreichs, Englands und Deutschlands. Es sind sämmtlich Werke der Künstlerhand Echtermeyer's, eines geborenen Kasselaners. Durch ganz besondere Schönheit zeichnen sich unter ihnen Griechenland und Frankreich aus. „Oh, c'est ma France, c'est la France royale!" hörten wir einen von der Auffassung des Meisters entzückten Anhänger des bourbonischen Königthums vor der herrlichen Gestalt ausrufen. Eine Nische der nördlichen Schmalseite des Treppenhauses enthält die Marmorbüste Kaiser Wilhelms, von Begas vortrefflich ausgeführt. Nach der Seite der Aue hin gewährt eine mit Fresken und acht Künstlerbüsten geschmückte Loggia dem Besucher die Möglichkeit, nach den Schätzen der Kunst auch die der Natur mit vollen Zügen zu genießen, wenn er den Blick über den prächtigen Park in das lachende, mit Dörfern, Wiesen und Baumgruppen in bunter Abwechselung besäete Thal der Fulda schweifen läßt, dessen Ende bewaldete, in sanften Linien verlaufende Höhen begrenzen. Eine sehr verständige Anordnung der Bilder erhöht den Genuß, den jeder Freund der Kunst beim Besuche der herrlichen Gallerie empfindet, die dem Publicum nunmehr, wenigstens im Sommer, täglich zu bestimmten Stunden,

Digitized by Google

Künstlern und Kunstgelehrten auf Anmeldung bei dem Director jederzeit und unentgeltlich zugänglich ist.

Nicht minder wohlthätig als die Gemäldesammlung empfand das Museum Fridericianum den Schutz und die Förderung, welche die Regierung Preußens der Wissenschaft angedeihen läßt. Auch die verschlossenen Pforten der Stiftung Friedrich's II. öffneten sich wieder den Bildung und Belehrung Suchenden. Durch Erweiterung der Räume, in denen früher die Gegenstände gar zu gedrängt gestanden hatten, durch Freilegung der großen Portalbögen zwischen den Hauptsälen gewann man einen freien Durchblick durch die ganze Länge des Museumsgebäudes, so daß nunmehr die Aufstellung, in neuer geschickter Gruppirung der zueinander gehörigen oder verwandten Abtheilungen, einen ebenso wohlgeordneten als imponirenden Eindruck macht. 1880 wurden alle diejenigen Theile der Sammlungen, welche dem Mittelalter, der Renaissance und der neueren Zeit angehören, insbesondere alle Werke der Kleinkunst und der Kunstindustrie, in das Erdgeschoß des neuen Gemäldegalleriegebäudes übergeführt. Unlängst kam noch die werthvolle Porcellan- und Fayencesammlung hinzu, welche sich früher zu Wilhelmshöhe befand und jetzt zum Privatbesitze des Kaisers gehört. Gypsabgüsse nach hervorragenden Sculpturwerken der betreffenden Epochen beginnen ebenfalls die schönen gewölbten Räume zu füllen. Im älteren Museum am Friedrichsplatze blieben die antiken Statuen, Inschriften, Bronzen, Münzen und Gemmen, die prähistorischen in Hessen gemachten Funde, ferner eine reiche seit 1869 begonnene Collection von Gypsabgüssen nach Antiken, deren planmäßige Vervollständigung angestrebt wird, und endlich die Naturaliensammlungen. Für die Aufnahme letzterer werden in nächster Zeit die jetzt frei gewordenen Räume des vormaligen Kunsthauses des Landgrafen Karl zweckentsprechend hergerichtet und somit einer wissenschaftlichen Bestimmung zurückgegeben werden. Die Vereinigung anderer naturhistorischer Cabinete Kassels mit dem des Fridericianum steht in Aussicht, so daß die Stadt binnen Kurzem neben der Gemäldegallerie und der Landesbibliothek drei Museen zählen wird.

Die Fürsorge für die Kasseler Kunstschätze, deren Geschichte, soweit es auf knappem Raum möglich war, im Vorstehenden zu skizziren versucht ist, wird Preußen dauernd zum Ruhme gereichen. Mit Geschmack und Verständniß hat man den kostbaren Besitz, welchen einst hessische Fürsten erwarben, nicht nur in den Dienst der Kunst und Wissenschaft gestellt, sondern auch der Beschauung durch alle Gebildeten zugänglich gemacht. Denn nicht Kassel und Hessen oder Preußen und Deutschland, sondern der ganzen Welt gehören diese Bilder und Denkmäler an, in denen uns, wie bei der Betrachtung aller wahren Kunstwerke, das Schaffen und Wirken des Göttlichen im Menschengeiste so lebendig und ergreifend entgegentritt.

Das gütige Geschick, welches seit der jüngsten Zeit wieder über ihnen waltet, möge sie auch fernerhin bewahren! Mögen nimmermehr für sie Tage wiederkehren, wo ihr Loos von dem Machtspruche eines übermüthigen Freundlings abhängig wird, wie damals, als ein Marschall des ersten Napoleon die Tricolore Frankreichs auf den Zinnen des Schlosses Philipp's des Großmüthigen aufpflanzte.

Digitized by Google

# Das römische Afrika.

Von

**L. Friedländer.**

## III.

Die Verbreitung der römischen Cultur in Afrika erfolgte langsam. Die Namen der Kaiser (von deren thätigem Eingreifen namentlich durch Colonisation, Straßenanlagen und andere öffentlichen Bauten, Verleihung des Städterechts und des römischen Bürgerrechts, der Fortschritt der Romanisirung in dieser wie in allen Provinzen bis auf einen gewissen Grad abhing) erscheinen während des ersten Jahrhunderts in den afrikanischen Provinzen nur vereinzelt. Hadrian, der auf seinen Reisen durch das ganze Reich auch diese Länder besuchte, erwies ihnen viele Wohlthaten, und die von nun an zunehmende Häufigkeit der Kaisernamen beweist, daß auch seine Nachfolger ihnen ihre Fürsorge in größerem Umfange zuwandten. Am zahlreichsten sind die Inschriften des aus Groß-Leptis gebürtigen Kaisers Septimius Severus (der in Afrika noch zweihundert Jahre später „wie ein Gott" verehrt wurde) und seines Hauses. Im Laufe des dritten Jahrhunderts wird die römische Cultur in Afrika ihre Culmination und weiteste Verbreitung erreicht haben, auf der sie sich vielleicht ein ganzes Jahrhundert behauptete; in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts fangen die Kaisernamen auf den Inschriften an spärlich zu werden.

Die römische Cultur der Provinzen hing auf's Innigste mit der Entwickelung des städtischen Lebens in denselben zusammen; die Zunahme der Zahl der Städte, das Wachsthum ihres Wohlstandes und ihrer Blüthe waren die wirksamsten Mittel zur Befestigung und Ausbreitung ihrer Herrschaft. Bereits Ptolemäus nennt in Afrika 324 Städte, worunter nur wenige als Flecken bezeichnet sind. Schon seit der Zerstörung Karthago's waren Römer je länger desto zahlreicher in Afrika ansässig als Colonisten (deren Gajus Gracchus 6000 dorthin geführt hatte), als Käufer oder Pächter von Theilen des zu Staatsdomänen gewordenen Gebietes, so wie als Kaufleute aller Art. In Cirta war die Menge der italischen Kaufleute, die sich dort frühe des gewinnreichen Handelns mit dem Innern be-



Digitized by Google

mächtigt haben werden, im Jahre 112 v. Chr. so groß, daß sie glaubten, bei einer Belagerung durch Jugurtha die Stadt halten zu können. In Utica waren im Jahre 46 v. Chr. dreihundert römische Banquiers und Großhändler, und auch in den benachbarten Städten Thapsus und Hadrumetum gab es römische Handelsgesellschaften.

Die eigentliche Colonisation, die zur Assimilirung der einheimischen Bevölkerung am meisten beitrug, begann Julius Cäsar. Er gründete eine Anzahl von Colonien, namentlich Karthago, und überließ dem um ihn im afrikanischen Kriege verdienten Condottiere P. Sittius aus Nuceria Cirta mit seinem großen Gebiet, welches dieser zur Versorgung seiner Truppen verwandte. Seit August erhielten die Veteranen regelmäßig auch in diesen Provinzen Landanweisungen. Und zwar wurden sie theils in schon vorhandenen Städten, meistens auf gekauften Grundstücken, theils in Dörfern angesiedelt, die sich dann allmälig zu Städten römischer Verfassung entwickelten. In Mauretanien kennen wir 33 römische Colonien (9 im westlichen, 24 im östlichen, davon je 3 und 8 bereits durch August begründet), in der Doppelprovinz, wo es in Plinius' Zeit nur 6 römische Colonien gab, sind uns deren 50 (24 in Afrika Proconsularis, 26 in Numidien) bekannt.

Auch auf andere Weise wuchs die Zahl der Städte stetig. Bei einzelnen jener als Zufluchtsörter für die Landbevölkerung erbauten „Thürme" und der als militärischen Standorte dienenden Forts vermehrten sich die Ansiedler mit der Zeit so sehr, daß solche Orte Stadtrecht beanspruchen konnten und erhielten. Die Stadt Lambäsis verdankte ihre Entstehung dem Standlager der dritten Legion bei Batna. Aus den Baracken und Buden der im Lager nicht zugelassenen, etwa in einer Entfernung von einem Kilometer angesiedelten Marketender, Frauen und Mädchen, Kaufleute, Händler, Lieferanten, Handwerker u. s. w. entstanden zwei Ortschaften, Lambäsis und Verecunda, deren Bewohner Antoninus Pius wohl gleichzeitig mit der Erbauung des Standlagers (146) als Gemeinde constituirt haben wird. Das erstere erhielt Stadtrecht im Jahre 207, das zweite, wie es scheint, erst unter Valerianus und Gallienus. Das Lager war mit der Stadt Lambäsis durch eine schöne mit Quadern gepflasterte Straße verbunden, die vom östlichen Lagerthor auslaufend die Ebene nach Süden durchschnitt und durch einen dreithorigen Triumphbogen in die Stadt eintrat; von dort hob sie sich zum Aeskulaptempel empor, wandte sich dann scharf nach Osten, erreichte, das im Jahre 208 erbaute Capitol zur Rechten lassend, den Commodusbogen, und führte endlich durch einen zweiten Bogen zur Stadt hinaus auf den Weg nach Verecunda und Thamugadi. Die Stadt war reich an stattlichen Bauten aller Art, wie Tempel, Thermen, Aquäducte, Amphitheater u. s. w.; eine Forumartige Anlage war mit zahlreichen Statuen von Legionslegaten geschmückt; über 2000 Grabsteine sind in den weiten, sie umgebenden Necropolen gefunden worden. Als die Byzantiner die Städte Afrika's in Vertheidigungszustand setzten, errichteten sie dort aus Architraven, Friesen, Altären, Grabsteinen und Postamenten eine Citadelle; wie sie den Ort ließen, haben die Franzosen ihn bei der Occupation Algeriens gefunden.

Endlich wurden manche Ortschaften, welche Mittelpunkte zerstreut wohnender

Digitized by Google

Landgemeinden bildeten, und als unselbständige Glieder zu größeren Gemeinden gehörten, mit der Zeit selbständige Stadtgemeinden. Drei solche, die auf dem großen Gebiete von Cirta lagen, Chullu, Milen und der Hafenort Rusicade erscheinen bereits im zweiten Jahrhundert als selbständige, doch immer noch zum Communalverbande von Cirta gehörige und unter derselben Verwaltung stehende Gemeinden, bis etwa zu Ende des 3. Jahrhunderts dieser Verein gelöst wurde und alle vier Colonien selbständig wurden. Rusicade war nach dortigen Inschriften reich an öffentlichen Gebäuden (wie Theater, Amphitheater, Tempel, Rednerbühne und Tribunal) und statuarischem Schmuck. Aus vier Landgemeinden in Afrika Proconsularis (Thignica, Thibursicum Bure, Thugga, Aqbia) constituirte Septimius Severus zwei Stadtgemeinden, Alexander Severus hob diese Orte durch neue Verleihungen, unter Gallienus erscheinen sie sämmtlich als Stadtgemeinden, und bedeutende Ruinen öffentlicher Gebäude (Theater, Triumphbogen, Tempel und Mausoleen) zeugen von ihrem Wohlstande; die drei großen Systeme von Wasserbehältern in Thugga kommen an Schönheit der Ausführung denen von Karthago gleich.

Ueberhaupt ist die Blüthe der römischen Städte in allen afrikanischen Provinzen noch vielfach durch ihre Ruinen bezeugt, obwohl diese schon seit der byzantinischen, noch mehr seit der arabischen und türkischen Herrschaft fort und fort als Steinbrüche gedient haben, und sicherlich nicht bloß in Tunesien Paläste, Moscheen, Thürme und Mauern ganz und gar aus antiken Quadern erbaut sind. Erhalten haben sich vorzugsweise solche Ruinen, die nicht in der Nähe arabischer Ortschaften, also nicht bequem genug lagen, um zerstört zu werden. So geben sie zum Theil von der Bedeutung der alten Städte die sicherste Kunde, unter denen manche fast völlig unbekannt sind. Die sehr bedeutenden, jetzt nur von Schakalen bewohnten Ruinen des alten Uthina, das im Alterthum nur als Bischofssitz erwähnt wird, bedecken einen Umkreis von 4 Kilometern; von seiner Wasserleitung sah Barth 1845 noch neun Bogen, Guérin 1860 nur noch Pfeiler. Die Ruinen des im Alterthum nirgend, nicht einmal in der Liste der Bischofssitze erwähnten Seressita in Afrika Proconsularis haben einen noch größeren Umfang, ein Amphitheater, ein Theater, die Celle eines Tempels, eine Citadelle sind noch mehr oder weniger gut erhalten; von den vier noch stehenden, nach den Hauptweltgegenden orientirten, einst wohl sämmtlich mit Viergespannen gekrönten Thoren, heißt der Ort jetzt Um-el-Abuab d. h. Mutter der Thore. Die Ruinen des ebensowenig in der antiken Literatur genannten, doch wie eine Dedication an Trajan zeigt, verhältnißmäßig früh zur Blüthe gelangten Thubursicum Numidarum (ein trefflich erhaltenes Theater, Reste einer sehr großen Basilica, Trümmer des Forums) gehören zu den bedeutendsten Algeriens.

Vielleicht nirgend ist der Abstand der Gegenwart vom Alterthum so groß als im Thal des Medscherda (Bagradas), der gleich dem Tiber, doch nicht halb so groß als dieser, mit gelben, schlammigen Wellen zwischen steilen, erdigen Ufern fließt, um sich bei Tunis in Salzsümpfe zu verlieren. Dies im Alterthum mit den üppigsten Getreidefeldern bedeckte Thal, jetzt in den Niederungen größtentheils mit Schilf und Gestrüpp bewachsen, in den höher gelegenen Gebieten den Steppencharakter tragend, ist spärlich bewohnt und im Frühjahr, der Zeit des Stagnirens



Digitized by Google

der Wasser, von Fieberluft erfüllt. Bei jedem Schritt stößt man in dieser afrikanischen Campagna auf Ruinen römischer Tempel, Bäder, Wasserleitungen; stellenweise deuten nur noch Trümmerhaufen die einstigen Ortschaften an, anderswo ragen wieder großartige Bauten mit Sculpturen und Inschriften bedeckt über das elende Gemäuer der hier eingenisteten arabischen Duars empor. Von den beiden bedeutendsten Städten dieses Gebietes, wie der ganzen Provinz Karthago und Utica sind nur äußerst wenige Reste übrig. Das erstere noch als Residenz der Vandalenkönige und seit der Wiedereroberung durch Belisar, der oströmischen Statthalter glänzend, verfiel erst, als die Araber ihre Hauptstadt in's Binnenland verlegten, zuerst nach Kairuan, dann nach dem im Alterthum unbedeutenden Tunis. Dadurch, daß für diese und andere Nachbarstädte die alte Stadt Jahrhunderte lang hat als Steinbruch dienen müssen, sind selbst die Reste des römischen Karthago bis auf Substructionen fast gänzlich verschwunden. Dasselbe Schicksal hat Utica (jetzt Bu-Schater) gehabt: ein einsamer Thorbogen im Hafen, inmitten von drei oder vier sich neigenden Pfeilern, das sind dort die einzigen antiken Steine, die noch aufeinander ruhen.

Im Süden der Proconsularischen Provinz bezeugten nach El Bekri's Beschreibung im 11. Jahrhundert mächtige, die Umgegend Susa's bedeckende Trümmer die einstige Bedeutung von Hadrumetum, doch sie sind größtentheils verschwunden. Dagegen sind in dem westlichen, tief verschütteten Stadttheil von Groß-Leptis noch zahlreiche Reste von Gebäuden erkennbar, die sich durch Kostbarkeit des Materials, so wie durch Menge und Größe der Säulen auszeichnen und „an Pracht denen Rom's und Karthago's nicht bedeutend nachgestanden zu haben scheinen"; 37 monolithische Säulen sind von hier nach England gebracht, nachdem schon 1720 eine ganze Schiffsladung von Säulen nach Frankreich gegangen war, um St. Germain-des-Près in Paris zu schmücken. Im Innern haben sich bedeutende Ruinen von Orten erhalten, die von den Geographen kaum genannt werden, wie Cillium und Sufetula, und das überaus imposante, dreistöckige, in seinen Dimensionen dem Colosseum nahe kommende Amphitheater von Thysdrus, läßt auf die Größe und den Volksreichthum dieser Stadt schließen, in der Gordian I. zum Kaiser ausgerufen wurde. Die Hauptstadt Numidiens Cirta „gleich einer Insel mitten im Lande" auf einem isolirten, 3—400 Meter hohen, säulenartig aufragenden und nur an einer Seite mit dem Lande zusammenhängenden Felsen gelegen, ist fast in einem vollständigen Kreise von der wilden, schauerlichen Schlucht des Wed Rumel umzogen, über welche schon im Alterthum ein aus drei übereinander aufsteigenden Brücken bestehender Viaduct (el Kantarah d. h. die Brücke) führte. Der unterste Bogen war ein natürlicher, der mittlere trug den Namen des Antoninus Pius, auch der oberste war ein römischer Bau. Im Jahre 1790 oder 1793 wurde der Viaduct von dem damaligen Bey völlig umgebaut; nach seinem im Jahre 1857 erfolgten Einsturz ist er durch eine in einem einzigen Bogen den Abgrund überspannende Eisenbahnbrücke ersetzt worden. Die im Kriege des Maxentius mit dem Abenteurer Alexander 310 zerstörte Stadt wurde 313 durch Constantin den Großen neu erbaut, und führte fortan den Namen Constantine. Den Glanz des alten Cuicul zeigen eben so wohl die noch stehenden, wie die in seinen Inschriften

Digitized by Google

erwähnten Bauten. Auf zwei Hügeln, die ein abgelegenes Hochthal begrenzen, liegen die chaotischen, von wuchernder Vegetation überwachsenen Trümmer von Thibilis (jetzt Announa), darunter viele noch wohl erkennbar. Die Ruinen der Vaterstadt des Augustinus Thagaste bedecken zehn Hektaren; noch bedeutender sind die der Vaterstadt des Apulejus Madauri. Im Süden Numidiens sind die Ruinen von Thamugadi und Diana bedeutend; doch die schönsten Ueberbleibsel römischer Architektur in ganz Algerien zeigt das alte Theveste, jetzt Tebessa: „eine antike Stadt mit antiken Häusern, die noch bewohnt werden, wenn auch noch viel mehr in Schutt und Ruinen liegen." Ein Tempel ähnlich der maison carrée in Nimes, Thermen ähnlich denen des Caracalla, das Forum, eine Basilica und anderes ist wohl erhalten, und auch die von dem oströmischen Patricius Salomo, Belisar's Nachfolger († 543) aus römischen Architraven, Altären, Marmortafeln und Quadern erbaute gigantische Citadelle haben die Araber nicht zerstört. In der Nähe ist ein Steinbruch von colossalen Dimensionen, in denen man noch halb ausgehauene römische Säulen sieht; wohl die Veranlassung zu der von Leo Afrikanus erzählten Sage, daß bei Tebessa ein Volk von Riesen gehaust habe. Auch von den Hauptstädten des östlichen Mauretaniens Sitifis und Cäsarea sind erhebliche Ueberreste vorhanden. Die letztere stieg amphitheatralisch von der Küste am Abhang des Plateaus hinan, in einer schon durch die Natur befestigten Lage; sie hatte einen Umfang von einer geographischen Meile, mindestens den achtfachen des heutigen Scherschell. Auch von andern Küstenstädten wie Tipasa haben sich Ruinen erhalten. Erst kürzlich sind die tief im Innern gelegenen Ruinen von Volubilis bekannt geworden, von denen, obwohl sie seit lange für das nahe Misnes als Steinbruch gedient haben, noch Reste eines Triumphbogens und eines Tempels übrig sind.

Noch weit mehr als die erhaltenen Ruinen bezeugen die Inschriften den Reichthum der Städte an Schönheits- und Nützlichkeitsbauten aller Art, und zugleich, daß ein sehr großer Theil derselben von wohlhabenden Bürgern auf eigene Kosten aufgeführt war. Ueberall wurden von solchen Brunnen, Bassins und Bäder, Basiliken und Bogen, Theater, Amphitheater und Tempel theils von Grund aus neugebaut, theils hergestellt. Hie und da sind die (zum Theil testamentarisch angewiesenen) Kosten solcher von Privaten aufgeführten Bauten angegeben; z. B. in Theveste 250,000 S. (54,375 Mark) für einen Bogen mit der Statue der beiden regierenden Kaiser und zwei vierfäuligen Tempelchen mit denen der Juno und Minerva, alles auf dem Forum; 10,000 S. (2,175 Mark) für einen Tempel in Musti, 100,000 für einen ungenannten Bau in Thagaste, 25,000 für die Ausschmückung eines Bogens in Sereffita (wozu die Gemeinde noch ein Viergespann fügte), 10,000 als Beitrag zum Bau und zur Ausschmückung eines Theaters in Rusicade.

Auch in den Städten Afrika's waren die öffentlichen Gebäude mit dem Schmuck der Malerei, Mosaik und Sculptur ausgestattet. Die Reste der Bildhauerarbeiten erinnern allerdings daran, daß in der Zeit der Blüthe dieser Städte die Kunst bereits in tiefem Verfall war. Aber jene enorme Verschwendung des bildlichen Schmucks, die uns im spätern römischen Alterthum so sehr in Erstaunen setzt, dauerte immer noch fort, und auch in Afrika fehlte es nirgend

Digitized by Google

an Handwerkern und Künstlern, die dem für uns fabelhaften Kunstbedürfniß zu entsprechen im Stande waren; konnten solche doch sogar bei Errichtung von Grabmälern in der Hammada herangezogen werden. Vor allem war die Ehre der Statue auch in diesen Städten im höchsten Grade allgemein, und daß für ein und dieselbe Person gleichzeitig fünf oder zehn Statuen (eine von jeder Curie) decretirt wurde, nichts weniger als unerhört. Namentlich die Foren waren mit Bildsäulen der Kaiser und Statthalter, angesehener Bürger, die Capitole mit Götterstatuen gefüllt. In Cirta mußten einmal die Statuen auf dem Forum in Reihen gestellt werden, weil sie den Weg über dasselbe zu sehr eingeengt hatten. Wie weit man in der Verewigung der eigenen Person durch selbsterrichtete Statuen ging, zeigt die testamentarische Bestimmung eines Bürgers eines obscuren Ortes in Afrika Proconsularis, daß ihm in jedem siebenten Jahre eine Statue für die Summe von 3,200 Sesterzen errichtet werden sollte. Statuen aller Art waren in den Läden der Bildhauer zu den verschiedensten, nach modernem Begriff allerdings überaus wohlfeilen Preisen zu haben; die erhaltenen Preisangaben steigen von 3,000—16,000 S. (652—3480 Mark). Uebrigens scheinen zur Decoration namentlich innerer Räume auch in Afrika Copieen der berühmtesten Originale gedient zu haben; acht in den Thermen von Scherschell gefundene Marmorstatuen gehören größtentheils zu denselben. So haben also damals die Gestalten des Polyklet und Praxiteles auf die Söhne der Sahara herabgeblickt.

Für die Wohlhabenheit in diesen Städten, welche die Ausführung so vieler öffentlicher Bauten durch Private und die Sorge für den künstlerischen Schmuck voraussetzen läßt, geben auch die Summen einen Maßstab, welche beim Antritt der sämmtlich unbesoldeten Gemeindeämter und Priesterthümer in Anerkennung der durch die Wahl erwiesenen Ehre gesetzlich an die Staatscasse zu entrichten waren. Man zahlte für die Wahl zum Aedilen in Theveste und Thuburscum Numidarum 4,000, in Auzia (Aumale) 5,000 S., in Cirta und den drei dazu gehörigen Gemeinden für die Wahl zum Decurionen, Aedilen, Triumvirn, Quinquennalen je 20,000 S. Für das lebenslängliche Priesterthum der vergötterten Kaiser zahlte man in Verecunda 2,000 S., in Diana Cassa Musti 10,000, in Lambäsis 12,000; für den Pontificat in Cirta 10,000, ebenso viel vielleicht für den Augurat. Sehr häufig wurden aber von den Beamten und Priestern eine bestimmte Summe außer der gesetzlichen zur Errichtung eines Baues oder einer Statue, zu öffentlichen Vergnügungen oder Geldvertheilungen versprochen und auch diese zuweilen nachträglich noch erhöht, so daß die wirklichen Ausgaben nicht selten das Doppelte der vorgeschriebenen Zahlungen oder noch mehr betrugen.

Die städtischen Beamten waren auch hier ohne Zweifel zur Veranstaltung von Schauspielen verpflichtet, zu welchen sie wohl immer Zuschüsse zu den aus der Stadtcasse für diesen Zweck bewilligten Summen zu machen hatten. Oefter gaben sie dieselben wohl ganz auf eigene Kosten, namentlich (wie auch Nichtbeamte) bei Einweihungen der von ihnen errichteten Statuen oder Bauten. Ein Spieltag in Rusicade kostete 6,000 S. Die Spiele dauerten nicht selten drei, in den vier Gemeinden von Cirta einmal sieben Tage. Am häufigsten

Digitized by Google

waren Theaterspiele, namentlich ohne Zweifel die noch bei den Vandalen beliebten Tänze der Pantomimen und Possen der Mimen, ferner gymnastische, wobei besonders Faustkämpfer auftraten (afrikanische Faustkämpfer wurden auch in Italien gern gesehn). Am beliebtesten waren aber vermuthlich Fechterspiele; steinerne Amphitheater lassen sich noch in mehr als 20 Städten Afrika's nachweisen, und in einer Schilderung Karthago's aus dem 4. Jahrhundert wird die Leidenschaft der dortigen Bevölkerung für die Spiele der Arena besonders hervorgehoben. Am seltensten werden die Cirkusspiele erwähnt; doch sagt ein christlicher Schriftsteller, in der Zeit, wo die Barbaren die Mauern Karthago's bedrohten (439), habe die Gemeinde in den Rennbahnen getobt. Vermächtnisse an die Städte zu jährlicher Wiederholung von Schauspielen scheinen nicht selten gewesen zu sein.

Mit den Spielen verband man Auswerfen von Geschenken und Loosen, Bewirthungen der Gemeinde und Geldvertheilungen. Ein römischer Ritter in Cirta, Priester des vergötterten Kaisers Marc Aurel, gab z. B. bei der Einweihung einer von ihm für die Wahl zum Triumvirn versprochenen Statue des Genius des Volkes (welche 6,000 S. d. h. etwa 1,300 Mark kostete), sämmtlichen Bürgern nach der amtlichen Liste je einen Denar, und Theaterspiele, bei denen Geschenke unter die Menge geworfen wurden. Die Decurionen und übrigen Honoratioren wurden bei Bewirthungen und Geldvertheilungen gewöhnlich bevorzugt. Uebrigens sorgten die Wohlhabenden auch in Afrika durch ihre Schenkungen und Zuwendungen keineswegs nur für Volksvergnügungen und für die Verschönerung der Städte durch Bauten und Kunstwerke. Sie machten z. B. Ankäufe von Getreide, um in Theuerungszeiten den Preis auf der gewöhnlichen Höhe zu erhalten und verwandten auch sonst große Summen zu Wohlthätigkeitszwecken. Ein kaiserlicher Beamter, der aus Sicca Veneria stammte, schenkte dieser Stadt ein Capital, von dessen Zinsen 300 Knaben und, wie es scheint, eben soviel Mädchen, die ersteren vom dritten bis fünfzehnten, die letzteren bis zum dreizehnten Jahre unterhalten werden sollten.

Endlich spricht auch der Luxus der Grabdenkmäler, für welchen theils eine Anzahl noch erhaltener Mausoleen, theils eine Reihe von Preisangaben einen Maßstab bieten, für eine weite Verbreitung des Wohlstandes. Die Denkmäler, deren Preise wir kennen, sind sämmtlich für Soldaten und Officiere der dritten Legion in Lambäsis errichtet gewesen; die Preise steigen von 200 bis 50,000 S. Das des Legionspräfecten T. Flavius Maximus, das 12,000 S. (2,610 Mark) kostete, ist ein viereckiger, auf einem Sockel stehender, von einer Pyramide gekrönter Steinbau, im Ganzen 6—7 Meter hoch; es wurde 1849 von der dortigen französischen Garnison von Grund aus restaurirt, wobei dieselbe den Manen des römischen Officiers militärische Ehren erwies.

Andere Einblicke in die Vermögensverhältnisse der Honoratioren afrikanischer Städte gewährt uns die Rede, mit welcher der Rhetor und Philosoph Apulejus aus Madauri sich um 150 n. Chr. gegen die Anklage vertheidigte, daß er die Liebe der reichen Pudentilla in Oea, die ihn nach zwölfjährigem Wittwenstande im Alter von vierzig Jahren geheirathet hatte, durch Bezauberung gewonnen habe. Der Vater des Apulejus, der in Madauri das höchste Communalamt bekleidet hatte, hinterließ seinen beiden Söhnen etwa 2 Millionen S. (435,000

Digitized by Google

Mark); Apulejus hatte sein Vermögen durch lange Reisen und Studien, große Freigebigkeit gegen Lehrer und Freunde, Ausstattungen von Töchtern derselben nur mäßig vermindert; er gehörte zur Aristokratie (der Curie) seiner Vaterstadt. Pudentilla, deren älterer Sohn Ponticus römischer Ritter war, hatte ein Vermögen von 4 Millionen S. (870,000 Mark), wovon sie allerdings einen bedeutenden Theil ihren Söhnen auszuzahlen verpflichtet war. Dies Vermögen scheint hauptsächlich in Grundbesitz, den sie noch durch neue Ankäufe vermehrte, und dem zugehörigen Inventar angelegt gewesen zu sein; Apulejus spricht von ihren Gutsverwaltern, Aufsehern der Schäfereien und Gestüte. Auf seinen Rath fand sie sich mit ihren Söhnen ab, und zwar durch Abtretung von Gütern bei niedriger, von jenen selbst gemachter Schätzung, ferner von sehr fruchtbaren Feldern aus ihrem eigenen Besitz, einem großen, reich ausgestatteten Hause, großen Vorräthen von Weizen, Gerste, Oel, Wein und anderen Früchten; auch schenkte sie ihnen 400 Sklaven und eine beträchtliche Menge werthvollen Viehs. An dem Tage, an dem ihr älterer Sohn heirathete und der jüngere die Männertoga anlegte, vertheilte sie 50,000 S. unter die Gemeinde; um nicht an ihrem Hochzeitstage die gleiche Summe ausgeben zu müssen und zugleich um den vielen lästigen Einladungen zu entgehn, mit denen Neuvermählte überhäuft zu werden pflegten, beging sie ihre Hochzeit auf einer vor der Stadt gelegenen Villa. Der Vater des Herennius Rufinus, des Schwiegervaters des zweiten Sohnes der Pudentilla, Sicinius Pudens (welcher der eigentliche Anstifter der Anklage gegen Apulejus war), hatte einen betrügerischen Bankerott gemacht, indem er den größten Theil seines Vermögens seiner Frau verschrieben hatte; „arm und bloß, doch von seiner Schande bedeckt", hatte er seinem Sohn, „ohne zu lügen", wie Apulejus sagt, 3 Millionen S. hinterlassen, welche dieser in wenigen Jahren verprasste.

Die einzige Stadt Afrika's, über welche die Literatur einige Nachrichten bietet, ist Karthago. Von Cäsar auf den Trümmern der alten Stadt 44 v. Chr. neu angelegt, von August im Jahre 29 v. Chr. abermals mit 3000 Colonisten besiedelt, schon unter Tiber die ansehnlichste Stadt Afrika's, erwuchs sie allmälig zur Größe und Bedeutung einer Weltstadt und wurde „das Rom der afrikanischen Welt". Ihr Umfang wird (in einer Zeit, wo der Rom's 13,200 Schritt betrug) auf 10,250 Schritt angegeben. Ein so schnelles Wachsthum verdankte sie ohne Zweifel ihrer für eine Handelsstadt unvergleichlichen Lage und ihrem, den Schiffen die vollständigste Sicherheit gewährenden Hafen. Ihren Glanzpunkt bildete der sehr große, von Tempeln aller übrigen Götter umgebene Tempel der von den Römern „himmlische Göttin" oder „himmlische Juno" genannten altpunischen Hauptgottheit Astarte, zu welchem die fast 2 Millien (etwa 2 Fünftel einer geographischen Meile) lange „himmlische Straße" führte; diese war von Säulengängen aus kostbaren Materialen eingefaßt und mit Mosaik gepflastert. Ein durch seine Bildungsanstalten berühmter, von weit und breit besuchter Studienort war Karthago schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts: Apulejus nennt es die „himmlische Muse Afrika's". Ihren größten Glanz wird die Stadt im 3. Jahrhundert erreicht haben. Sie stand bereits in dessen erster Hälfte an Reichthum, Bevölkerung und Größe nur hinter Rom zurück, und nur Alexandria konnte ihr den zweiten Platz streitig machen; sie kann hiernach nicht weniger

Digitized by Google

als eine Million Einwohner gehabt haben. Sie behauptete ihren Platz unter den ersten Städten des Reichs bis zum Ausgange des Alterthums. Die Ueppigkeit und Weichlichkeit ihrer der Schwelgerei und den Festen ergebenen Bevölkerung ging auch auf die Vandalen über; in ihren schwelgerischen Mahlen, Trinkgelagen, geschlechtlichen Ausschweifungen, Bädern, in ihrem Kleiderprunk, in der Pracht ihrer Villen, Gärten, Parks, in ihrer Vorliebe für die Lustbarkeiten der Theater und Rennbahnen erweisen sich die Eroberer als gelehrige Schüler der Unterworfenen. Noch unmittelbar vor der Eroberung durch die Vandalen wurde Karthago mit Rom verglichen, sowohl wegen seiner großartigen, wahrscheinlich ganz nach dem Muster der Reichshauptstadt organisirten Communalverwaltung, wie als Landeshauptstadt und Centrum der Regierungsthätigkeit. Dort waren die Büreaux sämmtlicher Behörden, die höheren Lehranstalten, Schulen zum Erlernen von Sprachen und die zur sittlichen Ausbildung bestimmten der Philosophen, Truppen und deren Befehlshaber; dort residirte der mächtige Statthalter, zugleich oberster Gerichtsherr. Dort gab es städtische Beamte für öffentliche Vertheilungen, Verwalter aller Straßen und Plätze, welche zugleich alle Bezirke der Stadt und alle Glieder der Bevölkerung regierten, an Rang und Benennung verschieden.

Ueber die Gesammtbevölkerung des römischen Afrika lassen sich nur unbestimmte Vermuthungen aufstellen. Das Land war, wie Herodian sagt, ein von Natur volkreiches, und dies wird nicht bloß von der Proconsularischen Provinz, sondern auch von Numidien und dem östlichen Mauretanien gegolten haben. Die eingeborne (libysch-berberische) Bevölkerung war ungemein gesund und langlebig. Bei den meisten, sagt Sallust, erfolgt die Auflösung durch das Alter, falls sie nicht durch das Schwert oder wilde Thiere umkommen; nicht oft stirbt einer an Krankheit. König Masinissa, der alle Eigenschaften seiner Nation in höchster Potenz in sich vereinigte, war noch fast neunzigjährig den größten Anstrengungen gewachsen und hinterließ einen Sohn von wenigen Jahren. Das Klima war, wie auch jetzt, ein überaus gesundes; es hatte keinen Winter und die Sonnenhitze war nicht zu groß; Brustleidende wurden von den Aerzten aus Italien dorthin geschickt, um Genesung zu finden; auch der Reichthum des Atlas an Thermen, deren Benutzung das ganze Jahr hindurch möglich ist und denen deshalb mit Recht eine große Zukunft prophezeit wird, kommt hier in Betracht. Das Sterblichkeitsverhältniß scheint in diesen Ländern im Alterthum ein ebenso günstiges gewesen zu sein, wie gegenwärtig. Die dortigen römischen Grabschriften weisen auffallend viele Personen auf, die ein sehr hohes Alter erreicht haben; unter 3000 Verstorbenen, deren Epithaphien sich in Constantine befinden, sind 55 über 100 Jahre (einer 132 Jahre) alt geworden; 12 derselben gehörten der Stadt Constantine selbst an. In Auzia (Aumale) starb ein Mann im Alter von 90 Jahren und 10 Monaten, seine Frau im Alter von 120 Jahren und 5 Monaten; ein Mann aus derselben Familie 80 Jahre und 5 Monate alt u. s. w. Man glaubt nach den Grabschriften, die mittlere Lebensdauer im römischen Afrika für das Alterthum ebenso hoch wie jetzt in Frankreich (42 Jahre) annehmen zu können. Mit Ausnahme Mauretaniens und der an die Wüsten und Gebirge grenzenden Gebiete, auf die sich die Kämpfe mit den Eingebornen

Digitized by Google

beschränkt haben dürften, erfreuten sich diese Länder einige Jahrhunderte hindurch eines im Großen und Ganzen ungestörten Friedens. Die fortschreitende Ausrottung der wilden Thiere, die immer weiter erstreckte Bewässerung des Landes, die wachsende Ausdehnung der Bodencultur, die Hebung und Sicherung des Verkehrs, — alles dies trug zur Vermehrung der Bevölkerung bei, auf die auch die Zunahme der Zahl der Städte schließen läßt; denn da nach Herodian gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts die ackerbautreibende Bevölkerung Afrika's sehr groß war, kann man nicht wohl annehmen, daß die Zunahme der Städte hauptsächlich durch Einwanderungen von Fremden erfolgt sei. Ermißt man den ungeheuren Rückgang der Cultur im ganzen römischen Afrika seit dem Ende des Alterthums, bedenkt man, wie viele blühende Städte ganz verschwunden oder zu unbewohnten Trümmerstätten (Henschir) oder elenden Beduinendörfern, (Duars) geworden sind; ferner, daß die ganze Regentschaft Tunis jetzt vielleicht noch nicht doppelt soviel Einwohner (2 Millionen) hat, als das alte Karthago allein: so kann man wohl nicht zweifeln, daß die Bevölkerung im Alterthum die jetzige (die für Tunis, Marocco und Algerien auf 8—9 Millionen veranschlagt wird) weit überstiegen hat. Daß sie noch im 6. Jahrhundert sehr groß war, läßt die Nachricht des Procopius annehmen, durch die Vandalen seien in Afrika fünf Millionen Menschen umgekommen.

## IV.

Die Zahl der römischen Bürger wuchs auch in diesen Provinzen je länger je mehr. Alle, die 25 Jahre bei den Hilfstruppen gedient hatten, erhielten das Bürgerrecht in der Regel bei der ehrenvollen Entlassung. In den Städten latinischen Rechtes erwarben es die Honoratioren durch Bekleidung der Communalämter. Hauptsächlich aber vermehrte sich die Zahl der Bürger durch directe Verleihungen der Kaiser an Gesammtheiten oder Einzelne. Im Jahre 212 ertheilte Caracalla allen freien Nichtbürgern des ganzen Reiches das Bürgerrecht. Da die zu Bürgern erhobenen Afrikaner ihre punischen oder libyschen Namen beizubehalten pflegten, begegnen uns dort häufig Namen wie Flavius Jugurtha, Marius Namphamo, Aufidius Barigbal, Julius Juba u. a. Viele derselben erhielten durch Gunst, Reichthum oder Auszeichnung im militärischen oder Civildienste den Ritterstand, der in den Provinzen der angesehenste war. In der Grabschrift der Gemahlin eines römischen Ritters in einer Stadt in Mauretania, Cäsariensis heißt es, sie habe römische Ritter zu Brüdern und Mutterbrüdern gehabt.

Schon gegen Ende des ersten Jahrhunderts gab es in Rom und in den römischen Heeren genug Afrikaner, die ihrem Lande Ehre machten; seit Anfang des zweiten finden wir sie auch im Senat und im Besitz der höchsten senatorischen Aemter. Der berühmte Rechtsgelehrte Salvius Julianus, der unter Hadrian zweimal das Consulat erhielt, stammte aus Hadrumetum; Fronto, der es im Jahre 144 bekleidete, sagt, er sehe im Senate viele seiner Landsleute aus Cirta. Unter den Severen wird sich die Zahl der afrikanischen Senatoren sehr vermehrt haben, vermuthlich auch unter den Gordianen, von denen der erste Proconsul von Afrika, der zweite dessen Legat gewesen war.

Eine auf voller Beherrschung der lateinischen Sprache und Schrift beruhende

Digitized by Google

Bildung war nicht bloß für diejenigen ein unerläßliches Erforderniß, welche die militärische oder amtliche Laufbahn einschlugen, oder eine der gelehrten Berufsarten erwählten (unter welchen die Advocatur zu Anfang des 2. Jahrhunderts in Afrika besonders beliebt war), sondern auch für alle, die zu den bessern Ständen gezählt sein wollten. Latein war die Sprache der Gebildeten, denen nur in dem an das griechische Sprachgebiet grenzende Tripolis das Griechische eben so geläufig oder noch geläufiger gewesen sein mag. In den Inschriften von Groß-Leptis, das von Römern, sicilischen Griechen und Phönikern bewohnt war, finden sich alle drei Sprachen; der von dort gebürtige Kaiser Severus sprach am fertigsten punisch, und griechisch besser als Latein, sein Accent machte ihn lebenslänglich als Afrikaner kenntlich, seine Schwester sprach so schlecht lateinisch, daß er sie nicht in Rom behalten konnte. Auch in Oea, dessen Bevölkerung aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt war, wurden alle drei Sprachen gesprochen. Apulejus sagt von seinem jüngeren Stiefsohn, den er als ganz verwahrlost schildert, er könne nicht Latein sprechen, nur punisch und etwas griechisch, das er von seiner Mutter gelernt habe. Trotz der Herrschaft des Lateinischen erhielt sich das Punische mindestens bis in's 6. Jahrhundert und zwar, wie die angeführten Beispiele zeigen, zum Theil auch in den Städten. So lange Stadtmünzen geprägt wurden, d. h. bis Tiberius, hatten sie großentheils punische Inschriften. Die Oberbeamten hießen in mehreren Städten mit altpunischer Benennung Sufeten, so lange dieselben noch nicht römisches Bürgerrecht und römische Verfassung besaßen. Ulpian erklärt einen mündlichen Vertrag für gültig, auch wenn er in punischer Sprache geschlossen sei. Als der heilige Augustinus um 423 in Fussala, einem Castell bei Hippo in Numidien, einen Bischof einsetzte, wählte er einen Mann, dem auch das Punische geläufig war; in einer eigenen Rede braucht er einmal ein punisches Sprichwort, und fügt hinzu, er wolle es lateinisch sagen, weil seine Zuhörer nicht sämmtlich punisch könnten; ein anderer Bischof, der nicht punisch konnte, mußte sich bei seiner Ansprache eines Dolmetschers bedienen. Im schriftlichen Gebrauch trat das Punische gegen das Latein ohne Zweifel weit mehr zurück als im mündlichen. Guérin fand in dem von ihm durchforschten Theil der Regentschaft Tunis 536 lateinische, 28 punische, eine libysche Inschrift. Die 2000 punischen Inschriftsteine, die man in Karthago gefunden hat, gehören der vorrömischen Zeit an, und waren als Baumaterial verwendet worden.

Früh begannen auch die Afrikaner sich an der römischen Literatur zu betheiligen. Der von Cäsar als Knabe nach Rom gebrachte und dort erzogene König Juba von Numidien, den August mit einer Tochter des Antonius und der Kleopatra, Kleopatra Selene verheirathete, ein gelehrter und fruchtbarer Schriftsteller, schrieb nur griechisch; desgleichen (wie die römischen Philosophen häufig) der stoische Philosoph Annäus Cornutus aus Leptis, der in Rom unter Nero als Lehrer eine bedeutende Wirksamkeit ausübte und unter andern auch die Dichter Persius und Lucanus zu seinen Schülern zählte. Der römische Ritter Septimius Severus aus Leptis, einer der Ahnen des gleichnamigen Kaisers, der zu Ende des ersten Jahrhunderts in Rom lebte und in Italien mehrere Güter besaß, war schon als Knabe nach Italien gekommen; seiner ganzen Bildung,

Digitized by Google

Erscheinung und Sprache nach wurde er allgemein für einen Italiker gehalten; er trat als Gerichtsredner auf und schriftstellerte auch. Ein Afrikaner war auch der Dichter und Rhetor P. Annius Florus, der zu Ende des ersten oder zu Anfang des zweiten Jahrhunderts sich, sehr jung, im kapitolinischen Wettkampf um den Kranz für lateinische Poesie bewarb; er versichert, die Zuhörer hätten denselben einstimmig für ihn verlangt, doch der Kaiser habe der Provinz Afrika diese Ehre nicht gönnen wollen. Der bereits erwähnte Salvius Julianus aus Hadrumetum war Redacteur des für das spätere Civilrecht grundlegenden, prätorischen Edicts (131 n. Chr.) und auch abgesehn davon ein hochgeachteter juristischer Schriftsteller. Die beiden hervorragendsten römischen Schriftsteller des 2. Jahrhunderts waren Afrikaner: der gelehrte, geist- und phantasievolle Rhetor, Dichter und Philosoph Apulejus aus Madauri und der nüchterne, geschmacklose und beschränkte, doch von der Mitwelt und Nachwelt hochbewunderte Rhetor M. Cornelius Fronto aus Cirta. Doch weit mehr als die heidnische gibt die christliche Litteratur Afrika's vom Ende des 2. bis in's 6. Jahrhundert Zeugniß von einem reichen und mannigfaltigen, auf einer weit verbreiteten römischen Bildung beruhenden Geistesleben.

Inwiefern der griechisch-römische Cultus in Afrika die libyschen und punischen Götterdienste absorbirt oder in den Hintergrund gedrängt hat, läßt sich nur unvollkommen erkennen. In religiösen Inschriften (Widmungen, Gelübden, Gebeten, Danksagungen) erscheinen die einheimischen Götter, denen auch die im Lande wohnenden Römer ihre Verehrung zu zollen nicht unterließen, selten mit ihren eigentlichen Namen, wie Aulisua, Anzius, Bacax, Baldir, oder, wenn namenlos doch als Landesgötter bezeichnet: wie „der große Gott der Numider" und die „großen maurischen Götter", zu denen auch vergötterte Stammesfürsten gehört zu haben scheinen. Dagegen begegnen überall die Namen der griechisch-römischen Götter, und vielfach zeigt sich, daß dieselben die altphönikischen sich assimilirt hatten. Die phönikische Astarte hatte sich für die Römer, wie gesagt, in die „himmlische Juno" oder „himmlische Jungfrau", der Baal Moloch in den „erhabenen Geber der Früchte Saturnus" oder „den unbesiegten Gott Saturnus" verwandelt u. s. w. Doch dürften sich die alten Götterdienste, namentlich bei der von der römischen Civilisation oberflächlich oder gar nicht berührten Landbevölkerung unverändert erhalten haben. Noch um das Jahr 200 n. Chr. wurden nach Tertullian's Zeugniß dem Moloch heimlich Kinder geopfert, und kurz zuvor scheint es sogar öffentlich geschehen zu sein, bis der damalige Proconsul von Afrika die Priester dieses Cultus an den Bäumen hatte kreuzigen lassen, welche den Tempel beschatteten.

Der auch in diesen Provinzen ohne Zweifel überall organisirte Cultus der Kaiser gehörte zu den Mitteln, deren sich die Monarchie bediente, um die Bewohner des Weltreichs an unbedingte Ergebenheit gegen die bestehende Ordnung zu gewöhnen und darin zu erhalten. Die in allen Städten vom Senat aus der Aristokratie erwählten Priester und Priesterinnen der Kaiser und Kaiserinnen hatten den Vorrang vor den Priestern der Götter; nur das Priesterthum der Stadt Rom wurde noch höher geachtet, als das ihrige. Die Zahl dieser Priester wuchs mit der Zahl der vom Senat decretirten Apotheosen von Personen des

Digitized by Google

kaiserlichen Hauses; ein aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts stammendes Verzeichniß des Senats von Thamugadi zählt 36 Kaiserpriester auf. Aber nicht nur für die Stadtgemeinden war dieser Cultus obligatorisch, sondern auch die Provinziallandtage waren in erster Linie Festgemeinschaften, die zum Zwecke des Kaisercultus zusammentraten, und zwar unter der Leitung eines von ihnen jährlich aus den angesehensten und reichsten Männern der ganzen Provinz (besonders solchen, die den Ritterrang hatten) gewählten Provinzialoberpriesters. Derselbe hatte auf seine Kosten in der Hauptstadt der Provinz, wo der Landtag sich versammelte, Spiele zu veranstalten, welche in Karthago zu Ende des October stattgefunden zu haben scheinen. Noch unter Constantin wurde dort ein neues Priesterthum des Flavischen Geschlechts, aus welchem der Kaiser stammte, eingerichtet, und noch etwa im Jahre 368 wird ein Proconsul gerühmt, weil er es dahin gebracht, daß das Provinzialpriesterthum wieder Bewerber finde, welche früher durch die damit verbundenen großen Ausgaben abgeschreckt worden waren.

Das Christenthum mag von Rom aus in Afrika um die Mitte des ersten Jahrhunderts eingedrungen sein; zu Ende des zweiten hatte es dort schon sehr zahlreiche Bekenner: Tertullian hält dem christenfeindlichen Proconsul Scapula vor, daß seine Verfolgung gegenüber so viel Tausenden jedes Geschlechts, Alters und Ranges ohnmächtig sei; wenn er dabei beharre, werde er Karthago decimiren und vielleicht Männer und Frauen seines Standes, Freunde und Verwandte seiner Freunde vor Gericht ziehen müssen. Daß in der That auch Reiche und Vornehme den neuen Glauben annahmen, zeigen Tertullian's Klagen über Luxus. Die Kirche hatte sich zahlreicher, regelmäßiger und außerordentlicher Gaben und Schenkungen zu erfreuen, die zur Bestreitung der Armenpflege und der Ausgaben für die Geistlichkeit dienten. Auf einem Concil in Karthago im Jahre 256 werden 85 Bischöfe aus sämmtlichen Provinzen erwähnt, doch waren nicht alle zugegen; im Jahre 411 belief sich die Zahl sämmtlicher afrikanischer Bischöfe auf 575; im Jahre 484 nach den vandalischen Verfolgungen noch auf 458. Doch bis in die letzten Jahrhunderte beschränkte sich die Ausbreitung des Christenthums vorzugsweise auf Afrika und Numidien, in Mauretanien drang es am spätesten ein, und die unabhängigen, maurischen Stämme blieben bis in die letzte Zeit des Alterthums Heiden. Aber auch in der Doppelprovinz bewies das Heidenthum noch zu Anfang des fünften Jahrhunderts seine zähe Lebenskraft, wie dies namentlich aus den Briefen des heiligen Augustinus hervorgeht.

Das geistige Leben, das sich innerhalb der Kirche Afrika's entfaltete, spiegelt sich in einer Literatur ab, die durch ihren Umfang, ihren Inhalt und ihre Mannigfaltigkeit einen sehr hohen Begriff von der Begabung, wie von der Bildung der dortigen Bevölkerung gibt. In dieser Literatur tritt hauptsächlich jene Ausdrucksweise hervor, die man mit dem Namen der „afrikanischen Latinität" bezeichnet. Classische und christlich-biblische Elemente mischen sich hier in seltsamer Weise; der Geist der Schriftsteller, denen, nach dem Urtheil des Bischofs Apollinaris Sidonius, die Sonne ihres Landes etwas von ihrem Feuer mitgetheilt zu haben schien, ringt mit der Sprache; die Ueberfülle des Inhalts sprengt Maß und Form der Darstellung. Neben einer großen Anzahl minder bedeutender Autoren, unter denen Arnobius aus Sicca um 295 hervorragt, hat diese Literatur

Digitized by Google

drei Kirchenlehrer ersten Ranges aufzuweisen: den geistvollen, phantastischen und schwärmerischen, von düsterer Gluth erfüllten, bei aller Formlosigkeit und Dunkelheit oft hinreißend beredten Tertullian aus Karthago (150—230); den Bischof von Karthago Cyprianus (200—256), dessen ganzes Wirken von den Grundgedanken der Einheit der Kirche auf dem Grunde des monarchischen Episkopats getragen wurde: vor allen Augustinus (geboren in Thagaste 386, gestorben als Bischof von Hippo regius 430), den größten und reichsten Geist der abendländischen Kirche, der zuerst die Speculation in die dogmatische Theologie des Occidents eingeführt und zur Lösung der Frage über das Verhältniß der menschlichen Freiheit und Sünde zur göttlichen Vorherbestimmung und Gnade verwandt hat. Sein Einfluß auf die Kirche hat sich weit über das Mittelalter hinaus erstreckt, und tritt auch in der protestantischen Lehrbildung sichtlich hervor; nicht bloß die Scholastik, sondern auch die Mystik ist von ihm ausgegangen. Die nordafrikanische Kirche wahrte muthig und entschieden ihre Selbständigkeit gegenüber dem Bischof von Rom. Eine große Bedeutung hat sie in der Geschichte der Bußdisciplin; auf dem Concil von Karthago, 251, wurde die älteste Bußordnung festgestellt, die wir kennen. Auch die zahlreichen in Afrika entstandenen oder ausgetragenen Schismen, namentlich das donatistische und pelagianische, und Häresieen, besonders der Montanismus, zu dem auch Tertullian überging, legen für eine überaus reiche und kräftige Entwickelung des kirchlichen Lebens Zeugniß ab.

Unter der hundertjährigen Herrschaft der arianischen Vandalen (429—534) hatte die katholische Kirche Afrika's harte Verfolgungen zu erleiden, die härteste unter König Hunerich, der im Jahre 483 in der proconsularischen Provinz 4966 „Bischöfe, Presbyter, Diaconen und andere Glieder der Kirche" zusammentreiben und an der Grenze den Mauren übergeben ließ, um sie in die Wüste zu schaffen. Auch unter Justinian zog den afrikanischen Bischöfen ihr Widerstand gegen die kaiserliche Hoftheologie und den Bischof von Rom Verfolgungen zu. Erst Gregor dem Großen (590—604) gelang es, die Beziehungen der afrikanischen Kirche zu Rom fester zu knüpfen und über diese seine Oberherrlichkeit auszudehnen.

Dem Fortbestande der römischen Cultur in Afrika hat die Vandalenherrschaft keinen wesentlichen Eintrag gethan; die römische Beamtenhierarchie wurde beibehalten, desgleichen die römische Municipalverfassung, das Maß-, Münz- und Gewichtsystem, die Post, die öffentlichen Schauspiele. Die vornehmen Vandalen lernten Latein, vor allem die Mitglieder der königlichen Familie; es blieb die Geschäftssprache des diplomatischen Verkehrs, in der selbst die germanischen Fürsten an einander schrieben. Römische Dichter oder Versemacher verherrlichten, gleich den Hofpoeten Roms, die Thaten und Erlebnisse der vandalischen Könige, und diese verschönerten ihre Hauptstadt, wie die römischen Kaiser, durch Prachtbauten.

Das Vandalenreich in Afrika ging nach „kurzem, meteorgleichem Glanze" unter, ohne eine Spur zu hinterlassen. Auch unter der byzantinischen Herrschaft bestand die römische Cultur noch fort, wenn auch in tiefem, durch die immer weiter ausgedehnten Einfälle der Mauren beschleunigten Verfall. Erst der Islam hat dort die Cultur so völlig vernichtet wie das Christenthum, und diese einst so blühenden Länder der Verödung und Barbarei überliefert.

Digitized by Google

# Ueber Verschwendung.

Von

Dr. **C. William Siemens** in London [1]).

Als ich vor einigen Wochen ersucht wurde, hierher zu kommen und die Preise zu vertheilen, brachte ich eben, nach einem harten Stück Arbeit in Southampton [2]), eine Ferienzeit in Schottland zu und hatte das Gefühl, Pflichten dieser Art nicht vor dem kommenden Jahr wieder auf mich nehmen zu können. Aber es war in der That verlockend, nach dieser alten Stadt zu kommen und die leichten Anforderungen, welche gestellt wurden, bewogen mich, meinen Besuch nicht aufzuschieben, sondern heute Abend zu erscheinen. Ich dachte erst, Ihnen etwas über Wissenschaft und wissenschaftliche Erziehung sagen zu sollen, sah aber, daß im vorigen Jahr mein Freund und Vorgänger im Amt, Mr. Norman Lockyer, eine sehr tüchtige Rede über technische Erziehung gehalten hat. Ueberdies hatte ich bereits im vorigen Jahre als Präsident des Midland-Instituts in Birmingham eine Rede ähnlicher Art gehalten. Ueber diesen Gegenstand ist also schon genug gesagt worden, und ich erachte es für besser, mich nach irgend einem andern Stoff für meinen heutigen Vortrag umzusehen. Ich hätte dem mir gegebenen Winke folgen und Ihnen eine Rede über die Wunder der Elektricität halten können; aber ich meine, Elektricität ist jetzt eine Sache des Studiums geworden, und ich könnte in dem kurzen mir gestatteten Zeitraum keinerlei nutzbringendes Material den Kenntnissen, welche Sie über den Gegenstand bereits besitzen, hinzufügen. Ich denke,

[1]) Obiger Aufsatz bildet den Inhalt eines Vortrags, mit welchem unser berühmter Landsmann die Vertheilung der Preise bei der jährlichen Versammlung der „Coventry Science Classes“ in Birmingham (20. Oct. 1882) eingeleitet hat. Es wird, so denken wir, deutschen Lesern kein geringes Vergnügen gewähren, den genialen Techniker, von dessen Lebensgang, hohen wissenschaftlichen Verdiensten und socialer Stellung uns erst kürzlich in dieser Zeitschrift Herr E. du Bois-Reymond ein so anziehendes Bild entworfen hat, gleichsam in seinem eigenen Hause zu sehen und in der leichteren Form der fast improvisirten Ansprache kennen zu lernen.

Die Red. der „Deutschen Rundschau“.

[2]) Als Präsident der 52. Versammlung der „British Association“. Vergl. darüber: „Die zweiundfünfzigste Versammlung der britischen Naturforscher“ von E. du Bois-Reymond, Deutsche Rundschau 1882, B. XXXIII, S. 290 ff.

Digitized by Google

wir sollten aufhören von den „Wundern der Elektricität“ zu sprechen. Ich mag nichts mehr davon hören. Ich höre lieber von wirklichen Resultaten, von der Größe der zum Hervorbringen gewisser Wirkungen erforderlichen Kraft, sowie über Wärme-Einheiten sprechen, welche erforderlich sind, um gewisse elektrische Einheiten hervorzubringen und dergl. mehr. Ich habe daher gedacht, daß es im Ganzen besser sein würde, zur Veränderung einmal nicht über Etwas zu sprechen, das wir wünschen, sondern über Etwas, das wir nicht wünschen und was uns doch Alle interessirt, mit einem Worte, über „Verschwendung“. Ich werde Ihnen also etwas über Verschwendung sagen.

Es gibt verschiedene Arten von Verschwendung. Es gibt Zeitverschwendung, Verschwendung der Nahrungsmittel, Verschwendung von persönlicher Kraft, von mechanischer Kraft, und Material-Verschwendung im Allgemeinen. Das sind fünf Arten von Verschwendung, welche, könnten sie, wenn auch nicht vermieden, doch auf unbeträchtliche Verhältnisse beschränkt werden, eine unermeßliche Quelle des Reichthums begründen würden. Was zunächst die Zeit betrifft. Ich glaube, wir müssen uns Alle für schuldig erklären, eine große Menge Zeit zu verschwenden — selbst die Besten von uns. Es erscheint sonderbar, daß Menschen, welche in anderer Beziehung sehr sparsam sind, welche ungern ihr Geld ausgeben, welches sie doch wieder erwerben könnten, sehr freigebig mit ihrer Zeit sind. Sie machen sich nichts daraus, einen ganzen Tag, oder doch viele Stunden am Tage, mit Nichtsthun hinzubringen, und viele Menschen, Männer und Frauen, fürchte ich, bringen einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit in ihren Schlafzimmern zu. Unsere Vorfahren waren scheinbar weniger schlafsüchtig, als wir; denn es war sprüchwörtlich zu sagen: „Sechs Stunden Schlaf für einen Mann, sieben Stunden für eine Frau, acht Stunden für einen Narren.“ Ich nehme an, daß diejenigen, welche neun Stunden in Anspruch nehmen, von diesem Vergleiche nicht berührt sind, und hoffe, daß sie gut dabei gedeihen. Dann kommt zu der im Schlafzimmer verschwendeten Zeit viel in nichtigem Geschwätz und in Zerstreuungen vertändelte Zeit, welche weder dem Körper, noch dem Geiste Vortheil bringt. In der That, wir müssen Alle gestehen, im Durchschnitt mindestens zwei Stunden des Tages so zu verschwenden, und wenn die Gesetzgebung eine Taxe von einem Penny auf die Stunde legen könnte, so würde dadurch die National-Schuld in sehr kurzer Zeit abbezahlt sein. Zeitverschwendung ist Capital-Verschwendung — etwas, das wir lernen sollten zu vermeiden, oder wenigstens zu vermindern. Eine sehr weise Bemerkung wurde von Goethe, dem großen Moral-Philosophen und Dichter, gemacht, welcher, wie Sie wohl wissen, ein höchst thätiges Leben führte und doch Zeit für Alles hatte. Er liebte einen Robber Whist, ein langes Gespräch mit seinen Freunden, liebte Gesellschaft, Theater und Künste und vollbrachte doch eine außerordentlich große Menge von Arbeit. Er schrieb Bücher über Bücher, welche einen unermeßlichen Reichthum an Gedanken enthalten. Er war Minister in seinem Lande und leitete die Regierung; er leitete die Kunst-Akademie und das Theater; und das Geheimniß bestand, wie er sagte, lediglich darin, daß er die verschiedenen Beschäftigungen in jeden Tag so hinein packte, wie Sie einen Koffer packen würden. Geben Sie jedem Dinge seine bestimmte Zeit und Sie werden Zeit finden für viele Dinge,

Digitized by Google

welchen Sie jetzt glauben unmöglich Beachtung schenken zu können, und was Sie in der That auch ohne solche bestimmte Ordnung nicht können.

Dann haben wir eine andere Art der Verschwendung, welche wir vermeiden könnten. Wir vergeuden eine große Menge Nahrungsmittel, nicht nur durch zu vieles Trinken — das erkennen wir als schädlich an — sondern auch durch zu vieles Essen. Wir meinen eben nicht, daß das „schädlich sein kann; aber ich glaube, daß es allerdings sehr schädlich ist, und vielleicht eben so sehr, als zu viel Trinken. Diese Verschwendung kann leicht vermieden werden durch einigermaßen bestimmte Regelung; diejenige Art der Verschwendung, worauf ich hier hauptsächlich hinweisen wollte, ist die in unsern Küchen. Da beginnt die Wissenschaft anzutreten. Ich sehe hier eine große Zahl von Frauen, welche offenbar deshalb in diesen Saal gekommen sind, weil sie Interesse an den Lehren der Wissenschaft nehmen. Wenn sie mit der Wissenschaft der Chemie in ihrer Anwendung auf die Küche beginnen wollen, so werden sie da ein weites Feld für deren Entfaltung finden. Einer meiner Freunde, welcher die Dinge vom philosophischen Standpunkte aus betrachtete, beschenkte seine Nichte bei ihrer Hochzeit nicht mit Schmucksachen, sondern mit einem Kochbuche, in welches er eingeschrieben hatte: „Die Lust zum Küssen vergeht, aber die Kochkunst besteht." Ich hielt das für ein sehr sinniges Geschenk, weil, wie sehr wir auch das andere Geschlecht bewundern — und wir werden und müssen es immer bewundern, — es doch sehr wesentlich zu unserem Glücke beiträgt, wenn das Mittagessen gut zubereitet ist und die Rechnungen am Ende der Woche und des Monats nicht übertrieben hoch sind. Das kann in großem Maße erreicht werden durch Anwendung von ein wenig Wissenschaft im Küchen-Departement. Es ist zum Beispiel fast ebensoviel Nahrungsstoff in den Knochen, wie in dem Fleisch, das an ihnen sitzt, und trotzdem werden in vielen Haushaltungen — ich kann wohl sagen den meisten — die Knochen weggeworfen, wo sie doch das Material liefern würden zu einer trefflichen Suppe, so wie sie in Schottland und Irland und auch in Frankreich in der Gestalt des „pot au feu" zu finden ist. Im französischen Haushalt steht beständig ein Kochtopf auf dem Ofen, und was immer übrig ist, wird in jenen Topf geworfen, und sonderbarer Weise ist das Resultat dieses Verfahrens keineswegs unschmackhaft, wie ich nach eigener Erfahrung versichern kann. Ich sage daher, es herrscht in diesem Lande bei der Zubereitung der Speisen große Verschwendung, welche durch ein wenig Wissenschaft, durch ein wenig Methode und Fleiß bedeutend vermindert werden könnte.

Wir kommen dann zu einer andern Art Verschwendung, der der persönlichen Kraft. Wir finden eine Menge Menschen, welche ganz bereit sind, Etwas zu thun — welche auf die Jagd, zum Spiel gehen, alle Arten geistiger und körperlicher Uebungen vornehmen, aber kein Interesse an den Dingen zeigen, welche nutzbar gemacht werden können. Anstatt elende Romane zu lesen, würde es viel nützlicher sein, Geschichts- und wissenschaftliche Bücher zu lesen. Sie würden immer und immer wieder auf die angeregten Gegenstände aus Interesse an denselben zurückkommen und sie würden Ihnen für Jahre lang Freude und Nutzen gewähren, wo hingegen der vergeudete Genuß einer Stunde verflogen ist in dem Augenblick, wo die Anregung vorüber ist. Es ist vor allen Dingen



Digitized by Google

nöthig, daß wir unsere Kräfte auf bestimmte Ziele richten. Wo Sie erfolgreiche Männer finden, können sie fast ausnahmslos, unter sonst gleichen Umständen, ihren Erfolg auf die Thatsache zurückführen, daß sie ein ernsteres Streben besitzen als Andere, welche bei gleichen Fähigkeiten, gleichem Wunsche, vorwärts zu kommen, ihre Zeit und Kraft zersplittern. Die Verschwendung der persönlichen Kraft ist eine solche, welche bei der Erziehung namentlich in's Auge gefaßt werden muß, und ich hoffe, daß wir durch Institute, wie dieses hier, nach und nach Geschmack an nutzbringenden geistigen und nutzbringenden körperlichen Uebungen einflößen werden an Stelle der verschwenderischen Weise, in welcher diese Kräfte vielfach vergeudet worden sind.

Die nächste Art der Verschwendung ist die der mechanischen Kraft, und hier kommen wir unmittelbarer zu der Anwendung der Wissenschaft selbst. Wir finden, daß ein Arbeiter viel mehr körperliche Anstrengung verwendet, um ein gegebenes Quantum Arbeit zu vollenden, als ein anderer, welcher planmäßiger verfährt. Letzterer wird seine Gliedmaßen nicht nutzlos bewegen, er wird eine Last nicht öfter heben, als nothwendig ist zur Erreichung seines Zwecks, wohingegen ein Neuling ohne Ueberlegung hin und her ispringen und sehr viel Anstrengung aufwenden wird, um ein geringes Resultat zu Stande zu bringen. Aber es gibt noch eine materiellere Art von Verschwendung mechanischer Kraft. Nehmen Sie zum Beispiel die große bewegende Kraft des heutigen Tages — die Dampfmaschine. Die Dampfmaschine, wie sie vor zwanzig Jahren war, verwendete etwa zehn Pfund Kohlen für jede von ihr zur Wirkung gebrachte Pferdekraft. Durch Anwendung wissenschaftlicher Methoden und mechanischer Geschicklichkeit sind wir in den Stand gesetzt worden, den per Pferdekraft verbrauchten Betrag von Feuerung wesentlich zu verringern, nämlich von zehn Pfund auf zwei Pfund. Die Maschine ist in ihren wesentlichen Bestandtheilen genau dieselbe, wie früher; jene sind der Kessel, der Dampfcylinder, und — wenn es eine Niederdruck-Maschine ist — der Condensator. Doch durch eine verständigere Anordnung dieser Bestandtheile ohne irgend welchen andern Aufwand, als den von Nachdenken und ein wenig mehr mechanischer Geschicklichkeit, erlangen wir das wunderbare Resultat, unsere Wirkung mit $^1/_5$ desjenigen, was früher verbraucht wurde, zu Wege zu bringen. Gleicher Weise pflegten in unsern Schmelzöfen sieben bis acht Tonnen Kohlen erforderlich zu sein, um eine Tonne Eisen zu produciren, und sogar vierzehn Tonnen Kohlen zur Producirung von einer Tonne Stahl, während wir jetzt durch Erfindungen, durch bestimmte Regeln in Anwendung dieser Erfindungen und durch mechanische Geschicklichkeit diesen Aufwand von Feuerung reichlich im Verhältniß von 1 zu 5 reducirt haben. Jetzt sind nicht mehr als etwa drei Tonnen Kohlen erforderlich, um eine Tonne Stahl aus dem Erz zu gewinnen und sie in die Gestalt von Schienen und ähnliche Formen zu bringen. Das sind Beispiele, welche zeigen, wie viel Verschwendung verhütet werden kann durch richtige Leitung des Arbeitens der Maschinen und durch Nachdenken bei Entwicklung der Processe, durch welche jene Wirkungen hervorgebracht werden sollen. Immer aber muß diesen Verbesserungen die Wissenschaft zu Grunde liegen; in der That, jeder Verbesserung, welche nicht der Ausfluß wissenschaftlicher Grundsätze ist, ist nicht zu trauen.

Digitized by Google

Wenn es eine Verbesserung ist, welche lediglich das Resultat einer praktischen Regel, oder von oberflächlicher Beobachtung des Arbeitens der Maschinen und von deren Wirkungen ist, so führt sie gewöhnlich auch nur zu zweifelhaften Resultaten, anwendbar vielleicht auf einen speciellen Fall. Dahingegen bleibt eine auf wissenschaftlichen Principien gegründete Erfindung ein dauernder Fortschritt. Nur durch das gründliche Verständniß dieser ersten Principien und ihrer Anwendung sind die großen und umwälzenden Erfindungen der gegenwärtigen Zeit zu Stande gebracht worden. Es ist noch immer ein weites Feld für die Ersparung an Kraft in verschiedenen Gestalten vorhanden; wir hängen ja nicht ausschließlich von der Kohle ab behufs Erzielung der erforderlichen Kraft und Hitze: wir haben große Vorräthe an Kraft in dem directen Ausfluß der Sonnenwärme von Tag zu Tag, welche sich uns in der Form von Wasserkraft, von Wind und von directer Strahlung offenbaren. Diese Kräfte können und werden ohne Zweifel für unsere Zwecke nutzbar gemacht werden. — Erst vor Kurzem machte ich einen Besuch bei meinem Freunde, Sir William Armstrong, und sah dort, daß er eine seiner dynamischen Maschinen, eine Meile von seinem Hause entfernt, unter einem Wasserfalle aufgestellt hatte. Mittelst dieser Maschine wurde sein Haus durch Elektricität erleuchtet. Es war ein Bach dort, welcher seit undenklichen Zeiten unbenutzt dahin gelaufen und nun durch eine sehr einfache Anordnung dienstbar gemacht worden war zur Erleuchtung eines großen Hauses durch Elektricität. Wie groß ist die Verschwendung gewesen während der Jahrhunderte, die jener nunmehr nutzbar gemachte Bach dahingeflossen ist! Während der Tageszeit, wo das Licht nicht erforderlich ist, wird die durch den Wasserfall hervorgebrachte elektrische Kraft zum Drehen einer Drechselbank, von Hobelmaschinen und zu anderen mechanischen Zwecken dienstbar gemacht. Auf meiner eigenen Farm bei Tunbridge-Wells habe ich nicht den Vortheil eines Wasserfalls; aber ich habe dort auch mit einer anderen Art von Kraft experimentirt — der durch eine Dampfmaschine hervorgebrachten —, jedoch in solcher Weise, daß Nichts von der Wirkung der Hitze verloren gehen sollte. Der Weg, wodurch dieses bewirkt wird, ist ein sehr einfacher. Die Dampfmaschine treibt eine dynamische Maschine. Diese gibt die erforderliche Kraft her, das Haus am Abend zu erleuchten und während der Nacht Licht in einige Gewächshäuser zu bringen, um diese mit einer künstlichen Sonne zu versehen. Diese künstliche Sonne setzt mich in Stand, Obst, wie Melonen, Pfirsiche, Erdbeeren und dergleichen mitten im Winter zu ziehen. Wenn ich so glücklich wäre, Wasserkraft zu meiner Verfügung zu haben, würden keine Kosten irgend welcher Art erforderlich sein zur Erzielung dieser Erfolge, mit Ausnahme der für die Erhaltung einiger einfacher Maschinen. Aber mein Dampf geht nicht verloren. Nachdem er durch die Maschine gegangen ist, verdichte ich ihn in einem Röhren-Condensator. Durch diesen versorge ich alle Gewächshäuser und andere im Winter zu heizenden Räume mit Wärme, so daß ich, seit ich das elektrische Licht und die dynamische Maschine eingeführt habe, nicht mehr für Feuerung ausgebe, als früher bei einfacher Erwärmung der Gewächshäuser. Während der Tageszeit wird der von der dynamischen Maschine erzeugte Strom nach einem anderen Theile der Farm geführt, wo er zum Wasserpumpen benutzt wird. Das Wasser wird zweihundert



Digitized by Google

Fuß hoch gepumpt, um Haus, Garten und Ställe und die ganze Landwirthschaft zu versorgen. Eine andere abgezweigte Drahtleitung wird gebraucht, um Holz zu spalten, um Häckerling zu schneiden und zu anderen Arbeiten auf der Farm. Auf solche Weise kann Verschwendung in derartigem Umfange vermieden werden, daß es für Diejenigen, welche der Sache nie haben die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden lassen, in hohem Grade überraschend ist. Es ist wirklich sehr einfach und bringt keine Kosten mit sich, welche sich nicht durch die Resultate reichlich bezahlt machten.

Ich habe nun über die Verschwendung von Kraft gesprochen und möchte vor dem Schluß noch einige Worte über die Vergeudung von Material sagen, welche vielleicht die bedeutendste Quelle der Verschwendung ist. Auf die Verschwendung von Feuerung habe ich schon hingewiesen, insofern als Feuerung das Wesen der Kraft ist. Fast alle Kraft, welche wir benutzen, und fast alle Gewalt, welche wir anwenden, wird aus dem Feuerungsmaterial gewonnen. Wir können sehen, wie ein bedeutender Theil des Brennmaterials, welches wir auf unseren Feuerstellen anhäufen, zum Schornstein hinausgeht und keine andere Wirkung ausübt, als die, unsere Atmosphäre zu vergiften. Das ist eine Verschwendung, welche, wenn sie geschätzt würde, nur auf viele Millionen Tonnen veranschlagt werden könnte. Und deren Wichtigkeit wird mehr und mehr eingesehen werden, sobald wir in Betracht ziehen, was mit demselben Brennmaterial bewirkt werden könnte, wenn wir, anstatt es in dieser gleichgiltigen Weise zu verbrennen, indem wir Rohkohlen auf unser Feuer werfen, das Ganze in seine Bestandtheile — Gas und Cokes — zerlegen wollten. Wir können Gas viel sparsamer verbrennen, als festes Brennmaterial, weil wir den Betrag der zu seiner Verbrennung erforderlichen Luft mit größter Genauigkeit bemessen können. Wir können Cokes mit viel mehr Hitze, als Rohkohlen brennen, weil sie nicht nach eigenem Belieben in Rauch verfliegen. Daher können wir, durch einfache Trennung dieser beiden Bestandtheile der Kohle von einander, jedes von diesen zu weit größerem Vortheil für uns verwenden. Aber ein anderes Element bietet sich dar, welches von der größten Wichtigkeit ist, und das ist das Element der Nebenproducte, welches die moderne Wissenschaft in den Vordergrund gebracht hat. Vor nicht gar vielen Jahren — vielleicht zwanzig — war Kohlentheer fast werthlos; die Gasgesellschaften verkauften es zu einem halben Penny die Gallone. In gleicher Weise wurde dem Ammoniakwasser gestattet, unbenutzt davon zu laufen und die Fische in unseren Bächen zu vergiften. Ich habe erst kürzlich Gelegenheit gehabt[1]), den Werth dieser Producte abzuschätzen, welche vor zwanzig Jahren vollständig verschwendet wurden, und ich finde zu meinem Erstaunen, daß sie an Werth alle die Kohlen übertreffen, welche in den Gaswerken, wo sie producirt werden, zum Verbrauch kommen. Der Gesammtbetrag der von unseren Gaswerken verbrauchten Kohlen ist etwa gleich neun Millionen Tonnen, welche auf etwa 4½ Millionen Pfund Sterling geschätzt werden können. Die Abfallproducte, eingeschlossen die Cokes, sind auf sieben Millionen Pfund Sterling in England geschätzt worden, woraus hervorgeht, daß ihr Werth den Gesammt-

[1]) Vgl. „Deutsche Rundschau", 1882, B. XXXIII, S. 298.

Digitized by Google

werth aller zur Production des Gases verbrauchten Kohlen um $2^1/_2$ Millionen übersteigt. Durch den Gebrauch des Kohlentheers haben wir nicht nur diesen enormen Betrag an Nebenproducten gewinnbringend gemacht, sondern wir haben auch unsere Gewerbe und Fabriken durch die schönen Farben bereichert, welche jetzt der Kunst des Färbens eine neue und bedeutende Entwickelung geben. Die Ammoniakflüssigkeit hat einen nationalen Werth, weil sie die bedeutendste Quelle ist, aus welcher dasjenige Ammoniak gewonnen werden kann, auf das man sich für Zwecke des Ackerbaues verlassen kann, und zu diesem Zwecke ist unbegrenzte Nachfrage nach demselben. Wenn wir uns nur entschließen können, Brennmaterial in dieser geläuterten Form — Gas oder Cokes — zu benutzen, werden wir demnach großer Verschwendung vorbeugen.

Derjenige Punkt daher, auf welchen Wissenschaft und Kunst hauptsächlich hingeleitet werden sollten, ist das Verhüten der Verschwendung. Dadurch würden wir nicht allein unsere nationalen Hilfsquellen bedeutend vermehren, sondern auch unser individuelles Wohlbefinden. Wir haben ein altes Sprüchwort, welches lautet: „Waste not, want not“ (Verschwende nicht und Dir wird Nichts mangeln). Wir haben dasselbe Hunderte von Jahren im Munde geführt, aber wir fangen erst jetzt an, es auf wissenschaftlichem Wege zu verwirklichen.

Digitized by Google

# Aus zwei annectirten Ländern.

## Erzählungen eines deutschen Officiers.

### 10.

Nach ärztlicher Anordnung mußten meine Eltern und Alfreds Vater in diesem Sommer dieselben Badereisen, wie im vorigen Jahre machen. In Norderney wollte auch der Baron sich von den Anstrengungen der langen Reise erholen. Da erzählte Wichard uns eines Tags, daß sein Verwandter, der Flügeladjutant, ihm den auffallenden Rath ertheilt habe, während der Anwesenheit des Königs in Norderney auch dorthin zu kommen.

„Die Gelegenheit, daß der König Dich kennen lernt, ist dort günstiger. Du sollst Flügeladjutant werden," meinte Alfred.

„Obgleich ich dazu keine Neigung habe, beabsichtige ich doch, für vierzehn Tage hinzugehen," entgegnete Wichard.

Alfred stand unruhig auf. Fürchtest Du um Clotilde? dachte ich. Er wandte sich an Wichard: „Wird Frau von Leinau dort sein?"

„Sie will nicht wieder nach Norderney. Ich fahre nur meines guten Vaters wegen hin. Er hat sich von Christian und Friedrich, die im Herbst eine Universität besuchen sollen, schon wieder getrennt und sie in meine Schweizer Pension geschickt. — Laßt uns zusammen reisen."

Alfred verzögerte im Kampfe mit sich die Antwort. Dann sprach er: „Ich muß in der Nähe meines Vaters bleiben."

„Ich fahre mit. Vierzehn Tage Urlaub kann ich bekommen," antwortete ich.

In Norderney wohnte Wichard bei seinem Vater am Strande. Meine Mutter und Clotilde hatten ihre vorjährige, etwas abgelegene Wohnung wieder bezogen, über welcher sich eine Stube für mich fand. Wichard besuchte uns gleich und erneuerte die Bekanntschaft, die er mit Clotilde, als diese noch ein Kind war, gemacht hatte. Beide sahen sich verwundert in die Augen, überrascht von ihrer Schönheit, die sie zum ersten Male begriffen, und doch so vertraut, als hätten sie in den sechs Jahren immer mit einander fort gespielt. Als ich nach Wichards erstem Besuche mit ihm aus dem Hause ging, legte er, wie er zu thun pflegte, wenn er sich recht vertraulich mittheilen wollte, seinen Arm in den meinigen und sagte: „Ernst, wie ist Deine Schwester schön und lieblich geworden!"

Digitized by Google

Am Tage nach unserer Ankunft sahen wir den König, der, wie es hieß, in Norderney, seinem Lieblingsaufenthalte, immer in der heitersten Stimmung war, auf der Promenade. Die Civilkleidung, welche seine Blindheit leichter vergessen ließ, während sie die königliche Gestalt fast noch mehr hervorhob, stand ihm viel besser, als die Militäruniform, die er sonst immer trug. Er sprach mit mehreren Curgästen und längere Zeit sehr freundlich mit Wichards Vater. Darauf wanderte er mit Tante Balbina auf und ab, deren Begleiter, Herr Müller, in einiger Entfernung wartete, ob auch ihm das Glück der allerhöchsten Anrede beschieden werde. Während des Gesprächs mit Tante Balbina lachte der König mit seinem klangvollen Organ mehrere Male hell auf. Die Art, wie er mit ihr umging, ließ erkennen, daß er sich ihre Huldigungen gefallen ließ und an ihrer Unterhaltung sich belustigte, ohne daß sein Gefühl dabei irgendwie anders berührt war. Daß er ihr kleine Aufmerksamkeiten erwies, konnte nicht auffallen; denn um die Getreuen an sich zu fesseln, erfüllte er ihre Wünsche gern, vorausgesetzt, daß größere übrig blieben, deren Gewährung durch fortgesetzte treue Ergebenheit verdient werden sollte.

Als der König sich von Tante Balbina getrennt hatte, winkte der Flügeladjutant uns heran. Mit Wichard sprach Seine Majestät längere Zeit. Nach dem Ausspruch der Befriedigung, daß dessen Vater nach Norderney gekommen war, fragte er ihn nach seiner Reise durch Italien und Frankreich, hörte den Antworten aufmerksam zu und deutete einige Male durch sein Schweigen an, daß Wichard noch weiter sprechen möge. Dabei befühlte ihn der König, indem seine Finger, die so fein sich bewegten, als könnten sie sehen, von dem Haupthaar hinab über das Gesicht meines Freundes glitten. Auf diese Art suchte er sich in einzelnen Fällen von den ihm fremden Personen eine deutlichere Vorstellung zu verschaffen. Man konnte dies wohl für ein Zeichen besonderen Interesses halten. Bei mir glitt die Hand des Königs, als ich ihm jetzt genannt wurde und gegenüber stand, an meiner Schulter und Brust flüchtig hinab; auch bestand das Gespräch mit mir nur in der Bemerkung, daß meine Mutter, wie er hörte, schon im vorigen Jahre in Norderney gewesen und jetzt wieder hier sei.

An demselben Tage noch wurde der Baron mit Wichard zu der königlichen Tafel gezogen. Mir wurde diese Ehre am folgenden Tage zu Theil. Es mochten sechzehn oder achtzehn Converts sein. Mein Platz wurde mir an einem unteren Ende der Tafel angewiesen, wo ich mit meinen Nachbaren nur wenige leise Worte wechselte. Der eine war der militärische Begleiter des Kronprinzen, der Premier-Lieutenant Graf von Bernstorff, ein Bruder der verstorbenen Hofdame; der andere der Herr Meding, von dem jetzt immer mehr gesprochen wurde. Nachdem er unter dem Vorwande, die Presse nach den Intentionen Seiner Majestät zu leiten, in die nächste Umgebung des Königs gekommen war, sollte er das allerhöchste Vertrauen ganz gewonnen haben. Er war von kleiner Gestalt, geschmeidig in seinen Bewegungen, aus seinem röthlichen Kopfe sahen die scharfen Augen etwas scheu hervor, sein Gespräch klang treuherzig, war aber doch sehr vorsichtig und Alles zusammen machte ihn zu einem Gesellschafter, gegen den man, ich möchte sagen instinctmäßig, zurückhaltend war.

Der König redete die vornehmsten Personen, deren Plätze ihm vorher be-

Digitized by Google

zeichnet oder auch ohne dies bekannt sein mochten, mit ganz richtiger Wendung seines Kopfes an. Da man wußte, daß ihm eine bescheidene Einmischung in das Gespräch nicht unlieb war, so hörte er alsbald andere Stimmen und es dauerte nicht lange, bis er über den Platz aller Anwesenden orientirt war. Er war in bester Laune. Trotzdem lag in den schönen Linien seines etwas bleichen Gesichts, welches ich genau betrachten konnte, neben dem Ausdruck des höchsten Selbstgefühls und des unbeugsamen Willens der schmerzliche Zug des unheilbar Erblindeten. Und dies betrübte mich um so mehr, als ich jetzt Gelegenheit hatte, die geistige Begabung, das ihn nie im Stich lassende Gedächtniß und die vielseitigen Kenntnisse, welche er besaß, zu bewundern und seine genaue, wohlklingende Redeweise zu hören.

Der Kronprinz Ernst August, welchen der König mit nach Norderney genommen hatte und mit dem ich nach der Tafel in eine längere Unterredung kam, hatte weder die schöne Gestalt, noch die einnehmenden Gesichtszüge seiner Eltern. Er war kleiner und breiter, als seine sechzehn Jahre erwarten ließen, und die Nase, die bei seinem Großvater, dem König Ernst August, charakteristisch hervortrat, bei seinem Vater fein, aber voll ausgebildet war, bei ihm auffallend eingedrückt. Er zeigte einen geraden, Schmeicheleien erkennenden und abweisenden Verstand, ein offenes, wahrhaftes Gemüth, leider nur nicht die Fröhlichkeit, welche seinem Alter wohl gestanden hätte.

Meine Mutter vermied die große Gesellschaft von Norderney. Einige nähere Bekannte bildeten ihren Kreis, in welchem nun Wichard erschien und der in diesem Jahre fast zahlreicher und lebhafter wurde, als meiner Mutter lieb war. Am wenigsten angenehm waren ihr die Fahrten auf dem Meere, die von Wichard auf das Bequemste eingerichtet wurden. Clotilde liebte sie am meisten, würde sie aber aus Rücksicht gegen die Mutter gern aufgegeben haben; doch diese wiederum wollte dem Kinde das Vergnügen nicht entziehen.

Eines Morgens war Wichard bei mir. Unter uns spielte Clotilde auf dem Clavier, welches für sie gemiethet worden war. Wir setzten uns an das offene Fenster und auch der nicht musikalische Wichard lauschte den Tönen, die von unten herauf klangen. Da hörte ich auf der Straße einen freudigen Ausruf. Die Stimme kam mir bekannt vor, ich stand auf, sah aus dem Fenster und trat gleich zurück. „Der König!“ flüsterte ich. Nun blickten wir vorsichtig hin. Der König schritt am Arm des Flügeladjutanten langsam vor dem Hause auf und ab, um das Spiel meiner Schwester zu genießen. Clotilde, welche keine Ahnung von diesen Lauschern hatte, spielte immer weiter. Erst als sie geendet, ging der König fort. Anderen Tags redete er auf der Promenade meine Mutter an und sagte Clotilde schmeichelhafte Worte über ihr ausdrucksvolles Spiel. Beide freuten sich über diese Auszeichnung und dankten auf passende Art; sie legten aber dem angenehmen Vorfall keine übertriebene Bedeutung bei. Meine Mutter sagte vielmehr, damit Clotilde nicht eitel werde: „Kind, der König ist zu nachsichtig. Er hört ja ganz andere Clavierspieler.“

Um so wichtiger erschien Tante Balbina die Begebenheit. Ihr ganzes Bestreben in Norderney ging dahin, sich dem Könige unentbehrlich zu machen und, wie es schien, auch für Herrn Müller die Gunst Seiner Majestät zu erlangen.

Digitized by Google

Einige behaupteten, sie wolle ihn heirathen und, weil sie unmöglich Frau Müller heißen könne, ihm den Adel verschaffen. Daß Letzteres ihr gelinge, bezweifelten die Meisten, weil der König aus Rücksicht auf den Adel des Landes in diesem Punkte vorsichtig sei. Andere meinten, der Zeitpunkt sei günstig; denn Herr Müller gehöre dem großen Comité für die Errichtung des Ernst-August-Denkmals an und da letzteres in der nächsten Zeit feierlich enthüllt werden sollte, so würde unter anderen, an dem Tage zu erwartenden Gnadenbeweisen vielleicht das „von" für Herrn Müller sich befinden. So dachte, glaube ich, Tante Balbina auch; wenigstens fesselte sie meinen Freund nicht mit der früheren Beflissenheit an sich. Erst nachdem der König sich über Clotildens Clavierspiel freundlich geäußert hatte, kam sie öfter zu uns. Nun versuchte sie, meine Schwester in ihre Nähe zu ziehen, was meine Mutter jedoch immer in höflicher Weise verhinderte.

Wichards Vater verlor plötzlich die Huld des Königs. Eines Tages hatte man Seine Majestät an dem Arm des Barons längere Zeit umhergehen sehen, ein Beweis, daß der Gegenstand des Gesprächs vertraulicher Natur war. In solchen Fällen mußte der Flügeladjutant zurücktreten, immer bereit, auf den ersten Wink des Königs dessen Arm wieder zu nehmen. Seitdem hatte Georg V. mit dem Baron, so viel man wußte, nicht wieder gesprochen und letzterer auch keine Einladung zur königlichen Tafel erhalten. Als ich Wichard hiernach fragte, erzählte er mir Folgendes: Der König hatte das Gespräch auf die schleswig-holsteinische Sache gebracht und der Baron die Gelegenheit benutzt, um seine Ansichten darzulegen. Der König hatte schweigend zugehört, war dann plötzlich stehen geblieben und, nachdem er den Arm des Flügeladjutanten erfaßt hatte, mit kaltem Gruß davon gegangen. Er mußte die Aeußerungen, welche die dänische Regierung tadelten, als gegen die dänische Majestät gerichtet, als revolutionär angesehen haben. Daß thatsächlich das Regiment in Kopenhagen ganz demokratisch war, ließ er vollständig unberücksichtigt.

„Deine Aussichten auf den Flügeladjutanten sind geringer geworden," sagte ich scherzend.

„Ich will gar nicht Flügeladjutant werden," antwortete Wichard mit Entschiedenheit. „Meinetwegen ist dieser Vorfall mir ganz gleichgültig. Er betrübt mich um des Königs willen und weil er meinen Vater gekränkt hat."

Der Baron selbst that, als wäre Nichts vorgefallen.

Einige Tage später war der Kronprinz beim Baden von einer Welle stärker als gewöhnlich erfaßt worden. Dienstbeflissene Badewärter waren herbei geeilt und hatten ihn aus dem Wasser geleitet. Er selbst glaubte nicht, daß er in Gefahr gewesen sei. Der König aber, dessen Umgebung die Sache anders aufgefaßt oder dargestellt hatte, pries die Errettung des Sohnes als eine himmlische Gnade, als das wunderbare Walten der schützenden Vorsehung. Der einzige Erbe des von Gott auserlesenen Hauses der Welfen war dem sicheren Tode wunderbar entrissen worden. Diese Nachricht verbreitete sich von der Insel rasch über das hannoversche Land und hatte eine Menge von Gott dankenden und dem Könige huldigenden Deputationen, Adressen und anderen Kundgebungen zur Folge, die an vielen Orten von den Behörden angeregt waren. Die unbefangenen Per-

Digitized by Google

sonen dagegen, welche das Ereigniß auf Norderney erlebt hatten, wollten von einer Gefahr des Prinzen nichts wissen. Dem Grafen Bernstorff, einem geraden, einsichtigen und pflichttreuen Mann, der bald nach jenem Bade an des Kronprinzen Unterricht, welcher in dieser Stunde stattfinden sollte, erinnert hatte, war das Allerhöchste Erstaunen über die Zumuthung kund gegeben, unmittelbar nach einer so großen Begebenheit und göttlichen Fügung die gewöhnliche Tageseintheilung innehalten zu wollen. Er wurde seines Postens ungnädig enthoben.

Auch Wichards Vater hatte unbefangen geäußert, die Sache sei ja nicht so schlimm gewesen. Da dies zu den Ohren des Königs gekommen war, so hatte dessen freundlich begonnenes Verhältniß zu dem Baron nun ein für allemal ein Ende.

Der nächste Brief, den ich von Alfred bekam, enthielt Folgendes:

„Unseren Hofsattler hat das Ereigniß aus seiner Melancholie etwas aufgerüttelt. Du wolltest an meine Erklärung seiner auffallenden Verstimmung nicht glauben; mir wurde dieselbe neulich unerwartet bestätigt. Seine Thür war offen, er stand im Laden allein und hörte nicht, daß ich eintrat. Er sprach laut vor sich hin: „In den Verein — (offenbar den neuen, sogenannten großdeutschen) — bin ich eingetreten. Das war rechtschaffen; aber dat Annere dau ick nich." Mit dem letzten Ausruf konnte er nur meinen, was ich behauptete, daß er unter seinen Genossen politisch spioniren soll. Er ist eine ehrliche Seele. Die Lebensrettung des Kronprinzen hat sein loyales Herz ergriffen und ist zu einer Erheiterung für ihn geworden, weil sie ihm Gelegenheit gab, seine treue Anhänglichkeit an das Königshaus durch eine, wie er glaubt, bestens gelungene Illumination öffentlich zu zeigen. Er kam Morgens früh in unsere Stube. „Herr Lieutenant, ich wollte für einen Tag den König und die Königin haben." (Nämlich die Bilder über dem Sopha.)

„Wozu?" fragte ich.

„Ich will illuminiren. Den König stelle ich oben hin, die Königin nehme ich aus dem Rahmen und in den setze ich ein Transparent."

„Was für ein Transparent?"

„Am liebsten einen schönen Vers auf den Kronprinzen." Er hob die Bilder von der Wand, drehte das der Königin um, nahm einen Bleistift aus der Tasche und schrieb auf den Deckel: der Kronprinz. Dann zeigte er es mir. „So groß können die Buchstaben werden." Ich ergänzte die beiden Worte in gleich großer Schrift:

„Weil der Kronprinz nicht ertrank,
Jubeln unsre Herzen.
Gott zur Ehre und zum Dank
Brennen meine Kerzen."

„Ach Herr Je!" rief er, „da ist schon der Vers. Ja, das geht hinein. Schön! Aber der Kronprinz kriegt zu wenig."

„Wie so?"

„Er müßte mehr geehrt werden."

„Dann nehmen Sie Gott etwas weg und legen es dem Kronprinzen zu. Zum Beispiel: Ihm zur Ehre, Gott zum Dank."

Digitized by Google

„So ist's recht! So will ich es machen."

„Nun baute er seine besten Sättel und Peitschen im Ladenfenster auf, stellte des Königs Bild oben und der Königin Rahmen mit dem Verse darunter in die Mitte, die Lichter dahinter und daneben und freute sich, als am Abend viele Menschen vorbei gingen und seine Illumination betrachteten."

Was Alfred hier erzählte, fand einige Wochen später eine komische Fortsetzung, der ein trauriger Schluß folgte.

An dem Geburtstage des Kronprinzen, den 21. September, wurde das Ernst-August-Denkmal vor dem Bahnhofe mit großem Pomp und feierlichen Ansprachen, die in der üblich gewordenen Weise übertriebene, an das Lächerliche streifende Huldigungen für das Welfenhaus enthielten, eingeweiht. Unter den Gnadenbezeugungen, welche der König an diesem Tage verkündigen ließ, befand sich für Herrn Müller der Guelphenorden unterster Classe, aber nicht das erwartete „von", was Tante Balbina sehr verstimmte.

Für den Abend des Einweihungstages war eine allgemeine Illumination der Residenzstadt in Aussicht genommen. Am Morgen hatte der Hoffattler aus unserem Zimmer abermals die Bilder des Königs und der Königin geholt, um sie heute auf dieselbe Weise, wie bei jener Illumination zu benutzen.

„Haben Sie schon einen Vers?" fragte Alfred. Er nickte schmunzelnd und ging davon.

Am Abend zeigte sein Ladenfenster dieselbe Ausschmückung, welche Alfred in seinem Briefe beschrieben hatte; nur der Vers, welchen der Hoffattler nach dem Muster des damaligen selbst gemacht zu haben schien, lautete anders, nämlich:

Ernst August von Erz und Stein
Freuest uns're Herzen.
Heller soll die Treue sein,
Als das Licht der Kerzen.

Das wäre nun recht schön gewesen, wenngleich der erzene König Ernst August nicht von Stein war, sondern auf Stein stand. Aber der Buchbinder hatte sein Ladenfenster ganz ähnlich geschmückt. Statt der Sättel und Peitschen hatte er Einbände aus der Zeit, als er noch für die königlichen Behörden arbeitete, statt des Bildes vom König Georg eins vom König Ernst August genommen und sein Vers lautete:

Ernst August von Erz und Stein,
Wie wirst Du's hier finden?
Sieh' auch gnädig hier herein,
Schaff' mir mehr zu binden.

Unsere sonst so stille Straße wogte an diesem Abend von Menschen, die, nur von dieser Illumination angezogen, über die sonderbare Harmonie der feindlichen Nachbaren und noch mehr über die Anspielungen des Buchbinders jubelten. Der Lärm wurde groß. Der Hoffattler stand in seiner Hausthür und schrie in höchster Aufregung: „De Baukbinner hat mi mienen Anfang ut de Werkstatt stehlen laaten." Der Tumult wuchs. Es dauerte lange, bis Polizeidiener, welche man hier für unnöthig gehalten haben mochte, von den großen Straßen und Plätzen herbei kamen. Dann mußte der Buchbinder seinen Vers wegnehmen.

Unser Hoffattler aber erkrankte und nach drei Wochen wurde er im Sarge

Digitized by Google

aus dem Hause getragen. Die Stadt Hannover hatte einen Rest ihres alten Kleinbürgerthums weniger.

Als wir einige Zeit hierauf bei dem Senator Wellmeier mit Aurelius zusammentrafen, führte das Gespräch von dem Denkmalfeste weiter. Aurelius beklagte den einreißenden Byzantinismus. Er fürchtete, daß diese Schmeicheleien bei jeder Gelegenheit, die so erfinderisch gewordene Liebedienerei, die Heranzwingung der Behörden, damit jedes Dorf die gewünschten Kundgebungen auf das Vollständigste in Scene setze, das Volk verderben und den blinden Welfenstolz des Monarchen zur Manie steigern würden.

„Und nun gar das Welfenmuseum!" rief der Senator aus. „Haben Sie den Anfang desselben, die Kronprinzen-Errettungs-Adressen, schon gesehen?"

„Ich war da," antwortete Aurelius. „Der alte Diener, der sie mir zeigte, schüttelte den Kopf und sagte ehrlich: Darüber muß erst Zeit vergehen."

„Daß man für das Museum ein altes Beinkleid als eine historisch merkwürdige Welfenhose entdeckt hat, bleibt immer lächerlich," sagte der Senator und setzte nach einer Weile hinzu: „Auch bei den neuesten allerhöchsten Gnadenbeweisen sind wieder arge Mißgriffe vorgekommen."

Hierauf sprach Aurelius: „Montesquieu sagt: das monarchische Princip vernichtet sich, wenn es seine Ehrenzeichen der wahren Ehre zuwider verleiht und Unwürdigkeiten mit Würden bekleidet. Der König sieht die Menschen nicht und die Königin kennt sie nicht; sonst würden sie einem Menschen wie dem von Hedem nimmer ihr Vertrauen schenken."

Er meinte einen vornehmen Herrn aus dem Hofstaat des Königs, welcher verschiedene Cassen zu verwalten hatte. Auf dem Gesichte dieses Mannes stand allerdings neben einem grenzenlosen Hochmuth etwas vom Verbrecher geschrieben.

„Er spielt ja wohl hoch?" fragte der Senator.

„Hoch, unglücklich und doch immer mit baarem Gelde. Keiner weiß, woher er es nimmt. Man vermuthet, aus den Cassen seiner Verwaltung."

„Mein Gott!" rief ich aus. „Wie ist so etwas unter dem Oberhofmarschall von Malortie möglich? Der ist doch ein rechtlicher Mann."

„Ein rechtschaffener und kluger Mann," entgegnete Aurelius, „der aber Mühe hat, die Dinge, für welche er die persönliche Verantwortung trägt, in Ordnung zu halten. Er muß sich wohl hüten, die Zahl seiner Feinde höchsten Orts, da er für einen Preußenfreund gilt, zu vermehren. Der König würde es kaum für möglich halten, daß ein Herr seines Hofes, von dem er nur die allertreuesten Worte hört, ein Spitzbube sein kann. Und vielleicht fehlen noch die Beweise."

Diese scharfen Aeußerungen des sonst so ruhigen Aurelius erschienen mir, obgleich sie im vertrauten Kreise blieben, zu weitgehend. Wir schwiegen, bis der Senator das Wort nahm: „Ich glaube auch, ein sehender Monarch würde sich mit der Häßlichkeit des Grafen Borries abfinden, das Saloppe seines Exterieurs sich verbitten und übrigens den Mann nach Gefallen gebrauchen, ein Gesicht wie das von Hedem aber nicht um sich dulden. — Mich betrübt am meisten," fuhr er nach einer Pause fort, „daß der Kronprinz in solcher Luft aufwächst, in der

Digitized by Google

seine Seele nicht gedeihen kann. Nicht einmal der Unterricht des jungen Prinzen wird ernst genommen."

„Gewiß ist es zu beklagen," ergänzte Aurelius, „daß die guten Anlagen des Kronprinzen nicht richtig geleitet werden und seine Kenntnisse so äußerst lückenhaft bleiben. Dies kann dem König bei seinem eigenen Verstande nicht unbekannt sein und dennoch." —

Im November — Alfred saß an seinem Schreibtische, ich an dem meinigen — erhielt ich ein Telegramm, welches mich erschreckte und betrübte. Es war von meinem Vater und lautete: „Alfreds Vater vor einer Stunde am Herzschlag schmerzlos gestorben."

Ich faßte mich einen Augenblick. Dann trat ich an den Ahnungslosen hinan, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Armer Freund!"

„Was ist?"

„Dein Vater —"

Er entriß mir das Telegramm und legte, als er es gelesen, den Kopf in seine Hände.

„Ein schöner Tod," flüsterte ich. Er neigte das Haupt. Einige Minuten war es ganz still um uns. „Ich reise sogleich," sagte er aufstehend.

„Ich begleite Dich."

Dankend drückte er mir die Hand. Wir erbaten Urlaub. Wichard, den ich benachrichtigen ließ, kam in herzlicher Theilnahme und blieb bei uns, bis wir abreisten. Alfred sprach kaum ein Wort, seine Züge redeten von der Heftigkeit seiner Gefühle. Ich dachte über ihn nach. Was wird er nun beginnen? Ich ahnte schon länger, daß der Plan, einen anderen Beruf zu ergreifen, ihn beschäftige. Er sprach hiervon, wie von Allem, was ihn allein anging, nie; in seiner Selbstlosigkeit wollte er auch die nächsten Freunde nicht belasten. Um so mehr hatte mich die Ueberzeugung, daß er sich nicht befriedigt fühlte, beunruhigt. Er erfüllte seine Dienst- und Standespflichten mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit, er genoß die größte Achtung der Kameraden und Freunde; aber sein reger Geist verlangte nach Thaten. Vielleicht hatte ihn nur die Liebe zum Vater, dem er keine Sorge bereiten wollte, bis jetzt bei uns gehalten. Die Erbschaft, welche ihm zufiel, setzte ihn in den Stand, einige Jahre unabhängig zu leben. Würde er dies benutzen, um den Rock des Königs auszuziehen, seiner Sehnsucht in die Ferne nachzugeben und ein anderes Ziel zu verfolgen? Oder hielt ihn die Neigung zu meiner Schwester? Würde er in der Ehe mit ihr befriedigt sein und bleiben? Meine Eltern konnten die Tochter keinem treueren Mann anvertrauen. Aber würde Clotilde ihm ihre Liebe schenken? In der nächsten Osterzeit sollte sie confirmirt werden. Noch wenige Jahre und beide konnten ein glückliches Paar sein. —

In Stade erwarteten die Eltern mit Clotilde uns. Diese und Mutter waren schwarz gekleidet. Clotilde reichte mit Thränen in den Augen Alfred die Hand und sagte dabei nichts anderes, als: „Lieber Alfred".

Wir begleiteten den Verstorbenen zu der ihm vorangegangenen Gattin nach dem Kirchhof an der Höhe, wo beide unter Bäumen ruhen. Dann mußte ich

Digitized by Google

nach Hannover zurück. Alfred hatte bis Neujahr Urlaub und ich fuhr zum Weihnachtsfeste wieder nach Stade.

Alfred war in der Zwischenzeit mit der Regelung des Nachlasses seiner Eltern vollauf beschäftigt gewesen. Er hatte sich dieser traurigen Pflicht mit seiner ganzen Tüchtigkeit, aber auch mit seiner ganzen weichen Empfindung hingegeben. Von den Gegenständen, welche die Eltern längere Zeit benutzt hatten, wollte er nichts in fremden Besitz kommen lassen. Gegen den Rath meiner Mutter behielt er fast einen Haushalt beisammen. Alles wurde wohl verpackt und einer sorgsamen Aufbewahrung übergeben. In die Nächte hinein las er die Schriftstücke, die er vorgefunden hatte. Manches verbrannte er, das Meiste ordnete er zur Aufbewahrung. Sein Vater hatte viel über die schleswig-holstein'sche Frage und die Kriegsjahre 1848 bis 1850 geschrieben, wovon auch die Briefe aus diesen Jahren hauptsächlich handelten. Außerdem fand sich eine Menge von Druckschriften über denselben Gegenstand in dem Nachlasse.

Alfred äußerte sich hierüber gegen mich: „Das Lesen hat mich traurig gemacht; aber es ist mir, als müsse ich meine mißhandelte Heimath um so mehr lieben. Vater, welcher der Augustenburg'schen Herzogsfamilie niemals persönlich nahe gestanden hat, vertheidigt ihre Rechtsansprüche mit großer Wärme und Entschiedenheit. Es scheint, daß der Herzog Christian auf seinen ehemaligen Besitzungen nicht beliebt gewesen ist und mit aus diesem Grunde der dänische Einfluß in jener Gegend so rasch sich ausbreiten konnte. Mit Unrecht dagegen werfen Viele dem Herzog vor, daß er die Entschädigung von Dänemark angenommen hat. Hierzu war er durch die Noth gezwungen, denn er besaß nichts und seine mit ihm vertriebenen Beamten wandten sich an ihn um Brot für ihre Familien. Auch hat er das Geld nur für seine Privatgüter bekommen; mit seinen politischen Ansprüchen hat dies nichts zu thun. — Doch, was wichtiger ist, das Deutschthum ist in Schleswig schändlich verletzt."

Im Weihnachtsfeste schenkte Alfred uns Andenken, die er mit zartem Sinn aus dem Nachlaß seiner Eltern ausgesucht hatte; meiner Schwester gab er ein goldenes Kreuz, welches seine Mutter viel getragen hatte. Als er uns die Geschenke reichte, schien er besorgt zu sein, wie meine Eltern, wie besonders Clotilde sie aufnehmen würden. Die Freude, welche uns diese Andenken machten, die Rührung und der warme Dank Clotildens erleichterten sein Herz. Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen Alfred und meiner Schwester nicht mehr so unbefangen wie früher. Zwar hatte das vertrauliche „Du" zwischen ihnen noch nicht aufgehört und Clotilde sprach es so natürlich wie sonst aus, während es aus seinem Munde etwas verlegen klang. Aber das Benehmen Beider war zurückhaltender, der Austausch ihrer Gedanken nicht mehr so kindlich. Clotilde war fast ein erwachsenes Mädchen und in Alfreds Herz begann der Kampf der Liebe mit der Furcht vor getäuschter Hoffnung.

Wir kehrten zusammen nach der Residenz zurück, wo wir nun ein sehr häusliches Leben führten. Ich arbeitete fleißig für die Generalstabs-Akademie und Alfred vertiefte sich in seine geographischen Studien, nahm auch Unterricht in der italienischen und spanischen Sprache, die er, wie er sagte, in den fernen Ländern zu gebrauchen hoffte. Er machte Pläne für eine lange Reise.

Digitized by Google

Wichard gab sich nicht so leichten Sinnes wie ehedem den Vergnügungen der vornehmen Welt hin. Er beschäftigte sich regelmäßiger mit guten Büchern und nahm an den Gesellschaften, denen er sich nicht entziehen konnte, mit mehr Gelassenheit Theil. Dann und wann waren wir bei Tante Balbina, welche sich die Gunst des Königs zu erhalten wußte, Herrn Müller noch immer festhielt und mit ihrem Consistorialrath in regem Verkehr zu stehen schien. Trafen wir Felicia und die Melanie, so machte Tante Balbina, wohl um diese Beiden zu reizen, Wichard förmlich den Hof, während sie sonst nicht mehr die frühere Beflissenheit ihm zuwandte; sie hatte ihn für sich aufgegeben. Das Verhältniß zwischen Wichard und Felicia war ganz freundschaftlich geworden. Eine Herzensneigung für meinen schönen Freund quälte wohl nur noch die Melanie.

Im April fuhr ich nach Stade zu Clotildens Confirmation, Wichard nach seinem väterlichen Gute, da auch seine Schwester confirmirt wurde. Und in Hannover fand am Geburtstage der Königin, am 14. April, die Confirmation des Kronprinzen statt. Der König wollte der Feier eine besondere Weihe geben und verhieß an diesem Tage die Einführung eines neuen Landeskatechismus, welcher die Veranlassung der merkwürdigen Vorfälle wurde, von denen ich später Einiges werde sagen müssen.

Mit Clotildens körperlichem Befinden waren die Eltern nicht zufrieden. Sie sah blühend aus, aber eine Erkältung hatte seit dem Winter nicht von ihr gelassen. Unser Hausarzt rieth für sie jetzt ein ruhiges Leben auf dem Lande an. Da nun der Baron und die Baronin schon mehrere Male den Wunsch geäußert hatten, zu Adelens Gesellschaft meine Schwester bei sich aufzunehmen, so brachten meine Eltern Clotilde nach dem holsteinischen Gute.

## 11.

Der Frühling war in voller Pracht. Ich rüstete mich zur Abreise, um mich zum ersten Male als Topograph zu versuchen. Alfred und ich saßen in unserem Zimmer bei offenen Fenstern. Die erste Mondsichel stritt mit der Venus um den helleren Glanz; die Luft war warm wie in einer Sommernacht. Wir beabsichtigten noch auszugehen, um den schönen Abend im Freien zu genießen. Da stürzte Wichard herein. Er war sehr aufgeregt. „Gut, daß ich Euch treffe! Bitte, macht die Fenster zu."

In spannender Erwartung, was wir hören würden, schloß ich die Fenster.

„Ich mag kaum sagen, was ich erlebt habe, aber ich muß," fing er an.

„Ein Unglück ist Dir nicht begegnet, das sehe ich Dir an; also setze Dich ruhig hin und erzähle ordentlich," sprach Alfred.

Wichard warf sich in die Sophaecke und schwieg.

„Hast Du einen schlimmen Streit gehabt?" fragte ich.

„Noch nicht," antwortete er.

„So erzähle doch!"

„Ich muß von Anfang anfangen. Ich erzähle, was ich erlebt habe, weil es Jemand wissen muß. Künftig verlasse ich mich auf Niemand außer Euch!"

„Die Einleitung ist lang," warf ich hin.

„Vor acht Tagen — dieses habe ich Euch nicht erzählt, weil es nicht nöthig

Digitized by Google

war — hatte die Melanie mich durch ein Billet eingeladen, gegen Abend zu ihr zu kommen, um eine Aufführung zu besprechen, mit welcher des Königs Geburtstag gefeiert werden sollte. Ich fand sie allein."

„Ha, ha," unterbrach Alfred.

„Ja, Du hast Recht. Im Halbdunkel. Da empfing sie mich zärtlich flüsternd — das Weitere könnt Ihr Euch denken. Ich bin sogleich weggegangen und habe das Weib nicht wieder angesehen. Heute nun bat Timon mich, mit ihm nach Herrenhausen zu gehen, um mit mehreren Herren vom Hofe über eine Parade churhannoverscher Soldaten zu sprechen, welche die Herren zu Königs Geburtstag vorbereiten möchten. Wir blieben in unserer Messe zusammen, bis es Zeit war; dann gingen wir nach Herrenhausen. Timon führte mich in den großen Garten. Wir sollten, wie er sagte, im Heckentheater, welches für die Vorstellung in Aussicht genommen sei, die anderen Herren treffen. Ihr kennt die hohen, dichten Hecken, welche die Quarrés umschließen, in die man durch eine kleine Pforte gelangen kann. Man ist in ihnen sicher, nicht gesehen zu werden und in vergangenen Tagen mögen sie manchem Stelldichein gedient haben. Ich bin heute zum ersten Male in ein solches Blumenparadies gekommen.

„Hier begegnete uns der fatale Herr von Hedem. Er kam auf Timon zu. „Bitte," sagte er, „gehen Sie erst mit mir, ich habe Ihnen Etwas zu sagen." Dann wandte er sich an mich: „Treten Sie so lange hier hinein, da können Sie es sich bequem machen." Er schloß die in der Hecke versteckte Pforte auf, ließ mich ein und ging mit Timon davon.

„Erst glaubte ich, allein zu sein; die Abenddämmerung machte den Raum innerhalb der hohen Laubwände fast dunkel. Blumenduft umgab mich. Ich ging vorwärts. Da bewegte sich in der Ecke, der Pforte gegenüber, Etwas. Eine Frauengestalt erhob sich und machte ein paar Schritte mir entgegen, dann blieb sie stehen. Ich näherte mich ihr. Die Königin! — Es war ihre Gestalt, ihre Tracht, das Gesicht verschleiert. Ich eilte hinzu, die Hand zu küssen, welche sie mir entgegen reichte, aber — denkt Euch dieselbe Scene, wie bei der Melanie, nur daß die Dame kein Wort sprach. Ihr den Schleier abzureißen, hinderte mich die Scheu. Ich entwand mich, stürzte nach der Pforte; ich weiß kaum, wie ich hinausgekommen bin. Ich eilte weiter, kein Mensch begegnete mir. Da stand ich vor dem rothen Seil, welches den für die königliche Familie reservirten Garten absperrt. Ich muß mir in diesem Augenblick eingebildet haben, daß ich mich innerhalb des verbotenen Raumes befinde und so schnell wie möglich hinaus müsse. Ich sprang über das Seil und eilte vorwärts. Da — wie erschrak ich und wie erleichtert fühlte ich mich zugleich! — trat hinter einem Gebüsch die Königin, unsere wirkliche Königin, unverschleiert und ganz allein, hervor. Sie erstaunte, als sie mich sah. Ich blieb wie gebannt stehen. Sie erröthete. Meine Augen haben gewiß aus Freude geglänzt. Sie blickte mich einige Augenblicke gnädig an, sie war sehr hübsch in ihrem Erstaunen und Erröthen. Endlich neigte ich mich tief vor ihr und brachte die Worte heraus: „Verzeihung, Euere Majestät!" — „Was führt Sie hierher?" fragte sie freundlich. „Ich habe mich verirrt," antwortete ich nun mit mehr Fassung. „Man hat mich zu einer Besprechung des Festes für Seiner Majestät Geburtstag bestellt, im großen

Digitized by Google

Garten hat Herr von Hedem meinen Begleiter Timon weggeführt; so bin ich hierher gekommen." — „Dann gehen Sie dort, da kommen Sie durch das Schloß auf den Schloßhof."

Indem sie dies sagte, reichte sie mir die Hand auf eine Weise, welche andeutete, daß ich nicht länger verweilen solle. Da bin ich durch das Schloß an den, mich verwundert anblickenden, Lakeien vorbeigegangen und hierher geeilt. Nach dem Heckentheater wollte ich nicht mehr; denn ich habe das Gefühl, daß man ein schändliches Spiel mit mir trieb. Ich werde Timon und Hedem zur Rede stellen."

„Worüber?" fragte Alfred schnell. Ohne jedoch die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Laßt uns in's Freie gehen, da überlegen wir angenehmer."

Diesen Vorschlag nahmen wir gern an. Auf der Straße konnten wir über Wichards Abenteuer nicht reden. Dadurch wurden wir ruhiger. Alfred führte uns vor das Thor, dorthin, wo auf dem Wege nach Herrenhausen das Haus der Melanie stand. Nicht weit davon, auf einem Platze, wo man jeden Wagen, der von Herrenhausen kommt, rollen hört, setzten wir uns auf eine Bank. Hier lauschte Niemand.

„Ich glaube auch," fing jetzt Alfred an, „daß man mit Dir ein schändliches Spiel treiben wollte. Die schlauen Menschen sind oft dumm; in diesem Falle, weil sie Dich und die Königin so falsch beurtheilten."

„Die Königin?" fragte Wichard.

„Worüber wolltest Du diese Intriganten zur Rede stellen? Sie würden wiederholen, was sie Dir vor ein paar Stunden sagten und wolltest Du weiter in den Gegenstand eingehen, so würdest Du die verschleierte Melanie — wir drei sind überzeugt, daß sie Dich auch in dem Blumenparadies umarmt hat —"

„Ja!" unterbrach ihn Wichard. „Und sie verdient, compromittirt zu werden."

„Sie wird sich nicht compromittiren lassen. Sie würde einfach leugnen und es würde Dir ergehen, wie es Joseph durch Potiphar's Weib erging."

„Ein solches Weib in der Gesellschaft der Königin!" warf ich ein.

„Wir müssen diese Blutsauger und Verführer mächtigeren Richtern überlassen," sprach Alfred weiter. „Vorläufig sind *sie* noch mächtig und dem Mächtigen wird Niemand gern Feind. Deshalb würdest Du, würde Wichard genügenden Beistand in dem Kampfe gegen dies Weib nicht finden."

Ich mußte dies als richtig anerkennen und sagte nur: „die arme, schutzlose Königin!"

„Ihre Tugend schützt sie," entgegnete Alfred.

Schon waren mehrere von Herrenhausen kommende Wagen vorbeigefahren. Jetzt nahte sich einer dem Hause der Melanie. „Wartet hier, bis ich wieder komme," sagte Alfred und ging davon.

Wir saßen schweigend nebeneinander, bis Wichard begann: „Ihr habt Timon nie getraut. Ich möchte ihn niederschießen; aber Alfred hat Recht."

„Warte ruhig ab, was Timon Dir sagt und bleibe kalt bis an's Herz hinan."

„Versuchen will ich es. Die Gesellschaft, in die ich gerathen bin, widert mich jetzt an. Wie komme ich da hinaus?"

Alfred kehrte zurück. „Aus dem Wagen stiegen die Melanie, Timon und



Digitized by Google

Melet," erzählte er. „Das ist mir Beweis genug. Sie lachten, als sie sich trennten: es klang aber nicht vergnügt. Der fehlgeschlagene Angriff auf die Königin ist ihnen unbequem."

„Was meinst Du eigentlich?" fragte Wichard. „Du sprachst schon ein Mal undeutlich von der Königin."

„O, Du mein einfältiger Freund!" antwortete er. „Hast Du es noch nicht begriffen? Wärst Du dem Bilde der Königin erlegen, so hätten sie gegen diese selbst mehr gewagt."

„Mein Gott!" rief Wichard; „aber zu welchem Zwecke?"

„Zu mehreren Zwecken. Die Verschworenen hofften, die Königin in die Hand zu bekommen. Timon hätte dies für sich, Melet für die Jesuiten ausgenutzt. Hedem dachte vielleicht, daß die Königin für seine Verschwiegenheit das Deficit in seinen Cassen auf sich nehmen solle."

„Alfred!" fiel ich ihm vorwurfsvoll in's Wort, weil mir diese Annahme zu dreist erschien.

„Derartiges läßt sich gewöhnlich nicht beweisen; aber ich glaube, daß es sich so verhält."

Am folgenden Abend kam Wichard wieder zu uns. „Nun, was hat Timon gesagt?"

„Er drückte sein Erstaunen aus, daß ich nicht nach dem verabredeten Platze gekommen sei. Er habe mich vergeblich gesucht. Am Abend habe die Königin erzählt, wie ich plötzlich vor ihr erschienen sei."

„Was sagtest Du?"

„Ihre Majestät hat mir mein Versehen verziehen." — „Das hat sie gewiß," erwiderte er mit einem ganz widerwärtigen Lächeln und ging weg. Ich mag in der Gesellschaft nicht mehr sein. Ich will in eine andere Garnison. Ich bitte um die Versetzung zur Cavallerie unter dem Vorwand, daß ich auch diese Waffe kennen zu lernen wünsche."

„Nicht gleich," rieth Alfred. „Gib den Leuten keine Gelegenheit zu schwatzen. Und die Sache selbst bedarf einer ruhigen Ueberlegung. Aendere vorläufig in Deinem Leben Nichts."

In der folgenden Woche bekam Wichard einen Brief von seinem Vater, worin dieser ihn aufforderte, nach Berlin zu fahren. Der Baron wollte sich in einer Angelegenheit seiner Söhne Christian und Friedrich, die in Berlin studirten, dorthin begeben. Unser Freund versprach, den Grafen Eberhard aufzusuchen und reiste ab zu unserer Freude, weil er hierdurch für die nächste Zeit von dem hannoverschen Hofe entfernt wurde.

Die Vermuthungen über Diebstähle an Königlichen Privatcassen erwiesen sich bald nachher als begründet. Den Namen Hedem brauche ich in meiner Geschichte nicht weiter zu nennen. Der Mann ist im Zuchthause gestorben.

Mein Bedienter hieß Heinrich Lang, er war Soldat in meinem Regiment, ein hübscher Mensch und fromm erzogen. Sein Vater lebte als Stellmacher in Diepholz schlicht und recht und hatte dem einzigen Sohn das Handwerk gelehrt. Heinrich Lang's Schulbildung war in unserer Compagnieschule noch etwas gefördert worden; seit er bei mir war, gab ich ihm nützliche Bücher und allerlei

Digitized by Google

zu schreiben und, als meine Verwendung bei der Landesvermessung in Aussicht stand, auch die einfachsten Vorschriften für das Planzeichnen. So hatte er gelernt, Wälder, Hecken, Wiesen und dergleichen verständlich darzustellen, was mir nachher zu statten kam, indem er leichte Croquis anfertigte, die für meine Orientirung brauchbar waren.

In seiner Begleitung, mit Meßtisch und Kippregel ausgerüstet, reiste ich nun ab. In dem Terrain, welches ich aufnehmen sollte, lag weder eine Stadt, noch ein größeres Gut oder Amtssitz, aber ein Kirchdorf in der Mitte, welches ich zum Wohnort wählte. Der Krug war kein passender Aufenthalt, ich zog zu einem wohlhabenden Bauern, Namens Kort. Er vermiethete mir zwei große, saubere und mit guten Möbeln ausgestattete Stuben, seine Frau kochte für mich kräftige Suppen und wohlschmeckende Gemüse und seine hübsche, achtzehnjährige Tochter Minna trug auf blankem Geschirr die Speisen auf meinen Tisch.

Der Bauer Kort, seine Frau und drei Kinder waren von hoher Gestalt. Heinrich Lang, der auch nicht klein und immerhin größer war als Minna Kort und ebenso groß wie der jüngste, sechzehnjährige Hausfohn Friedrich Kort, erschien klein neben dem Bauern und seinem ältesten Sohn Wilhelm. Als ich mit dem Vater näher bekannt war, sagte ich ihm ein Mal scherzend, er müßte eigentlich Lang und mein Bedienter Kort heißen. Er verstand den Scherz, nahm ihn aber etwas übel und sagte stolz: „Mien Name steit mi beter an."

Wilhelm Kort war Garde-Cürassier und, wie es die Organisation der hannoverschen Cavallerie mit sich brachte, mit seinem königlichen Dienstpferde auf großem Urlaub. Diese Leute, die fortwährend Gehalt bezogen und jeder Zeit zum Dienst einberufen werden konnten, auch von Officieren des nächsten Cavallerie-Regiments inspicirt wurden, mußten ihr Dienstpferd auf Kosten des Hofes in guter Verpflegung halten, und da dies nur bei wohlhabenden Bauern geschehen konnte, so dienten meistens deren Söhne in der Cavallerie. Auf solchen Bauerhöfen befand sich denn auch eine eigene Stube, die „Rüterkamer", für den Cavalleristen, sowie ein besonderer Stall für sein Pferd. Mein Pferd erhielt ebenfalls einen Stall für sich und Wilhelm Kort machte sich ein Vergnügen daraus, für dasselbe bestens zu sorgen.

Außer diesen Menschen waren noch Knechte und Mägde auf dem Hofe, die ihre Wohnungen und ihren Tisch abgesondert hatten.

Dem Pastor, er hieß Friedemann, machte ich meinen Besuch. Er war wegen seiner Frömmigkeit, die nicht unduldsam war, und seiner werkthätigen Liebe im Dorfe sehr geachtet, ein gebildeter Mann und guter Clavierspieler. Seine Predigten hörte ich allsonntäglich, hielt auch Heinrich Lang zum regelmäßigen Kirchenbesuch an; und da ich den Pastor zuweilen um die Abendstunde, wenn er mit seiner langen Pfeife in dem kleinen Obstgarten oder in seiner Studirstube auszuruhen pflegte, Gesellschaft leistete, so befreundete er sich mit mir und erfreute mich gern durch sein Clavierspiel. Er gehörte der alten Schule an, welche unsere Classiker der neuen Musik vorzieht. Am liebsten spielte er und hörte ich Beethoven.

Eines Abends fragte er mich nach dem Welfenmuseum, wovon er in der Zeitung gelesen hatte, und zeigte mir ein altes Familienpapier, — seine



Digitized by Google

Väter waren durch viele Generationen Pastoren gewesen — welches, wie er meinte, für die Familiensammlung unseres Königshauses mehr Werth als für ihn habe. Es war ein Schutzbrief, welchen der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs einem Philipp Christoph Friedemann, dessen Gastfreundschaft er genossen zu haben scheint, ausgestellt hatte. Der Pastor war geneigt, das Blatt dem Welfenmuseum zu schenken und wollte sich nach dem Wege, der hierbei einzuschlagen sein möchte, erkundigen.

Von den Freunden schrieb Wichard mir zuerst. Die Veranlassung, welche seinen Vater diesmal nach Berlin geführt hatte, war nicht erfreulich. Es war die zunehmende Unzufriedenheit seines Sohnes Friedrich, der zu dem lebensfrohen Christian nicht paßte, Berlin nicht leiden mochte, den Verkehr des älteren Bruders mit Commilitonen guter preußischer Familien mied und träumerisch seine eigenen Wege ging. Der Baron hatte nun gestattet, daß Friedrich im Herbst nach München gehe, während Christian in Berlin weiter studiren würde. Die preußische Hauptstadt hatte Wichard gefallen. Er hatte die große Frühjahrsparade gesehen, wobei die Masse der Truppen und ihre Ausbildung ihn in Erstaunen setzte und den Grafen Eberhard kennen gelernt, der Alfred und mir Grüße schickte. Dem Wunsche Wichards, zur Cavallerie überzutreten, hatte der Baron nachgegeben. Die Schritte, ihn zu verwirklichen, waren geschehen. Der meinem Freunde verwandte Flügeladjutant hatte seine Hilfe zugesagt, die Versetzung war in nächster Zeit zu erwarten.

Schon der zweite Brief Wichards enthielt die Nachricht, daß sie erfolgt sei. Er war zu den Garde-Cürassieren, deren Stabs-Quartier Northeim war, versetzt worden und schrieb sehr zufrieden. Das Officiercorps wäre charmant, die Umgegend angenehm. Nur die Trennung von seinem alten Regiment, von Alfred und mir beklagte er. Der Schluß dieses Briefes enthielt die mich überraschende Notiz: „Hier sind die Menschen sehr erregt durch die Abschaffung des alten Landes-Katechismus und die Einführung des eben erschienenen neuen."

Letzteres wußte im Dorfe noch Niemand, selbst der Pastor nicht, zu dem ich am Abend ging. „Daß ein neuer Katechismus kommen sollte, erwarteten wir ja," sagte der würdige Herr. „Ich hoffte, daß man davon Abstand nehmen würde und habe meiner Gemeinde noch nichts darüber gesagt. Die Bevölkerung, besonders auf dem Lande, hängt am Hergebrachten und sieht den Katechismus, welchen sie immer gehabt hat, als ein Stück ihres Leibes an. Die Sache wird uns Sorge und Noth bereiten."

Der neue Katechismus war das Werk der Orthodoxen in der Residenz. Zu seinen Urhebern wurde vor Allem der Consistorialrath gezählt, der bei Tante Balbina aus- und einging. Anhänger dieser Richtung beiderlei Geschlechts hatten dem König vorgespiegelt, daß der alte Katechismus dem Bedürfniß der Zeit nicht mehr genüge und die orthodoxe Geistlichkeit hatte nach erlangter Königlicher Zustimmung einen Katechismus verfertigt, welcher ganz geeignet war, das Gefühl der Protestanten zu verletzen. Besonders erregte das darin aufgenommene „Amt der Schlüssel" Anstoß. Der neue Katechismus rief bald, nachdem er bekannt geworden war, im ganzen Lande heftigen Widerspruch hervor; schon bei der Nachricht, daß der alte abgeschafft sein sollte, gab sich eine Bewegung, besonders

Digitized by Google

in den untern Volksclassen kund, deren man die ruhigen Hannoveraner kaum für fähig gehalten hätte.

An einem der folgenden Tage, zu einer Zeit, als erst wenige Bauern des Dorfs den neuen Katechismus kannten, stand ich an meinem Meßtisch auf dem Felde. In der Nähe wurde Getreide gemäht. Als die Knechte und Mägde mich sahen, ließen sie von ihrer Arbeit und kamen zu mir. „Herr Lieutenant, is denn dat richtig? Sö wi usen Katechismus nich behollen?" Ich antwortete, daß ich ihnen keinen genauen Bescheid geben könne; ich hätte aber dasselbe gehört. „Dat laat wi us nich gefallen!"

Abends hatte ich mich im Gespräch über diesen Gegenstand länger als gewöhnlich bei dem Pastor aufgehalten. Als ich nach Hause kam, saß die Familie Kort auf der Diele am Abendtische. „Setten Sei sick!" lud der Bauer mich ein.

„Wat seggt de Herr Pastor to de Sake?" fragte Frau Kort.

„Er hofft, daß sie zur Zufriedenheit geordnet wird. Er glaubt, unser König habe die Liebe des Volks zum alten Katechismus nicht gekannt."

„Dat hat hei ok nich," nahm der Bauer das Wort. „Der blinne Mann, hat schlechte Rathgebers. Hei solle usen Amtmann und usen Pastor taur Regierung nähmen, dat wöre kläuker."

„Meiner Seele Seligkeit!" rief nun Frau Kort. „Dat olle Bauk laat wi nich. Wat use König will, dau wi jo geern; aber dütt könn wi nich. Dann möt wie utwannern." Und sie fing an zu weinen.

„So schlimm ist es ja noch nicht," tröstete ich sie. „Wenn der König erst erfahren hat, daß das Volk den alten Katechismus behalten will, wird es wohl dabei bleiben."

„Dat mott et ok," sprach der Bauer. „Wenn de Schaulmester mit den nieen Katechismus unnerrichten will — wat wi dann möt, möt wi dann; aber dat annere fallt weg." Er meinte die Geschenke, welche dem Haushalt des Schulmeisters aus Feld und Stall der Bauern zuzugehen pflegten. „Morgen hebben wi 'ne Versammlung. — Un nu möt wi upstahn."

Er erhob sich, die Seinigen mit ihm; ich that dasselbe. Er faltete die Hände und betete: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel." Nach einer Pause setzte er hinzu: „Un ok von düssen nieen Bauk. Amen!" Und „Amen!" sprachen Frau Kort und ihre Kinder mit vernehmlicher Stimme.

In meiner Stube meldete mir mein Bedienter, daß meine beiden Arbeiter, welche die Meßgeräthe trugen und andere nothwendige Handleistungen bei meiner Arbeit verrichteten, morgen nicht kämen. Die Leute ließen die Ernte, ließen ihren Verdienst, um zu der Versammlung zu gehen. Ich mußte also am folgenden Tage meine Arbeit aussetzen und ging auch zu der Versammlung vor der Kirche. Die Gegenwart des Pastors hielt die Leidenschaft der Leute nieder. Die Berathung dauerte lange, obwohl Alle einig waren, daß sie um keinen Preis den alten Katechismus missen wollten. Männer und Weiber sprachen durcheinander; aber im Ganzen herrschte Besonnenheit. Man kam zu dem Entschluß, eine Deputation an das königliche Amt zu entsenden und der Pastor erbot sich, dieselbe zu begleiten. Nach diesem Ergebniß trennte die Menge sich noch nicht; ich aber ging nach Haus, den nächsten Weg durch Kort's Garten.

Digitized by Google

Hier in der Jasmin-Laube stand Heinrich Lang mit Minna Kort in sehr traulichem Gespräch. Die Mutter, welche sonst ihre Tochter streng im Auge hatte, war bei der Versammlung. Als Minna Kort mich sah, schrie sie auf, legte beide Hände vor ihr glühendes Gesicht und lief an mir vorüber in's Haus.

„Komm' mit!" befahl ich meinem Bedienten und ging in meinen Pferdestall, wo Keiner uns hören konnte. „Hast Du ein Auge auf das Mädchen geworfen?" Er schwieg. „Mache sie nicht unglücklich, der stolze Bauer giebt sie Dir nicht." Der arme Kerl wurde ganz blaß. „Wenn ich Dich noch einmal so mit ihr treffe, schicke ich Dich zum Regiment."

Nach der heutigen Versammlung trat in der Dorfbevölkerung einige Ruhe ein. Der Schulmeister ließ es vorläufig beim alten Katechismus. Man wartete ab, was auf den Bericht, welchen das königliche Amt erstattet hatte, erfolgen würde.

In dieser Zeit erhielt ich von meiner Schwester einen langen Brief, aus dem ich Folgendes abschreibe:

„Ich muß Dir ein Ereigniß mittheilen, welches Dich interessiren wird. Seit Adele confirmirt ist, hat Demoiselle Charlotte mehrere Male davon gesprochen, daß sie überflüssig sei. Die Baronin, welche die alte Dame nicht in unsichere Verhältnisse entlassen wollte, antwortete freundlich, wir alle könnten von Demoiselle noch viel lernen. Adele vertraute mir aber an, daß letztere und der einbeinige Capitän heimliche Zusammenkünfte im Park hätten. Und jetzt ist es kein Geheimniß mehr, die Zwei wollen sich heirathen! Der Baron und die Baronin finden dies sehr passend. Ich glaubte, das junge Paar würde in das neue Haus am See ziehen. Da wurde Adele fast heftig. Wie kannst Du das glauben? sagte sie. Sie hat Recht, das Haus wäre zu groß, auch zu entlegen für die Geschäfte des Capitäns. Der Baron will ihnen eine Wohnung in dem Flügel, wo jener immer gewohnt hat, einrichten lassen.

„Noch über ein anderes Paar wird bei uns gescherzt, welches sich aber wohl nicht heirathen wird: über den alten kleinen Zephirius und — rathe — Deine Schwester! Er liebt mich und ich liebe ihn. Zu jeder Stunde ist er bereit, mit mir zu spielen und er lehrt mich auch das Orgelspiel. Ihm verdankten wir kürzlich einen großen Genuß. Allen unerwartet kam der Componist Lange aus Hannover. Die Baronin sagt, Du kennteſt ihn und nennteſt ihn Otto Heinrich. Er war in Kiel gewesen und hatte dort von unserem merkwürdigen Cantor gehört. Da hatte er sich der Baronin und Adelens erinnert und war her gefahren. Ein sonderbarer Mann, so ungenirt, aber liebenswürdig. Zephirius war ganz glücklich. Ich mußte Herrn Lange vorspielen und da spielte er mit mir und wollte gar nicht aufhören. Erst wollte er an demselben Abend wieder fort, er ist aber drei Tage geblieben.

„Adele war nicht eifersüchtig, Herrn Lange's wegen nicht. Sie läßt mir die Musik, ich ihr das Dichten und Zeichnen. Sonst ist sie nicht ohne Eifersucht, ich meine ihrem Wesen nach. Sie ist einsamer aufgewachsen, als ich bin und hat eigentlich nie Gespielinnen gehabt. Darum hört sie gern meinen kleinen Erzählungen aus Stade zu und dann kann sie auch sehr lebhaft von Deiner und Alfred's Anwesenheit hier, von ihrem Winter in Hannover sprechen. Sonst

Digitized by Google

spricht sie nicht viel. Sie ist verschlossener, aber viel klüger als ich und gut und treu von Herzem. Wir haben uns sehr lieb gewonnen und sind wie Schwestern miteinander.

„Auch Bertha von Eichborn habe ich gern. Kennst Du sie?

„Adelens Bruder Wichard ist nun Cürassier geworden. Er muß ritterlich aussehen."

Dieser Brief brachte mir das holstein'sche Gut und Adele lebhaft vor Augen. Ich sehnte mich dahin. Adele sprach gern von mir und von Alfred. — auch von Alfred.

Indessen mußte ich in meinem Dorfe noch länger bleiben. Ich erlebte dort das Ende des Katechismus-Streits. In der ersten Hälfte des Augusts erhielt ich einen Brief aus Hannover von Alfred, der am 10. Folgendes geschrieben hatte:

„Wir haben hier Revolution gehabt, Truppen mußten ausrücken, von unserem Regiment die Dioskuren-Capitäns" (die vormaligen, Kastor und Pollux genannten, Lieutenants waren avancirt), „sie brauchten sich diesmal aber nicht beizustehen, denn es ist ohne Kampf verlaufen. Nur vielen Laternen und Fensterscheiben hat es das Dasein gekostet; aber trotzdem sind auch die Glaser nicht für den neuen Katechismus.

„Die Aufregung fing an, als letzterer bekannt geworden war. Die alte Scheferling" (das war eine Obstverkäuferin an unserer Ecke, mit der Alfred gern einige Worte wechselte) „rief: „Wermuth kann alle miene Aeppel halen, aber miene Seele kriegt hei nich un den ollen Katechismus laat wi nich." Und unsere Hauswittwe sagte mit Thränen in den Augen: „Wenn das mein Seliger erlebt hätte! Er war so königlich gesinnt; aber den neuen Katechismus hätte er doch nicht angenommen und das thue ich auch nicht. Lieber will ich nicht mehr königlicher Hofsattler sein." —

„Die Leute bildeten sich ein, man wolle sie katholisch machen. „Wir Lutheraner protestiren gegen die Priesterherrschaft," sagten ehrsame, gebildete Männer und unbefangene Katholiken meinten, mit dem Buche würden wir in einigen Jahren katholischer als sie.

„Ehegestern war der Tumult am ärgsten. Der Consistorialrath aus dem Gönnerbunde Deiner Tante Balbina ist vom Volke verfolgt worden. Er hat in das Palais an der Leinstraße flüchten müssen und ist von da durch den unterirdischen Gang entkommen.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die heutigen Niedersachsen so wild werden könnten. Freilich sind die Nerven seit Jahren durch die politischen Vorgänge im Lande gereizt.

„Für diejenigen dunkelen Ehrenmänner, welche diesen Brief in der schwarzen Kammer öffnen, bemerke ich ausdrücklich, daß letztere Bemerkung nichts Hochverrätherisches enthalten soll.

„Wenn Deine Tante Balbina den neuen Katechismus protegirt hat, — man behauptet dies — so hat sie sich abermals verrechnet. Doch brauchst Du nicht zu erschrecken, wenn sie stürzt. Sie fällt wie eine Katze immer auf die Pfoten."

Der König war genöthigt, der Volksstimme nachzugeben. Eine königliche Proclamation zog den neuen Katechismus zurück.

Digitized by Google

Als dies im Dorfe bekannt wurde, kehrte die Freude wieder. Die Arbeit ging noch einmal so rasch, am heißen Tag bei schwerer Ernte jubelten Burschen und Mädchen. Der Bauer Kort ging mit Minna in den Garten und pflückte die schönsten Birnen, mit denen er sonst sparsam war, in einen Korb. „Bring se dem Schaulmester. Eck lat'm gräuten. Se mößten noch en Dager achte liggen."

Und als sich die Nachricht verbreitete, daß der König den Grafen Borries verabschiedet habe, sagte Kort: „Nu ward et bäter warden. Dat was en schlimmen Minschen."

Die Annahme, daß dieser Minister die Einführung des neuen Katechismus seinerseits befördert habe, war falsch. Letztere war ganz ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen geschehen. Als nun die Unruhen ausgebrochen waren und der König den Grafen Borries zu einer Berathung zu sich befohlen hatte, ließ dieser sich entschuldigen und wurde darauf plötzlich entlassen. Man erzählte sich, der Königliche Befehl sei wiederholt worden, der trotzige Minister trotzdem aber nicht gekommen.

So fiel dieser gefürchtete und gehaßte Mann. Während seines Ministeriums wurde der Willen des Landesherrn mit Mitteln der Gewalt durchgesetzt. Jetzt war zum ersten Mal ein Allerhöchst ausgesprochener Entschluß gescheitert und riß den hieran unschuldigen Minister mit. Wenige bedauerten seinen Sturz.

Am Sonntag war Vor- und Nachmittags die Kirche von andächtigen, dankbaren Menschen übervoll. Und Abends spielten die Dorfmusikanten auf dem Grasplatze am Dorfteich und das junge Volk tanzte, die Alten aber sahen fröhlich zu. Der Bauer Kort litt heute sogar, daß seine Tochter mit Heinrich Lang tanzte, wovon die Beiden viel und, wie mir vorkam, mit zu großem Vergnügen Gebrauch machten.

Der letzte Tag meiner Arbeit war gekommen. Ich hatte meinen Meßtisch außerhalb eines großen Kamps mit dicht bewachsenen Wällen aufgestellt und Heinrich Lang abgeschickt, um nachzusehen, ob dahinter noch Terraingegenstände wären, die aufgenommen werden müßten. Er kam nicht wieder, deshalb ging ich selbst. Ich kroch unter dem Schlagbaum, welcher die Einfahrt verschloß, hinweg. Da stand an einem Baum der Gesuchte und hielt Minna Kort in seinen Armen. „Ich bleibe Dir treu, Minna," sagte er. Als ich dies hörte, kehrte ich leise um und wartete, bis er wieder kam. Arme Minna!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Immer tapfer voran!

Aus dem Italienischen des **Salvatore Farina.**

## I.

„Jetzt geh' aber," rief meine Frau mir zu, „und laß ihn nicht warten!"

„Laß ihn nur warten," erwiderte ich lustig, „ich hab' auch lange genug auf ihn gewartet. Ich will mich rächen."

Doch schon ehe ich ausgeredet, wurde ich von einer düsteren Angst ergriffen, mein erster Client möchte, sich selbst überlassen, sein gutes Vorhaben bereuen und sich hinterlistig wieder aus dem Staube machen. Ich war noch nicht einmal so recht sicher, ob es wirklich ein leibhaftiger Mensch wäre, obgleich er ganz hübsch dick und rund aussah: es konnte eine Vision sein, ein Schatten, der sich betrüglich mit Fleisch und Blut einer streitenden Partei bekleidet. Alle Rachegelüste entwichen aus meinem Herzen; rasch setzte ich mich in Bewegung, durchmaß das Zimmer mit vier hastigen Schritten und trat in's Bureau, ohne auch nur den nöthigen Faltenwurf gelehrter Würde in meiner äußeren Erscheinung zu bedenken. Mein Client war keineswegs entschlüpft, und während ich mein Antlitz mit nie gesehenem Ernst durchfurchte, mußte ich recht von Herzen die thörichte Angst belächeln, die mir durch den Kopf gegangen war.

„Bitte . . . nehmen . . . Sie . . . Platz," sprach ich, und sprach's mit solcher Feierlichkeit, die Silben so vornehm auseinanderziehend, daß mein erstes Opfer anfangs so ungefähr hätte glauben können, ich wolle es versuchen, sich unsichtbar zu machen und mir die Mühe zu sparen.

„Es handelt sich um eine Grenzmauer," begann der mir so werthe Gast; doch ich unterbrach ihn mit einer Entschuldigung und bat ihn, mir zunächst seinen Vor- und Zunamen, Wohnort und Beruf anzugeben.

„Venanzio Solera aus Cuggiono, Besitzer."

Ich schrieb diesen Namen und Wohnort eiligst auf das erste beste Blatt Papier, als ob die größte Gefahr des Vergessens gewesen wäre, dann präparirte ich ein Lächeln, welches etwa bedeuten sollte: „Wir Advocaten tragen eine so verwirrende Menge von Namen im Kopfe herum!" . . . Und Herr Venanzio Solera lächelte ebenfalls und wollte damit vermuthlich sagen: „Ja, ja, die Herren Advocaten . . ." Doch ich unterbrach ihn, mich zu neuem Ernste sammelnd: „Also um eine Grenzmauer handelt es sich?"

Digitized by Google

„Ja wohl, Herr Rechtsanwalt, um eine Grenzmauer."

Und nach und nach, zuerst mit der Gemessenheit, die ihm meine feierliche Haltung aufnöthigte, nachher mit der wachsenden Heftigkeit einer streitbaren Natur, die sich an den eigenen seit Jahresfrist ausgestandenen Seelenleiden noch mehr erhitzte, sang mir Venanzio Solera seine Iliade von gewissen Nägeln, die er aus einer Mauer entfernt wissen wollte. Mein Client hatte die gegründetsten Ansprüche auf die Ausübung eines geheiligten Rechts, das ihm durch die Klugheit seines seligen Großvaters gesichert worden; zu seinen Gunsten sprach ein notarieller Act, das Gesetzbuch, die Wissenschaft; gegen sich hatte er nichts, als einen gewissen Herrn Luigi Magni, den Sohn des verstorbenen Pietro Magni — und die Nägel blieben in der Mauer.

„Sie schmerzen mich," sagte Herr Venanzio treuherzig und faßte an seine Brust, als ob ihm die Nägel mitten durch den Leib getrieben wären. Doch ich vermochte ihm weder Mitleid noch Bewunderung entgegen zu bringen; sein Leid erschien mir als eine der wunderbaren Erscheinungen, die sich auf Erden offenbaren, um die Praxis eines jungen Advocaten in Gang zu bringen; jene Mauer mit ihren Nägeln sah ich vor mir hoch und stattlich gleich einem Festungswall.

„Hinter jener Mauer liegt Deine Zukunft," sprach ich im Geiste zu mir selber, „hinter jener Mauer wogt die stolze Zahl Deiner Clienten; hinter jener Mauer harren Deine forensischen Siege, harrt Evangeline's und Deines Sohnes Glück."

Und bei diesen Gedanken spürte ich in meiner Brust eine sonderbare Bewegung, in welcher meine künstliche Gravität sich verlor; und mit dem rednerischen Feuer, das in meinen Augen blitzte, mischte sich das behagliche Lächeln eines glücklichen Familienvaters.

Ich sagte kein einziges Wort, doch ich mußte ein ganzes Gedicht auf der Stirn geschrieben tragen, denn mein Client, der zuletzt etwas langsamer sprach und die Augen nicht von meinem Gesicht ließ, verstummte auf einmal und grinste. „Sprechen Sie nur, bitte, sprechen Sie nur —" stotterte ich und versuchte meiner entflohenen Würde wieder habhaft zu werden.

„Ich habe Sie gefragt, ob Sie meine Sache übernehmen wollen, und Sie haben den Kopf geschüttelt."

„Entschuldigen Sie," sagte ich, „ich war zerstreut; wir werden vor Gericht gehen und werden den Proceß gewinnen."

„Wird es ein langer Handel werden?"

Ich leugnete kühnlich. „Eine ganz kurze Sache; wir haben Alles zu unseren Gunsten; geben Sie mir nur die Vollmacht ad lites, und für alles Uebrige lassen Sie mich sorgen."

Und ohne ihm Zeit zur Ueberlegung zu geben, legte ich einen Bogen starken Papiers vor mich hin und schrieb darauf in Riesenlettern: „Solera contra Magni", dann erhob ich das Haupt und sagte: „Fertig".

Das sprach ich mit einer gewissen triumphirenden Miene, die mir später, wenn ich daran dachte, sehr seltsam vorkommen wollte, in jenem Augenblick aber so natürlich war, daß sie meinen Clienten wirklich täuschte: er hielt sich für verpflichtet, meine Aufschrift mit vorgebeugtem Kopfe aus der Nähe zu bewun-

Digitized by Google

dern und gab mir zu verstehen, daß meine energische Art, den Dingen zu Leibe zu gehen, seinen vollkommenen Beifall habe. Ich fürchtete schon, er wolle mich zum Besten haben, und ohne ihm in's Gesicht zu sehen, bat ich ihn um Angabe dessen, was er von seiner Seite zur Vermeidung des Processes gethan habe.

Vermeidung des Processes! — Ja, ich hatte den verzweifelten Muth, diese Worte auszusprechen, und als ich sie Silbe für Silbe hergesagt, ohne den kleinsten Buchstaben zu verschlucken, hob ich die Augen auf. Ich war gefaßt, das Furchtbarste zu erleben: Venanzio Solera berufe, daß er Luigi Magni, des verstorbenen Pietro Sohn, hatte vor Gericht ziehen wollen, dankte mir unendlich für den guten Gedanken, den ich ihm eingegeben, stand auf, drückte mir die Hand, trat aus der Thür und . . . verschwand!

Doch nein! Mein Client rührte sich nicht; längst war ihm die Luft vergangen, mit „diesem ungezogenen Bären" im Guten zu verhandeln, er war gekommen, weil der Zank endlich aufhören mußte, und er dachte nicht daran wieder zu gehen, ohne daß er seine Sache in meinen Händen wüßte. Gott segne Dich! wollte ich in ungestümer Freude ausrufen. In Wirklichkeit aber fragte ich vielmehr mit vornehmer Ruhe: „Was ist es für ein Mensch?"

Er merkte sogleich, daß ich von der Gegenpartei redete und antwortete einfach: „Ein Bär!"

Doch während er mir dessen Bild in den schwärzesten Farben malte, betrachtete ich dasselbe mit Dankbarkeit, fast mit Liebe. Ich sah in Luigi Magni, des verstorbenen Pietro Sohn, den Ausgangspunkt, die Grundlage meiner Kundschaft, den Stammvater eines Geschlechts streitbegieriger Leute, die alle bereit wären, bis zur letzten Instanz zu gehen, erst gegen mich, dann gegen meinen Sohn; und am liebsten hätte ich ihn gleich vor mir gehabt, um ihm zu danken, ihm die Hand zu drücken, ihn um seine Photographie zu bitten, und hinterher ihn in die Kosten und zum Schadenersatz verurtheilen zu lassen. Hier geriethen meine Gedanken in ein anderes Geleise. „Wie mag doch," sprach ich zu mir selber, auf Venanzio Solera blickend, „wie mag doch dieser wackere Mann auf den Einfall gekommen sein, sich von mir vor Gericht vertreten zu lassen?" Ich dachte an meinen Schwiegervater, der seit dem Hochzeitstage seiner Tochter sich mit rührender Ausdauer abquälte, seinen Freunden und Bekannten in Monza die unsinnigsten Processe anzurathen, und mit dem selbst in seinen Geschäften nicht mehr auszukommen war, seitdem er einen Advocaten zum Eidam hatte.

Doch er war es nicht, dem ich meinen Clienten verdankte; indem ich nämlich Herrn Venanzio Solera mit geschickten Fragen ausholte, ergründete ich, daß er sich weder mit Seidenzeug noch mit Cocons noch mit Raupen befaßte, und daß er in seinem Leben nicht in Monza gewesen war.

Es wäre mir nicht unangenehm gewesen, meinem Schwiegerpapa die Praxis zu verdanken; und dennoch, als ich durch Herrn Venanzio des Gegentheils versichert war, überkam mich ein Gefühl ganz neuer und unbeschreiblicher Freude, wenn ich mir vorstellte, daß mein Ruf schon bis nach Guggiono geflogen war. Freilich, wie hatte er es angefangen zu fliegen, da ich noch nicht bemerkt hatte, daß ihm Flügel gewachsen seien? Süßes Geheimniß! Auch quälte ich mich nicht mit dessen Enthüllung: schließlich ist es immer für die Eitelkeit eines Ad-

Digitized by Google

vocaten das Beste, daß der Ursprung seiner Praxis sich in eine anmuthige Ungewißheit verliert.

Venanzio Solera war sehr gelehrig; er hörte geduldig alle meine Rathschläge an, versprach zu thun, was ich ihm anempfahl, und unterschrieb die Vollmacht — denn er war ein schriftkundiger Mann — eine kitzliche Operation, die er zwar ein bischen in die Länge zog, aber doch schließlich mit Ehren vollendete. Zuletzt zeigte er sich als wohlunterrichtet, indem er ohne meine Aufforderung eine Summe zur Deckung der ersten Proceßkosten hinterlegte. All diesen Wundern sah ich ohne weiteres Staunen zu, denn ich hatte mich bereits an mein Glück gewöhnt.

„Wird das genügen?" fragte mich mein wunderbarer Client, auf das Häuflein Banknoten deutend, das er auf mein Schreibpult gelegt hatte.

Ich begriff, und ohne ein Wort zu sagen, zählte ich das Geld und bescheinigte den Empfang. Doch nun fürchtete Herr Venanzio meine Würde verletzt zu haben und wiederholte mit veränderter Betonung: „Wird's auch genügen?"

Ich machte eine geheimnißvolle Geberde, und mein Client mußte sich zufrieden geben. Die Sitzung war beendigt, und wir rüsteten zum Aufbruch. „Zuletzt wird „Er" ja doch Alles bezahlen müssen," sagte Herr Venanzio fröhlich.

„Zweifeln Sie nicht!" erwiderte ich lächelnd. Und als ob ich einen höchst geistreichen Witz gemacht hätte, stand Venanzio Solera im Vorzimmer still, ergriff meine Hand, drückte sie und lachte laut.

Ich merkte, daß ich es mit Einem von den Leuten zu thun hatte, die langsam zum Reden kommen und immer dann erst recht beginnen, wenn man vernünftiger Weise annehmen sollte, das Gespräch sei zu Ende. Ich las in seinen Mienen den dringenden Wunsch, mich eine gute halbe Stunde in der Thür aufzuhalten und mir die Geschichte von der Mauer noch einmal vorzutragen. Sein Ideal wäre gewesen, den Proceß gleich unter uns beiden verhandeln zu können und den Luigi Magni in contumaciam zu verurtheilen. Ich hingegen konnte die Zeit nicht erwarten, daß mein Client sich entfernte und ich wieder Kindereien treiben könnte mit meiner Evangelina; schon glaubte ich diese leibhaftig vor meinem Pult zu sehen, voll von Glück und Ungeduld.

„Und wir werden ihn zwingen, sie herauszuziehen!" sprach der unverwüstliche Herr Venanzio. Er redete von den Nägeln, und ich brachte ihn durch meine Antwort abermals zu einem schallenden Gelächter, indem ich sagte: „Freilich wird er sie herausnehmen müssen."

„Mit seinen eignen Händen sollte er sie herausreißen müssen," fügte mein Client hinzu.

Und er sah mich an, einen neuen Witz erwartend. Ich hatte ein kleines Gewissensbedenken, beruhigte ihn jedoch mit den Worten: „Er sollte sie sogar mit den Zähnen herausreißen."

Die Seligkeit des Herrn Venanzio ist nicht zu beschreiben; die Bemerkung mag genügen, daß er selbst vor dem Uebermaß seiner Wonne einen Schreck bekam und die Thür aufmachte, um sich in die Flucht zu werfen. Sicherlich hoffte er, daß ich ihn zurückhalten würde; ich sah, daß er plötzlich ein nachdenk-

Digitized by Google

liches Gesicht machte, als ob er sich irgend etwas in's Gedächtniß zurückrufen wollte: in Wahrheit suchte er nach einem Vorwand, die Thür wieder zuzumachen und seine vorige Stellung einzunehmen. Doch ich hatte vorsichtiger Weise einen Fuß in den geöffneten Spalt geschoben, dicht an dem Pfosten, und hütete mich wohl, ihn zurückzuziehen. Venanzio Solera bemühte sich die Thür ein paar Mal hin- und zurückzuschieben; als ihm aber die ungehener wichtige Mittheilung, die er mir noch zu machen hatte, gar nicht wieder einfallen wollte, warf er einen verzweiflungsvollen Blick auf meinen Fuß, schlug sich vor die Stirn, um diese für ihre Vergeßlichkeit zu strafen, und entfernte sich mühsam, nicht ohne das Versprechen, bald wiederkommen zu wollen.

„Vergessen Sie nicht, mir alle Papiere herzuschicken," rief ich ihm nach, als er glücklich ein paar Stufen hinabgestiegen war.

Auf der Stelle hielt er an, drehte sich um und sagte mit resignirtem Lächeln: „Hier unten stehe ich unglücklich und betrübt, ich kann nichts thun als lächeln und fortgehen."

Er stieg endlich weiter hinab, und ich eilte in mein Zimmer zurück, wo Evangelina vor dem Häufchen Banknoten stand und sie zählte. Kaum sah sie mich, so warf sie die Arme um meinen Hals und schüttelte mich tüchtig — da verlor ich in einem Nu den letzten Rest meiner gelehrten Gemessenheit.

* * *

„Und nun immer tapfer voran!" rief mein Weibchen, „den ersten Clienten hast Du!"

„Wir haben ihn, mußt Du sagen; Herr Venanzio ist gemeinsames Besitzthum, ist mein, ist Dein, ist unseres Sohnes Erbtheil; sein Proceß ist uns in's Haus gekommen, um es nie wieder zu verlassen."

„Nie wieder zu verlassen?" stammelte Evangelina und sah mich mit einer Art naiven Schreckens an. „Also wird der arme Mensch ewig processiren?"

„Ja," bestätigte ich mit Nachdruck, „Venanzio Solera wird ewig mit Luigi Magni, dem Sohn des verstorbenen Pietro Magni, processiren."

Doch ich erklärte ihr sogleich die kühne Allegorie: „Venanzio Solera ist meine Kundschaft, Solera contra Magni ist die Arbeit meines Lebens."

Evangelina wurde roth vor Freude, klatschte in die Hände und ging nun auch ihrerseits zu kecken Gleichnissen über: „Venanzio Solera wird unsere Schränke mit prächtig gezeichneter Wäsche füllen; Venanzio Solera wird einen schönen Mahagonitisch in unsern Salon setzen und einen eichenen Kleiderständer in's Vorzimmer, und in die Küche eine Menge des glänzendsten Kupfergeschirrs. Nicht wahr, das Alles wird er thun?"

Ich hatte die Cassenscheine vom Pult genommen und zählte sie mit großer Kaltblütigkeit; bei der sonderbaren Frage meiner Evangelina lächelte ich, zählte aber ruhig weiter, und erst als ich damit fertig war, antwortete ich gelassen: „Ja, ich glaube auch, daß dem Venanzio Solera diese Mission auf Erden geworden ist; und wer weiß? Er wird vielleicht noch mehr thun."

„Was noch mehr?" fragte meine Frau, die offenbar Geschmack daran gefunden hatte, in Gedanken die verschwenderischen Gaben meiner Zukunftsclienten voraus zu genießen.

Digitized by Google

„Er wird zum Beispiel," antwortete ich, „unser Haus vergrößern; fünf Zimmer sind doch wirklich zu wenig für einen Rechtsanwalt, neun müssen es zum Wenigsten sein, und es wäre nicht übel, wenn die Wohnung zwei Eingänge auf demselben Flur bekäme, den einen bloß für die Clienten . . ."

„Und wir werden ein Schild daran befestigen mit der Inschrift „Rechtsanwalt Placidi" von Porcellan oder von Messing."

„Lieber von Porcellan, das ist hübscher."

„Nein, lieber von Messing," sagte Evangelina, „das ist dauerhafter. Und wenn wir dann wieder einmal unsern Hochzeitstag feiern, wird er mir eine hübsche Nähmaschine schenken . . ."

„Mit Doppelsteppstich und einem Trittbrett," fügte ich lachend hinzu.

Anfangs seufzte Evangelina, daß die herrliche Zeit noch so fern war, bald aber lachte auch sie über die kindlichen Freuden der schönen Gegenwart. Und doch war ein Schatten auf ihrer Stirn zurückgeblieben, den die Nähmaschine „Howe" mit Doppelsteppstich schwerlich verschuldet hatte.

„Für den Anfang," sagte ich mit verändertem Ton, „wird Venanzio Solera noch heute etwas thun . . ."

Der Schatten wich nicht; und hastig fragte meine Frau: „Was wird er thun?"

„Heute noch . . ." wiederholte ich geheimnißvoll.

„Ja, aber was denn?" fragte Evangelina.

„Erst wirst Du mir zu sagen haben, was Dir ist und warum Du mitten in dem Aufbau unsers Zukunftsschlosses mich hier sitzen läßt und mit Deinen Gedanken spazieren gehst . . . wohin? Gleich sagst Du mir: woran hast Du gedacht?"

„Ich dachte," erwiderte Evangelina melancholisch, „wenn Venanzio Solera ein Jahr früher gekommen wäre, hätten wir August nicht nach Musocco zu schicken brauchen."

Ich suchte sie zu trösten und machte ihr begreiflich, daß ein Jahr Praxis noch nicht genug würde eingebracht haben, um uns eine Amme in's Haus nehmen zu können.

„Was wird er denn heute noch thun?" fragte sie, Venanzio Solera's Verheißung wieder aufgreifend.

„Er wird Dir einen Kalender kaufen, er weiß ja, daß Du Dich darüber freuen wirst, einen hübschen Kalender, über den Kamin zu hängen. Den Luxus können wir uns leisten." Evangelina billigte die Ausgabe und machte die verständige Bemerkung, man müßte einen guten Kalender jetzt zu herabgesetzten Preise kaufen können, weil doch schon der ganze Januar und vom Februar mehr als die Hälfte vergangen sei.

* * *

Es war nothwendig, auch meinen Schwiegervater von unserm Glück zu unterrichten, damit er endlich zur Ruhe käme und nicht länger seine Zeit damit vergeudete, den zukünftigen Clienten seiner Kinder nachzulaufen; wir mußten ihm ferner die Schönheiten von Musocco beschreiben, die Milch der Amme, Augusts guten Appetit sowie Evangelina's Ergebung in das Unvermeidliche —

Digitized by Google

und das Alles fand seinen Platz auf vier engbeschriebenen Seiten, der Anfang von mir, das Ende von meiner Frau verfaßt. Als Evangelina aber den Brief vor seiner Absendung noch einmal durchlas, bemerkte sie, daß sie vergessen hatte von dem Mann der Amme zu erzählen; der arme Giuseppe mußte sich nun ganz klein zusammendrücken und wurde noch glücklich am Rande untergebracht. Dann wurde der Bogen in's Couvert gesteckt, und wir zogen miteinander aus, um den Brief in einen Kasten zu werfen.

In dem Augenblick, da auf der Post die Freimarke aufgeklebt wurde, sah ich meine Frau an und sie sah mich wieder an und lächelte dazu. Ihr Lächeln, in verständliche Worte gefaßt, bedeutete, daß diese Marke wohl angewandt sei, und ich, durchaus derselben Meinung, bestätigte laut, während ich den Brief in den Kasten schob: „Siehst Du, das ist eine nützlich verwendete Postmarke." —

Ganz im Gegentheil! Es war eine rein weggeworfene Postmarke: so trügerisch sind die menschlichen Freuden!

Als wir eine halbe Stunde später nach Hause zurückkamen, wen fanden wir da mit offenen Armen breit in der Thüre stehen? Wer schrie uns mit Stentorstimme entgegen, nur über seinen Leichnam gehe der Weg in's Haus?

„Der Papa!" rief Evangelina.

Ja, er war es, mein Schwiegerpapa. — Der Kummer über die Verschleuderung der Postmarke verschwand für kurze Frist, verschlungen von dem ersten Wirbel der Freude, dann trat er einen Augenblick hervor, um schnell zum andern Mal und nun für ewig zu entschwinden.

„Ach, wie schade!" sagte meine Frau.

„Schade, daß ich gekommen bin?" fragte mein Schwiegervater, dies Mißverständniß erheuchelnd, um sich eine neue Liebkosung zu erschleichen.

„Nein," sagte Evangelina treuherzig, „schade, daß wir Dir eben einen langen Brief geschrieben und ihn vor kaum zehn Minuten auf die Post gegeben haben."

„Ganz gewiß," bestätigte ich, „vor kaum zehn Minuten." In Wirklichkeit war es reichlich eine halbe Stunde her, und wir wußten das recht gut — aber jeder Schmerz verlangt seinen Balsam und seine Rache, und nachdem wir jene zwanzig Minuten dem Dämon rhetorischer Uebertreibung geopfert, schien uns die verlorene Briefmarke zur Genüge gerächt und machte uns weiter keinen Kummer mehr.

Während mein Schwiegerpapa seine Tochter umarmte, machte er nur den Eindruck des vortrefflichen Seidenzüchters, als den ich ihn von je gekannt hatte; als er *mich* aber küßte, mir die Hand drückte, mich betrachtete, bekam er einen gewissen diplomatischen Ausdruck, den ich bisher noch nie an ihm beobachtet hatte. „Ich habe mit Dir zu reden," sagte er feierlich, als wir beide allein waren.

Doch im selben Augenblick schon verlor er die Geduld und mit der Geduld die feierliche Haltung, und ohne weitere Einleitung setzte er hinzu: „Ich bringe Dir einen Proceß."

„Einen Proceß!" rief ich aus und blickte ihn mißtrauisch an.

Er blieb ernst und wiederholte gewichtig: „Ich bringe Dir einen Proceß.

Digitized by Google

einen schönen, fetten Proceß. Es handelt sich um einen Vertrag. Giovanni Resta hatte sich verpflichtet, Cocons zu einem bestimmten Preise zu kaufen, jetzt leugnet er seine Verpflichtung, und ich . . ."

„Du! . . . Du also bist der Gegner?"

„Freilich. Oder glaubst Du, ich könnte nicht so gut wie jeder Andere meinen Proceß haben? Ich habe Giovanni Resta gesagt, daß er im Unrecht ist und daß ich ihm dies vor der ersten, zweiten und dritten Instanz wiederholen will. Wir werden processiren und wollen uns in's Fäustchen lachen: es wird ein langwieriger Handel . . ."

„Habt ihr einen Contract gemacht?" fragte ich.

„Schriftlich nicht, und eben deshalb wird processirt; hätte ich etwas schwarz auf weiß, glaubst Du denn, Giovanni Resta würde vor Gericht gehen mit der sichern Aussicht zu verlieren? Wir aber werden die Gültigkeit des mündlichen Contracts verfechten, werden ihn schwören lassen, und wenn er schwört, ihn wegen Meineids verklagen. Ich sage „Wir werden", das heißt, Du wirst das Alles thun; ich gehe mit dem nächsten Zuge nach Monza zurück."

„Hattet ihr Zeugen bei der Verabredung?" fragte ich weiter mit einer Gelassenheit, die meinen Schwiegervater zur Verzweiflung brachte.

„Einen, ja; aber der weiß von nichts mehr. Was thut's? Wenn ich Dir sage, Du sollst ihn schwören lassen, und falls er schwört . . ."

„Wenn Du meinem Rathe folgen willst," unterbrach ich ihn mit ernster Miene, „so vergleiche Dich mit Giovanni Resta in Güte, laß den Proceß laufen und überwirf Dich nicht mit einem Manne, der Dir vielleicht noch einmal nützlich sein kann."

„Du glaubst also, daß ich Unrecht bekommen würde?"

„Ich fürchte sehr."

„Thut nichts. Ich habe Giovanni Resta gesagt, daß ich ihn verklagen will, und wir werden ihn verklagen . . ."

Ich schüttelte den Kopf mit solcher Entschiedenheit, daß mein Schwiegervater ganz verdutzt abbrach und die Arme schlaff an den Seiten herabhängen ließ. „Du hast Deinen Beruf verfehlt," spöttelte er, doch ohne allzu große Bitterkeit, „Du hättest Priester werden sollen; Evangelina wäre bei Dir zur Beichte gegangen, Du hättest alle irdischen Processe vor dem himmlischen Gericht verglichen; Deine Beredtsamkeit — denn die hast Du ohne Zweifel, obgleich Du Nichts damit anzufangen weißt — Deine Beredtsamkeit wäre Dir auf der Kanzel zu Statten gekommen."

Der Gedanke, als Priester meiner Evangelina die Beichte abzunehmen, versetzte mich in die heiterste Laune, während mein Schwiegerpapa sich noch weiter bemühte, mich mit seinen spitzigen Reden zu verwunden.

„Da ist gar nichts zu lachen," rief er, „bedenke, daß Du Deinen ersten Clienten abweisest, bedenke, daß . . ."

„Aber weißt Du denn nicht?" platzte ich los. „Freilich, Du kannst es ja nicht wissen . . . wir haben es Dir soeben geschrieben, und da der Brief schon eingesteckt war, kam es mir vor, als ob Du wissen müßtest . . ."

„Was denn? Was denn?"

Digitized by Google

„Daß ich einen Clienten habe! Daß ich einen Proceß habe!"

„Wahrhaftig?" stotterte der arme Mann, und wunderbar, auf seinem Antlitz wechselten Licht und Schatten, ganz als ob seiner Freude sich ein klein wenig Aerger beimischte; „und wie heißt er?"

„Er heißt Venanzio Solera, sein Gegner ist Luigi Magni, des verstorbenen Pietro Sohn; sie wohnen Beide in Cuggiono und sind Hausnachbarn; sie haben eine gemeinsame Grenzmauer, in welche Luigi Magni gewisse Nägel geschlagen hat, die mein Client das Recht hat herausziehen zu lassen."

„Hausnachbarn sind sie?"

„Ja wohl."

„Haben eine gemeinsame Mauer?"

„In welche Luigi Magni die Nägel geschlagen hat."

„Folglich ist keine Gefahr, daß sie sich vergleichen, nicht wahr, — wenn sie Hausnachbarn sind und eine gemeinsame Mauer besitzen? Ach, was bin ich froh!" Er umarmte mich und vertraute mir gerührt, er habe mit Giovanni Resta processiren wollen, bloß um mir eine Klage zu verschaffen; im Uebrigen sei Giovanni Resta ein Ehrenmann und hätte ruhig mit dem besten Gewissen schwören können.

In diesem Augenblick kam Evangelina wieder herein. „Komm her zu mir!" rief ihr Vater und breitete mit einer theatralischen Bewegung die Arme aus. Er umfing und küßte sie schweigend, dann schob er sie mir zu, damit ich desgleichen thäte.

„Der erste Schritt ist gemacht," fügte der glückliche Vater hinzu. „Also Muth! und immer tapfer voran! — Und nun wollen wir von dem Kleinen reden. Ist Misocco ein netter Ort? Die Amme ist hübsch? August ist mit ihr zufrieden? Und er war nicht allzu unglücklich, als er seinen Großpapa nicht mehr sah?"

Er bemerkte in Evangelina's Augen ein verdächtiges Blinken, streichelte ihr die Wangen und setzte mit leiserer Stimme hinzu: „Die Landluft wird ihm wohl thun."

## II.

Immer tapfer voran!

Erst hatte Evangelina, dann mein Schwiegerpapa es gesagt, und von nun an wiederholte es mir eine innere Stimme zu jeder Stunde meines Lebens: „Immer tapfer voran!" O wie viel Gutes haben mir diese herrlichen Worte gethan! Wir Menschen lieben es, uns eine bestimmte Grenze für unsere Entbehrungen zu denken, um dieselben leichter ertragen zu können. Wir sagen uns so gern: Bis da und dahin will ich mein Päckchen schon schleppen — nachher wandere ich frei und leicht weiter. Und das hatte auch ich mir gesagt. Indem ich mir mein tägliches kleines Opfer auferlegte, dachte ich wohl: Heute noch eins und morgen noch einige und übermorgen — dann wird das Glück für das Weitere sorgen und mir einen Clienten schicken!

Und jetzt war der erste Client gekommen und hatte uns doch nur solche Waare gebracht, davon wir schon etwas im Hause hatten: nur die Zufriedenheit hatte er vermehrt und die Hoffnung gekräftigt — wobei freilich ein Kalender,



Digitized by Google

zu herabgesetztem Preise erstanden, nicht mitgerechnet ist. Wir hatten immer noch einige Fenster ohne Gardinen und trösteten uns darüber immer noch mit der Behauptung, daß wir über die Maßen für das Licht schwärmten; und ich trug immer noch meinen Hochzeitscylinder, von allen Hüten der civilisirten Welt den bestgeschabten, unter dem nie veraltenden Vorwande, „ich hätte keine Zeit dafür übrig, mir einen anderen anzuschaffen".

In Wirklichkeit aber war ich — leider! — durchaus nicht so überhäuft mit Geschäften, als ich scheinen wollte; es passirte uns noch oft genug, daß wir selbander Arm in Arm ausgingen, Evangelina und ich, zu keinem anderen Zwecke, als um einen Brief in einen entfernten Kasten zu werfen. Doch wir litten darum weder an langer Weile noch an Verzagtheit, weil uns die richtige Verwendung unserer Einkünfte genug zu thun gab. Unsere Vergnügungen waren nicht kostspielig: wie Andere zu ihrer Zerstreuung Reisen machen oder in's Schauspiel oder in die Oper gehen, so wandelten wir durch die blumigen Pfade unserer Zukunft. Da gab es immer neue reizende Landschaften, da strahlte der Himmel von tieferem Gold als in tropischen Zonen, da standen Schlösser, aller Herrlichkeiten voll, da waren Theater, in denen wir die interessantesten Scenen sahen und erquickende Lieder hörten, begleitet von Tönen, die wie schmeichelnde Grüße klangen. Das waren die sonnigen Tage.

Doch es kamen auch Tage mit Regen und Sturm, Tage, deren Andenken mein Weib noch heute schaudern macht, indeß ich lächle. Meist war es der Montag vor dem Ersten des Monats; doch alle Mal und in jeder Beziehung kam das böse Wetter unverhofft, ja gegen alle unsere Berechnung. Wir waren heiter, fast sorgenlos, der Kalender verzeichnete „beständiges Wetter"; allein Evangelina trat an's Fenster und kam mit der Kunde zurück, daß es regnete — will sagen, daß wir in unseren Ueberschlägen von gestern Abend die Holzrechnung vergessen hatten oder die Forderung der Waschfrau, und daß überhaupt bis Mittag aus dem Hause des Rechtsanwalts Placidi der letzte Heller verschwunden sein mußte. Hierauf umdüsterte sich die Stirn des Rechtsanwalts Placidi und er stieg in seines Busens Tiefen hinab, die Eingebungen seines Genius zu empfangen: und sein Genius bediente ihn auf's Prompteste und rieth ihm, seine goldene Uhr — einen Genfer Vacheron — aus der Westentasche zu ziehen, sie sauber mit Watte umwickelt in ein Pappschächtelchen zu betten, das Schächtelchen mit Inhalt wieder in eine Tasche zu stecken, den Rock recht sorgfältig zuzuknöpfen und sich ohne Zagen auf den Weg zu machen.

Und der Rechtsanwalt Placidi, durch Erfahrung folgsam geworden, sträubte sich nicht mehr, wie das erste Mal gegen solchen Rath, sondern prompt wie dieser gegeben war, folgte die Ausführung — er zog die Uhr aus der Tasche, bat sie scherzhaft um Entschuldigung oder hielt ihr eine hübsche Rede über das Loos der Uhren, die mit einem Goldgehäuse zur Welt kommen, philosophirte darüber, daß diese und andere so viel beneidete Goldsächelchen auch ihre schlimme und schlimmste Seite haben — und wenn er seine Frau, die ihm mit mitleidsvollen Augen zusah, mit seiner Geschwätzigkeit glücklich zum Lachen gebracht hatte, dann wurde er selbst wieder ernst, knöpfte den Rock fest zu, damit er auf

Digitized by Google

der Straße dem unwillkürlichen Drange, nach der Uhr zu sehen, besser widerstände, und ging. Er ging — ja, ich ging.

So lange ich durch die belebten Straßen schritt, war die Ungezwungenheit meines Auftretens keinen allzu harten Proben ausgesetzt; höchstens daß irgend ein Gassenjunge, wie er mich so bis an's Kinn zugeknöpft sah, mich nach der Stunde fragte, um mit seinen biederen Kameraden über meine Gutmüthigkeit zu lachen, wenn ich mich ihm zu Liebe aufknöpfte. Doch ich war auf Alles vorbereitet, verlängerte meinen Schritt und sagte: „Es ist halb neun." Sobald ich aber in das einsame Gäßchen einbog, woselbst sich das nur zu bekannte Pförtlein Nr. 3 öffnete, fühlte ich mein Herz klopfen und warf mißtrauische Blicke umher — es war keine lebende Seele auf der Straße; aus Fenstern aber und Thüren hefteten sich, ich spürte es, hundert Augen an meine Schritte, und in dem Moment, da ich durch die verhängnißvolle Pforte schlüpfte, schien es mir, als ob all die gezischelten Geheimnisse, deren Mitwisser ich in meinem Leben geworden, auf einmal von allen Seiten zugleich ihre Stimmen erhöben. Die Gewohnheit, die mir allmälig ein wenig Sicherheit hätte geben sollen, half mir in diesem Punkte nichts; denn jedes Mal, wenn ich wieder in dem schrecklichen Gäßchen war, hatte ich das Bewußtsein, dort nur noch eine bekanntere Persönlichkeit geworden zu sein — und bald auch den deutlichen Beweis: der Tischler an der Ecke war der Erste, der mich sehen konnte, er ließ sogleich seine Arbeit liegen und trat in die Thür mit dem Hobel in der Hand; der Schuster gegenüber, verständnißvoll diesem Lockruf folgend, erhob den Kopf. Und es schlugen dann kleine Zwiegespräche an mein Ohr wie das folgende: „Da ist der 'mal wieder, der Hausfreund von Nr. 3."

„Wer mag es nur sein?"

„Wer kann's wissen?"

Sie schwiegen. — Am Fenster eines ersten Stockwerks zeigten sich zwei launige Dämchen, die immer lachten; ich kümmerte mich um Niemand, sondern marschirte mit starrem Blicke vorwärts; doch wenn ich die gefürchtete Schwelle überschritt, glaubte ich den Tischler und den Schuster zu vernehmen, die mir beide mit den Augen gefolgt waren und nun wie aus Einem Munde riefen: „Jetzt ist er drin."

Und wenn ich drin war und das Schauspiel ein Ende hatte, konnten die Beiden ihre Arbeit ohne Bedenken wieder aufnehmen; sie brauchten ja nur ab und zu die Augen zu erheben, und mein Rückmarsch konnte ihnen keinen Falls entgehen: meine Nöthe aber waren damit nicht alle Mal zu Ende. Wenn ich das Glück hatte, allein am Schalter zu erscheinen, ging die Sache leicht und glatt: die „Padrona" kannte mich, grüßte mich als eine alte Kundschaft und fragte nach meinem Befinden mit einem stillen und respectvollen Mitgefühl in Wort und Ton; ich zog die Uhr aus der Tasche; sie sagte: „Immer noch dieselbe," — nicht etwa zum Hohn, sondern um anzudeuten, daß es nicht mehr nöthig wäre, sie mit einem Federmesser zu kratzen oder am Probirstein zu reiben.

„Immer noch dieselbe," erwiderte ich.

Auch die Summe, die ich darauf erhielt, war immer dieselbe; doch nach



Digitized by Google

einer Geschäftsgewohnheit verkündigte die gute Frau sie jedesmal voraus: „Fünfzig Francs!"

Ich nickte mit dem Kopfe und steckte meinen Schatz ein. „Auf Wiedersehen!" sagte die Padrona — und ich dankte ihr mit einem Lächeln: wie ich nämlich bemerkt hatte, sagte sie nachher, wenn ich das Pfand wieder einzulösen kam, nicht mehr: „Auf Wiedersehen!" — obgleich sie doch allen Grund hatte, meine Wiederkehr zu wünschen.

Aber nicht immer war ich allein; manchmal kam ich im Nachtrab eines Trupps von Weibern und mußte in einer Ecke warten, von ihren neugierigen Blicken gemustert, das Herz bedrückt von dem Elend des armen Volks, das für zwei Francs ein Betttuch oder zwei Hemden versetzt. Dann kam mir wohl ein sonderbarer Trost in den Sinn, nämlich daß meine Demüthigung doch wenigstens zu dem Einen gut sein müßte, jenen Unglücklichen zu ihrer Beruhigung zu verrathen, daß es unter den Leuten, zu denen sie neidend aufzublicken pflegen, manch Einen geben mag, der schwerer leidet als sie, weil der Zwang seines Standes ihn des eigenen Elends sich auch noch schämen läßt.

In jener Schar von Frauen gab es dreiste Geschöpfe, die mit lauter Stimme und in spaßhaftem Ton von ihrem Kummer und Unglück redeten; es gab andere, die furchtsam und gedrückt auftraten: da sah ich, wie mehr als Eine der Weinenden ihre Thränen trocknete und mich respectvoll anblickte; und ich sah die Ausgelassenen ihr rohes Lachen zu einem bescheidenen Lächeln dämpfen; die Einen wie die Andern beugten sich vor einem Elend, das ihnen schlimmer vorkam als ihr eigenes, weil es anders geartet war.

Dies alles war traurig; so traurig, daß ich in dem Augenblick, da ich unter den Augen jener Weiber meine Uhr abgab, kaum noch der Rechtsanwalt Placidi zu sein, kaum noch eine Wohnung, eine Praxis und eine Zukunft zu haben meinte. Allein sobald ich nur um die Ecke der schrecklichen Gasse gebogen war, fand ich mich selbst wieder, und trotz der traurigen Gewißheit, noch einmal dorthin zurückkehren zu müssen, vergaß ich im Arm meiner Evangelina alle erlittenen Demüthigungen.

Vielleicht war es ein wenig das Verdienst meiner glücklichen Natur, und sicher hatte Evangelina's melancholisch lächelndes Gesicht seinen großen Theil daran: verschweigen aber darf ich nicht, daß auf dem Hin- und Rückwege und bei dem ganzen schwierigen Geschäft des Versetzens mir Jemand unablässig, ohne daß ich darauf Acht gab, die bekannten Worte in's Ohr raunte:

„Immer tapfer voran!" — Und man kann wohl einmal und kann zehnmal eine Stimme überhören, die Einem „Muth!" zuruft; zuletzt kommt doch die Stunde, da dies erhebende Wort den Weg zu unserem Herzen findet.

„Wie ist's gegangen?" fragte mich Evangelina.

„Fünfzig Francs," antwortete ich, „hier sind sie."

„Das weiß ich ja längst — aber waren viele Leute da? Hat Dich auch kein Bekannter gesehen? Und hat die Frau Dich wiedererkannt?"

„Vortrefflich ist's gegangen," sagte ich — und wenn es ganz schlecht gegangen war, fügte ich weiter nichts hinzu.

Digitized by Google

„Wenn die Frau wüßte, daß Du der Rechtsanwalt Epaminondas Placidi bist! — Jetzt wirst Du aber nicht wieder hingehen — wie?"

„Ich muß ja doch, um die Uhr wieder einzulösen. — Weißt Du was? Gestern Abend hatte ich vergessen sie aufzuziehen, es war, als wenn ich dies vorhergewußt hätte . . . und doch ist das arme Ding noch gegangen . . . um zehn Uhr erst muß sie stehen bleiben."

„Wir wollen Jemand Anders schicken, sie zurückzuholen . . ."

„Nein, ich gehe selbst: jetzt bin ich doch einmal bekannt; und dann, wer weiß? Vielleicht ist's das letzte Mal."

Vielleicht? — Evangelina wußte es ganz gewiß, und, wie man mir glauben wird, ließ ich sie in diesem schönen Traum sich wiegen, so lange es eben möglich war.

Und es kam ein Sonntag, an dem ich triumphirend hineilte, meinen Vacheron einzulösen; doch es kam auch ein Montag, an dem ich abermals durch die gefürchtete Gasse schlich, ihn von Neuem zu versetzen.

## III.

August wuchs unterdessen zusehends und wurde rosig und rund wie ein von verschwenderischer Künstlerhand in Thon modellirter kleiner Posaunenengel.

Fußwanderungen sind gut für die Gesundheit. — Wir wanderten gar oft hinaus, Evangelina und ich, erst auf der Hauptstraße, ehrbar Arm in Arm, nachher auf einem Seitenpfade mit verschlungenen Händen wie ein Liebespärchen, bis nach Musocco hin, wo uns das wunderwürdige Schauspiel eines höchst stumpfsinnigen kleinen Kerls erwartete, der seine Eltern nicht kennen wollte.

Ich meinerseits nahm die vornehme Theilnahmlosigkeit meines Herrn Sohnes mit einer gewissen philosophischen Fassung auf; Evangelina aber nicht: ihr mütterlicher Stolz gab ihr doch nicht so viel moralischen Halt, vor mir zu verbergen, daß sie eifersüchtig war. Und vielleicht ward ich auch eifersüchtig, wenn ich mein Gesicht dem Köpfchen meines Sohnes näherte und er mich eine kurze Zeit lang verwundert anglotzte, dann aber statt seine Arme um meinen Hals zu schlingen, wie ihm die Stimme der Natur gebieten mußte, in ein lautes Geschrei ausbrach. Dieses Unheil ereignete sich zwar selten, stürzte uns aber Beide jedesmal in die tiefste Verzweiflung. — An solchen Schreckenstagen zog sich unser Besuch in die Länge, wir vergaßen Mailand, Gericht und Clienten und hätten nimmermehr das Herz gehabt zu gehen, bevor wir nicht mit unserem Kinde Frieden geschlossen. Zuletzt, nachdem wir uns, so gut es ging, wieder aufgerichtet an dem Schatten eines Lächelns, das über sein Mäulchen glitt, oder an der schweigenden Ergebenheit, mit der er eine Liebkosung entgegennahm, wanderten wir langsamen Ganges zurück auf Mailand zu. Mit der Zeit jedoch fanden wir unseren leichten Schritt, unsere kleine Tagesphilosophie und uns selbst wieder. Wir trösteten uns gegenseitig über Augusts Unbilligkeit, und ich wurde wieder der Rechtsanwalt Placidi und übernahm die Vertheidigung meiner Nachkommenschaft. —

„Die Stimme des Blutes!" sagte ich cynisch, „wer glaubt denn noch an so etwas? Nicht einmal auf dem Theater spricht man mehr davon. Und man

Digitized by Google

darf das nicht beklagen; wieviel Unsinn hat diese berühmte Stimme geredet! Man sage vielmehr: die Stimme der Milch . . .!"

Weiter zu gehen hatte ich freilich doch nicht den Muth, und so versuchte ich zu lachen. Evangelina aber lachte nicht mit, und ich fuhr fort mit wachsender Ueberzeugung: „Es gibt in der Welt mancherlei Stimmen, die nie ein Mensch gehört hat: die Stimme des Volkes, die Stimme Gottes, die Stimme des Gewissens; Niemand spricht dagegen von der Stimme der Suppe, der Stimme des Bratens, als ob nicht gerade sie jeden Tag, den Gott werden läßt, die Fasttage nicht ausgenommen, zu jedem leeren Magen sprächen! Habe ich nicht Recht?"

„Gewiß," antwortete Evangelina, „aber wir werden ihn bald wieder besuchen müssen; er muß sich vorläufig daran wenigstens gewöhnen, uns zu sehen, uns kennen zu lernen und unsere große Liebe ein klein wenig zu erwidern." Sie sprach von Ihm, und da auch ich nicht einen Augenblick aufgehört hatte, an Ihn zu denken, wurde ich ernst und sagte: „Wir wollen ihn bald entwöhnen und von der Amme nehmen. Doch bis dahin müssen wir ihn oft besuchen; es ist durchaus nothwendig, daß er uns lieben lerne."

* * *

Diese unsere Pflicht vernachlässigten wir wahrhaftig nicht; die brave Marianna war nicht eine Woche mehr vor uns sicher; jeden Augenblick konnten wir hinter ihr auftauchen und sie auf frischer That ertappen, falls sie etwa unser Würmchen nicht mit der gehörigen Liebe behandelte. Doch sie kam nie in Verwirrung, und nie verschwand das hübsche Lachen von ihren Lippen; auch sie besaß ihren Talisman: sie hatte unseren August wirklich von Herzen lieb.

„Es ist ganz, als wenn's mein Eigner wäre," sagte sie, um uns zu beruhigen — und bei diesen treuherzigen Worten spürte ich in mir selber einen kleinen Aufruhr von Gefühlen und konnte hiernach eine wahre Schlacht in Evangelina's Herzen ahnen.

„Er ist ein Schelm," versicherte manches Mal die niedliche Amme, „er weiß sich einzuschmeicheln, er steckt ganz voller Streiche. Ich behaupte, aus dem wird einmal etwas werden . . . denn er hat Talent, glauben Sie mir."

Wir hörten schweigend zu, halb beglückt, halb gedemüthigt, daß wir über den ganzen Werth unseres Kindes von einer Fremden aufgeklärt werden mußten. Dann beugte sich Evangelina über das kleine Wunderkind, es zu küssen; und ich, da ich mir meines Schnurrbarts wegen so viel nicht herausnehmen durfte, stotterte nur, anstatt meiner Freude über die klugen Streiche meines Herrn Sohnes Ausdruck zu geben: „Wir wissen schon!"

Darauf ließ die Amme ihre tadellosen Zähne sehen und einen Augenblick benutzend, in welchem Augusts rosiges Gesichtchen frei war, drückte sie ihm ungenirt einen geräuschvollen Schmatz auf, den der Kleine sich ohne Murren gefallen ließ. Wenn wir dasselbe gewagt hätten, der Himmel mag wissen, was für ein Geschrei gefolgt wäre!

„Mich kennt er, von mir läßt er's geschehen," sagte Marianne, „zu Andern geht er nicht, da ist keine Sorge . . . Nachts, wenn ihm kalt wird, macht er Lärm; dann nehme ich ihn mit in mein Bett, und er, o, er weiß ganz gut, wohin er sein Gesichtchen legen muß."

Digitized by Google

„Guter Gott," murmelte Evangelina, „und wenn Du ihn erstickteſt!"

„Ich ihn erſticken!" rief die Amme, „Du, ſag' doch ſelbſt 'mal, ob ich Dich erſticke?" . . . Und da Auguſt nichts ſagte, entwickelte ſie der unpraktiſchen jungen Mutter umſtändlich ihre liebevolle Kunſt, den Kleinen ohne jede Gefahr im Bett zu halten; und ſie war ſo glücklich, und ſo munter in ihrer Beweisführung, daß Evangelina ſich am Ende für ganz befriedigt erklären mußte. Aber ach, die Wahrheit war es doch nicht, arme Evangelina; Du warſt doch nicht ganz befriedigt.

## IV.

Unſere Wohnung begann ſich unterdeſſen allmälig zu verſchönern; faſt jede Woche bereicherte ſie um irgend einen kleinen Schmuckgegenſtand: außer dem Kalender, der ſich in meinem Arbeitszimmer prächtig präſentirte, beſaßen wir ſchon ein Thermometer, faſt an allen Fenſtern weiße Gardinen, im Vorzimmer Geranien, Roſen und Nelken auf einem hölzernen Blumentreppchen, das nach dem Muſter unſeres Kleiderſtänders in Eichenholzimitation geſtrichen war (ein Gedanke von mir, der Evangelina's vollſten Beifall hatte); auf dem Tiſche im Empfangszimmer ſtand ein Cigarrenhalter, immer gefüllt mit „Virginias", die im Dienſt unſers häuslichen Anſtands mit Ehren alterten (ein Einfall von ihr, der bei dem Nichtraucher Epaminondas wenig Anklang fand) — und das war noch nicht Alles: wir beſaßen auch eine Wanduhr, welche die ganzen und die halben Stunden mit ungewöhnlich würdevollem Schlage verkündete, einen Opernglucker, ein hübſches Schreibzeug von Glas und ſogar zwei Leuchter von Porcellan.

Wir hatten auch noch andere Sachen, die aufzuzählen nicht ſchwer, wohl aber langweilig wäre, und wieder andere ſchafften wir zu jenem Stück für Stück mit immer neuem Vergnügen an. Eines jedoch fehlte uns noch, wünſchenswerther, aber auch koſtſpieliger, als alles Andere — eine Hängelampe für den „Salon", die gerade in der Mitte der Decke, über dem Tiſche angebracht werden ſollte. Wir hatten uns auf jede Weiſe bemüht, dieſem verderblichen Wunſche zu widerſtehen: ich z. B. hatte ein Photographienalbum erſtanden und es auf den Tiſch gelegt, in der Meinung, nun leichter auf die Lampe Verzicht leiſten zu können; Evangelina ließ mich eines Tages unvermuthet eine Nachfolgerin unſerer ſeligen Amſel entdecken, deren Bauer ſeit länger als einem Jahre Trauer getragen hatte.

Dieſes alles war immerhin ſchon Etwas, war ſogar viel und machte uns glücklich — aber nicht zufrieden: nachdem wir in ſinnreicher Symmetrie Verwandte und Freunde in dem Album vertheilt hatten, erhob Evangelina unwillkürlich den Blick zur Decke, und ich ſelbſt, wenn ich eine Weile dem Zwitſchern der Amſel in der Fenſternische zugehört hatte, fand mich unvermerkt in Betrachtung verſunken vor der vielbeſprochenen Lampe, die noch immer nicht da hing, wo ſie hängen mußte. Ja, ſie *mußte* dort hängen, es war nothwendig — ein Salon und keine Lampe — man urtheile ſelbſt!

Ohne mir etwas zu ſagen, aber doch nicht ſo ganz im Verborgenen, daß ich nicht bei meinem Nachhauſekommen ein Geheimniß hätte wittern können, hatte

Digitized by Google

Evangelina mir mit ihren Händen eine hübsche Ueberraschung bereitet. Ihr zu Liebe that ich so, als merkte ich nicht das Geringste, und erst am Morgen des großen Tages, als eine ungewöhnliche Heiterkeit meiner Frau und eine gewisse absonderliche Art zu lächeln einem Blinden verrathen hätten, daß die Ueberraschung fertig war, erst da hielt ich es für meine Pflicht, mich als scharfsinnigen Mann zu zeigen, und sagte mit schlauem Gesicht zu ihr: „Liebe Evangelina, Du hast mir irgend einen Streich ausgeheckt oder bist dabei es zu thun."

Wenn ich ein klein wenig weiter in sie gedrungen wäre, hätte die Aermste mir Alles auf der Stelle eingestanden, wozu sie wirklich die größte Lust hatte; ich wollte jedoch nicht, daß sie in einem Augenblick der Schwachheit die Hälfte des Lohnes verschwendete, auf den sie ein Recht hatte; ich wollte ihr mit einem ungeheuren Erstaunen zur richtigen Zeit den vollen Preis ihrer heimlichen Mühe zahlen — ich nahm also ihr erstes Leugnen für baare Münze, lenkte das Gespräch auf etwas Anderes und sprach beim Hinausgehen zu mir selber: „Ob es wohl morgen losgeht? Und was es nur werden mag?"

So lange brauchte ich glücklicher Weise nicht zu warten. Evangelina hatte Mitleid mit mir und mit sich selbst; als ich nach Hause zurückkam, ließ sie mich die große Entdeckung machen, daß — wer ahnt es? — in unserem Salon gerade in der Mitte der Decke an papierenen Ketten ein allerliebstes Körbchen, gleichfalls aus buntem Papier geflochten, hing, daraus Blumen und Gräser in reizender Fülle hervorquollen.

„Gefällt es Dir?" fragte mich Evangelina mit einem Zittern der Freude in ihrer Stimme.

„Alle Achtung!" erwiderte ich schlagfertig, „da hast Du eine glänzende Idee gehabt, eine wirklich glänzende Idee."

„Nicht wahr, es macht sich gut?"

„Prächtig macht es sich; es ist genau, als ob die Lampe da hinge; der Effect wenigstens ist vollkommen derselbe."

„Siehst Du, das war auch mein Gedanke: wenn an der Decke ein Körbchen hängt, werden wir leichter auf die Lampe verzichten, die uns doch zu theuer ist, wenigstens für jetzt, so lange die Clienten noch nicht in Strömen kommen ..."

„Du hast Recht; an die Lampe werden wir nun gar nicht mehr denken."

O Eitelkeit menschlicher Berechnungen! O trügerische Hoffnung, unsern Leidenschaften mit Arzneien beikommen zu können! Das Körbchen, welches die Lampe aus unseren Gedanken verdrängen sollte, weckte im Gegentheil jeden Augenblick die Erinnerung daran. „Ihr meint, daß ich mich hier gut ausnehme, und Unrecht habt ihr nicht; aber noch schöner wird an meiner Statt die Lampe aussehen; ich werde dann ein sehr nettes Plätzchen in der Fensternische zwischen den weißgewaschenen Gardinen finden." So setzte uns das Körbchen zu, bald mit freundlichem Scherz, bald mit derbem Spott, doch immer mit der gleichen stummen Beharrlichkeit.

Um es kurz zu machen, nach einer Woche qualvollen Ringens verließen wir eines Morgens selbander das Haus, wie von unserem Verhängniß getrieben, wanderten hurtigen Schrittes zum nächsten Laden, traten ohne Wanken ein,

Digitized by Google

und nach einer höchst peinlichen Auswahl kehrten wir nach Hause zurück nicht ohne die Begleitung eines dienstbaren Geistes, der unsere Lampe trug.

Als wir den Salon betraten, erregte das Körbchen zum ersten Male mein vollkommenes Mitleid; doch schwieg ich; Evangelina selbst war es, die bei seinem Anblick lustig ausrief: „Um Gotteswillen, und das Ding konnten wir hübsch finden!“

Zwei Stunden später standen wir Hand in Hand auf der Thürschwelle, um zu prüfen, wie sich unser Salon so aus der Entfernung präsentirte mit seiner wunderbaren Hängelampe in der Mitte und dem Blumenkörbchen in der Fensternische. Es war ein großartiges Schauspiel; wir aber, durch Erfahrung gewitzigt, zügelten unsere Begeisterung und begnügten uns festzustellen, „daß das Haus des Rechtsanwalts Placidi nach etwas auszusehen beginne . . .“

* * *

Noch hatte August sein Vaterhaus nicht besucht. Zuerst die Winterkälte, dann die Regengüsse oder das unbeständige Wetter des Frühlings hatten zur Vorsicht gemahnt; jetzt aber glänzte die herrliche Julisonne vom Himmel, die Tage waren lang, er konnte ohne Gefahr am Morgen kommen und am Abend gehen. Und er kam.

Dieser Tag war ein Festtag im Hause des Rechtsanwalts Placidi. Eine gute Weile hatte ich es geschehen lassen, daß Evangelina ihren August auf dem Arm behielt, ihm unter endlosen Küssen gewisse Wörtchen ohne Sinn vorlallte und ihm tausendmal mit schmeichelnder Stimme die melancholisch-sanfte Frage that:

„Kennst Du sie noch nicht, Deine Mama?“

Ja, als ein Mann, der warten gelernt hat, ließ ich sie gewähren; die Reihe mußte doch endlich auch an mich kommen, und ich begnügte mich, das Kind von Weitem anzulachen, indem ich hinter meinem Weibchen her das Zimmer durchwanderte oder mich über ihre Stuhllehne beugte. Die Amme ihrerseits hielt sich für verpflichtet, bei dem Kleinen zu bleiben, und wenn sie auch nicht wagte, sich auf die neuen Polsterstühle zu setzen, die sie in Respect hielten, stand sie doch immer da und ging nicht fort. Ich fing an mich zu ärgern, daß sie gar keine Lust bekommen wollte, ein bischen durch die Stadt zu schlendern, die Gallerie oder den Dom zu besehen, und ich wußte nicht recht, auf welche Art ich sie fortschicken sollte, ohne sie zu kränken.

Zum Glück kam auch meine Frau auf diesen Gedanken. „Marianne,“ sagte sie plötzlich zu ihr mit ausgesuchter Höflichkeit, „geh' in die Küche und laß Dir von dem Mädchen etwas Brühe aufwärmen; Du wirst doch gern ein Süppchen essen?“

Marianne sagte nicht Nein, empfahl meinem Söhnchen, sie ohne Weinen zu erwarten und verschwand. Ich aber ging ihr ruhig nach und schloß die Thür geräuschlos hinter ihr ab, dann drehte ich mich um, Evangelina überreichte mir den Jungen und legte ihn sorgfältig auf meinen Armen zurecht. Es schien wie ein abgekartetes Spiel.

Ich machte meinem Sohne bemerklich, daß ich mich eben erst eigens für ihn gründlich rasirt habe, er könne darum ohne Furcht sein Gesichtchen an des

Digitized by Google

Vaters großes Antlitz legen; und ich erklärte ihm, was „der Papa“ sei, und wieviel Liebe und Dankbarkeit er ihm schulde.

August war liebenswürdig, ließ mich reden und schrie nicht; manchmal blickte er mir sehr neugierig in den Mund, als hätte er meine wunderlichen Worte daraus hervorschlüpfen sehen; darauf ließ er seine erstaunten Augen rund herum durch die Stube wandern. Nunmehr ward ich kühn und führte ihn zu Besuch durch sein ganzes Vaterhaus — die Küche ausgenommen — indem ich bei jedem Gegenstand, der einen Ton von sich geben konnte, still stand und denselben berührte; auch hielt ich ihn vor jeden Spiegel, der sich im Hause befand (es waren ihrer drei, den Rasirspiegel mit inbegriffen), in der Hoffnung, sein Erstaunen immer wachsen zu sehen.

Aber nein, sein Erstaunen wuchs nicht — es war wie unser Fest, wie unsere Liebe, tief, gleichmäßig, ruhig, unerschütterlich. Er weinte nicht, und wir waren nur in Verlegenheit, wie wir ihm dafür unsern Dank bezeigen sollten.

„Wollen wir ihm seinen Brei geben?“

„Ach ja, wir wollen!“

Meine Frau ließ August in meinen Händen zurück, um in die Küche zu gehen, und ich war nicht eher ruhig, als bis ich sie wiederkommen sah mit einem Näpfchen und — ohne die Amme. August sträubte sich anfangs, dann kostete er den Brei und schien ihn schmackhaft zu finden, denn er verlangte mehr, und wir ließen nicht ab, seine Artigkeit zu loben und ihm zu jedem Löffel zuzureden.

„Wir wollen doch versuchen, ihn auszuwickeln,“ sagte ich nachher, „es wird ihm Vergnügen machen, sich frei zu fühlen.“

Wir versuchten es, und als das endlos scheinende Wickelband zuletzt doch völlig abgewunden war und unser Sohn sichtbar ward, nur noch von seinem Hemdchen verhüllt, aufrecht auf dem Tische stehend, gleich einem jungen Gott aus der Mythologie, da rief ich begeistert aus: „Ich will ihn sehen so wie Gott ihn geschaffen hat!“

Wir zogen ihm auch das Hemdchen ab, und er zeigte sich unsern bewundernden Blicken in seiner vollen unverhüllten Schönheit. „Phryne vor dem Areopag!“ sagte ich scherzend.

Evangelina sah mich an, gab durch ein Lächeln ihre Zustimmung zu dem Witz zu erkennen und setzte darauf ganz ernsthaft hinzu: „Er ist noch hübscher!“

## V.

Dieser Tag hätte kein Ende nehmen dürfen und ging doch schneller vorüber als alle andern. Die grausame Stunde kam, da unser Sohn wieder gewickelt und bekleidet und mit dem Häubchen geschmückt, zum letzten Mal in den Armen seiner Mutter lag und nur noch auf Giuseppe wartete, um uns zu verlassen. Und auch Giuseppe kam, der in der einen Hand seine Mütze hielt und mit der andern allerlei unsichere Bewegungen machte. Dann senkte sich die Nacht über unsere Zimmer, ohne daß wir das Dunkel merkten, denn noch durchleuchtete sie für uns der theure Abwesende. Erst das Mädchen, das lange Zeit darnach die

Digitized by Google

angezündete Lampe hereinbrachte, entriß uns dem beglückenden Traum: und nun erst waren wir ganz allein.

„Jetzt schläft er schon," sagte Evangelina; sie nahm mir das Wort aus dem Munde.

„Und träumt von Papa und Mama . . . vom Papa aber ganz besonders."

Da der Scherz zur Aufheiterung noch nicht genügte, rief ich das Mädchen und gab ihm einen Wink, den es schnell begriff.

Jetzt erst lächelte Evangelina.

Ich zögerte ein Weilchen, meine Frau mit theatralischer Wichtigkeit zurückhaltend, und zählte die Minuten auf unserer Pendeluhr. Endlich sprach ich: „Wir können gehen." Ich gab Evangelina den Arm, und wir gingen, ich tiefernst, sie lachend, um uns des herrlichen Lichts unserer Hängelampe zu freuen, das unsern Salon durchstrahlte.

* * *

Von diesem Tage an wiederholten sich sowohl Augusts als unsere Besuche häufiger, und gegen das Ende des Herbstes fühlten wir bei der Heimkehr aus Mufocco nicht mehr den heimlichen Kummer von ehedem. Zwischen unserm Sohn und uns war ein freundschaftliches Verhältniß entstanden; er konnte nunmehr „Papa" und „Mama" sagen, und wenn er sich auch gewöhnlich erst ein wenig bitten ließ, setzte er uns doch jedesmal durch seine schauderhafte Aussprache dieser zärtlichen Namen in wahres Entzücken. Die große Hauptstraße erschien uns fortan nicht mehr so staubig wie sonst, und die lombardische Ebene offenbarte unsern Augen die mannigfaltigsten Reize, die köstlichsten Aussichten.

„Hast Du bemerkt? Er hat mich schon von Weitem erkannt und hat vor Freude mit den Aermchen gezappelt!" sagte die Mama.

„Ganz richtig," erwiderte der Papa, „er hat uns gleich erkannt; und als ich ihm die schönen Weintrauben zeigte, die wir ihm mitgebracht, hast Du wohl gesehen? Da hat er die Hände alle beide ausgestreckt."

„Ja, und er wollte damit sagen „Zwei", denn er verlangte für jede Hand eine Traube."

Das Alles war streng der Wahrheit gemäß; unser Sohn kannte uns und kannte die Trauben, obgleich die Weinlese noch nicht begonnen hatte, und wenn er von dem, was nach seinem Geschmacke war, viel haben wollte, drückte er das höchste Maß von Kraft und Menge durch seine Hände aus: und das waren eben zwei.

Ja, alles Dies vollbrachte August, und er versetzte damit seine Mutter in heitere Laune und weckte die schlummernden philosophischen Neigungen des Papa's, welcher im Anschluß daran höchst wundersame Betrachtungen über „Eigenthum und Besitz" anstellte — leider nicht allemal im verschwiegenen Busen allein!

Und eines Tages, es war ein wunderschöner Apriltag, kam August an mit einem Veilchensträußchen in jeder Hand. Veilchen hatte die Mama so gern, und die Amme wußte das; aber irgend Jemand hatte vielleicht meinem Sohne gesagt, daß aus seiner Hand die Veilchen auch den Papa beglücken würden, und deshalb hatte er zwei Sträuße verlangt.

Digitized by Google

Im Uebrigen kam er an jenem Tage in's Haus gerade so, wie er immer gekommen war, drehte die Augen neugierig hierhin und dorthin, lachte Papa und Mama an, wie nur er allein zu lachen verstand, ließ sich der Reihe nach durch alle Zimmer tragen und machte sein Schläfchen von einer Stunde in der Wiege, alles das ganz in derselben Art wie früher — doch wenn er nur das that, was er immer gethan hatte, zeigte er denn etwa eine ungewohnte Würde oder eine so besondere Liebenswürdigkeit, daß er in unserm Herzen eine glänzendere und tiefere Freude als je zuvor erweckte? Nein, das nicht: aber August kam, um nicht wieder zu gehen.

Während dieses ganzen Tages sah ich in den Augen der Amme zwei Thränen schimmern; Mitleid aber hatte ich nicht mit ihr: das Glück machte mich grausam. Und als die Abschiedsstunde kam, Evangelina Mariannen das Kind zum Kusse reichte und die arme Frau erst ihrer natürlichen Gemüthsart folgend lachte, dann weinte, dann nochmals lachte über ihren Giuseppe, der sich die Thränen mit seiner Hutkrempe abwischte: da empfand ich eine wirre Mischung von guten und bösen Gedanken. Ein Gefühl aber drängte sich vor allen hervor: die Freude, meinen Sohn gleichgültig zu erblicken. Und ich verrieth es ihm halb ernst, halb scherzend: „Bravo, Du bist ein Held!"

Da aber lachte die Amme nicht mehr.

Evangelina warf einen mitleidig mahnenden Blick zu mir herüber, der mir ganz den dunkeln Abgrund meines Vaterherzens enthüllte, und übergab mir August, um unbehindert das bethränte Antlitz küssen zu können, von dem unser Kind lachen gelernt hatte. Und darauf lachte die Amme wieder.

Diesem Auftritt, dessen peinliche Einzelheiten mir später oft wieder vor's Auge traten, wohnte ich damals mit mühsam verhehlter Ungeduld bei; aller Schmerz jener armen Frau, die nun aufhörte, Augusts Mutter zu sein, wurde winzig klein im Vergleich zu dem gewaltigen Aufschwunge, den mit einem Schlage das Hochgefühl meiner Vaterwürde nahm. Ich hielt August auf dem Arm und erwog, daß er in wenigen Minuten voll und ganz „mein Sohn" werden würde. Ich lächelte dem unglücklichen Giuseppe zu und dachte dabei heimlich, wie gern ich ihn aus der Thür werfen würde.

Sie gingen fort — und August weinte nicht.

Als wir mit dem kleinen Helden allein geblieben waren, fühlten wir uns eine Zeit lang ganz benommen von unserm Glück; wir wußten nicht recht, wie wir seine Ankunft würdig feiern und ihm zeigen sollten, welche Erquickung er uns durch seine musterhafte Haltung bereitet hatte. Wir sagten's ihm unter Küssen, als ob er uns verstehen könnte; und wer weiß? Vielleicht verstand er uns ganz gut.

„Ein prächtiges Kerlchen!" sagten wir. „Wie verständig er ist!"

„Ein prächtiges Kerlchen bist Du! Sehr verständig bist Du! Ja!"

„Schaust Du mich an? Ich bin der Papa . . ."

„Ich bin Deine Mama . . ."

Er weinte nicht!

„Lache 'mal!" sagten wir und tippten ihm auf's Mäulchen. „Lache 'mal! So; schön; — sag' 'mal „Mama!" Sag's doch . . ."

Digitized by Google

Er lachte nicht und sagte nicht „Mama“; doch er erreichte dieselbe Wirkung, als ob er Alles gethan hätte, was wir von ihm verlangten, denn — er weinte nicht.

Am Abend aber, als die Stunde kam, wo er schlafen mußte, und er sich in einer neuen Wiege sah und in einem andern Raume als in dem weiten Gemach, worin er sein ganzes bisheriges Leben verbracht hatte, da schien er in seiner Umgebung Etwas zu suchen und Jemanden zu vermissen. Wir beugten uns über ihn, ließen all' unsere Liebe aus unsern Augen leuchten, um seinen Muth zu stärken — vergebens. August stieß einen Schrei aus, der mir in's Herz schnitt, und weinte. Weinte lange, weinte allzu lange, weinte so lange, daß ich mit dem Mitleid zugleich schon Ueberdruß empfand.

„Er ist müde,“ sagte ich, „und quält sich wach zu bleiben, nur damit er heulen kann. Wir wollen ihn nicht mehr beachten. Mag er schreien, so viel er will.“

Aber kaum daß wir Miene machten, uns von seiner Wiege zu entfernen, so schrie er noch toller und wir kehrten zu seinem Kopfkissen zurück, gerührt und geschmeichelt.

„Er ist unartig, aber er hat uns lieb,“ sagte ich zu meiner Frau, „er hat uns wirklich lieb.“

Endlich überraschte ihn mitten im Schreien der Schlaf. Es ward ein tiefes Schweigen im Hause des Rechtsanwalts Placidi.

* * *

Mit welcher Freude begrüßte ich den Anbruch des nächsten Morgens, der Ihn uns in seiner Wiege zeigte, ruhig und mit offenen Augen. Und mit welchem Schrecken sah ich die verhängnißvolle Stunde nahen, da er wieder schlafen gelegt werden mußte!

„Jetzt wirst Du hören, wie er toben wird,“ sagte ich zu Evangelina, gleichsam um meinen Sohn zu reizen, daß er mich Lügen strafe. Evangelina antwortete mir nicht, und August ließ sich nicht fangen durch meine List, er weinte, wie man kaum im tiefsten Jammer weinen kann; diesmal aber weinte er mit Methode, indem er sich von Zeit zu Zeit eine ganz kurze Erholungspause bewilligte, um Athem zu schöpfen.

In einer dieser Pausen trafen mein Ohr folgende Worte meines Hausnachbarn, die in der deutlichen Absicht gesprochen waren, durch die Wand verstanden zu werden: „Was die nur mit dem Kinde vornehmen mögen? Sie müssen ihm rein die Haut abziehen.“

„Nein, Herr Nachbar,“ entgegnete ich, seinen Tonfall nachahmend, „wir wickeln ihm höchstens eine um.“

Evangelina lachte, und August nahm seine klangvolle Thätigkeit wieder auf.

Die Sache ging so noch einige Tage fort; wir machten einen verzweifelten Versuch, ihn in einem andern Zimmer zu wickeln und zu warten, bis der Schlaf ihn im Arm der Mama ergriff, um ihn dann leise in seine Wiege zu betten; — doch als wir uns nun auf den Zehen wegschlichen, wachte der unselige kleine Schlingel sofort wieder auf, überschaute die Situation und rief uns mit einem Commandoschrei zurück. Man sah deutlich, es war die reine Tücke; und jeden

Digitized by Google

Abend fürchtete ich, dieselbe meinem Sohne all mein Leben lang nicht verzeihen zu dürfen: — doch jeden Morgen, bei seinem ersten unschuldsvollen Blick, schlossen wir wieder Frieden.

Und überdies, wenn er auch im Augenblick des Zubettgehens seine regelmäßige Unart beging, den ganzen Tag hindurch war er dafür gut wie das Brot, gut wie der Brei und gut wie das Süppchen, das er so gern aß.

Schon begann er mich anzulachen, die Hand auszustrecken, wenn er meinen Bart zupfen wollte, und mir gewisse schöne Worte zu geben, die ich sehr gut verstand, wenn er vom Arm der Mama auf meinen kommen wollte. Er konnte sogar noch mehr: er stand aufrecht, ohne zu fallen, wenn er nur einen Stuhl zum Anlehnen hatte und seine Klapper mit den Klingelchen dran, um sich die Zeit zu vertreiben. Alles in Allem, er machte uns glücklich und versprach uns später noch viel glücklicher zu machen. — Im Leben ein Ziel zu haben, das ganz nahe zu erreichen ist, und das, wenn es erreicht ist, keiner Illusion die Flügel stutzt, ist es nicht vielleicht die höchste Glückseligkeit auf Erden? — Unser Ziel war die Zeit, wo August allein von Zimmer zu Zimmer wandern würde, um von seinem ganzen Vaterhause Besitz zu ergreifen.

## VI.

Eines Morgens, als wir kaum aus dem Bett gestiegen waren und noch nicht Kaffee getrunken hatten, wen fanden wir in der Küche? — die Amme. Sie war von Musocco mit der ersten Dämmerung aufgebrochen, in Begleitung ihres Giuseppe, einzig und allein um „ihren" Kleinen zu sehen; Giuseppe war gewissen Geschäften mit Seidenraupen nachgegangen und würde später kommen, denn auch er, der Aermste, konnte die Sehnsucht nach August nicht mehr ertragen. Während sie dies berichtete, lachte die arme Marianna immer noch, aber in eigener Art.

Ihr Besuch erregte uns beiden Langeweile und mir Aerger; — sie schien uns das anzufühlen und bat uns mit den Augen um Entschuldigung.

Evangelina wurde weich; ich nicht; wenn ich an Augusts nächtliche Gesänge, die fast bis an den Morgen währten, dachte, fand ich in mir nicht einmal so viel Kraft christlicher Liebe, meine üble Laune zu verbergen.

„Es sind erst acht Tage!" sagte ich. „Euer Besuch macht uns immer Vergnügen; daß Ihr August lieb habt, begreifen wir vollkommen; aber wenn August Euch sieht, fängt er wieder von vorn an . . ."

Mein Vaterstolz war tief verwundet durch dieses Geständniß, nichts destoweniger vollendete ich es ganz: „Wenn August Euch sieht, wird er wieder mit Euch wollen; noch ist er nicht recht an die Trennung gewöhnt; noch gestern hat er geweint (das stimmte nicht: seit zwei Nächten war er still gewesen), morgen wird er gar keine Ruhe mehr haben . . ."

Marianna, die den Kopf gesenkt hatte, erhob ihn wieder, unter Thränen lächelnd.

„Er hat geweint, weil er mich haben wollte, ist's nicht so? Gerade mich wollte er haben?"

„Nun ja . . . wahrscheinlich, er wollte Euch; er ist an Euch gewöhnt; wenn

Digitized by Google

er Euch sieht, ist er im Stande, eine Woche lang hinter einander weg zu schreien ... er könnte sogar krank davon werden ..."

Da ich meine Vatereitelkeit nicht hatte schonen können, übertrieb ich absichtlich noch die Gefahr. Evangelina schwieg, vermuthlich weil sie zu keinem Entschlusse kommen konnte — da ließ sich aus dem Schlafzimmer das Wimmern des Kindes vernehmen, das eben erwachte und nach uns schrie.

„O Du liebe Seele!" rief Marianna aus; weiter hörte ich nichts, weil ich im Laufschritt davoneilte, um meinen Sohn nicht warten zu lassen.

Gleich darauf kam Evangelina mir nach, mich bei seiner Einkleidung zu unterstützen; doch August und ich hatten uns beeilt, um der Mama eine hübsche Ueberraschung zu bereiten, und als sie eintrat, waren wir eben fertig mit dem Anziehen des blauen Kleidchens. Ich wollte unsern Triumph so recht auskosten, allein mein Weib ließ mir keine Zeit dazu.

„Ich hab' es ihr klar gemacht," sagte sie etwas melancholisch.

„Wem?"

„Der Amme. Ich hab' es ihr klar gemacht, und sie ergibt sich drein, fortzugehen."

„Ist sie fort?"

„Sie wird gleich gehen; auch Giuseppe ist da ... sie wollen augenblicklich gehen."

„Sie können immerhin erst etwas frühstücken ..." Den Rath gab mir mein leise erwachendes Gewissen ein.

„Sie sind eben dabei."

„Gott sei Dank!" rief ich etwas aufgeregt. „Ueber vier Wochen mögen sie wiederkommen, in Gottes Namen auch schon über vierzehn Tage, wenn dieser kleine Schelm den ganzen Abstand zwischen seinen Eltern und der Amme erkannt haben wird ... dann können sie ihn sehen, soviel sie wollen."

„Ich habe versprochen, daß sie ihn jetzt gleich sehen sollen," sagte Evangelina ruhig.

„Ihn sehen sollen ...!"

Mein Ingrimm hatte keine Zeit sich Luft zu machen, da meine Frau mir rasch erklärte, in wie unschädlicher Weise sie unsern Sohn der Amme zu zeigen gedachte: „Sie wird in der Küche hinter der Thür stehen, wir im Salon; durch's Schlüsselloch soll sie ihn sehen."

Das war ein großartiger Gedanke, und ich fand nichts daran auszusetzen — nur erbot ich mich, gleichfalls in der Küche hinter der Thür zu stehen.

„Warum das?"

„Man kann nie wissen ..."

Meine Frau ging mit August in den Salon, und ich lief in die Küche. Ich fand Marianna schon gerüstet; Giuseppe, der einen großen Brocken im Munde hatte, schluckte ihn hinunter auf die Gefahr hin, zu ersticken, und bot mir guten Tag. „Er ist fertig;" sagte ich, „wenn Ihr ihn sehen wollt ..."

Ohne zu antworten legte die Amme ein Auge an's Schloß: „Da ist er!" stammelte sie und fuhr fort unzusammenhängende Worte zu murmeln, die wohl Schmeicheleien sein sollten ... „Gott! Wie hübsch er ist!" rief sie dann, „Sieh ihn Dir auch an, Giuseppe!"

Digitized by Google

Dabei wich sie aber nicht von der Thür, und ihr Gatte mußte ihr seine eigenen Rechte durch einen tüchtigen Rippenstoß in Erinnerung bringen. Darauf sagte er: „Mit Verlaub!“ und stellte sich seinerseits auf den Beobachtungsposten.

Aber die Amme war ungeduldig, sah mich an, sah ihren Gatten an, und rief uns Beiden noch einmal zu: „Wie hübsch er ist!“

Endlich, da sie ihrem Manne schon zuviel Zeit bewilligt zu haben glaubte, gab sie ihm den gleichen zarten Wink wie er ihr vorher, und der arme Pflegevater richtete sich auf, zeigte mir ein verdutztes Gesicht und sprach mit einer Resignation, deren Grund ich nicht recht einsah: „So mußte es kommen!“

Unterdessen murmelte Marianna: „Der gute Junge! Die gnädige Frau sagt ihm, er soll hierher sehen, und er, die liebe Unschuld, er sieht wirklich her; — er weiß nicht, daß ich hier bin ... Du weißt es nicht ... wenn Du's wüßtest ... o Du liebe Seele ... Ach, wenn ich ihn doch küssen könnte!“ Und sie drehte sich um und suchte mit einem flüchtigen Blick zu erforschen, ob es für sie noch eine Hoffnung gäbe, diese Gunst zu erlangen; dann hielt sie, ohne die Antwort abzuwarten, das Auge wieder an's Schloß.

„Ueber vier Wochen,“ antwortete ich, „über vierzehn Tage vielleicht ... aber jetzt hieße es ihm übelwollen, ja, ihm übel thun.“ Und ich suchte mit den Augen Giuseppe's Zustimmung, die er mir gehorsam, obzwar mit schwerem Herzen, gab.

* * *

„Da!“ rief plötzlich Marianna, „ich glaub', er will gehen! ... Die gnädige Frau hat ihn an den Stuhl gestellt, und er läßt los ... läßt los ...“

Länger widerstand ich nicht: „Ich will ihn auch sehen!“

Marianna machte mir Platz, und ich sah durch das Schlüsselloch.

August hatte wahrhaftig den Stuhl losgelassen und stand im schönsten Gleichgewicht, wagte aber nicht sich fortzubewegen, obwohl Evangelina gebückt zwei Schritte vor ihm stand, beide Hände ausstreckte, um ihn aufzufangen und ihn mit Schmeichelworten lockte.

Man sah deutlich, August hatte die größte Lust zu laufen und sich in die Arme seiner Mutter zu werfen, aber die große Entfernung von ihr schreckte ihn.

Ich dachte: „Ich will ihm Muth machen!“ und sagte laut: „Thut mir den Gefallen und macht keine Dummheit!“ öffnete die Thür, jedoch kaum so weit, um mich durchquetschen zu können, trat ein und rief meinem Sohne zu: „Da, hier ist auch der Papa!“

Er verstand sehr gut, daß, wenn der Papa da ist, man sich vor nichts zu fürchten hat, und kaum hatte ich mich gebückt und ihm mit meinen Armen gleichfalls einen sicheren Hafen bereitet, so setzte er sich in Bewegung, anfangs mit keckem Anlauf; gleich darauf aber erschrak er über seine Tollkühnheit und warf sich verzweifelnd in die Arme — der Mama.

Durch die Küchenthür drang an mein Ohr ein leiser Ruf der Begeisterung, doch August hörte ihn nicht; ich aber drückte einen Kuß auf seinen Mund und sprach feierlich: „Bravo! Den ersten Schritt hast Du gethan; und jetzt, mein Sohn, immer tapfer voran!“

Digitized by Google

# Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Die letzten Wochen des hinter uns liegenden Jahres haben zu den merkwürdigsten desselben gehört und der letzte Tag des J. 1882 ist vielleicht das wichtigste Glied dieser dreihundert- und -fünfundsechzigliedrigen Kette gewesen. Inmitten der Zurüstung auf das größte der christlichen Friedensfeste und allgemeiner Befriedigung darüber, daß die friedlichen Zeichen, unter denen der Winter begonnen, stündlich an Festigkeit zuzunehmen schienen, sind wir daran gemahnt worden, daß ein bewaffneter Frieden nur ein halber sei und daß für den Deutschen nach wie vor das Wort gelte, Freiheit und Leben verdiene nur, wer sie täglich erobern müsse. Wie immer man die publicistischen Allarmrufe der dritten Decemberwoche des vor. Jahres beurtheilen und erklären mag — ob aus Rücksichten der augenblicklichen Lage oder aus Gründen allgemeiner Natur — die Bedeutung eindringlicher Warnungen vor falscher Friedenssicherheit wird man diesen Kundgebungen der inspirirten Presse nicht bestreiten können. Und zwar vor falscher Friedenssicherheit in mehr als einem Sinne! Verfolgt man den Gang der bezüglichen Erörterungen mit einiger Aufmerksamkeit, so sind einmal die Deutschen vor Unterschätzung der Rüstungen an der westrussischen Grenze und vor Gleichgültigkeit gegen die Parteiverschiebungen im Innern des russischen Reiches gewarnt und zum Zweiten aber unsere österreichisch-ungarischen Nachbarn und Freunde daran erinnert worden, daß die Gründe, welche für den Abschluß des Bündnisses vom October 1879 maßgebend waren, mit unverminderter Stärke fortbestehen. Endlich — wir dürfen uns das nicht verhehlen — ist auch darauf hingewiesen worden, daß es in Oesterreich-Ungarn Personen und Parteien gibt, welche in unrichtiger Beurtheilung der russischen und aus Feindseligkeit gegen die heutigen deutschen Zustände an der Möglichkeit directer russisch-österreichischer Beziehungen festhalten und das Bündniß vom October 1879 zu einem gegenstandslosen machen wollten. Just so viel, als zur Feststellung und zur Beurtheilung dieses letzteren Umstandes erforderlich war, ist von den Verhandlungen bekannt gegeben worden, welche die wichtigste Wendung neuerer deutscher Geschichte bezeichnet haben. Rasch hinterher erfolgten die Mittheilungen darüber, daß der „Gedankenaustausch", zu welchem die Wiener Reise des Fürsten Bismarck Veranlassung gegeben, zu schriftlichen Aufzeichnungen geführt habe, daß ein Bündniß von zunächst fünfjähriger Dauer abgeschlossen, daß in demselben die Eventualität gleichzeitiger Angriffe auf beide Verbündete als casus foederis bezeichnet worden sei, und daß es sich nach Ablauf der fünfjährigen Frist darum handeln werde, die Bande zwischen den beiden Reichen der europäischen Mitte enger als bisher zu ziehen, oder denselben die Freiheit künftiger Verständigungen von Fall zu Fall offen zu halten. Daß diese Offenbarungen über eine sonst mit tiefstem Geheimniß behandelte Angelegenheit auf einen andern Zweck, als den der Befriedigung des Orientirungsbedürfnisses neugieriger Gelegenheitspolitiker gerichtet gewesen sind, bedarf nicht erst des Nachweises. Ob dieser Zweck vollständig oder doch in dem



Digitized by Google

entscheidenden Punkt erreicht worden, muß die Zukunft lehren — die Versicherungen gegenseitigen Vertrauens und ungetheilter Befriedigung über das auf beiden Seiten beobachtete Verhalten, mit denen die Discussion geschlossen wurde, legen die Annahme nahe: daß die Dinge sich in den richtigen Geleisen bewegen. Daran dürfen wir uns bis auf Weiteres genügen lassen. Müßte es doch in der That wunderlicher als irgend wahrscheinlich zugehen, wenn man sich in Wien dauernd darüber täuschen wollte, daß das deutsche Reich von dem Weiterrollen des einmal in Bewegung gesetzten russisch-nationalen Steins ungleich weniger zu fürchten hat, als der von slawischen Elementen durchsetzte und auf dem gefährlichen bosnischen Vorposten angelangte österreichisch-ungarische Kaiserstaat. Zu einem russisch-deutschen Zusammenstoße bedürfte es in St. Petersburg eines Entschlusses, der schon mit Rücksicht auf Alter und Festigkeit der dynastischen Tradition den Betheiligten schwer ankommen müßte: russische und österreichisch-ungarische Interessen brauchen sich dagegen nur naturgemäß weiter zu bewegen, nur rücksichtslos sich selbst überlassen zu werden, damit sie aufeinander platzen. Ein russisch-deutsches Kampfesobject müßte erst ausfindig gemacht werden, — Rußland und Oesterreich aber führen in Serbien, den übrigen ehemals türkischen Ländern und in Galizien seit lange einen stillen, niemals zur Ruhe gekommenen Krieg, dessen öffentlicher Ausbruch nur durch den guten Willen der beiden Kabinette vermieden wird. Die beliebte, auch neuerdings verlautbarte Phrase von der Möglichkeit einer russisch-österreichischen Verständigung, deren Grundlage eine Theilung der Balkaninsel in eine östliche russische und eine westliche österreichische Hälfte zu bilden hätte, ist niemals mehr als eine Phrase gewesen. Das treibende Moment in Rußland bilden einerseits slavische, andererseits morgenländisch-kirchliche Tendenzen; kommen die einen oder die anderen jemals zu voller Geltung, so werden sie ihr volles Recht verlangen und mit der Unterordnung dem griechisch-orthodoxen Ritus folgender Slaven unter ein lateinisches Scepter niemals Frieden schließen. — An die Gefahren einer sofortigen Aggression glaubt man in Berlin ebenso wenig wie in Wien. Wenn aber nichts desto weniger bei uns die Nothwendigkeit einer Einrichtung auf alle Fälle im Auge behalten wird, so wird man jenseit der böhmischen Berge darüber nicht im Zweifel sein können, was dort zu thun ist. Oder sollte es wirklich noch österreichische Politiker geben, die nicht wissen, daß der Preis, um welchen das deutsche Reich die Freundschaft Rußlands jeder Zeit haben könnte, eben der Verzicht auf unser Verhältniß zum Kaiserstaat ist und daß die im Jahre 1878 ausgesprochene Weigerung des leitenden deutschen Staatsmannes, die Kreise des österreichischen Orientinteresses stören zu lassen, der wahre Grund davon gewesen ist, daß der alte Haß der russischen Nationalpartei gegen Oesterreich nicht mehr gegen dieses allein, sondern zugleich gegen uns gerichtet ist?

Unmittelbar nachdem die durch die öffentliche Erörterung dieser Fragen aufgewirbelte Staubwolke sich gelegt hatte, traf die Nachricht von dem Tode des einflußreichsten Franzosen seiner Zeit, des Depositärs aller seit dreizehn Jahren gegen das deutsche Reich geschmiedeten Rachepläne ein. Es kann als Beweis für den Fortschritt angesehen werden, welchen die politische Bildung unseres Volks im Lauf der letzten Jahrzehnte gemacht hat, daß die Beurtheilung dieses wichtigen Zwischenfalles bei allen Parteien in Deutschland die nämliche gewesen ist. Der leitende Gesichtspunkt war die Erwägung, daß der Tod des populärsten französischen Republikaners der Republik von Schaden sein könne, die unter den gegebenen Verhältnissen einmal die stärkste Bürgschaft für Erhaltung des Friedens bildet. Das hat so schwer gewogen, daß über den mehr als zweifelhaften sittlichen Werth des Verstorbenen und über seinen verhängnißvollen Einfluß auf die Verwandlung der conservativen in eine democratische Republik ebenso hinweg gesehen worden ist, wie über die Bedeutung Gambetta's für die Befestigung der französischen Rachegedanken. Für die Erhaltung der republikanischen Staatsform ist der Erdictator ebenso nützlich wie für die Consolidirung der Regierung und der Regierungspartei gefährlich gewesen. Es wird darauf ankommen, ob sein Ausscheiden in letzterer Rücksicht einen Wandel zum Besseren herbeigeführt, oder ob sein Tod dem im Laufe des letzten Jahres immer brüchiger gewordenen Fasse den Boden ausschlägt. Absehbar

Digitized by Google

ist für den Augenblick nur eine Wirkung des Ereignisses vom 31. December 1882: England wird in Sachen Aegyptens seinen Willen durchsetzen, ohne durch Rücksichten auf Frankreich und einen möglichen französischen Widerstand gestört zu werden. Sir Charles Dilke ist der Nothwendigkeit überhoben, mit seinem ehemaligen Freunde und dessen Alliance-Projecten zu rechnen, Herr Duclerc der Controle ledig geworden, die der Wächter über „Frankreichs Würde im Auslande" übte und die den besten Theil von Duclerc's bisher bewiesener „Festigkeit" bildete. Das Wenige, was wir von dem dieser Tage angekündigten Circular Lord Granville's wissen, läßt ausgemacht erscheinen, daß der Sieger über Arabi-Pascha sich die volle Freiheit seines Handelns vorbehalten und daß er das Reich Mehemed-Ali's nach seinem Willen und seinen Interessen einrichten will. Die Freiheit der Schiffahrt auf dem Suezkanal, der internationale Charakter dieses wichtigen Verkehrsweges und der Wortlaut der abgeschlossenen Verträge werden gewahrt bleiben, — über Weiteres schon jetzt Auskunft zu ertheilen, hält man in London nicht für nöthig. Man weiß, daß von den übrigen Großmächten die einen nicht in der Laune, die andern nicht in der Lage sind, gegen eine einseitig britische Regelung der ägyptischen Angelegenheit wirksamen Einspruch zu erheben und man macht sich das zu Nutze. Was übrig bleibt — eine gewisse Verstimmung Frankreichs über den Verlust seiner traditionellen Stellung und das Mißvergnügen Rußlands darüber, daß (zum ersten Male seit einem Jahrhundert) eine Verschiebung der orientalischen Machtverhältnisse ohne jedes russische Zu- und Mitthun Platz gegriffen hat — wird die Londoner Staatsmänner wenig anfechten, um so weniger, als die gesammte Angelegenheit die Beziehungen des Inselreichs zu den beiden mitteleuropäischen Großmächten keinen Augenblick getrübt hat. Was an dem Gang der Ereignisse des letzten Halbjahrs berechenbar war, hatte der deutsche Reichskanzler mit gewohntem Scharfblick vorausberechnet: daß England die ägyptische Emente anstrengungslos zu Boden werfen und daß die Benutzung dieses Sieges die englisch-französische Alliance für längere Zeit unmöglich machen, Frankreich vollständig isoliren werde. Darauf kam es für uns allein an und das ist erreicht worden.

Von dem dritten die Jahreswende begleitenden Ereigniß ist bis jetzt außerordentlich wenig zu hören gewesen. Das St. Petersburger Cabinet hat sich mit dem päpstlichen Stuhl über ein Abkommen betreffend die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse im Königreich Polen und den ehemals polnischen Ländern geeinigt und dadurch dem Hauptorgan des deutschen Ultramontanismus Veranlassung zu Declamationen über den Vorsprung geboten, welchen die russische Kirchenpolitik vor der deutschen gewonnen haben soll. Ueber den Vorsprung, auf welchen es dabei eigentlich abgesehen ist, hat man natürlich vorsichtiges Schweigen beobachtet. Und doch ist die Sache einfach genug! Rußland will den Versuch machen, auf kirchlichem Gebiet und durch kirchliche Vermittelung zu einem Friedensschluß mit dem Polenthum zu gelangen, das man im Hinblick auf Eventualitäten der Zukunft an das großslavische Banner zu fesseln wünscht; kirchliche Zahlungsmittel sollen die Stelle politischer und nationaler vertreten, die man nicht zu bieten wagt. — Auch wenn es richtig sein sollte, daß man sich über die Wiederbesetzung der seit zwanzig Jahren verwaisten polnischen Bischofssitze endgültig geeinigt hat, bleibt eine Schwierigkeit übrig, welche den Nutzen des gesammten Abkommens in Frage stellt: die Entscheidung über die Sprache, deren die katholischen Seelsorger sich in den lithauischen und weißrussischen Provinzen der ehemaligen königlichen Republik bedienen sollen. Die vereinbarte Formel, daß die Sprache der Gemeinden zugleich diejenige der Seelsorger sein solle, besagt in Wahrheit gar nichts, denn in allen den genannten Ländern wird neben den lithauischen und russischen Idiomen das Polnische gesprochen, dessen Gebrauch die Petersburger Regierung um jeden Preis auszuschließen beabsichtigt. That is the point! Seit fünfzig Jahren bildet die Frage nach der nationalen Hingehörigkeit der lithauischen und weißrussischen Länder und nach dem Existenzrecht des polnischen Bruchtheils der Bevölkerung derselben den eigentlichen Kern des gesammten polnisch-russischen Streits, des kirchlichen, wie des nationalen und politischen. Da alle Gebildeten — die eingewanderten russischen Beamten und Officiere



Digitized by Google

ausgenommen — in Wilna, Kowno, Witebsk, Minsk ꝛc. ausschließlich polnisch reden, wird polnischerseits das Vorhandensein polnischer Gemeinden behauptet und daraus das Recht zum Gebrauch dieser Sprache abgeleitet, während die Russen ihr Idiom als herrschende Culturſprache angesehen wissen wollen. Dazu kommt ein fernerer Streit über die Schreibung des Lithauischen, dessen vorhandene Literatur sich lateinischer Schriftzeichen bedient hat, während die St. Petersburger Regierung seit achtzehn Jahren den Druck aller Publicationen verboten hat, die anders als mit russischen Lettern gedruckt sind. Da beide Theile fest entschlossen sind, in dieser Hinsicht keine Zugeständnisse zu machen, da das lithauische Volk bis zur Stunde an seinen herkömmlichen Schriftzeichen festhält und da das Verbot derselben mit einer gewaltsamen Entpolonisirung des Landes gleichbedeutend ist, so erscheint die Möglichkeit einer Verständigung so gut wie ausgeschlossen. An der Weigerung des Polenthums, seine geschichtlichen Ansprüche auf Lithauen und Weißrußland aufzugeben, sind bisher alle politischen Versöhnungsversuche gescheitert und werden voraussichtlich auch die kirchlichen Friedensbestrebungen Schiffbruch leiden. Außer dem ist in Betracht zu ziehen, daß in Kowno, Minsk und dem polnischen Gouvernement Augustowo Hunderttausende zwangsweise zur griechischen Kirche übergetretener Uniirter leben, denen die russische Regierung den Rücktritt in die alte Kirche verbietet, und daß der Streit darüber, ob die Uniirten als Griechisch-Orthodoxe oder als Katholiken anzusehen sind, seit Jahren unter der Asche weiter glimmt.

Wie allenthalben im östlichen Europa, so richtet sich auch im westlichen Rußland die Nationalität nach dem kirchlichen Bekenntniß und verbergen sich hinter den kirchlichen leidenschaftliche nationale Gegensätze. Weniger denn je ist heute an eine Verständigung zu denken, wo die nationalen Einflüsse immer weiter in die russischen Regierungskreise vordringen und wo ein Pobedonoszew die oberste kirchliche Verwaltung (den heiligst dirigirenden Synod zu St. Petersburg) in Händen hält! — Die Absicht der Petersburger Regierung, durch Vermittelung der Curie zu einem Ausgleich mit Polen zu gelangen und sich im Hinblick auf künftige Kämpfe eines Rückhalts an diesem Volksthum zu versichern, beruht auf einer Selbsttäuschung der gröbsten Art. Das Polenthum Oesterreich zu entfremden, hofft man wahrscheinlich auch in Petersburg nicht, weil man mit der gehörigen Genauigkeit weiß, daß die Wiener Regierung ihrer polnischen Unterthanen sicher ist, so lange der im gesammten Königreiche als Muster angesehene galizische status quo aufrecht erhalten und dem Polenthum die Möglichkeit geboten wird, seine Herrschaft über die Ruthenen zu behaupten. Aussichtslos erscheinen aber auch die Versuche, die polnischen Elemente Preußens in das russisch-slavische Lager hinüber zu ziehen. Kein Zweifel, daß die polnischen Patrioten in der Germanisirung eine größere und dringendere Gefahr sehen, als in der Russification und daß ein Theil der polnischen Demokratie sich mit Gedanken an einen Anschluß an Rußland trägt! Ebenso unzweifelhaft ist es aber, daß Clerus und Adel der ehemals polnischen Länder das paritätische Preußen für das geringere Uebel ansehen, so lange die russische Propaganda zugleich eine nationale und kirchliche ist und so lange Rußland weder den Uebertritt von der einen zur andern Kirche noch die Confession der in gemischten Ehen gebornen Kinder freigibt. Mag man in clericalen Kreisen auch noch so laut davon reden, daß Rußland in den kirchen-politischen Fragen liberaler verfahre als Preußen, — die mit der wahren Sachlage bekannten Polen wissen es besser und richten sich darnach ein. Einerlei, ob die zwischen Petersburg und dem Vatican gepflogenen Verhandlungen vornehmlich einen Schachzug gegen Preußen bedeuten oder ob sie durch innere Rücksichten geboten sind: eine Gefahr für uns bedeuten sie nicht, so lange Staats- und Kirchenthum in Rußland identisch ist und so lange das im Königreich verfolgte System das bisherige bleibt. Daß die polnisch-galizischen Führer, trotz ihrer Antipathien gegen Preußen, während der letzten publicistischen Auseinandersetzungen über das deutsch-österreichische Bündniß, nahezu einstimmig für die Alliance von 1879 eingetreten sind, bietet in dieser Rücksicht einen lehrreichen Fingerzeig.

Digitized by Google

Eine nicht ganz unbedeutende Rolle haben während der letzten Wochen die in Veranlassung der Hinrichtung Oberdank's von den italienischen Radicalen in Scene gesetzten Demonstrationen gegen Oesterreich gespielt. Wieder einmal hat sich mit der gehörigen Deutlichkeit gezeigt, daß die nationalen Fanatiker der Irridenta zuerst Radicale und erst in zweiter Reihe Italiener sind und daß die denselben früher gewährte Duldung ein Uebel groß gezogen hat, das dem Staate schließlich über den Kopf wachsen kann. Die römische Regierung hat sich dieses Mal nach Kräften angelegen sein lassen, den Ausbrüchen des revolutionären Wahnsinns entgegenzutreten und den internationalen Anstand zu wahren; bei der Zerklüftung der Parteien hat indessen nicht ausbleiben können, daß die vorgeschrittene Opposition dem Pöbeltreiben einen wenigstens indirecten Vorschub leistete. Für Italiens internationale Stellung sind diese Vorgänge dadurch besonders peinlich geworden, als denselben Menabrea's in Paris gehaltene diplomatische Antrittsrede unmittelbar vorhergegangen war. Ob die der französischen Republik abgegebenen Liebeserklärungen des neuernannten italienischen Botschafters einen bestimmten, durch ministerielle Instructionen bezeichneten Zweck verfolgten oder ob sie der persönlichen Initiative des einstigen Minister-Präsidenten König Victor Emanuel's entsprungen sind, ist zweifelhaft geblieben — zur Erhöhung des italienischen Credits in Wien und Berlin haben sie in keinem Falle beigetragen. Italien wird sich's gefallen lassen müssen, von den Mächten, deren Alliance es sucht und suchen muß, mit dem Mißtrauen angesehen zu werden, dem schwache Regierungen ebenso wenig entgehen, wie unzuverlässige: politisch gesprochen bedeutet Schwäche ja nur eine besonders bedenkliche Form der Unzuverlässigkeit. Von einem Gouvernement, das sich in den wichtigsten inneren Fragen von den Wellen eines längst zuchtlos gewordenen Parteiwesens hin- und herwerfen läßt, versteht sich freilich von selbst, daß es keine bestimmte und zielbewußte auswärtige Politik verfolgen kann. Mehr als vorübergehende Volkslaunen sind weder die irridentistischen noch die albanesischen Bestrebungen Italiens gewesen und dasselbe scheint von den Verstimmungen über Frankreichs tunesische Erfolge zu gelten. In der Schätzung der Pariser Staatsmänner hat das von der römischen Regierung repräsentirte Volksthum durch seine während der letzten Jahre verfolgte Politik ebenso wenig gewonnen, wie in derjenigen der übrigen europäischen Staatslenker.

Im europäischen Südosten treibt der Gegensatz russischer und österreichisch-ungarischer Interessen das frühere verdeckte Spiel weiter. Dem Könige von Serbien ist nach zahlreichen vergeblichen Anstrengungen gelungen, eine willfährige Kammer zusammenzubringen, welche die Regierungsvorlagen, betreffend die Umgestaltung der Armee, die Organisation der kirchlichen Verwaltung und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, votirt hat; die Thronrede, durch welche die Session eröffnet wurde, thut des Verhältnisses zu Oesterreich mit keiner Silbe Erwähnung, obgleich dieses seit Jahr und Tag die Axe der gesammten serbischen Politik und den Hauptgegenstand der Feindseligkeiten bildet, mit denen die Regierung von slavistischer Seite überschüttet wird. — Zu einer gehorsamen Volksvertretung hat es auch der Fürst von Bulgarien mit Hilfe seiner russischen Rathgeber gebracht; die Zahl der der Versammlung von Sofia angehörigen oppositionellen Abgeordneten ist genau so groß wie diejenige der aus dem Wahlkampf siegreich hervorgegangenen fürstlichen Minister: sie beträgt drei. Dem glücklich gefundenen „Stein der Weisen" mangeln indessen die Weisen. Unmittelbar nach Eröffnung der neuesten chambre introuvable sind im Schoße des erst vor wenigen Monaten neugebildeten Ministerrathes Zwistigkeiten ausgebrochen, welche eine veränderte Zusammensetzung desselben nothwendig gemacht haben. Dem Anschein nach handelt es sich um abermalige Differenzen zwischen den russischen und den eingeborenen Rathgebern Alexander's I.; sollte der Fürst sich auch dieses Mal auf die Seite der ersteren schlagen, so könnte das für seine fernere Stellung bedenkliche Folgen heraufbeschwören. Die bulgarische Nation ist um ihre „Selbständigkeit" ebenso ängstlich besorgt, wie das bei der Mehrzahl frisch constituirter Nationalitäten der Fall ist und der Nachbar und Nebenbuhler Alexander's, Alekko-Pascha von Ostrumelien, hat aus

Digitized by Google

den bulgarischen Verstimmungen über die russische Allgewalt in ziemlich geschickter Weise Vortheil zu ziehen gewußt. Seine im Uebrigen nichts weniger als mustergültige Verwaltung sieht es systematisch darauf ab, zum Mittelpunkte aller autochton-bulgarischen Bestrebungen zu werden und die Russen ihre Entbehrlichkeit fühlen zu lassen. Freilich in eigenthümlicher, ländlich-sittlicher Manier! Auf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem General-Gouverneur und dem in Philippopel accreditirten russischen Consul ist ein Auftritt in der ostrumelischen Ständeversammlung gefolgt, der damit endigte, daß ein bekannter Parteigänger Rußlands, der Abg. Naumowisch, der sich beleidigender Ausfälle gegen die in der Landesmiliz dienenden Officiere bulgarischen Ursprungs (die russischen Officiere und Unterofficiere sind von Alekko-Pascha entlassen, beziehentlich zur Abschiednahme aufgefordert worden) erlaubt hatte, öffentlich geohrfeigt und zur Flucht genöthigt wurde. — Den Intrigen auf den Grund zu sehen, welche auf diesen ehemaligen Schauplätzen asiatischer Barbarei und fanatiotischer Verderbtheit ihr Wesen treiben, ist bis jetzt nicht einmal russischen Augen gelungen. Fürst Vogoridos ist seiner Herkunft nach Grieche und trotz seines türkischen Beamtencharakters und seiner Anpassung an bulgarisch-nationale Modelaunen ein echter Grieche geblieben. Daß er eben jetzt an die Spitze der antirussischen Agitation auf der Balkanhalbinsel zu treten versucht, hängt aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur mit russisch-österreichischen Rivalitäten, sondern mit dem Wiederaufflammen der erbitterten Streitigkeiten zusammen, die neuerdings im Schoße der morgenländischen Kirche zwischen Russen und Griechen ausgefochten werden. Die Gründe davon sind in diesen Blättern bereits berührt worden. Dem vor einigen Monaten neu erwählten Patriarchen von Jerusalem hat die St. Petersburger Kirchenbehörde wegen „Verletzung der Kanonischen Regeln", in Wahrheit aber deshalb die Anerkennung versagt, weil dieser erst achtundzwanzigjährige Kirchenfürst der Candidat der griechischen Partei in Jerusalem war. Aus der „Mosk. Zeit." erfahren wir, daß dieser neue Beleg für den längst beobachteten Rückgang des russischen Einflusses an den „heiligen Stätten" außerordentlich viel böses Blut gemacht und die nationalrussische Partei zu dem Beschluß veranlaßt hat, für die 300 000 russischen Rubel, welche alljährlich nach Jerusalem abfließen, eine „Wiederherstellung des Protectorats über die gesammte orthodoxe Kirche zu verlangen", das dem Lenker der Geschicke des einzigen mit der Fülle aller Lebensbedingungen ausgestatteten rechtgläubigen Staates allein gebühre."

Ob man in St. Petersburg Neigung verspüren wird, die bereits ein Mal geschichtlich gewordene Frage der heiligen Stätten auf die Tagesordnung zu setzen und ein zweites Mal die ominöse Formel zu gebrauchen, die vor neunundzwanzig Jahren einen Weltkrieg entzündete, ist die Frage. An der „Fülle aller Lebensbedingungen", auf deren Besitz Herr Katkow seinen Protectoratsanspruch gründen zu können glaubt, fehlt in dem heutigen Rußland nahezu ebensoviel wie weiland in dem Rußland des Kaisers Nicolaus. Die politischen Schwierigkeiten, mit denen der ausgedehnteste Staat der Erde zu kämpfen hat, sind nur anscheinend und nur deshalb für den Augenblick in den Hintergrund getreten, weil wirthschaftliche Schwierigkeiten den gesammten Vordergrund der Scene erfüllen. Der Rückgang des noch immer unter zwei Drittheile seines Nominalwerths gesunkenen Creditrubels und die zahlreichen Bankbrüche, welche während der letzten Wochen gemeldet worden, haben dem öffentlichen Vertrauen im Zarenreiche einen so schweren Stoß gegeben, daß die Banken von allen Seiten mit Zurückforderungen der ihnen anvertrauten Capitalien bedrängt und zu Einschränkungen ihrer Credite genöthigt werden, die den Kreisen der Grundbesitzer und Industriellen arge Verlegenheiten bereiten. In dem einen Theil des Landes ist die Ernte hinter den auf sie gesetzten Erwartungen zurückgeblieben, in dem andern stockt, mangelnder westeuropäischer Nachfrage wegen, der Getreide-Absatz. Bei der Capitalarmuth Rußlands versteht sich von selbst, daß der durch den Rückgang der Ausfuhr bewirkte Mangel an Zahlungsmitteln lähmend auf die Einfuhr wirkt und daß Klagen über Geldknappheit und Geschäftslosigkeit gleichzeitig von Groß- und Kleinhändlern, Importeuren

Digitized by Google

und Exporteuren, Landwirthen und städtischen Industriellen erhoben werden. Der wiederholt angekündigte Rücktritt des bejahrten Finanzministers Bunge (dem diese Verlegenheiten zur Last gelegt werden) ist noch immer nicht erfolgt und bei der großen Zahl fortwährend in Umlauf gesetzter Gerüchte von bevorstehenden russischen Ministerveränderungen läßt sich nicht absehen, ob ein Wechsel im Finanzministerium für die nächste Zukunft überhaupt stattfinden wird. Ueber die nächste Zukunft hinaus zu denken ist aber in Rußland niemals üblich gewesen.

Wenn wir der Vollständigkeit wegen noch erwähnen, daß Spanien abermals der Schauplatz eines Ministerwechsels geworden ist und daß Herr Sagasta sich abermals im Amte zu behaupten gewußt hat, so ist die Summe der wichtigsten Vorgänge des letzten Monats aufgezählt, — soweit von einer Summe überhaupt die Rede sein kann. Widerspruchsvoll, wie sie während des gesammten Jahres 1882 gewesen, ist die europäische Lage auch beim Jahreswechsel geblieben. Die Zeichen, welche denselben begleiteten, lassen die verschiedensten Deutungen zu. Der Mann, der für den gefährlichsten Feind des Friedens und des Friedensschlusses vom Mai 1871 galt, ist in's Grab gesunken; fraglich erscheint aber, ob die durch sein Ausscheiden bewirkte Veränderung der französischen Scene der Sache des Friedens dauernd zu Gute kommen werde. Der Waffenlärm, der bei Beginn der Festzeit zu uns herüberscholl, ist wieder verstummt, wann derselbe wiederkehren wird, wissen wir nicht: das Eine aber scheint ausgemacht zu sein, daß wir uns auf seine Wiederkehr gefaßt zu machen — und einzurichten haben. „Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen" ist einmal das Geschick des Stammes, der im Herzen Europa's seine Sitze aufgeschlagen und auf welchen (um mit einem bekannten Geographen zu reden) alle Pfeile von West und Ost gerichtet sind. Die Gefahr, auf den errungenen Lorbeern einzuschlafen, hat dem neuen Deutschland niemals gedroht und von ihr werden wir im Jahre 1883 ebenso weit entfernt bleiben, wie während des gesammten vorangegangenen Jahrzehnts. Selbst unter dem frischen Eindruck der letzten von uns errungenen Siege wagten die Meisten auf einen mehr als zehnjährigen Frieden nicht zu rechnen. Daß unsere Erwartungen in dieser Rücksicht übertroffen worden, hat das Friedensbedürfniß genährt, zugleich aber die deutsche Kriegsbereitschaft gekräftigt, die nach wie vor die stärkste Friedensbürgschaft für Deutschland und für Europa bildet. Wir werden uns entschließen müssen, die damit verbundenen Lasten noch eine Weile weiter zu tragen, so sauer uns das auch ankommen mag. Hat der Krieg, den die Elemente im Lauf des Winters gegen das frühere Haupt-Object feindlicher Menschenangriffe, gegen den Rheingau, geführt haben, uns doch auf's Neue daran erinnert, wie viel noch fehlt, unsere Culturarbeit als auch nur halbwege beendigt erscheinen zu lassen! Die erste diesjährige Aufgabe der in Berlin versammelten Reichsboten des Rheinganes ist die Theilnahme an der Vertheilung der Spenden gewesen, mit welchen der „Mehrer des Reichs" der Noth der überschwemmten Landschaften zu steuern versucht hat — die erste größere Arbeit der preußischen Volksvertretung, die Berathung von Maßregeln zur Sicherung der Rheinufer gegen künftige Zerstörungen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es Wiederausgleichung langjähriger Versäumnisse gelten, zu denen die Bewohner des schönsten der deutschen Ströme durch die Dauer des Zeitraums verführt worden waren, während welches der Rhein seine Wildwassernatur verleugnet hatte. Bezeichnend genug ist es, daß die umfassende, dem deutschen Lieblingsstrom gewidmete Literatur (auch die geographische) der Gefährlichkeit desselben nur höchst beiläufige Erwähnung thut; und daß wir über die Sagengeschichte dieses Gaues ungleich besser unterrichtet sind, als über die Geschichte der rheinischen Ueberschwemmungen, deren letztes Capitel doch nur eines unter vielen gewesen ist. — Möchte uns gegönnt sein, die Arbeit zur Sicherung gegen die feindliche Naturgewalt ebenso rasch und sicher durchzuführen, wie diejenigen gegen feindliche Menschengewalt!

Digitized by Google

# Literarische Rundschau.

## Conrad Ferdinand Meyer's Gedichte.

Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1882.

Die Gedichte des als Erzähler längst bekannten schweizerischen Poeten erregen das Gefühl, als ob wir noch mitten drinne ständen in der goldenen Zeit unserer Poesie, und man muß schon weit zurückschreiten durch die Flucht der Decennien, um auf dem Felde unserer Literatur einen Band zu finden, der eine ähnliche Fülle der feinsten und schönsten Motive und eine so tadellos durchgebildete Form aufzuweisen vermöchte. Vor der Schwelle seines sechzigsten Jahres hat sie der Verfasser in die Welt geworfen, nicht um — wie hin und wieder ein erprobter Erzähler thut — vage verblichene Naturklänge aus seiner Jugend aufzufrischen, nicht um ein paar gute Einfälle, die er sonst nicht zu verwenden wußte, nachträglich an den Mann zu bringen. Auf diesen Blättern glänzt die vollendete Kunst, triumphirt die absolute Meisterschaft über den sprödesten Stoff und die schwierigste Form. Hier treten vielleicht C. F. Meyer's beste und eigenste Leistungen hervor und hier kommt überdies in verklärtem Widerschein sein Bild und ein reiches, tiefes Leben zu Tage.

Was zuvörderst in die Augen springt, ist des Dichters originelle Erfindungsgabe, der Reichthum an eigenen Ideen, die geniale Verfatilität, auf allen Pfaden, auf allen Höhen und Tiefen des Lebens, auf den Feldern der Vergangenheit und der Gegenwart Poesie zu finden. Man schlage das Buch auf, fast jede Seite bietet etwas, dem wir so noch nirgends begegnet, etwas Ursprüngliches, das nur diesem Autor angehört. Da sind z. B. — in welcher lyrischen Sammlung fänden sich solche nicht! — drei Lenzgedichte. Wir halten sie nicht für die besten Schöpfungen Meyer's. Aber alle drei tragen ein ganz neues Motiv in sich und unterscheiden sich sofort von den tausenden und abertausenden ihrer Genossenschaft. Das erste „Lenz Wanderer": Der Dichter liegt mit seinem dürren Stabe verdrossen an einem Raine, ein Knabe naht mit blühendem Stabe; es ist der Lenz. Der Dichter folgt ihm in gleichem Schritt und Tritt, und siehe — auch sein Stab wird von oben bis unten blüthenreich. Das zweite „Lenz Mörder": Neues Leben schwillt im Lenze und lüftet Kleid und Decke; die nämliche Kraft und Lust schwellt auch des Dichters Herz, das sich mit den Liedern und Thränen noch dehnen kann. Aber einmal wird der Tag erscheinen, wo es dies nicht mehr vermag: dann wird ihn der Lenz tödten mit seinen Veilchen und Flöten. Das dritte „Lenz Triumphator":

Frühling mit der Vöglein Laut
Allerenden, allerorten!
Frühling, der die Welt umblaut,
Deine blüh'nden Siegespforten
Hast du niedrig aufgebaut!

Digitized by Google

Ueber alle Pfade her
Schießen blüthenschwere Zweige
Ungebändigt, kreuz und quer,
Daß dir jedes Haupt sich neige,
Und die Demuth ist nicht schwer.

Etwas Anderes: In später Stunde aus dem Bildersaal, wo Heilige auf Goldgrund mit erhobenen Händen beten, tritt der Dichter auf's blache Feld, wo die Schnitter sich mühen und wo auch auf schimmernd heilig-goldnem Grunde müder Arme unermüdlich Walten sich zeigt. Oder wieder: Er geht durch ein Bergdorf, dessen Bewohner rings im Gelände das Gras schneiden; nur auf einer Steinbank sitzt feiernd ein Greis. Zuweilen erblickt der Dichter in nachdenklicher Stunde das Bild noch; er weiß, daß auch ihm der Tag kommt, da ihn die Kraft verräth, dann will er langsam in die Berge wandern und suchen, wo „die Bank des Alten" steht.

Doch wir vermöchten, auch wenn wir die Beispiele zu Dutzenden häuften, den Gehalt dieses Bornes nicht auszuschöpfen und auch nicht mit wenigen Worten darzulegen, wie Meyer ältere Motive vertieft, geistreich wendet oder ausschmückt, so daß sie unter seiner Hand etwas Neues werden.

Die Prüfsteine hervorstechender Schöpferkraft und unbedingten Könnens bilden vielleicht am ehesten jene Gedichte, wo der Dichter das Schwierigste unternimmt, wo er Gegenstände aufgreift, die sozusagen sein Metier betreffen, wo er die Reflexion des streng bewußten, über seine Kunst und Begabung nachdenkenden Poeten in Situation und Action umsetzt. Wie fein und eigen ist die Conception „Lieder-Seelen", wo es sich um das Auftauchen und Aneignen lyrischer Motive handelt. In einer Maiennacht trifft er, durch seinen Garten schreitend, auf einen Chor von Geisterchen, die ihm, nach ihrer Art befragt, Folgendes erwidern:

„Ich bin ein Wölkchen, gespiegelt im See."
„Ich bin eine Reihe von Stapfen im Schnee."
„Ich bin ein Seufzer gen Himmel empor!"
„Ich bin ein Geheimniß, geflüstert in's Ohr."
„Ich bin ein frommes, gestorbenes Kind."
„Ich bin ein üppiges Blumengewind" —
„Und die du wählst, und der's beschied
„Die Gunst der Stunde, die wird ein Lied."

Das Gedicht „Die gefesselten Musen" versinnlicht die Selbstherrlichkeit der Poesie: Zu irgend einem Könige in Dacien oder Thracien kommen einst die Musen und Grazien auf Besuch, und nachdem jedes der Himmelskinder in dem ihm eigenen Tone gesungen, treten sie alle insgesammt den blühenden Reigen, der dem Könige so gefällt, daß er ihn am folgenden Tag wieder zu bestaunen wünscht, was ihm aber abgeschlagen wird mit dem Bedeuten, dies hänge ganz an den Launen der schönen Gäste. Erzürnt läßt er sie in's Gefängniß werfen. Sie entfliehen in der Nacht, die Schergen greifen in die Luft, silbernes Gelächter klingt und statt der Ketten hängen zerrissene Blumenkränze im Kerker. Eine Art Gegenstück, „Die Gaukler", bringt die Wirkung der lyrischen Poesie zur Darstellung. Am Strande des gelobten Landes sitzt Ludwig der Fromme im Zelt. Ihm werden drei Brüder aus Armenien, Gaukler, gemeldet, die ihr schönes Spiel begehren hören zu lassen; er beruft sie in's Zelt, damit seine Leute von ihnen nicht bethört würden. Sie setzen die Hörner an den Mund, und als die Töne verklungen sind, ruft der eine der Zuhörer, er habe sein fernes Lieb auf stiller Zinne gesehen, einem Andern ist der heimathliche Sitz mit Eichen und Schilfgeflitter vor die Seele getreten, und der König selbst bricht in Thränen aus: ihm war, englische Gestalten hätten ihn in den Himmel gehoben.

Ein Jeder hat im Horneslaut
Sein Herz belauscht, sein Lieb geschaut,
Sein Minnen und sein Sehnen.

Digitized by Google

aphorismenartig, knapp und scharf, von fast räthselhafter Kürze; bald eines von maßvoller, einfacher Erzählungskunst in der Weise Uhland's, oder sauber gearbeiteter Volksballaden, bald eines von hinreißendem Pathos, verweilender Plastik und berauschendem Zauber des Tonfalles. Mit Vorliebe hält er sich an Figuren der großen Historie, an hervorragende, von der Kunst mehr oder weniger schon bearbeitete Gestalten: da sind u. a. Camoëns, Michel Angelo, Papst Julius, Cäsar Borgia, Milton u. s. w. Wie in seinen historischen Novellen bricht neben einem gewissen Hang für blutige Scenen die Gabe hervor, geschichtliche Stoffe gleichsam zu durchgeistigen. Das gilt neben andern von dem großartigen Stücke „Die wunderbare Rede", sowie von „Das Auge des Blinden". Ein wahres veni vidi vici beflügelt forteilender Handlung ist „Der Botenlauf", der die Sage von Kastor und Pollux behandelt. „Der Rappe des Conthurs" bringt das Bängliche und Unheimliche des sagenhaften Vorganges vorzüglich zur Darstellung. Seelische Vertiefung, packender Gehalt zeichnen die Erzählung aus „Die Söhne Harun's", vielleicht noch übertroffen von der andern „Mit zwei Worten". Eine Sarazenin betritt das Deck eines christlichen Seglers, ohne sich dem Schiffsvolke durch mehr als zwei Worte verständlich machen zu können: „London. Gilbert". Gilbert ist ein englischer Pilger, dem sie, eines Emirs Tochter, heimlich die Sklavenbande gelöst hat und den sie in London suchen will, verspottet und verhöhnt von der Menge, da ihre einzige Frage nach Gilbert geht, welchen Namen Tausende tragen. Endlich findet sie ihn doch und wird sein Weib, und — was der Dichter verschweigt — die Mutter des heiligen Thomas a Becket, der in Meyer's „Der Heilige" die Hauptrolle spielt.

Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer und Land.

Kleine Pendants zu des Verfassers historischen Novellen sind „Der Berg der Seligkeiten" und „Auf dem Canal grande", jenes bezaubernd durch den goldenen, über eine Reihe anschaulichster Scenen ausgegossenen warmen Ton, dieses ergreifend durch die Schärfe der Zeichnung und die herbe, düstere Hoheit der Situation.

Noch wäre manches epische Stück zu erwähnen, das uns den bedeutenden Künstler zeigen würde, der schon in „Jürg Jenatsch", im „Heiligen", in „Page Leubelfing" hervortrat. Aber wer sah dort seinen Sinn, wer sah sein Herz? Diese und die andern Figuren und ihr Loos schienen ohne tieferen Herzensantheil des Dichters geschaffen zu sein, kalt und gemessen schien er wie das Schicksal hinter ihnen zu stehen, allen menschlichen Antheil spröd verbergend. Jetzt sehen wir in seine Seele und blicken auf sein Leben, jetzt ist uns der Mensch mit seinem Hoffen und Träumen, mit seiner Lust und seinem Leid, seinem Lieben und Zürnen nahe getreten. Dem Loose des spät zum Abschluß Gekommenen entsprechend klingt die Jugend nicht aus diesen Blättern. Ihr Echo nur tönt auf den dunkleren Gründen des gereiften Mannes, und die Sehnsucht kommt, sie dort zu suchen. Ergreifend spricht sie im Gedichte „Lenzfahrt":

Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort.

Freunde, die Gestalten der Mutter und Schwester tauchen auf und eine vom Tode früh dahingerafft Geliebte. Ihr sind eine Reihe der besten Gedichte dieses Bandes gewidmet, die rücksichtlich reiner Gesinnung, träumerischer Sehnsucht und vollendeter Schönheit immer mustergültig bleiben werden und auf die früh Geschiedene einen so eigenthümlichen Reiz und Zauber werfen, wie er nur je auf der Jugendliebe eines Dichters geruht:

. . . . wandernd, reisehaft,
Schlank, rein, walddunkel, aber o wie süß!

Ungetrübtes Glück spricht aus den an seine Frau gerichteten Gedichten, zarte Töne verbinden sich mit starkem Pathos in der Huldigung an seine Schwester. Die landschaftlichen Schönheiten des Zürcher See's, die farbigen Skizzen des Mannes, der den Süden und seine Kunstschätze gesehen hat, spiegeln sich wider, die Erinnerungen d.n

Digitized by Google

bringt und er agirt mit. Er geht mit diesen vornehmen Leuten wie mit seinen guten Kameraden um, aber er ist ihnen überlegen. Er kritisirt nicht, er moralisirt nicht, er porträtirt nur und läßt jedes Gesicht seine eigne Geschichte erzählen. Er hat es immer mit Frivolitäten zu thun, aber er selbst ist niemals frivol. Er ist piquant, aber decent. Er ist geistreich, witzig, aber er ist weit entfernt „von jenem impertinenten Witzton, der den Geist im Spott und die Menschenkenntniß im Cynismus sucht."

Vor Allem bemerkenswerth ist die Erzählergabe unsers neuen Autors; die Leichtigkeit und Grazie, mit der er sich bewegt und den Dialog führt. Handlung ist verhältnißmäßig wenig vorhanden; nicht sie, sondern die Charakteristik ist die Hauptsache. Der Roman ist sehr einfach erfunden; aber entwickelt sich mit großer Natürlichkeit und die Gestalten desselben leben, sie sind typisch. Ihrer Mehrzahl nach gehören sie der hohen Aristokratie von Oesterreich an. So Graf Pistasch, der österreichische Cavalier comme il faut; er ist niemals aus Oesterreich hinausgekommen, spricht tadellos französisch und „besitzt die unvollständigste Bildung, die verschwommensten historischen Begriffe." Er frägt ganz naiv: „wer ist Philippe Egalité?" und weiß nicht, wiewohl er im Komödienspielen excellirt, daß „On ne badine pas avec l'amour" der Titel eines Musset'schen Proverbes ist. Mit der größten Bonhommie bringt unser Autor dergleichen bittre Dinge vor; und wo wir auch sind in diesem Roman, im Salon der Gräfin Dey oder unten im Billardzimmer ihres Schlosses, wir haben die Vorstellung, als ob er ungesehen dabei wäre und in aller Stille die boshaftesten Anmerkungen machte zu dem Thun und Treiben der Andern. Castigat ridendo. Vortrefflich ist ferner Eugen von Rhoeden, der „Wiener Gassenbub", aus einer neugebackenen Adelsfamilie, die aus der Großindustrie hervorgegangen; und noch ergötzlicher Papa Harfink, der Großindustrielle selber, der Oheim Rhoeden's, der Märtyrer seines guten Kochs und seiner gelehrten Frau. Welch eine Fülle von Humor ist in einer der Nebenfiguren, der Baronin Klettenstein; und wie glücklich in der Erscheinung der Juanita der Eindruck des Häßlichen, der Rohheit hervorgebracht, ohne daß ein rohes Wort angewandt wäre. Doch auch das rein Poetische, das Gemüthvolle gelingt unserm Autor nicht minder. Nichts Lieblicheres als seine Kinderscenen, ergreifend in ihrer schlichten Naturtreue; und wie bestrickend ist der Reiz, der um seine Frauengestalten schwebt — nur eine Linie noch und diese nixenhafte Linda würde verletzend sein, nicht mehr verführerisch. Aber mit seinem Geschmack und künstlerischem Maß geht der Autor nur so weit und nicht weiter. Ein Bild zarter Weiblichkeit, ein wenig zur Sentimentalität geneigt und mehr noch zur Eifersucht, ist Elsa — „snowdrop" nennt ihr Vetter sie, der Graf Sempaly; dieser, gleich ihrem Gemahl, Freiherrn von Garzin, ein „nobleman" von Geburt und ein Gentleman von Gesinnung.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, dieser Roman des high-life sei nur ein oberflächlich unterhaltender. Daß er in seinen leichteren Theilen amüsant und durchaus spannend ist, wird man ihm nicht als einen Fehler anrechnen. Aber er ist noch etwas mehr. Schubin's Roman ist ein ernstes, tief tragisches Buch, eine Tragödie aus der modernen Gesellschaft: die Geschichte eines Mannes, der einen Augenblick der Schwäche gehabt hat, und nun sein Leben umsonst daran setzt, den Flecken hinwegzuwaschen von dem, was man conventionell „Ehre" nennt; sich zu „rehabilitiren". Wir wollen von den namenlosen Kämpfen, den herzzerreißenden Scenen, durch welche Felix von Lanzberg geht, hier Nichts verrathen, wir würden den Lesern, die wir dem Buche wünschen, keinen Gefallen damit erweisen. Sie werden selber sehen, mit welchem Geschick sie der Verfasser in Athem hält und nicht eher als auf den letzten Seiten das Räthsel einer bedauernswürdigen Existenz löst. Denn Schubin versteht ebenso gut zu componiren als zu charakterisiren. Sein Roman ist kein Sensationsroman; er ist so natürlich und glaubhaft, wie das Alltagsleben selber, und ganz ohne jene Verwickelungen, die künstlich, nicht künstlerisch zu sein pflegen. Man ist überzeugt, daß es Wirklichkeit ist, die er uns gibt; und er gibt sie nicht durch die Beschreibung der Dinge, sondern durch deren Wirkung auf uns. Der Mondenschein fällt in ein

Digitized by Google

böhmisches Waldesdickicht und wir sehen es. Der Schauplatz wechselt und die Brunnenpromenade von Marienbad, das alte Kärnthnerthortheater, das Wiener Restaurant, das verhängnißvolle Haus am Salzgries, der Club und die Caserne stehen nicht minder deutlich vor uns. Es ist, wie wenn eine neue Couliffe herabsinkt, während vorn das Spiel weiter geht. Das Meisterstück in diesem Roman ist die Schilderung — d. h. Schilderung in Action — der Schlacht bei Königgrätz oder Sadowa; nur drei Seiten, aber würdig, mit dem berühmten „Serrez les rangs!“ im „Conscrit“ von Erckmann-Chatrian verglichen zu werden. Man sieht, man hört die Schlacht; man glaubt sie zu riechen; und wir erinnern uns lange nicht, etwas Erschütternderes gelesen zu haben, als jene Flucht des Declassirten, Degradirten, der nicht so sehr den Tod, als das Leben fürchtet, der verwundet, mit dem Aufgebote seiner hinschwindenden Kraft und fast der Letzte seines Bataillons, — ein „ehrloser“ Mann, dennoch die Ehre seines Regimentes, die Fahne, rettet und dann zusammenbricht. Wir sagten, nichts Erschütternderes — wenn es nicht das Wiedersehen mit seinem Vater ist. „Mein Held!“ rief er. Felix fuhr nervös zusammen und schlug die Augen flehend zum Vater auf. „Du bist grau geworden, Papa,“ rief er, wie erschreckend. — „Man wird alt, mein Bursch,“ erwiderte der Baron, sich hastig über die gelichteten Haare streichend. „Alt mit neununddierzig Jahren!“ murmelte Felix . . . .

Es ist vielleicht kein sympathisches Buch, aber ein merkwürdiges. Es ist Kraft darin und vor Allem: Wahrheit. Was wir ihm vorwerfen, und was mehr als alles Andere die Hand des Neulings verräth, ist der Umstand, daß der Verfasser einige seiner Hauptfiguren fallen läßt. Was wird aus Linda? Was aus Juanita? Der Roman dieser beiden Frauen ist nicht abgeschlossen und durch den unendlich rührenden Mollaccord, mit welchem Felix scheidet, klingt eine schneidende Dissonanz. So mag das Leben sein; aber hier, wenn irgendwo, mußte die Kunst eintreten.

Der Stil Schubin's ist durchgebildet und individuell, die Sprache nie banal, wiewohl nicht immer ganz correct. Sein Deutsch hat den Anflug von „Wienerisch“, den wir im Norden sehr goutiren, wenn auch allerdings in Gesprächen mehr als in Büchern. Im Streben nach dem Aparten wird der Verfasser manchmal geziert, womit im auffälligen Gegensatze wiederum Ausdrücke stehen, die nichts weniger als gewählt sind. Auf drei Seiten (238—241) reiben sich „vergnügte Wirthe die *fetten* Hände“; tönt es von Mund zu Munde, „wie *fett* sie geworden“ und heißt es zuletzt noch von derselben Person, daß ihr Gesicht „gelblich *fett*“ aussähe. Das ist, selbst für Marienbad, ein bischen zu viel; ganz abgesehen davon, daß unseres Wissens die dortigen *Wirthe* gar keinen Anspruch auf das Attribut erheben. Aehnliches, wenn nicht Schlimmeres, begegnet auf den Seiten 6, 51, 55; und die Zahl der Beispiele ließe sich noch vermehren. Und doch gibt der Verfasser an anderen Stellen Beweise des richtigsten Empfindens für das, was man sagen und für das, was man nur andeuten darf.

Es sind dies Mängel, auf welche den Autor aufmerksam zu machen, Pflicht der Kritik ist; welche jedoch in Nichts den Werth seines Buches verringern, noch hindern werden, daß es seinen Weg mache. Wir müßten uns sehr täuschen, oder die Welt wird bald mehr hören von Ossip Schubin. J. R.

Digitized by Google

v. **Lessing's Leben** von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitten und 8 Facsimiles. Leipzig, Ed. Wartig (Ernst Hoppe). 1882.

Ein Buch, welches dem Lebensgange Lessing's von Jahr zu Jahr folgt, wichtige und unwichtige Ereignisse getreulich verzeichnet und seine Hauptwerke kurz, seine weniger bekannten Schriften ausführlicher bespricht. Es mangelt, wie man sieht, die Perspective. Es mangelt auch der Versuch, die Erscheinung Lessing's und die Begebenheiten seines Lebens aus seinem Charakter und den günstigen oder ungünstigen Zeitverhältnissen einheitlich zu erklären. Doch mangelt nicht eine bestimmte Auffassung, ein bestimmtes Urtheil, das sich von vornherein schon durch das Motto ankündigt, in der Vorrede ausgeführt wird und an allen geeigneten oder ungeeigneten Stellen des Buches wiederkehrt. Das Motto, oder vielmehr das zweite Motto (denn das Buch hat zwei, eins auf der Vorderseite, das andere auf der Rückseite des Titels) lautet: „Ein deutscher Schriftsteller ein deutscher Märtyrer." Ein harter Vorwurf für unsre Nation, den zu beweisen dem Verfasser wohl schwer werden dürfte! War es nicht würdiger, war es nicht mehr im Sinne Lessing's und vor allem: war es nicht mehr der Wahrheit gemäß, auch ihn als seines Glückes Schmied darzustellen, auch an ihm den Zusammenhang zwischen Schicksal und Charakter aufzuzeigen? Lessing hätte nach Herrn Professor Düntzer durchaus sollen einen Ruf an eine deutsche Universität erhalten. Wäre Lessing denn damit gedient gewesen? Und gibt es denn kein größeres Glück, als deutscher Professor zu sein? Sind es unsere Universitäten, an denen vorzugsweise die Schriftsteller gedeihen? — Wir glauben übrigens das vorliegende Werk allen denen empfehlen zu dürfen, welche, mit Lessing's hauptsächlichen Leistungen selbständig vertraut, von einer Biographie in erster Linie gewissenhafte und zuverlässige Zusammenstellung der Thatsachen verlangen und diese in kürzerer Form als bei Danzel-Guhrauer-Maltzahn-Boxberger zu besitzen wünschen. Solche Leser werden auch an gelegentlich sorgloser Redaction keinen allzu großen Anstoß nehmen, so wenn S. 315 von einem Lessing'schen Bedienten und gleich darauf S. 320 von Lessing's Bibliothek und hierauf ebenso unvermittelt von dessen Ankunft in Berlin (aus Breslau) die Rede ist. Etwa 50 Seiten später (S. 371) erkennt man, daß zwischen dem Bedienten und der Bibliothek allerdings ein Zusammenhang obwaltete: er besaß sie. Aber man wird darüber bei Danzel u. s. w. 2, 125 klarer und rascher belehrt. — Die Holzschnitte sind zum Theil abscheulich: man vergleiche nur die Eva König auf S. 467 mit dem Bilde vor ihrem von Alfred Schöne herausgegebenen Briefwechsel mit Lessing.

ξ. **Geschichte der Weltliteratur** in Einzeldarstellungen. Bd. I. Geschichte der französischen Literatur von Eduard Engel. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1883.

Es ist an Literaturgeschichtswerken wahrlich kein Mangel, aber dennoch kann man dem Unternehmen die Berechtigung nicht absprechen, so weit ein Urtheil nach dem ersten Band auf das Ganze möglich ist. Ed. Engel, welcher seit einigen Jahren das von Lehmann begründete „Magazin für die Lit. d. Ausl." mit Geschick und Sorgfalt leitet, hat seine Befähigung durch verschiedene kleinere Arbeiten erwiesen. Er ist mit Recht von dem Grundsatz ausgegangen, daß es, um den Stoff weiteren Kreisen anziehend zu machen, nöthig sei, den Ballast überflüssiger Namen von Autoren und Werken über Bord zu werfen. Demgemäß hat er sich auf eine wohl überlegte Auswahl beschränkt und besonders diejenigen Schriftsteller hervorgehoben, welche in irgend einer Art für die Epochen und deren literarische Hauptströmungen kennzeichnend sind. Dabei entfaltet er die beachtenswerthe Gabe scharfer Charakteristik und gebildeten Geschmack. Könnte auch eine eingehende und strenge Kritik manches Urtheil angreifen, müßte sie auch manche zu entschieden ausgesprochene oder zu flüchtig hingeworfene Bemerkung tadeln: im Allgemeinen wird sie dem Verfasser das Zeugniß ehrlichen Strebens und beharrlichen Fleißes nicht vorenthalten dürfen. Besonderes Lob verdient die Behandlung der Anfänge der franz. Literatur und des achtzehnten Jahrhunderts. Wir empfehlen das Buch unseren Lesern, welche sich einen Blick über die gesammte Entwickelung des Schriftthums Frankreichs erwerben wollen, das Werk angelegentlich; sie werden nicht durch Nebendinge von der Beobachtung der Hauptsachen abgelenkt, und erhalten in charakteristischen Proben, welche gut ausgewählt sind, eine dankenswerthe Beigabe. Verdienstlich ist es, daß Engel auch die neueste Zeit eingehender behandelt hat. — Zunächst sollen die Literaturen Polens, Italiens und Englands erscheinen; wir hoffen über dieselben ein ebenso günstiges Urtheil fällen zu können, wie über die Arbeit Engel's. — Die Ausstattung ist gut, der Preis entsprechend.

o. β. **Leopold Kompert's gesammelte Schriften.** Erster Band: Aus dem Ghetto. Berlin, Louis Gerschel. 1882.

Zu dem sechzigsten Geburtstage Leopold Kompert's ist als die werthvollste Gabe dem Dichter eine Gesammtausgabe seiner Schöpfungen beschert worden, die das vielfach zerstreute poetische Erträgniß seines Strebens an einen Ort zusammenstellt. Der erste Band bietet die Anfänge des Erzählers: jene Geschichten aus dem Ghetto, welche zuerst den Namen des feinsinnigen Schilderers seines engeren Volksstammes, des zugleich scharfen und zarten Seelenbeobachters, bekannt machten. Unter diesen Erzählungen ist wohl die vortrefflichste die vom „Schlemiel", welche das Dasein eines jener Stiefkinder des Geschicks vor uns entrollt, in lebhafter, ein Glied fest an das andere reihender Entwickelung, ergreifend in ihrer Einfachheit, menschlich wahr in ihrer Tragik. In einer umfangreicheren Geschichte, „Die Kinder des Bruders", leidet die an feinen Zügen reiche Charakteristik unter der etwas wanglosen Art des Vortrags, der allzu freien Technik; in „Judith der Zweiten", der Geschichte der freiwilligen Opferung einer Mädchenehre für den gefangenen Stammesgenossen, gelingt es dem Dichter nicht, uns von der Lebenswahrheit der Vorgänge zu überzeugen. Ein liebenswürdiger Humor umspielt die Novelle „Ohne Bewilligung", die von vormärzlichen Zuständen und einer jüdischen Ehe berichtet, welche die wohlweise Behörde aus der Welt decretiren will; und ein Bild voll intimer Stimmung gibt uns Kompert in der kleinen Geschichte vom „Alt-Babele", welche vielleicht am besten seine poetisch-ethische Art charakterisirt.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Januar zugegangen, verzeichnen wir, nähres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Aus allen Welttheilen.** Illustrirte Monatshefte für Länder- und Völkerkunde und verwandte Fächer. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten ꝛc. Redaction von Dr. Hugo Zoepfen. XIV. Jhrg. 1. Hft. Leipzig. Oswald Mutze.

**Bern.** — Sich selbst im Wege. Ein Stimmungsbild von Maximilian Bern. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig. Schulze & Comp. 1883.

**Bern.** — Aus der Gesellschaft. Ein Almanach von Maximilian Bern. II. Leipzig. Otto Lenz. 1883.

**Brandes.** — Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. Fünfter Band. Die romantische Schule in Frankreich. Leipzig, Veit & Comp. 1883.

**Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Vierzehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. 46/50. Hft. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

**Chaillu.** — Im Lande der Mitternachts-Sonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du-Chaillu frei überseht von G. Helms. 18/20. Lfg. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn. 1882.

**Chattopâdhyâya.** — Indische Essays von Nisikánta Chattopâdhyâya. Zürich, Rudolphi & Klemm. 1883.

**Conring.** — Fern von der Heimath! Gedichte von Ida von Conring. Norden, Hymicus Fischer. 1883.

**Corvin.** — 1848—1871. Geschichte der Neuzeit. Von Corvin. Lfg. 20/22. Leipzig, Grethner & Schramm.

**Dahl.** — Medelhörs-Geschichten aus der alten guade Tid von C. F. Dahl. Ludwigslust, Carl Hinstorff. 1882.

**Deutscher Litteratur-Kalender** auf das Jahr 1883, herausgegeben von Joseph Kürschner. Fünfter Jahrgang. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

**Dietrichs-Parisius.** — Bilder aus der Altmark von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten. 6. Lfg. Hamburg. J. F. Richter.

**Fechner.** — Revision der Hauptpunkte der Psychophysik von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

**Fontane.** — Die Grafschaft Ruppin. Von Theodor Fontane. Vierte vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Hert. 1883.

**Franke.** — Die Liebe als Weltprincip in der Entwickelung des Natur- und Weltganzen. Von Julius Heinrich Franke. Probeheft. Berlin, C. Wartmann'sche Buchhandl. 1883.

**Gewerbehalle.** Jahrgang 1882. Lfg. 11/12. Stuttgart, J. Engelhorn.

**Goethe's** Werke. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 13/14. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883.

**Graefe.** — Wahrheit in Dichtung. Gedichte von Julius Graefe. Leipzig, Rud. Lincke. 1883.

**Grassmann.** — Das Thierleben oder die Physiologie der Wirbelthiere. Von Robert Grassmann. Stettin, R. Grassmann. 1883.

**Hasse.** — Ungedruckte Briefe von Friedrich Hasse. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1883.

**Hinrichsen.** — Wahre Geschichten von Adolf Hinrichsen. Ludwigslust und Rostock, Carl Hinstorff. 1883.

**Hitz.** — Gedichte von Luise Hitz. München, Theodor Ackermann. 1882.

**Hübschmann.** — Die Umschreibung der iranischen Sprachen und des Armenischen von H. Hübschmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

**Katalog** des Reichs-Postmuseums. Berlin, Reichsdruckerei. 1882.

**Kloth.** — Te Landrathsdochter. En Geschich ut östlich Hostteen dun Heinrich Kloth. 2 Bde. Kassel, Lipsius und Tischer.

**Koch.** — Der Kaukasus. Landschafts- und Lebensbilder. Aus dem Nachlasse von Karl Koch, herausgegeben von Therese Koch. Zweite Ausgabe der „Nachklänge orientalischer Wanderungen". Mit dem Portrait des Verfassers. Berlin, S. Calvary & Comp. 1882.

**Kruse.** — Alexei. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1882.

**Kürschner.** — Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung etc. Herausgegeben von Joseph Kürschner. 2.—21. Lieferung. Spemann, Berlin und Stuttgart.

**Lafontaine's Fabeln.** — Uebersetzt von E. Pohm. Illustrirt von Gustav Doré. 2. Auflage. 1. Heft. Berlin, W. Moeser.

**Mahrenholtz.** — Molière. Einführung in das Leben und die Werke des Dichters. Von Richard Mahrenholtz. Kleinere Ausgabe von des Verfassers: „Molière's Leben und Werke". Heilbronn, Gebr. Henninger. 1883.

**Marvel.** — Träumereien eines Junggesellen oder Ein Buch des Herzens. Von Ik Marvel. Deutsch von Hermann Otto. Zweite Auflage. Norden und Leipzig, Hinrichs Fischer. 1883.

**Meinardus.** — Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage. Von Dr. Otto Meinardus. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1883.

**Mevert.** — Reisebriefe aus Paraguay. Von Ernst Mevert. Wandsbeck, A. Meucke & Comp. 1883.

**Milchhoefer.** — Die Befreiung des Prometheus. Ein Fund aus Pergamon. Zweiundvierzigstes Programm zum Winckelmannsfeste der Archaeologischen Gesellschaft zu Berlin von Arthur Milchhoefer. Mit einer Tafel und drei Zinkdrucken. Berlin, G. Reimer. 1882.

**Moleschott.** — Hermann Hettner's Morgenrotd 1847 bis 1851 von Jac. Moleschott. Gießen, Emil Roth. 1883.

**Oberländer.** — Fremde Völker von Richard Oberländer. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 17/24. Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt.

**Perfall.** — Vornehme Geister. Roman von K. von Perfall. 2 Bände. Düsseldorf, Felix Bagel.

**Perrot-Chippiez.** — Geschichte der Kunst im Alterthume. Von Georges Perrot und Charles Chippiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. 6/7. Lfg. Aegypten. Bearbeitet von Dr. Rich. Pietschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

**Postbuch** zum Gebrauch für das Publikum in Berlin (und Umgegend). Herausgegeben im Auftrage der Kaiserlichen Ober-Postdirection zu Berlin. November 1882. Berlin, Reichsdruckerei.

**Puttkamer.** — Kaiser Otto der Dritte. Schauspiel in fünf Aufzügen von G. von Puttkamer. Elogau, Carl Flemming. 1883.

**Reclam.** — Des Weibes Gesundheit und Schönheit. Von Prof. C. Reclam. Zweite Auflage. Leipzig, C. F. Winter. 1883.

**Riegel.** — Geschichte der Wundmalerei in Belgien seit 1836. Nebst Briefen von Carnelius, Kaulbach, Overbeck, Schnorr, Schwind etc. Von Herman Riegel. Berlin, Wasmuth. 1882.

**Ring.** — Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung. Geschildert von Max Ring. Mit circa 300 Illustrationen. 1. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther

**Rütimeyer.** — Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk von L. Rütimeyer. Basel, H. Georg's Verlag. 1883.

**Schack.** — Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack. In sechs Bänden. Erster Band. Lfg. 4/5. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1882.

**Schneidewin.** — Drei populär-philosophische Essays von Dr. Max Schneidewin. Hameln, Th. Fruendeling. 1883.

**Schreber.** — Das Buch der Erziehung an Leib und Seele. Für Eltern, Erzieher und Lehrer. Von Dr. G. M. Schreber. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich Fleischer.

**Schwier.** — Deutscher Photographen-Kalender. Taschenbuch und Almanach für 1883. Herausgegeben von R. Schwier. 2. Jahrg. Weimar, Verlag der Deutschen Photographen-Zeitung. 1882.

**Shakespeare's Sämmtliche Werke.** Illustrirt von John Gilbert. 46/52. Lfg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Simmern.** — Von 1790—1797. Der Revolutionskrieg im Lichte unserer Zeit. Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Hannover, Karl Brandes. 1882.

**Verhandlungen** der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band IX. No. 6/8. Berlin, G. Reimer. 1882.

**Waldstein.** — Bekenntnisse eines Hoftheaterdirectors. Theater-Roman von Max Waldstein. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. 1883.

**Warnecke.** — Heraldisches Handbuch für Freunde der Wappenkunst, sowie für Künstler und Gewerbetreibende bearbeitet und mit Beihilfe des Kgl. Preuß. Cultusministeriums herausgegeben von F. Warnecke. Mit 313 Handzeichnungen von E. Doebler d. J. und sonstigen Abbildungen in Lichtdruck von C. A. Starcke. III. Aufl. Görlitz, C. A. Starcke. 1883.

**Weiss,** — Schweizerisches Börsen- und Geschäftshandbuch. Von Hermann Weiss, Bankier. Basel, Verlag der Chr. Meyri'schen Buchhandlung. 1883.

**Werther.** — Leitfaden zur ersten Aufführung des zweiten Theils von Goethe's Faust in der Bühneneinrichtung von Dr. Julius Werther. Stuttgart. A. Werther.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

# Das letzte Glück.

Erzählung
von
**Wilhelm Berger.**

## 1. Die automatische Ente.

Als im Herbst 1870 das deutsche Heer den gewaltigen Ring um Paris geschlossen hatte, trat eine Pause in dem großen Kriege ein. Welterschütternde Actionen waren eine Zeitlang nicht zu erwarten; die Soldaten des kaiserlichen Frankreich, soweit sie nicht den Tod gefunden hatten, lagen eingeschlossen in den eigenen, oder gefangen in deutschen Festungen.

Aus einem breiten Landgürtel südlich von Paris hatten unsere fliegenden Heere mit scharfem Besen jede feindliche Uniform hinweggefegt. Frei lagen unsere Straßen von der Grenze bis in das Herz Frankreichs. Bis an die Ausläufer des fädenreichen Netzes saßen an den Knotenpunkten unsere Etappencommandos. Hin und her, nach Kalender und Uhr, bewegten sich durch diese Controlstationen die Söhne Germaniens, in scheinender Montirung aus den heimischen Reservedepots zur Front, mit der „Wacht am Rhein" auf den sangeslustigen Lippen, und wieder zurück von der Front zu den Lazarethen am Wege in abgetragener Kleidung, müde Leute mit matten Augen, denen mehr noch die Strapazen als die Geschosse des Feindes die Spannkraft aus Körper und Geist geschüttelt hatten.

Es war über Frankreich ein bitterböser Winter frühzeitig hereingebrochen und auf den schneebekrusteten Landstraßen ließ es sich nicht mehr so angenehm marschiren als in den Herbsttagen. Dies empfand namentlich ein Detachement Soldaten, die in Troyes fußkrank zurückgelassen worden waren, aber vor nachrückender Landwehr angenehme Quartiere und leichten Dienst verlassen mußten, und nun, unter Führung eines Unterofficiers, ihre verschiedenen, nach Westen voreilenden Regimenter wieder einzuholen strebten. Trotz kleiner Tagesmärsche waren die Leute, als sie in Donnemarie einrückten, derartig ermattet, daß ihnen ein Ruhetag bewilligt werden mußte.

Der Gefreite Albert Magnus hatte einen Quartierzettel erhalten, der ihn an den Marquis d'Aurillac wies. Es wurde ihm schwer genug, die Wohnung



Digitized by Google

seines Quartiergebers zu finden; denn obgleich er die französische Sprache geläufig redete, so wollte doch auf der Straße Niemand seine Frage nach dem Hôtel des Marquis verstehen. Es schien, als ob die gesammte, männliche wie weibliche Bevölkerung übereingekommen sei, von ihrem betitelten Mitbürger die Unannehmlichkeit der Einquartierung nach Kräften abzuwehren. Schließlich mußte einer der Ortsvorsteher dem Ungeduldigen einen Boten mitgeben, damit er endlich an das gesuchte Schloß gelange.

Daß Edelleute immer in Schlössern wohnen, mag wohl eine traditionelle Fiction unter dem französischen Landvolke sein. Jedenfalls war das Château des Marquis d'Aurillac, welches der Bote endlich dem müden Albert eben außerhalb des Städtchens vorwies, nach den Begriffen des Deutschen nur ein isolirt stehendes, mäßig großes Wohnhaus, ohne sonderliche architektonische Reize. Aber Albert hatte schon mit viel schlechteren Quartieren vorlieb nehmen müssen und war mit dem Aussehen des heutigen herzlich zufrieden.

Der deutsche Soldat wurde von dem öffnenden Bedienten empfangen wie eine alltägliche Erscheinung. Als Albert dem Manne in grauer Livrée folgte, der auf dem Teppichstreifen der breiten Steintreppe mit leichten Schritten voranging, bemerkte er, trotz der herrschenden Dämmerung, daß die innere Einrichtung und Ausstattung des Schlosses, im Geschmacke der Renaissance gehalten, allerdings den Wohnsitz eines Aristokraten vermuthen ließ.

Der Bediente führte Albert in ein hübsch eingerichtetes Zimmer im dritten Stockwerk und erkundigte sich auf das höflichste nach seinen Befehlen. Der ermüdete Soldat indessen erklärte, kein anderes Bedürfniß zu haben als dasjenige der Ruhe, bat den Diener, ihn bei seinem Herrn für heute zu entschuldigen und begann seine Kleider abzulegen.

Der Bediente entfernte sich; Albert verriegelte die Thür und streckte sich bald darauf mit großem Behagen in dem vortrefflichen Bett aus, das der Marquis d'Aurillac zur Verfügung der ihm aufgenöthigten Gäste hielt. Diesmal war ihm das Kriegsglück hold; ein solch gutes Lager war ihm nicht geworden, seit er im Juli Hals über Kopf aus Magdeburg in's Feld rücken mußte. Auf die hellen Fenstervorhänge schien der Mond, und von seinem Schein gelangte noch genug in's Zimmer, um in demselben ein angenehmes Dämmerlicht zu verbreiten. Da nun überdies tiefe Stille herrschte, so konnte sich Albert mit Fug und Recht einbilden, er sei plötzlich in die Heimath entrückt worden. Wie ein Traum erschien es ihm jetzt, daß er schon so lange rastlos umhergetrieben worden war, von Bivouac zu Bivouac, von Gefecht zu Gefecht. Um ihn war wirklich und gewiß Friede, Ruhe und Sicherheit, und die Furien des Kriegs hatten die Erde verlassen.

Holde, tröstliche Täuschung! Aus dem Schlosse des Marquis d'Aurillac in Donnemarie schweiften Albert's Gedanken weit hinweg in die fruchtbare Elbniederung und quer hinüber zu dem uralten Gebirgsstock des Harzes, und alle die alten Wünsche wurden wieder lebendig, deren Triebkraft die Mobilmachungsordre abgestellt hatte. Am Rande des kuppenreichen Gebirges, in Blankenburg, lebte ein schönes Mädchen, das Albert liebte. In den letzten Jahren war Albert häufig an schönen Sonntagen mit seinem Freunde Franz Langurt, dessen Tante

Digitized by Google

und Pflegemutter dort wohnte, von Magdeburg hinübergefahren, und wenn es dann in die Berge ging, hatte Bertha Glimmer niemals in der Gesellschaft gefehlt. Albert hatte sie ausgezeichnet auf seine ruhige, besonnene Weise; von seiner Leidenschaft aber hatte er sie nichts merken lassen. Er war Techniker und besaß für sein Fach eine hervorragende Begabung; schon bezog er, jung wie er war, aus einigen seiner patentirten Erfindungen nicht unansehnliche Einnahmen; indessen schienen ihm die Fundamente seiner bürgerlichen Existenz noch nicht breit genug, um darauf einen Hausstand mit beständig steigender Verantwortlichkeit zu gründen, und er arbeitete still weiter, Stein an Stein fügend, fest darauf vertrauend, daß er dereinst das Ziel seiner geheimen Wünsche erreichen werde.

Und als er sich jetzt Bertha's Bild vergegenwärtigte und die hellblauen Krystallaugen daraus auf sich strahlen ließ, dachte er nicht daran, daß hinter ihm im Vaterlande das tägliche Leben seinen gewohnten Gang ging und neue Verhältnisse sich bildeten, ohne daß auf die Abwesenden die mindeste Rücksicht genommen wurde. Ihm stellte sich Alles in der Heimath noch genau so dar, wie er es verlassen hatte. Die blauen Augensterne blieben ihm so nah, als wenn sie unverrückbar fest an seinem Himmel ständen, bis der Schlaf kam und sie auslöschte.

Am nächsten Morgen aber, mit dem Lichte eines jungen Tages, trat die Gegenwart wieder ihre Herrschaft auch über Albert an.

Er ließ sich nach genossenem Kaffee von dem Diener in den Salon führen und bei dem Marquis melden. Aus einer Seitenthür trat ein ältlicher, schlanker Herr mit buschigem grauen Haar, hellbraunen Augen und blühender Gesichtsfarbe. Der lange Hausrock, den er trug, hatte augenscheinlich schon eine Reihe von Jahren Dienste gethan, und zwar bei keiner überreinlichen Beschäftigung.

Albert stellte sich vor, um Entschuldigung bittend, daß er lästig fallen müsse.

„Wir sind an Besuche, wie den Ihrigen, hinlänglich gewöhnt, um keine Unbequemlichkeit mehr davon zu verspüren," entgegnete der Marquis kühl. „Bitten möchte ich nur, daß Sie die Güte haben, sich unserer Hausordnung zu fügen, so weit Sie können."

Albert verneigte sich.

„In Betreff des Dejeuners wollen Sie Jacques, dem Bedienten, Ihre Befehle ertheilen. Zum Diner, pünktlich um sechs Uhr, würde uns Ihre Gegenwart an der gemeinsamen Tafel erwünscht sein."

„Ich bin heute durch keinen Dienst gebunden und werde Ihre Hausordnung innehalten. Würde es mir gestattet sein, vor Tisch der Frau Marquise meine Aufwartung zu machen?"

„Die Marquise wird Sie mit Vergnügen dispensiren."

Albert empfahl sich. Als er den Weg zur Thüre nahm, fiel sein Blick auf einen Gegenstand, der so sehr seine Neugierde erregte, daß er stehen blieb. Durch eine Glasglocke vor Staub geschützt, stand auf einem Schränkchen von Ebenholz die lebensgroße Nachbildung einer zahmen Ente, aus Blech getrieben und bunt bemalt. An einigen Stellen war das Blech leicht verbogen; auch schimmerte hier und dort durch die verblaßten Farben das blanke Rohmaterial.



Digitized by Google

Höflich erklärte der Marquis: „Ein Kunstwerk Vaucanson's, eine automatische Ente."

„Ich dachte mir's," erwiderte Albert; „ein ähnliches Werk Vaucanson's habe ich in Lüttich unter den Händen gehabt."

„Diese Ente ist ein Geschenk Ludwig's des Vierzehnten," sagte der Marquis mit Stolz.

„Das Werk ist wohl invalide geworden, nicht wahr?"

„Leider," seufzte d'Aurillac. „Der Genius für dergleichen scheint den Menschen abhanden gekommen zu sein; man hat mir in Paris gesagt, das Werk sei nicht zu repariren."

„Verzeihen Sie, Herr Marquis; diese Spielereien sind nur nicht mehr Mode. Wenn sich heutzutage ein Publicum dafür fände, so würde in kurzer Zeit der Markt mit Automaten überschwemmt werden, gegen welche diejenigen Vaucanson's durchaus zurückstehen müßten."

„Sie reden sehr zuversichtlich," spottete der Marquis. „Thatsache dagegen ist, daß die geschicktesten Arbeiter in Frankreich den Mechanismus dieses, nach Ihrer Meinung veralteten Spielzeugs nicht haben wieder herstellen können, wie ich bereits die Ehre hatte, Ihnen zu bemerken."

„Dem geschicktesten Arbeiter bleibt häufig die constructive Idee einer Maschine verborgen, deren Räder ihm offen vor Augen liegen. Nur ein Erfinder versteht den andern."

„Gehören Sie etwa zu dieser Gattung, mein Herr?"

„Ich bin Mechaniker," erwiderte Albert.

Das Interesse des Marquis für seinen Gast war plötzlich erweckt. Er bedauerte, daß er ihm gegenüber eine Haltung angenommen hatte, die es ihm jetzt unmöglich machte, um Prüfung des Kunstwerks zu bitten. Seine Augen wanderten von dem intelligenten Gesichte des jungen Deutschen zu dem defecten Relict des großen Vaucanson und rathlos wieder zurück.

Albert bemerkte es und lächelte.

„Wenn Sie mir das Werk anvertrauen wollen, Herr Marquis," sagte er, „so will ich versuchen, ob ich glücklicher bin, als meine Herren Fachgenossen in Paris gewesen sind. Nur würde ich allerdings Werkzeuge nöthig haben, wie sie in diesem Schlosse wohl schwerlich in Gebrauch sind."

„Doch, doch, mein Herr," rief d'Aurillac eifrig. „Ich beschäftige mich ein wenig mit Schlosserarbeiten in den Mußestunden, die mir reichlich beschieden sind. Wahrscheinlich werden Sie in meiner Werkstatt Alles finden, was Sie bedürfen."

Und im Wesen ganz umgewandelt hob er die Glasglocke ab, ergriff die kostbare Blechente mit beiden Händen und bat Albert, ihm zu folgen.

Auf dem Corridor erklärte er: „Sie müssen wissen, mein Herr, daß ein Theil der Glasplatte, worin das Thier eingelassen, beweglich ist. Wenn der Schnabel herunterfährt, so öffnet sich vor ihm das Glas; der Kopf taucht sozusagen in's Wasser, und kommt mit einem Fisch zurück. Die Ente verschlingt ihn vor unsern Augen, hebt die Flügel, wackelt mit dem Hintertheil und schnattert, wie eben Enten zu thun pflegen. Hier sind wir; bitte, mein Herr, öffnen Sie die Thüre und treten Sie ein."

Digitized by Google

## 2. In der Werkstatt.

Es war eine allerliebste Schlosserwerkstatt, die sich der Marquis hatte einrichten lassen und worin er sich amüsirte und seinen Hausrock verschliß. Und recht fleißig schien der vornehme Herr darin zu arbeiten; der Fußboden war voll von Eisenfeilspänen; auf dem offenen Heerde glimmte ein Kohlenfeuer und von den Werkzeugen hingen nur wenige an ihrer Stelle.

Fast mit dem ersten Blick sah Albert eine Anzahl Schlösser von Chassepotgewehren, die neben einem Schraubstock aufgehäuft waren. Augenscheinlich hatte sich der Marquis noch ganz vor Kurzem damit beschäftigt, diese nicht unbedenklichen Geräthe in Stand zu setzen. Wie er sich bei dieser Entdeckung zu verhalten habe, war Albert nur einen Augenblick zweifelhaft; im nächsten griff er eine Schürze auf, die auf einem Holzbock vor ihm lag, und breitete sie mit rascher Bewegung über die verdächtigen Gegenstände.

„Ich habe so lange in meinem Fache nicht thätig sein können," sagte er, sich umschauend, „daß ich mich ordentlich darauf freue, einmal wieder eine Zange zu fassen und das Rasseln der Feile auf dem Eisen zu hören. Ah! eine hübsche Bohrmaschine! Englische Arbeit, nicht wahr?"

Wenn d'Aurillac beim Eintritt in die Werkstatt eine seiner Hände frei gehabt hätte, so würde er sich damit vor den vergeßlichen Kopf geschlagen haben. Starr sah er, wie Albert die verrätherischen Gewehrtheile vor sich und ihm verbarg: der großmüthige Feind wollte nichts gesehen haben.

Mit zitternden Händen setzte der Marquis die unselige Ente nieder, diesen schwärzesten aller Unglücksvögel. Auf Albert's Frage eine Antwort zu geben, war ihm unmöglich; er nickte nur und begann mit abgewandtem Gesicht die umherliegenden Werkzeuge aufzuräumen.

Indessen schien Albert gar keine Antwort erwartet zu haben; er war zum Heerde getreten und rührte den Blasebalg.

„Welch köstliche Musik!" rief er aus, als die Funken knisternd umherflogen. „Es juckt mir in den Händen, einmal zu versuchen, ob Stahl im Gebläse noch weiß wird! Aber ehe ich — mit Ihrer Erlaubniß, Herr Marquis — beginne, darf ich wohl mein Habit etwas verändern? Die Binde genirt mich, und des Königs Rock muß geschont werden. Vielleicht haben Sie eine Blouse oder ein ähnliches bequemes Kleidungsstück für mich? Wollten Sie die Güte haben, dasselbe auf mein Zimmer zu senden?"

Der Marquis athmete auf, als Albert gegangen war. Weshalb ihn der besonnene Fremde allein gelassen, war nicht schwer zu errathen; er schaffte schleunigst diejenigen Gegenstände hinweg, welche den Verdacht erwecken konnten, es werde in Donnemarie heimlich ein Francireur-Corps ausgerüstet, und er der Marquis d'Aurillac, liefere die Büchsenmacherarbeit dazu.

Als Albert, in einen Blousenmann verwandelt, nach einiger Zeit wieder in der Werkstatt erschien, bat der Marquis, ihn seiner Gemahlin vorstellen zu dürfen.

„In dieser Kleidung!" protestirte Albert.

„Ah bah!" erwiderte der Marquis; „die Etiquette ist nur ein Phantom,

Digitized by Google

erfunden, um sich lästige Menschen damit vom Leibe zu halten; sobald die Menschen aufgehört haben, lästig zu sein, läßt man das Phantom verschwinden. Kommen Sie nur! Hernach, zum Diner, bitten wir freilich um den besten Rock; es ist eine Tradition aus der guten alten Zeit, daß wir zur Hauptmahlzeit in Gala erscheinen. Hier sind wir!"

Die Marquise, eine rundliche Person mit gewöhnlichen Gesichtszügen, empfing Albert mit gutmüthiger Freundlichkeit. Sie nannte den Krieg ein unangenehmes Intermezzo; sie klagte, daß man die gesellschaftlichen Vergnügungen, die sonst um diese Jahreszeit eine angenehme Abwechselung zu bieten pflegten, entbehren müsse. Zwar seien die Herren Preußen, soweit sie dieselben kennen gelernt habe, recht artige Leute und weit besser, als ihr Ruf; indessen fühle man sich doch durch ihre Anwesenheit genirt. Hoffentlich habe die leidige Occupation bald ein Ende und Alles nehme wieder die alte Physiognomie an.

Es war Albert klar, als er sich zu der versprochenen Arbeit begab: diese Plaudertasche wußte nichts davon, daß ihr Gemahl den Büchsenmachern Gambetta's in's Handwerk pfuschte!

Bald lag das räderreiche Innere des automatischen Wasservogels offen vor dem jungen Mechaniker.

„Ich sehe die aufgewandten Mittel und kenne den Zweck," klagte der Marquis, der sich als Zuschauer installirt hatte; „doch ist mir die Verbindung zwischen beiden jetzt ebenso dunkel, als wenn die Maschine noch unter dem Blechmantel stäke."

„Glauben Sie nicht, Herr Marquis," erwiderte Albert, indem er fortfuhr, das Werk vorsichtig zu zerlegen, „daß es Köpfe gibt, die mit der Gabe des Hellsehens in mechanische Organismen von Natur ausgerüstet sind? Wenn man Archimedes eine unserer modernen Maschinen vorwiese, und machte ihn einerseits mit der Art der bewegenden Kraft, andererseits mit der beabsichtigten Wirkung bekannt: glauben Sie, daß Archimedes sich große Mühe zu geben brauchte, um den Zweck eines jeden, auch des kleinsten Theilchens zu verstehen?"

„Archimedes hatte eben einen Ausnahmekopf."

„Gewiß; aber es will mir scheinen, als ob solche Köpfe, die für gewisse Fächer gleichsam prädisponirt sind, heutzutage weit häufiger erscheinen als je zuvor."

„Unser Jahrhundert ist allerdings außerordentlich erfinderisch."

„Um Vergebung, Herr Marquis: nicht das meine ich eigentlich. Neue Kräfte werden entdeckt, nicht erfunden. Mit jeder neuen Kraft, die wir dem Reservoir der Natur entnehmen, vergrößert sich das Terrain der mechanischen Leistungen. Aber bei der Nutzbarmachung irgend einer neuen Kraft zu irgend einem Zweck handelt es sich nur um sinnreiche Verknüpfung bekannter Mittel, um geschickte Anwendung unveränderlicher Gesetze."

„Ich glaube, daß ich Sie verstehe," sagte der Marquis.

„Archimedes wurde die Aufgabe gestellt, Kriegsmaschinen zur Abwehr anderer Kriegsmaschinen zu verfertigen. Von den damals bekannten Kräften ging er aus und erreichte sein Ziel auf dem kürzesten Wege. Etwas anderes vermögen auch wir nicht, so weit auch unsere Motoren denjenigen des Archimedes überlegen sind. Wir haben Explosivstoffe, wir haben Dampf, wir haben Elektricität.

Digitized by Google

Die Frage ist: was ist damit zu machen? Und die Beantwortung dieser Frage geschieht durch Leute von der Geistesart des alten Syracusaners. Ein neues Ingenium ist uns nicht geschenkt worden."

„Sehr wahr!" bemerkte der Marquis.

„Nun meine ich," fuhr Albert fort, während er die treibende Feder frei legte und den Nucleus des Werkes vor dem Lichte hin und her wandte — „nun meine ich, daß die Summe dieses uralten Ingeniums, dieses angeborenen Combinationsvermögens, heutzutage unendlich viel größer ist, als sie jemals gewesen."

„Daß die Deutschen das Volk der Denker seien," sagte d'Aurillac artig, „habe ich zuweilen sagen hören, aber nicht geglaubt. Heut' erfahr' ich's selbst und muß es von nun an schon glauben."

„Ich hab's!" rief Albert aus. „Hier fehlt ein Federchen, ein winziges Federchen, nicht größer als der Rüssel eines Goldkäfers! Verschaffen Sie mir ein Stückchen Stahldraht, Herr Marquis, und Ihre Ente soll wieder so lustig fressen und schnattern, wie zur Zeit Ihres großen Königs!"

Und geduldig fügte Albert wieder Rad an Rad und trieb Stift auf Stift in das eiserne Gerippe des Vogels, während der Tag über Donnemarie dahinschlich. Der Marquis ging ab und zu; eigenhändig brachte er die Lampe, als es dunkel wurde. Auf Albert's Frage erzählte er, daß sein Großvater das Schloß erbaut habe und daß auch die innere Einrichtung ganz und gar von diesem bedeutenden und hochverehrten Manne herrühre.

„Manches ist uns nicht modern genug darin," sagte er. „Namentlich, wenn wir von unserem jährlichen Ausfluge nach Paris zurückkehren, gestehen wir uns mit Seufzen, daß wir lange nicht so behaglich wohnen, als unsere Zeitgenossen. Aber was würde daraus werden, wenn jede Generation, die in ihrem Erbe zu Gaste ist, an dem wohldurchdachten, harmonischen Werk des Ahnen corrigiren wollte? Lieber lassen wir's, wie es ist und accomodiren uns. In Familien wie die unsrige erscheinen von Zeit zu Zeit dieselben Persönlichkeiten wieder. Es ist das Gesetz der Race. Mein Urenkel, vielleicht schon mein Enkel, wird von dem bedeutendsten seiner Vorfahren die Gesichtszüge, den Charakter, den Geschmack haben. Ich bin ein Uebergangsglied. Für den echten d'Aurillac, der sicher einmal nach mir kommen wird, halte ich Gut und Werke meines Großvaters zu Lehen. Diese Schlosserwerkstatt würde ich mir nicht einzurichten erlaubt haben, wenn nicht ein König von Frankreich sich auch in der Schlosserei versucht hätte."

Dann, von diesem Thema plötzlich abspringend, fuhr der Marquis fort: „Sie haben Finger wie eiserne Zangen, und einen Griff von Stahl, Herr Albert! Und jedes Werkzeug, das Sie handhaben, lebt in Ihrer Hand, als ob es ein Ausläufer Ihres Organismus sei! Es ist gerade, als wenn bis in die Schlagfläche des Hammers, mit welchem Sie eben jetzt das Metallplättchen betupfen, Ihre Nerven liefen."

Albert lächelte. „Gewohnheit!" sagte er. „Wir Alle haben die Fähigkeit, hart werden zu können, wenn es die Gelegenheit erfordert. Wenn der Schütze das Gewehr anlegt und mit dem Auge die Linie zum Ziele gezogen hat, was thut er anders, als daß er für einen Augenblick erstarrt? Die Pulverladung

Digitized by Google

über seinem Finger ist dann ein Theil von ihm, ist seine Kraft, die er aussendet wie die stoßende Faust."

Der Marquis streifte ihn mit einem eigenthümlichen Blick.

„Nach dieser Erklärung würden Sie ein vortrefflicher Schütze sein müssen," bemerkte er.

„Allerdings," antwortete Albert einfach. „Mit einer Büchse, die ich kenne, fehle ich nie." —

Als d'Aurillac das nächste Mal in die Werkstatt trat, schnatterte ihm die Ente entgegen.

„Ich habe mir erlaubt," sagte Albert, „unter dem linken Flügel meinen Namen in das Blech zu ritzen."

„Es ist die beste Visitenkarte, die Sie mir hinterlassen konnten," entgegnete der Marquis. „Gebe der gute Gott, daß Sie, so rüstig wie heute, die Heimath wieder erreichen, deren Zierde Männer sind wie Sie!"

„Ich weiß diesen Wunsch zu schätzen, Herr Marquis," sagte Albert ernst. „Auch ich werde diesen Tag in Donnemarie nicht vergessen. Fast kommt es mir wunderlich vor, daß ich morgen früh wieder Soldat sein muß. Aber es ist nicht anders. Leid sollte es mir thun, wenn ich einmal hören müßte, daß mein Wirth von heute zwischen die eisernen Zähne unseres Heeres gerathen wäre, er, dem keine harte Pflicht die Waffen in die Hand drückt!"

Bewegt bot d'Aurillac seinem Gast die Rechte.

„Und nun gestatten Sie," begann Albert mit verändertem Ton, „daß ich etwas Toilette zur Tafel mache. Ich will mein Bestes thun; aber die Gesellschaft wird Nachsicht üben müssen. Meine Uniform hat's nicht überall so gut gehabt, wie bei Ihnen, und das beste Tuch wird von vielem Bürsten wohl rein, aber nicht wieder neu."

„Wie Sie zu erscheinen für gut finden," erwiderte der Marquis, „so werden Sie uns willkommen sein. Pünktlich sechs Uhr, wenn ich bitten darf!"

## 3. Schlechte Sitten.

Im Salon fand Albert in Gesellschaft der Marquise den Pfarrer des Ortes und einen Freund des Hauses, der ihm als Herr Decosse vorgestellt wurde. Die beiden Franzosen gaben sich wenig Mühe, zu verbergen, daß sie den deutschen Soldaten als eine störende Beigabe zu den bevorstehenden Tafelfreuden betrachteten. Die Unterhaltung ging in gedämpftem Tone weiter und Albert mußte sich die Zeit damit vertreiben, daß er die auf dem Kaminsims aufgestellten Kunstgegenstände eingehend besichtigte.

Endlich trat der Marquis ein, im schwarzen Anzuge, das Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch. Er nickte den Bekannten zu und trat zu Albert.

„Sie sehen mich in Verlegenheit," sagte er. „Vor einer Stunde ist noch einer Ihrer Herren Kameraden bei mir einquartiert worden. Ich habe natürlich den Herrn zu Tisch bitten lassen, und er hat sein Erscheinen auf sechs Uhr zugesagt. Nun sind wir bereits zehn Minuten über diese Zeit hinaus —"

„Mein Kamerad würde ohne Zweifel sehr bedauern," unterbrach ihn Albert, „wenn Sie sich durch ihn in Ihren Lebensgewohnheiten stören ließen."

Digitized by Google

Und es war nur gut für die wartenden Hungrigen, daß der Marquis die Höflichkeit gegen den unbekannten Saumseligen nicht übertrieb. Denn erst als der dritte Gang aufgetragen war, erschien dieser unter Jacques' Führung mit sorgloser Nonchalance auf der Schwelle des Speisesaales. Er schickte sich nach flüchtiger, stummer Begrüßung der Gesellschaft an, ohne Weiteres den für ihn reservirten Sitz einzunehmen; der Marquis indessen erhob sich und ging dem späten Gast einige Schritte entgegen, der nun doch genöthigt war, sich zu einigen entschuldigenden Worten zu verstehen. Aber sei es nun, daß er für eine artige Aeußerung nicht sogleich die richtigen Worte in der fremden Sprache fand, oder sei es, was wahrscheinlicher, daß er sich damit überhaupt keine Mühe gab, kurz: seine Anrede klang so brüsk, daß der Marquis sich mit einem kurzen Ah! auf seinen Platz zurückzog.

Bei dem Ton der fremden Stimme hatte sich Albert, der mit dem Rücken nach der Thür saß, überrascht umgewandt. Nun sprang er auf und trat dem Waffengenossen entgegen.

„Franz Langurt!"

„Albert! Du hier? Das nenn' ich einen Treffer!"

Die Freunde schüttelten sich die Hände.

„Also hat man Dich doch noch in den bunten Rock gesteckt?" sagte Albert. „Hattest Du Dich denn nicht zur Reserve gedrückt?"

„Freilich, aber man muß mich schließlich doch wohl nicht haben entbehren können. Es ist gerade, als ob man beabsichtigte, jede Quadratruthe dieses infamen Landes mit einem deutschen Soldaten zu spicken!"

„Der Dienst scheint Dir nicht eben zu behagen!"

„Dir denn etwa? Oder macht es Dir Spaß, im Winter durch Frankreich getrieben zu werden?"

„Man gewöhnt sich daran. So lange die Stiefel leidlich heil sind und das Unterzeug zusammenhält, ist's für einen Gesunden so schlimm nicht."

„Und dabei keine Abwechslung! Ein Tag wie der andere! Nicht einmal hin und wieder ein kleines Gefecht, worüber man eine sensationelle Postkarte nach Hause schreiben könnte! Vierzehn Tage laufe ich nun in Feindesland umher — meinst Du, ich hätte schon eine Flinte knallen hören?"

„Du brennst vor Kampfbegier, nicht wahr? Nur Geduld; auch Du wirst wohl einmal zum Schießen kommen. Es ist nicht so amüsant, als Du zu denken scheinst."

„Pah! was will dies Gesindel, dies —"

„Komm," unterbrach ihn Albert hastig und warf einen unruhigen Blick zur Tischgesellschaft hinüber, „wir wollen die Leute nicht länger warten lassen. Hernach werden wir Zeit genug zum Plaudern haben."

Während dieser Unterhaltung waren auch die Zungen der Franzosen nicht müßig gewesen.

„Welch ein hübscher Mann!" flüsterte die Marquise.

Sie hatte Recht; Franz Langurt war ein hübscher Mann und wußte es. Vollends der Französin mußte er gefallen mit seiner Hautfarbe wie Milch und Blut, dem sorgfältig gepflegten blonden Vollbart, den hellblauen Augen.

Digitized by Google

„Ich warne Sie, meine Freundin," scherzte der Pfarrer. „Die schönen Männer nehmen nur Opfer und bringen keine; sie sind insgemein wankelmüthig und indiscret. Und dieser Blonde ist so eitel wie ein Mädchen, dem wir den Tugendpreis verliehen haben."

Decosse hatte mit gesenkten Lidern der Unterredung zwischen den beiden Deutschen zugehört.

„Der Neue," sagte er leise mit emporgezogener Oberlippe, „gehört zu jener Gattung von Prahlhänsen, die sich leider Gottes auch in unserer Armee zur Genüge findet. Er kommt frisch aus dem heimischen Recrutendepot und möchte Alles niederknallen. Er ist einer jener Halbgötter, die heutzutage nur noch in Germanien gezüchtet werden. Was können wir noch zu erreichen hoffen im Kampfe gegen diese erhabene Race, wir untergeordnete Wesen, Geschöpfe, die, nach ihren Zeitungen, dem Affen näher verwandt sind als den Menschen?"

„Nicht so heftig, mein junger Freund," beschwichtigte der Marquis den Redner, ihm die Hand auf den Arm legend. „Zu beobachten und zu schweigen ist unsere Aufgabe, bis unsere Zeit kommt."

„Herr Langurt!" stellte in diesem Augenblick Albert den Freund vor.

„Die Herren scheinen alte Bekannte," sagte d'Aurillac.

„Allerdings," antwortete Albert, „vom Knabenalter her. Wir haben zusammen dieselbe Schule besucht und sind seitdem in Verbindung geblieben; doch hat Herr Langurt den Vortheil, etwas jünger zu sein als ich."

Der Pfarrer spitzte die Ohren, als er das Wort Schule hörte.

„Ihre Unterrichtsanstalten," wandte er sich an Albert, „genießen auch im Auslande eines sehr guten Rufes; ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie mir über Einrichtung und Ziele derselben einige Auskunft ertheilen wollten."

Es war eine starke Zumuthung des wißbegierigen Franzosen an Albert, daß er ihn zwischen Artischocken und Rebhuhnpastete darüber aufkläre, wie eigentlich die deutsche Bildung erzeugt werde; indessen half sich Albert damit, daß er kurz über den Lehrcursus des Gymnasiums referirte, welches er besucht hatte. Durch Zwischenbemerkungen zeigte sich der Franzose über die Materie nicht übel unterrichtet, so daß sich die Unterhaltung zwischen ihm und Albert längere Zeit mit ziemlicher Lebhaftigkeit fortspann.

Während der Pfarrer gerade sprach, wandte sich Franz plötzlich über den Tisch hinüber an Albert.

„Ich begreife Dich nicht," sagte er in deutscher Sprache, „daß Du Deine Perlen an diese — Menschen verschwendest!"

Der Angeredete that, als ob er die Aeußerung nicht gehört habe.

Nach einer Weile unterbrach Franz wieder: „Gib Dir doch keine Mühe! Dem Bornirten kann kein Gott helfen. Das Volk hier zu Lande denkt, die Kraft, welche sie durchgebläut hat, stecke im Prügel. Und nach beendetem Kriege wird die erste stabile Regierung auch über diesen bäurischen Gedanken nicht hinauskommen. Man wird die taktische Einrichtung unserer Armee copiren; die Jugend wird ein paar Jahre lang turnen; die Officiere werden etwas weniger Absynth trinken. Im Uebrigen wird Alles beim Alten bleiben. Es ist hier kein Feld für den deutschen Schulmeister."

Digitized by Google

„Du redest sehr ungenirt," sagte Albert leise mit gerunzelter Stirn und fuhr laut in französischer Sprache fort: „Mein Freund erinnert daran, daß nach unserem Kriege mit Oesterreich Jemand den Ausspruch that, der deutsche Schulmeister habe die Schlachten gewonnen. Das Wort fand damals viel Beifall, weil es den Werth der Kenntnisse, des Wissens, der Bildung feiert."

„Sie übersetzen geschickt, Herr Magnus," nahm Decosse das Wort und streifte Franz mit einem bösen Blick. „Napoleon — ich meine natürlich jenen, den man den Großen nennt — soll gesagt haben, das Kriegsglück sei immer auf der Seite Desjenigen, der die meisten Kanonen habe. Diese Aeußerung ist zwar brutal, genau so brutal wie der Mann, der sie gethan haben soll; aber sie kommt der Wahrheit näher, meine ich, als jene schöne Redensart, die man bei Ihnen nach Sadowa in Cours gesetzt hat."

„Nur ist es das Genie des Feldherrn," erwiderte Albert, „welches im richtigen Augenblick immer die erforderliche Mehrzahl der Kanonen zur Stelle hat. Uebrigens hoffe ich," lenkte Albert ein, „daß die Zeit kommen wird, wann Feldherrngenie wie Kanonen überflüssig sein werden. Ich kann nicht glauben, daß der Fortschritt auf dem Wege des Kriegs liegt. Dies wird immer allgemeiner erkannt werden. Heute noch kann auf dem Schlachtfelde Ruhm gewonnen werden; dereinst, in fünfhundert, in tausend Jahren nicht mehr."

„In tausend Jahren!" wiederholte seufzend der Marquis. „Was haben wir davon, die wir uns vor den Götzen der Gegenwart beugen müssen?"

„Man muß nur an eine bessere Zukunft glauben," sagte Albert, „und man genießt sie mit."

„Das ist ein schönes, tröstliches Wort in bitterer Stunde!" rief der Pfarrer. „Trinken wir auf die Zukunft! Trinken wir auf die kommende Aera der Brüderlichkeit unter den Menschen!"

Die Gläser klangen aneinander; nur Decosse vermied es, mit den beiden Deutschen anzustoßen.

„Wo hast Du nur diese sentimentalen Grillen gefangen?" wandte sich Franz lachend an Albert. „Ein preußischer Feldsoldat als Nachbeter von Elihu Burritt — so hieß er ja wohl, der Friedensapostel — ist etwas ganz Neues! Und unsre charmanten Feinde nehmen Deine Phrasen, als ob sie ernsthaft gemeint wären!"

Franz ließ seiner Heiterkeit freien Lauf.

„Es ist Jemand am Tische," warnte Albert leise, „der Deutsch versteht."

„Meinst Du denn, daß mich das kümmert?" gab Franz zurück. „Laß sie doch verstehen, was sie mir zu sagen nicht wehren können! Glaubst Du, ich ließe mich durch das vornehme Wesen einschüchtern, das hier herrscht? Ich sage Dir: jene Menschen sind viel gewöhnlicher als Du und ich. Betrachte zum Exempel jene Frau, die einen Titel führt, so gewöhnlich hier zu Lande wie bei uns der Name Müller. Sie würde wahrhaftig Niemandem als etwas Apartes auffallen, wenn sie in Magdeburg auf dem Markt Gemüse feilböte!"

Albert sah, daß Decosse zusammenfuhr und den Griff eines Messers umklammerte, das ihm zur Hand lag. In der nächsten Secunde schien er sich besonnen zu haben; er warf die schlechte Waffe auf den Tisch, neigte sich zur

Digitized by Google

Marquise hinüber und flüsterte ihr etwas zu. Die Marquise wurde roth und erhob sich.

„Ich bitte um Ihren Arm, Herr Decosse," sagte sie und verließ das Zimmer, ohne ein weiteres Wort.

Auf die fragenden Blicke des Marquis und des Pfarrers antwortete Decosse, zu seinem Platze zurückkehrend: „Die Frau Marquise wünscht, jene Herren in einer Privatunterhaltung nicht zu stören, die sich mit ihrer Person beschäftigt."

Der Sprecher warf dabei einen Blick voll des glühendsten Hasses auf Franz, der mit großer Gelassenheit an einer kostbaren Malagatraube pflückte, dem Paradestücke des Fruchtaufsatzes.

Albert saß starr; er kannte die vulcanische Natur der Franzosen und befürchtete einen Ausbruch. Indessen rief der Pfarrer dem aufgeregten jungen Freunde einige warnende Worte in dem Idiom der Provinz zu und der Marquis stand rasch auf, das Diner beendigend.

Als ob nichts Störendes vorgefallen sei, wandte sich der alte Aristokrat an Albert. „Entschuldigen Sie uns, wenn wir Sie allein lassen," sagte er; „wir sind gewöhnt, nach Tisch unser Spielchen zu machen. Ich habe mir gedacht, Sie würden am liebsten den Abend hier in der Wärme zubringen, und habe Jacques angewiesen, Sie mit Wein zu bedienen; mein Keller enthält einige Sorten, die Ihnen gefallen werden."

Albert, der sich für seinen unmanierlichen Genossen schämte, hätte am liebsten das freundliche Anerbieten des beleidigten Wirthes abgelehnt und wäre still auf sein Zimmer gegangen; aber vom Tische aus, wo er sitzen geblieben war, um einige Wallnüsse zu knacken, fuhr Franz dazwischen.

„Das ist ein sehr vernünftiger Gedanke von dem alten Herrn," sagte er essend. „Ich habe Dir eine Menge Neuigkeiten zu erzählen, Albert, und dabei ist ein guter Tropfen sehr willkommen. Wer weiß, wie weit unsere Marschroute dieselbe ist! Und wenn wir auch bis über Melun hinaus Gefährten bleiben sollten, ein solch loderndes Kaminfeuer und freier Zugang zu den Schätzen eines alten Weinlagers wird uns schwerlich wieder geboten!"

Neuigkeiten! Das war die Lockung, die Albert festhielt in dem Speisesaal, an der Seite des alten Freundes, der ihm noch nie so unausstehlich erschienen war als an diesem Abend. Neuigkeiten aus der Heimath sollte er erfahren, aus der Heimath, woher ihm, außer seinen Patentagenten, Niemand während seiner fünfmonatlichen Abwesenheit geschrieben hatte, Neuigkeiten von dem schönen Mädchen in Blankenburg am Harz —

Hastig, mit einigen Worten des Dankes, nahm Albert die Einladung des Marquis an.

Einen Augenblick noch zögerte d'Aurillac, ehe er sich den beiden Hausfreunden anschloß, die an der Thüre auf ihn warteten. Es schien Albert, als ob er ihm noch etwas sagen wollte, ein flüchtiges, bedeutsames Wort. Aber das scharfe Auge von Decosse weilte mißtrauisch auf der Gruppe am Kamin, und das Wort blieb ungesprochen.

„Ehe wir uns an jenem Feuer häuslich niederlassen," sagte Franz, als die beiden Freunde allein waren, „will ich meine Pfeife holen. Es wird dem Teint

Digitized by Google

der Amoretten dort oben an der Decke nicht groß schaden, wenn der Rauch von deutschem Liebestabak darüberfährt. Natürlich mißbilligst Du diese neue Freiheit, die ich im Begriff stehe, mir zu nehmen; ich seh' Dir's an. Aber es hilft Dir nichts, alter Junge. Ueberhaupt — nimm mir's nicht übel — Dein Respect vor Menschen und Dingen in diesem Hotel des Marquis — wie heißt er doch gleich? — ist ein byzantinisches Gefühl, eine unmoderne Schwäche. Ich lobe mir die Respectlosigkeit, und werde mir den Genuß meiner Pfeife durch keinerlei Rücksichten verkümmern lassen. Nachdem ich die Madame ein Gemüseweib genannt habe, steht ohnehin in diesen Hallen mein Barbarencharakter bis in die dritte und vierte Generation fest, und mehr Russe, als ich bereits scheine, kann ich nicht werden, wenn ich auch im Laufe des Abends sämmtliche Stearinkerzen verspeiste!"

Und lachend ging Franz hinaus.

## 4. Am Kamin.

Albert zog einen Sessel in die Nähe des Feuers, warf sich hinein, schlug die Arme übereinander und starrte in die Gluth.

„Was werde ich von dem Uebermüthigen vernommen haben," sprach er vor sich hin, „wenn die Uhr dort auf dem Sims die nächste Stunde schlägt? Ich weiß nicht, wie mir plötzlich zu Muth ist; eine eigenthümliche Bangigkeit ergreift mich, als ob ich etwas erfahren würde, das mich nahe angeht, und doch will mir keine Ahnung kommen, was es sein könnte. Nichts besitze ich an irdischen Gütern, dessen Verlust mich erschüttern würde. Meine Angehörigen sind todt; Freunde mir zu gewinnen habe ich keine Zeit gehabt; nur dieser eine ist mir angeflogen, ich weiß nicht wie. Es muß etwas mit Bertha geschehen sein" —

Kalt überlief's den Ahnungsvollen. Er sprang auf und ging im Saale umher. Unwillkürlich blieb er vor einem der auf die Wandflächen gemalten Bilder stehen, das einen Jäger mit vorgestrecktem Speer darstellte, welchem sich ein Eber entgegenwarf.

„Er zittert nicht, wie ich," sagte Albert, „und doch ist sein Leben in Gefahr! Und ich bin wie ein Kind, das im Dunkel Gespenster sieht und sich vor einem Nichts fürchtet! Habe ich nicht bereits schwere Enttäuschungen erfahren, und lebe noch, und strebe noch, und meine Kraft ist nicht geringer geworden? Monatelang habe ich schon mit rasendem Eifer eine Idee verfolgt, die zu einer neuen Erfindung zu leiten versprach, jede Bequemlichkeit des Daseins opfernd, den Schlaf mir versagend, aus Besorgniß, das schattenhafte Wild möge mir entschlüpfen; und am Ende der Jagd zerrann mir das Ding in den Händen, und ich mußte zum Anfange des Weges zurückschleichen! Wahrlich: ich sollte gegen jede fernere Enttäuschung unempfindlich sein! Den Speer vor! Möge heranstürmen, was da wolle: von den Füßen soll's mich nicht werfen!" —

Polternd kam Franz zurück, dichte Rauchwolken vor sich herblasend; hinter ihm trug der Bediente Wein heran. Franz nahm die Flaschen, rangirte sie auf dem Kaminsims und las die Etiketten mit großer Aufmerksamkeit.

„Es gibt noch manche Sorte, die nimmer ich probirt," sagte er. „Wie lange werde ich noch trinken müssen, ehe ich die Bekanntschaft sämmtlicher Weingeschlechter gemacht habe, die aus jener von Noah ergatterten Paradiesrebe her-

Digitized by Google

stammen! Fangen wir bei dieser Flasche Château Ducru Beaucaillou an! Was meinst Du, Albert?"

„Meinetwegen. Meine Zunge ist nicht fein, wie Du weißt. Und dem Kelche, den Du mir da vollschenkst, werde ich schwerlich auf den Grund kommen. Ich fürchte die Wirkung, und kenne mein Maß nicht."

„O, Du unverbesserlicher Philister!" rief Franz. „Hast Du vielleicht die Absicht, heut' Abend noch, ehe Du zu Bett gehst, eine verwickelte mathematische Aufgabe zu lösen, um in der Uebung zu bleiben? Es sähe Dir ähnlich."

„Die Klugheit gebietet, in Feindesland nüchtern zu bleiben."

„Die Klugheit ist eine alte Großmutter! Sind wir hier nicht aufgehoben, wie in Abraham's Schoß? Ist der Marquis nicht der liebenswürdigste aller Wirthe? Ihm bringe ich das erste Glas! — Dieses Gewächs — wie heißt's doch gleich? — Ducru Beaucaillou — ist gar nicht übel."

Albert nippte. „Du vergißt," sagt er, „daß Du nicht der liebenswürdigste aller Gäste gewesen bist. Können wir wissen, wie die Aeußerungen wirken, die Du über Tisch gemacht hast? Ich traue jenem schwarzäugigen Decosse nicht. Sind wir sicher, daß nicht in diesem Augenblick ein Anschlag gegen uns gebraut wird, die wir hier waffenlos dem Studium neuer Weinsorten obliegen?"

„Den Henker auch!" rief Franz allarmirt, und begann, zur Thüre Stühle zu schleppen.

„Gib Dir keine Mühe," bemerkte Albert gelassen; „gegen Schußwaffen helfen keine Stuhlbarrikaden. Wenn man uns hier wirklich an's Leben wollte, so wären wir verlorene Leute."

„Und das sagst Du so, als ob es sich darum handelte, höchstens nasse Füße zu bekommen!" erwiderte Franz. „Ich begreife Dich nicht! Ich meinestheils finde diese Situation verteufelt ungemüthlich!"

Albert lehnte sich bequem im Sessel zurück und schlug ein Bein über das andere. „Auf Gemüthlichkeit haben wir in Feindesland keine Ansprüche zu machen," erwiderte er. „Wir sind hierher gekommen, um zu morden. Allerdings führen wir unsern Krieg auf ritterliche Weise; wir haben einen humanisirten Codex des Angriffs und der Abwehr; aber wir können nicht verhindern, daß der Gegner gelegentlich in mittelalterliche Bräuche zurückfällt und unerlaubten Todtschlag verübt. Dies sollte Dir doch längst klar geworden sein. Komm, setz' Dich hin, und erzähle mir von Hause."

Franz sah den Freund von der Seite an. „Du würdest nicht so ruhig sein," sagte er, „wenn Du an Gefahr glaubtest."

„Es mag sein, daß ich uns in diesem Schlosse für sicher halte," entgegnete Albert. „Keinesfalls aber würde ich die Sorglosigkeit soweit treiben, vor französischen Ohren von unserer Marschroute zu reden."

„Soll diese letzte Bemerkung etwa auf mich gehen?"

„Allerdings. Du hast vorhin bei Tische erwähnt, daß wir morgen früh nach Melun marschiren."

„Ich? Hab' ich wirklich? Wahrhaftig, ich weiß es nicht mehr. Es kann wohl sein. Was ist denn daran gelegen?"

„Vielleicht nichts, vielleicht sehr viel."

Digitized by Google

„Du bist dickblütig geworden, alter Freund," sagte Franz kopfschüttelnd, „und wirst nächstens jeden Weidenstumpf für einen Franctireur ansehen! Beinahe ist mir über Deinen fatalen Reden der Durst vergangen, und die Pfeife ist schon lange aus."

„Du wolltest mir eine Menge Neuigkeiten erzählen," mahnte Albert. „Was hast Du im Sommer erlebt?"

Franz brannte die Pfeife wieder an, schenkte sich ein Glas Wein ein und trank es gemächlich aus.

„Im Allgemeinen war der Sommer vergnügt genug," sagte er endlich, und ließ sich am Kamin nieder. „Bis Anfang August freilich hatten wir etwas Angst. Nachdem die ersten Turcos gefangen waren und es sich herausstellte, daß die Mitrailleusen des Herrn Louis denn doch nicht unsere Leute gleich compagnieweise wegputzten, athmeten die alten Weiber in Deutschland wieder auf. Und dann kam ein Siegesfest nach dem andern: das Illuminiren hörte gar nicht auf. Leute mit zugeknöpften Taschen gab's nicht mehr; Jeder hatte Geld übrig, für die Verwundeten, für die Kranken, für die Weiber und Kinder der im Felde befindlichen Soldaten, und — für sich selber."

„Und in Deinen Angelegenheiten hat sich nichts verändert? Hast Du Dich zu irgend einem Fache fest entschlossen?"

Franz holte eine Bürste aus der Tasche und frisirte mit Sorgfalt seinen Bart. „Mit mir sind wunderliche Geschichten passirt," sagte er dann. „Denke Dir: ich bin in kurzer Zeit arm und wieder reich geworden. Das heißt, nicht eigentlich ich, denn ich habe heute noch so wenig, als ich jemals hatte."

„Du sprichst in Räthseln! erkläre Dich!" bat Albert etwas ungeduldig, als der Andere, wie in Gedanken, schwieg und dicke Rauchwolken in die Oeffnung des Kamins sandte.

„Du weißt," fuhr Franz fort, „daß Tante Barbara, die gute Seele, mich adoptirt hat, als ich noch nicht lange auf der Welt war, wo mich meine Eltern als jungen Pauper zurückgelassen hatten. Ein nettes Vermögen besaß meine jungfräuliche Stiefmutter, das mir dermaleinst zu gute kommen sollte. Und sie hielt mich derartig, daß ich wahrhaftig nicht nöthig hatte, ihren Tod zu wünschen. Eines Tages aber war Tante Barbara's Reichthum zerstoben wie ein Spreuhaufe im Wirbelwind."

„Wie ist denn das gekommen? Fräulein Roswyk schien mir doch in weltlichen Dingen wohlbewandert, und von vorsichtiger, wenn nicht mißtrauischer Natur."

„Ganz recht; sie würde ihrem ältesten Bekannten keine hundert Mark ohne doppelte Bürgschaft leihen. Aber einem Bankier in Magdeburg, den sie gar nicht kannte, hatte sie ungefähr ihr ganzes Vermögen zur Verwaltung anvertraut, nur weil sich der Kerl Bankier nannte und sie mit diesem Worte kindlicher Weise den Begriff von einem Menschen verband, der sich fortwährend in Millionen wälzt. Dieser ihr Bankier verreiste einstmals und kam nicht wieder. Und in dem feuerfesten Gewölbe neben seinem Contor, worin unter anderen werthvollen Sachen auch Tante Barbara's Staatspapiere hätten sein sollen, befanden sich nur leere Convolute."

Digitized by Google

„Wie trug Fräulein Roswyk ihren Verlust?"

Franz lachte. „Ich habe niemals Jemand so rabiat gesehen als damals meine gute Tante. Sie selbst wollte den Räuber verfolgen, in's Blaue hinein; sie wollte die ganze Erde absuchen, bis sie ihn erwischte. Denn sie hatte die fixe Idee, der Ausgerissene trüge seinen Raub am Leibe mit sich umher, und sie werde ihre Papierchen im Unterfutter seines Ueberziehers wiederfinden. Natürlich sagte ich ihr, die Polizei sei hinter dem Betrüger her. Aber dieser Trost verfing nicht bei ihr. Ob ich jemals gehört hätte, daß ein Millionendieb gefangen worden sei, erwiderte sie mir. Und dann hatte sie die eigenthümliche Idee, die Thätigkeit der Polizei sei während des Krieges suspendirt, oder die Polizei, als bewaffnete Macht, sei nach Frankreich übergesiedelt. Es hat mir viele Mühe gekostet, sie zu überzeugen, daß die Wächter über die öffentliche Sicherheit nach wie vor in Deutschland anwesend waren. Ganz gelang's mir erst, als ich die Polizeidirection in Magdeburg veranlaßt hatte, ihr ein Schreiben zuzusenden, worin die Mittheilung enthalten war, die Spur des Flüchtigen sei bis Triest verfolgt worden. Das große Siegel mit dem preußischen Adler gab ihr den verlorenen Glauben an Existenz und Wirksamkeit der Polizei zurück. Seitdem trägt sie das kostbare Document beständig in ihrem Strickbeutel mit sich umher; die Spur des Bankiers aber hört noch immer in Triest auf."

„Also bist auch Du arm geworden!" sagte Albert. „Der Zustand mag Dir unbehaglich genug gewesen sein! Welche Fee hat Dir denn wieder zu Reichthum verholfen?"

Franz klopfte langsam seine Pfeife aus und fuhr fort: „Seltsam genug geht's in der Welt zu: dem Einen wird's genommen, dem Andern wird's gegeben. Ich weiß nicht, ob Du Dich des Rendanten Glimmer in Blankenburg erinnerst? Du magst ihn auch wohl nie gesehen haben; jedenfalls aber kennst Du seine Tochter, die blonde Bertha, von unseren Sonntagstouren her. Der Rendant hatte einen jüngeren Bruder, mit dem er in früheren Jahren vollständig zerfallen war. Der Jüngere war ein Brausekopf; der Rendant ist ein bornirter Pedant, der es nicht lassen konnte, den Bruder in unerträglicher Weise zu schulmeistern. Zwischen solchen Naturen ist nichts anders möglich als Feindschaft. Der Jüngere hatte Glück in der Welt; er übernahm eine kleine Bierbrauerei in Boderode, war sein eigener Braumeister, poussirte das Geschäft nach allen Richtungen, vergrößerte den Betrieb in jedem Jahre und wurde ein wohlhabender Mann. Zum Heirathen fand er, bei seiner unruhigen Natur, keine Zeit. Er habe sich vorgenommen gehabt — so wird behauptet — im fünfzigsten Lebensjahre auf die Weiberschau zu gehen. Ehe er indessen so weit kam, hatte ihn der Umgang mit seinem Bier ruinirt. Vor ein paar Monaten erlag er plötzlich einer Herzkrankheit. Nun hatte er zu seinen Lebzeiten oft und laut genug versichert, sein Bruder solle nie einen Pfennig seines Geldes zu sehen bekommen; sein Testament liege auf alle Fälle bereit, und sei gegen den Federfuchser, seinen Bruder, doppelt und dreifach verbarrikadirt. Der Rendant, als ein stricter Formenmensch, unterließ dennoch nicht, zur Beerdigung nach Boderode zu fahren. Und siehe da! es fand sich kein Testament vor, und der Rendant Glimmer kam als Besitzer einer rentabeln Bierbrauerei nach Blankenburg zurück, sehr zur Ver-

Digitized by Google

wunderung seiner Bekannten, die ihn bis dahin für einen ganz gewöhnlichen Menschen gehalten hatten."

Das Herz fing Albert an zu pochen. „Nun? Und was weiter?" fragte er, und lehnte sich vor, als ob ihm etwas von Franzens Antwort entgehen könnte.

Franz sprang auf. „Du trinkst ja gar nicht!" rief er. „Ich glaube wahrhaftig, Du bist noch beim ersten Glase! Es wäre jammerschade, wenn wir auch nur eine einzige von diesen Flaschen ungeleert zurückließen! Hier haben wir, als Nummer zwei, Château Pichon Longueville, grand vin. Der Name klingt vielversprechend; meinst Du nicht auch? Probiren wir einmal diesen grand vin!"

Er entkorkte die Flasche, nahm vom Tische zwei reine Gläser, füllte dieselben, und hielt eins Albert hin.

„Stell' es bei Seite; ich habe keinen Durst," sagte Albert.

„Ein sonderbarer Heiliger bist Du!" entgegnete Franz.

„Und Dein jetziger Reichthum?" erinnerte Albert und blickte den Unruhigen scharf an.

„Weißt Du," sagte Franz und kostete den Wein, „die Frauenzimmer tifteln immer allerlei aus, worauf unsereiner gar nicht kommen würde. Tante Barbara — dieser Pichon Longueville ist wirklich recht gut — also Tante Barbara, die ihren armen Franz bei dem Verluste ihres Vermögens mehr bemitleidete als sich selbst, knüpfte an den Glücksfall, der den Rendanten Glimmer betroffen, ein kühnes Plänchen."

„Du solltest Dich um Bertha, die reiche Erbin, bemühen?" fragte Albert mit heiserer Stimme.

„Alle Achtung vor Deiner Divinationsgabe!" gab Franz zurück.

„Und Du — was thatest Du?"

So scharf klang die Frage, daß Franz den Freund verwundert ansah.

„Du weißt gar nicht, Albert," erwiderte er seufzend, „wozu ein Mensch fähig ist, der gerne Carrière machen möchte und die Arbeit scheut!"

„Es muß Dir sehr schwer geworden sein, Bertha Glimmer den Hof zu machen," sagte Albert bitter.

„Du hast vergessen, mein Lieber," entgegnete Franz, „zu welchen Ansprüchen ich erzogen worden bin. Ich war gewöhnt worden, meine künftige Frau in ganz anderen Kreisen zu suchen. Nun sollte ich mit der Rendantentochter vorlieb nehmen, die ich jeden Augenblick hätte haben können! Es war freilich nicht so schlimm, als wenn ich mich einer alten, häßlichen Vettel an die goldenen Schürzenbänder hätte hängen müssen; aber item, ein Angehen war's doch. Himmel, Albert, dieser Longueville ist eine famose Sorte!"

Und Franz trank mit einer empörenden Seelenruhe sein Glas aus.

„Dann hast Du das kühne Plänchen Deiner vortrefflichen Tante Barbara nicht ausgeführt?" fragte Albert.

„Nicht ausgeführt!" rief Franz. „Du kennst diese Tante Barbara nicht, mein Junge. Noch war ich unentschlossen, als sie schon handelte. Sie machte Bertha einen von ihren freundschaftlichen Nachmittagsbesuchen, wobei immer ein Pfund Wolle verstrickt wird, und compromittirte mich bei der Kleinen in der empörendsten Weise. Denke Dir: sie erzählte Bertha, ich sei schon seit meinen



Digitized by Google

Knabenjahren auf das heftigste in sie verliebt — was rein aus der Luft gegriffen war, da ich sie früher nicht ausstehen konnte. Daß ich meine Leidenschaft nicht gestanden, phantasirte Tante Barbara weiter, habe seinen Grund darin, daß ich mir erst eine Stellung in der Welt hätte erringen wollen, ehe ich ein Mädchen an mich band. Hübsch ausgedacht, nicht wahr?"

„Wenigstens," sagte Albert mit Betonung, „weiß Fräulein Roswyk, wie ein Mann handeln sollte."

Franz that, als ob er diese Bemerkung nicht gehört hätte.

„Nun sei leider," fuhr er in seiner Erzählung fort, „der Verlust ihres Vermögens dazwischen gekommen, wodurch ihrem armen Franz die Verfolgung aller seiner bisherigen Pläne unmöglich gemacht worden sei. Sie dagegen, Bertha, sei durch den Tod ihres Oheims plötzlich in Wohlhabenheit versetzt. Bei dieser Veränderung der beiderseitigen Verhältnisse könne ihr zartfühlender Neffe es nicht über sich gewinnen, ihr seine Gefühle zu offenbaren. Sei doch bekanntlich die Welt schlecht, und werde ihm solchen Schritt als Speculation auf den Nachlaß des Bierbrauers auslegen. Der beklagenswerthe Franz! jammerte Barbara. Den ganzen Tag sitze er wie gelähmt auf ihrem Sorgenstuhl, esse nichts, trinke nichts, und wenn er einmal den Mund aufthue, so geschehe es nur, um von Tod und Kirchhof zu reden. Köstlicher Spaß — wie? Ich sage Dir, Albert: ein Weib, das auf's Kuppeln ausgeht, lügt besser als ein Diplomat, dessen Gewerbe es ist, den Leuten blauen Dunst vorzumachen! Und denke Dir: so eindringlich trug Tante Barbara das Märchen von meiner Liebe und meinen Leiden vor, daß Bertha ihr unter Erröthen bekannte, ich sei von jeher der Gegenstand ihrer geheimen Wünsche gewesen."

Mit gewaltiger Anstrengung hatte Albert seine Fassung bewahrt. An den Seitenlehnen seines Sessels klammerte er sich fest, um in keiner unwillkürlichen Bewegung überrascht zu werden. Jetzt, bei den letzten Worten des cynisch offenherzigen Franz, brach die eine Lehne krachend aus dem Stuhl.

Franz erschrak. „Was machst Du denn, Albert?" forschte er.

Albert war aufgestanden und hatte den Rücken dem Kamin zugewandt, so daß sein Gesicht im Schatten war.

„Alles Irdische ist vergänglich," antwortete er und stieß das abgebrochene Stück mit dem Fuße von sich. „Allenthalben sind die Würmer thätig, und manches ist inwendig nichts als Staub und Moder, was auswendig noch glänzt und gleißt wie neu. Ein Stoß und es zerfällt in häßliche Trümmer!"

Befremdet sah Franz ihn an. „Wie tragisch Du diese Lappalie nimmst," sagte er. „Ueberhaupt hat das Soldatenleben Dich eigenthümlich verändert. Du bist nervös geworden; das warst Du früher nicht."

„Früher!" wiederholte Albert. „Früher! das ist lange, lange her. Alle Uebel haben ihren Anfang in der Zeit; wann sie aber enden, weiß Niemand. Weiter — vollende Deine Geschichte" —

„Ich habe nicht viel mehr zu berichten. Schmiede das Eisen, so lang' es heiß ist, rieth Tante Barbara, nachdem sie über ihre Unterredung mit Bertha berichtet hatte. Noch vor Sonnenuntergang besaß Deutschland ein neues Brautpaar. Der Rendant, als vernünftiger Mann, fügte sich in die vollendete That-

Digitized by Google

sache. Ueberdies kam ihm der Schwiegersohn gelegen. Die ererbte Brauerei war in diesen Kriegszeiten nicht vortheilhaft zu verkaufen; der jetzige Besitzer mußte sie also einstweilen für seine Rechnung in Betrieb halten. Schon fürchtete der eingerostete Gewohnheitsmensch, für den gleich außerhalb Blankenburg's die Sahara anfängt, er werde nach Boderode ziehen und seine alte Nase in die Maischbottiche stecken müssen. Nun hatte er für dies Geschäft in mir einen Ersatzmann gefunden. Natürlich wäre ich gern etwas Vornehmeres geworden als Bierbrauer; das Gewerbe ist und bleibt plebejisch; auch ruinirt es die Gesichtsfarbe und verdirbt die Figur. Aber es war der Vogel in der Hand, und ich erklärte mich bereit, mit dem Huhn vorlieb zu nehmen, da für mich keine Fasanen mehr in Sicht waren. Da — mein Bräutigamsvergnügen hatte gerade drei Tage gedauert — kam meine Einberufungsordre. Nun frage ich Dich: hat je ein Mensch solches Pech gehabt wie ich?"

„Schwerlich," erwiderte Albert sarkastisch.

„Hoffentlich sind die Ratten in Paris bald alle verzehrt," sagte Franz, „und die Stadt ergibt sich, damit wir wieder nach Hause kommen. Ich habe eine brennende Sorge, daß die Brauknechte nicht aufpassen, und mir die Hälfte der alten Kundschaft abfällt, während ich unter den Froschessern umherbummle."

„Das wäre freilich entsetzlich!"

„Du hast gut spotten; Du trägst Dein Capital und Deine Fabrik im Kopfe bei Dir; Niemand kann Dir etwas von dem Deinigen veruntreuen. Und dann bist Du los und ledig, und noch dazu so mäßig, daß Du die feinsten Weine Frankreichs verschmähst, selbst wenn Du sie gratis haben kannst. Aber ich! Du gütiger Himmel, was habe ich für liebe, kostspielige Lebensgewohnheiten! Und im Hintergrunde lauert eine Familie auf mich, die nicht billig zu erhalten sein wird, wenn sie in meine Art schlägt!"

Albert verließ plötzlich den Kamin und ging in die Tiefe des Saales. Wieder blieb er vor dem Jagdbilde stehen. „Den Speer vor!" wiederholte er und richtete sich in die Höhe. „Laß es nicht an Dich kommen!"

„Du bist ein ungemüthlicher Gesell," rief Franz ihm nach. „Was hast Du nun schon wieder?"

„Es wurde mir zu heiß, wo ich stand."

„Das glaub' ich wohl," erwiderte Franz lachend, „ich habe vorhin Dein Zeug schon rauchen sehen. Aber komm', einmal mußt Du mir Bescheid thun auf meine glückliche Zukunft!"

Langsam trat Albert herzu, ergriff sein Glas und berührte damit dasjenige Franzens. „Auf Deine glückliche Zukunft — und die ihrige!" sagte er, trank und warf das leere Glas in's Kaminfeuer, wo es sogleich klirrend zersprang.

„Du meinst es ehrlich, das muß ich sagen," lobte Franz. „Schade aber ist's doch um das feine Glas mit dem eingeschliffenen Wappen des Herrn Marquis!"

„Was ist an einem lumpigen Glase gelegen," entgegnete Albert, „das sich ersetzen läßt? — Wenn es Dir recht ist, so schließen wir jetzt diesen Tag; es ist zehn Uhr vorbei, und was uns morgen an Mühseligkeiten bevorsteht, wissen wir nicht."



Digitized by Google

„Meinetwegen. Ohnehin hat sich mein Durst verloren. Wann müssen wir antreten? Um acht? Entsetzlich früh! Schlaf wohl!“

Und Franz nahm vom Kaminsims ein Licht und ging gähnend voran.

Auf dem Tische in Alberts Zimmer lag ein beschriebenes Blatt. Er nahm es auf und las: „Wenn Sie morgen marschiren, so denken Sie daran, in welchem Lande Sie sind. Diese Warnung ist der Dank des Marquis d'Aurillac für die edelmüthige Schonung, die Sie ihm haben angedeihen lassen.“

Albert zerriß das Blatt in kleine Stücke. „Damit wären wir also quitt, Herr Marquis,“ sagte er. „Die fanatisirten Thoren! Was sie uns an Schaden zufügen, werden sie hundertfach büßen müssen!“

Er riß die Fensterflügel auf und lehnte sich hinaus in die kalte Nachtluft. Grauer Dunst lagerte auf der Erde, eiskalte Feuchtigkeit tragend. Der unsichtbare Mond füllte die Nebelmasse mit fahlem Dämmerlicht. Der nächste Lufthauch, vor der nahenden Sonne die Felder fegend, wird die ruhenden Wasseratome in die Höhe jagen, und aus formlos ineinander fließenden Wolken wird des Winters weißes Gespinnst niederrieseln auf die Blößen der Erde.

Wenig kümmerte es Albert, welches Gesicht der kommende Tag machen werde. Die Ungunst der Elemente wird nur von demjenigen schwer empfunden, der leidenschaftslos in den Tag geht. Wessen Seele aber im Jubel des Glückes schwingt, oder unter dem Drucke des Unglücks bebt und zittert, dem ist es gleichgültig, wie die Windfahnen stehen und wie die Wolken am Himmel ziehen.

## 5. Im Walde.

Der alte Landwehr-Lieutenant, der in Donnemarie die militärischen Geschäfte führte, gehörte dem Stande der Landwirthe an, und hatte beim Ausbruch des Krieges schon manche Ernte von seinen Feldern in die Scheuern gebracht. Als im Verlaufe des Feldzugs das occupirte Gebiet wuchs, und das Kriegsministerium Verwaltungsbeamte mit militärischer Schulung suchte, zögerte der Lieutenant a. D. nicht, sich dem Könige zur Verfügung zu stellen. Er packte Schlafrock, Hauskäppchen, Filzschuhe, lange Pfeife und ein großes Quantum Rauchtabak ein, küßte Frau und Kinder kräftig ab, und fuhr behaglich nach dem Nest hin, das ihm als einstweiliges Winterquartier angewiesen wurde.

Der Herr Lieutenant schonte das Brennholz aus den Gemeindewaldungen von Donnemarie nicht. Als wirklich mit Sonnenaufgang die Schneeflocken begannen herabzukommen, stand in der schmucklosen Stube, die sein Bureau hieß, das Thermometer bereits auf sechzehn Grad Réaumür, und der Haufen trockener Scheite, am Kamin aufgehäuft, zeigte an, daß er gesonnen sei, diese Temperatur tagsüber zu halten. Bei der Lampe saß er, die Pfeife im Munde, vor sich die Tasse Kaffee und kramte in seinen Papieren. Wer ihn so sah, den rüstigen, etwas beleibten Herrn mit dem graumelirten Vollbarte und den runden, wettergerötheten Wangen, mußte sich sagen, daß derselbe die Kunst gründlich verstehe, sich's gemüthlich zu machen und sich im fremden Lande ein Heim zu bereiten.

Es klopfte.

„Herein!“ rief der Lieutenant mit kräftiger Baßstimme.

„Gefreiter Magnus,“ meldete sich Albert.

Digitized by Google

„Dienstliche Angelegenheit? Was wollen Sie?"

„Mich beschweren."

„Bei mir? Das wäre gegen das Reglement. Woher kommen Sie?"

„Vorgestern Abend von Troyes."

„Ich erinnere mich; ich habe Sie dem alten Aristokraten, dem Marquis von Soundso in's Lager geschickt," sagte der Lieutenant und sah den frühen Besucher scharf an. Als Albert den Blick ebenso zurückgab, nahm der alte Herr die Pfeife aus dem Munde und forderte ihn brummend auf, sein Anliegen vorzubringen.

„Wir haben bei unseren letzten Märschen," sagte Albert, „uns nicht allein das Gepäck nachfahren lassen — wogegen nichts zu erinnern wäre, da die meisten von uns Reconvalescenten sind — sondern auch die Munition. Darüber beschwere ich mich. Ein Soldat im Felde, der ein Gewehr mit sich führt, aus welchem er nicht schießen kann, ist wie ein Messer ohne Klinge. Ich bitte gehorsamst, daß unserer Truppe die Weisung ertheilt wird, fortan die Patronen am Leibe zu tragen."

„Haben Sie irgend eine besondere Veranlassung zu dieser Bitte?"

Einen Augenblick zögerte Albert mit der Antwort. „Mir hat in der vergangenen Nacht sehr lebhaft von einem Franctireur-Angriff geträumt," erwiderte er dann ernsthaft.

Befremdet blickte der Lieutenant den seltsamen Supplicanten an, der sich nicht entblödete, einen solch kindischen Grund seines Begehrens vorzubringen. Aber Alberts klare, braune Augen waren nicht diejenigen eines Träumers; der Lieutenant wurde stutzig, strich sich den Bart und dachte nach.

„Der Marquis, bei dem Sie logirt haben, ist wohl von jenem alten Adel, der Ritterlichkeit übt und Ritterlichkeit fordert?"

„Sie haben es genau getroffen, Herr Lieutenant."

„Ich will nicht weiter in Sie dringen," erwiderte der scharfsichtige Oekonom. „Ich besitze ein lebendiges Barometer, das mir das Wetter in Donnemarie schon häufig richtig vorhergesagt hat. Wir wollen es einmal consultiren."

Er ergriff eine Schelle, die vor ihm stand, und läutete. In der Seitenthür erschien ein strammer Bursche mit verschmitztem Gesicht und lachenden Augen.

„Wie haben sich Ihre Schätze gestern betragen, Schmitz?" fragte der Lieutenant. „Anders als gewöhnlich, he?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Es ist nicht alles richtig mit den Mädels. Die Babette ist mir gestern Abend aus dem Wege gegangen; ich hinter dem Molch her, bis ich sie erwischte. Da hat sie gezittert wie dürres Laub, und ihre Hände waren kalt und feucht. Ich hab' sie gleich wieder laufen lassen; was nicht willig und warm ist, kann dem alten Schmitz seinem Sohn gestohlen werden. Und die Jeannette — na, die ist heut' Morgen um mich geschlichen, als wenn sie etwas auf dem Herzen hätte. Ich hatte zuerst kein Arg daraus; die Arbeit pressirte mir, und frühmorgens laß ich die Frauenzimmer am liebsten ungeschoren. Endlich merk' ich's, und stell' mich ihr in den Weg. Ob ich heute mit ausmarschire, wollte die Katze wissen. Und als ich nein sage, springt sie mir an den Hals und — na, und gibt mir einen Kuß, Herr Lieutenant."

Digitized by Google

Und der wackere Schmitz fuhr sich mit der Hand über den Mund.

Der Lieutenant hatte die Erzählung des Burschen angehört, ohne eine Miene zu verändern. Jetzt sandte er ihn zurück auf den Schauplatz seiner Eroberungen, und wandte sich augenzwinkernd an Albert.

„Barometerstand bedenklich!“ sagte er. „Irgendwo braut etwas. Müssen uns vorsehen. Der Unterofficier Krabbe führt Ihre Truppe, nicht wahr?“

„Zu Befehl.“

„Ich weiß genug. Sie haben Talent zum Träumen, Gefreiter Magnus!“

„Zu dienen, Herr Lieutenant.“

Albert war entlassen. Dichter fiel draußen der Schnee im Dämmerlicht des Morgens. Die Soldaten, von verschiedenen Seiten herankommend, sahen sauer genug darein. Sie warfen ihre Tornister auf den bereitstehenden Ackerwagen und stampften im Schnee umher, um ihre Füße zu erwärmen. Die Straßen lagen öde; aus der Bevölkerung von Donnemarie schien sich Niemand um den Abmarsch zu bekümmern.

Als endlich beide Truppenabtheilungen vollzählig waren, entstand neuer Aufenthalt. Zuerst wurden sämmtliche Mannschaften commandirt, Munition zu fassen, dann von dem gestern gekommenen Trupp der Neuausgebildeten der Feldwebel und zwölf Mann ausgeschieden, um in Donnemarie zurückzubleiben.

Daß durch diese Disposition dem Unterofficier Krabbe das Commando über die ausziehende Colonne zufiel, war demselben gar nicht angenehm. Es ist für den Subalternofficier schwierig, eine größere Anzahl von Leuten zu handhaben; zudem besitzt er nicht die Autorität, um seinen Anordnungen den sofortigen, blinden Gehorsam zu verschaffen, mit welchem der Soldat die Befehle des höheren Officiers auszuführen gewöhnt ist. Schon auf dem Marsch von Troyes nach Donnemarie war die Disciplin in Krabbe's Truppe etwas locker gewesen. Nun war diese Truppe auf einige sechzig Mann angewachsen, und ihm war anbefohlen worden, die erste Meile in Gefechtsbereitschaft zu marschiren und beim Passiren coupirten Terrains die Flanken zu sichern. Und das in Kälte und Schneegestöber, wo jeder Schritt ohnehin schon beschwerlich genug war!

Krabbe fühlte sich der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen. Gegen Albert ließ er seinem Mißmuth freien Lauf, als Donnemarie hinter ihnen lag, und sich das Land flach und offen um sie ausbreitete.

„Ein Angriff in dieser Gegend, in diesem Wetter ist eine bare Unmöglichkeit,“ sagte er. „Ich weiß nicht, was dem Etappencommandanten in die Krone gefahren sein mag! Der hat überhaupt von seinem warmen Zimmer aus gut dirigiren! Ich werde mich den Henker um seine Grillen scheeren. Soll ich die Leute etwa zum Vergnügen in die Schneefelder ausschwärmen lassen, worauf sich kein Hase verbergen kann, geschweige denn ein Mensch? Das bloße Weiterkommen auf der Chaussee ist schon mühsam genug, und nach ein paar Meilen wird's an Maroden nicht fehlen.“

Albert konnte ihm nicht widersprechen; eine Belästigung in dieser verstecklosen Gegend war allerdings nicht wohl denkbar. Bald indessen zog sich ein Wald, den man bis dahin nur in der Ferne gesehen hatte, bis hart an die Landstraße. Zugleich wurde das Terrain uneben und die Chaussee beschrieb einen

Digitized by Google

Bogen. Der Wind trieb jetzt den Marschirenden die schweren Flocken in's Gesicht. Schweigend kämpften die Leute gegen das Unwetter an; die Reihen lösten sich allmälig; Jeder ging, wo und wie er wollte.

Albert arbeitete sich mit Mühe an die Seite Krabbe's und wies mit dem Gewehrlauf auf den Wald, der mit Unterholz reichlich bestanden war, und einem angreifenden Feinde allerdings ausreichende Deckung zu bieten schien.

„Hab' ich längst gesehen," brummte Krabbe unwirsch. „Es ist keine lebende Seele darin; darauf will ich mich hängen lassen. Den Franctireur, der heut' auf den Beinen ist, esse ich mit Haut und Haar auf!"

Er wischte sich den Schnee aus dem Bart und stapfte weiter, augenscheinlich nicht gesonnen, irgend eine Vorsichtsmaßregel zu treffen.

Albert sah sich nach Franz um. Der schöne Franz war einer der letzten. Und wie lang hatte sich die Colonne auseinander gezogen! Albert blieb stehen, bis die Nachzügler herankamen. „Ihr geht verloren," rief er, „wenn Ihr in diesem Tempo weiter marschirt!"

„Sieh' da, Du bist's!" gab Franz zurück. „Du mußt auf diesen lustigen Spaziergang sehr erpicht gewesen sein, daß Du heute Morgen so früh ausrücktest! Es ist doch schön, das Soldatenleben, nicht wahr?"

„Es kann noch schlimmer kommen," erwiderte Albert.

„Wenn der Himmel einfällt, gewiß," spottete Franz. „Ich lobe mir die Art, wie unsere Vorväter Krieg führten. Kam die rauhe Jahreszeit, so krochen sie in Winterquartiere und pflegten sich. Wie wir's treiben, das geht gegen alle Menschlichkeit. Wenn ich an die warme Braustube in Boderode denke, wo ich jetzt am dampfenden Sud Augen und Nase laben könnte, möcht' ich rebellisch werden. Morgen ist Sonntag; da würde ich nach Blankenburg hinüberfahren, und Liebchen würde für mich braten und backen. Hier gibt's meist nichts als Hammelfleisch, woran man sich die Kinnbacken lahm kaut." —

Der Wald lag jetzt dicht vor der marschirenden Truppe. Längs dem Saume desselben war die Straße tief eingeschnitten, und die Böschung zog sich steil hinan. Immergrüne Stauden, welche neben laublosen Sträuchern den Raum zwischen den Stämmen füllten, hinderten den Einblick in die Holzung. Der Ort war zum Hinterhalte wie geschaffen: hier, wenn irgendwo, mußte sich zeigen, ob die Warnung des Marquis Grund hatte. Diese Ueberzeugung drängte sich Albert unwiderstehlich auf, als er, mit einer Hand die Augen schützend, ausspähte. Er setzte sich in rasche Bewegung, um wieder an die Spitze der Colonne zu gelangen, und den apathisch hinschreitenden Unterofficier zur Ertheilung angemessener Befehle zu veranlassen.

Es war zu spät. Schon war ein Theil der Truppe in den Hohlweg eingerückt. In demselben Augenblick blitzte es allenthalben hinter den dunklen Büschen auf; das scharfe Knattern einer Gewehrsalve fuhr auf Windesflügeln weithin über die weißen Felder; in einer Rauchwolke verschwand der Wald. Die Unversehrten stürzten vorwärts und bargen sich an der Böschung unterhalb des Waldsaumes. Alle hatten sofort erkannt, daß der Abhang wenigstens momentan Deckung bot.

Indessen war die Lage der Ueberraschten kritisch genug. Wenn der ver-

Digitized by Google

borgene Feind jetzt von oben in die ordnungslose Masse einbrach, in großer Ueberzahl vielleicht, so mochten nur Wenige mit dem Leben davonkommen, vielleicht Keiner. Albert riß den Mantel ab und blickte rasch um sich. Auf der Landstraße lagen Todte und Verwundete verstreut; schon wob sich über den Opfern das weiße Leichentuch. Dort deckte auch der leichtsinnige Unterofficier den Boden; unter den Ueberlebenden war Albert der einzige Chargirte.

Es war Albert augenblicklich klar: nur ein sofortiger Gegenangriff konnte Rettung bringen. Wenn die Leute, welche um ihn bestürzt am Abhang kauerten, dahin gebracht werden konnten, sich mit der Waffe in der Hand der zweiten Salve entgegen zu werfen, so war es möglich, den zaudernden, undisciplinirten Feind im eigenen Lager zu schlagen. Der Versuch mußte gemacht werden.

„Achtung!“ schallte Albert's Stimme durch den Hohlweg. „Legt die Mäntel ab! Auf die Schufte! Ein Hundsfott, wer zurückbleibt! Vorwärts marsch, marsch!“

Hinanklettern d, war Albert der erste, der die Höhe erreichte. Und, Gott sei Dank, das schneidige Kommando war den Soldaten wie Feuer in die Glieder gefahren. Am Abhang wimmelte es lebendig; nur noch einen Augenblick dauerte es, dann gewannen die Klimmenden den Waldrand. Noch einen Blick that Albert zurück: alle waren seinem Rufe gefolgt, nur Franz nicht. Der schöne Franz saß wie stumpf am Rande des Chausseegrabens und starrte zu einem Verwundeten hinüber, der quer über die Straße kroch, das eine, lahmgeschossene Bein mühsam nachschleppend. —

„Vorwärts, marsch, marsch!“ Wieder blitzte es hinter den Büschen auf. Aber diesmal war das Zielen schwieriger gewesen; aus der langen Linie der rasch Vordringenden fiel nur einer. „Drängt den Feind nach links ab!“ gab Albert den Seinen noch mit auf den Weg; dann entzog sich das Gefecht seiner Controlle. Der ungeordnete Haufe der Franctireurs stob vor dem verheerenden Schnellfeuer auseinander, das jetzt auf ihn abgegeben wurde. Von einem Baum zum andern Deckung suchend, hin und wieder in rascher Wendung einen Schuß abgebend, floh der Feind in die Tiefe des Waldes, zahlreiche Todte und Kampfunfähige zurücklassend, hinter ihm die Unseren, kühn gemacht durch den Erfolg, auf jede dunkle Gestalt feuernd, die durch das Gesträuch huschte. Allmälig nahm der Kampf einen gänzlich ungeordneten Charakter an; jeder focht auf eigene Faust. Indessen wurden die Schüsse immer seltener; das Gros des Feindes schien in der Flucht Rettung gefunden zu haben.

Albert befand sich allein im Walde; die Kameraden links und rechts hatten sich im Eifer der Verfolgung von ihm hinweggezogen. Das Gewehr schußfertig in der Hand, schritt er vorwärts und dachte darüber nach, wie die zerstreuten Soldaten jetzt, nach entschiedenem Gefecht, zu sammeln seien. Plötzlich bemerkte er zu seinem Erstaunen etwa 50 Schritt vor sich noch einen Franctireur, der langsam die Büchse hob, um auf Jemand zu schießen, der seitwärts von Albert herankam. Der Mensch beschäftigte sich so angelegentlich mit dem einen Feinde, auf dessen Erlegung er es abgesehen hatte und vor dem ihn eine Wachholderstaude verbarg, daß er den ungleich näheren zweiten Feind nicht gewahrte, vielmehr ihm Kopf und Brust frei darbot. Albert hob die Flinte an die Backe,

Digitized by Google

um dem unvorsichtigen Nachzügler eine seiner niemals fehlenden Kugeln zuzusenden, als er ihn erkannte: Decosse! Auf wen in aller Welt konnte dieser Fanatiker so mordsüchtig lauern, daß er für nichts anderes Auge und Ohr hatte?

Blitzschnell kam Albert eine Vermuthung; er blickte rückwärts nach links, der Richtung von Decosse's Gewehrlauf folgend. Seine Vermuthung war richtig gewesen; furchtsam von Baum zu Baum schleichend, folgte der schöne Franz den Spuren seiner tapferen Gefährten. Verächtlich zuckte es um Albert's Lippen, als er nochmals die Büchse auf Decosse richtete, mit dem Korn die linke Schläfe des Tischgenossen von gestern deckend. Nicht eine Secunde durfte er mehr zögern, den Drücker zu berühren; denn schon war Decosse schußfertig, und über Franz schwebte der Engel des Todes.

Da raunte es Albert zu: Wenn Franz fällt, ist Bertha frei! und sein schon gekrümmter Finger erstarrte. Er sah das Feuer aus der Mündung von Decosse's Gewehr flammen — dann erst schoß auch er.

Ohne sich umzuwenden, eilte Albert auf den im Feuer zusammengebrochenen Feind zu. Der Patriot hatte ein jähes Ende gefunden; Albert's Kugel war ihm in die Schläfe gefahren. Der Todte mußte der Anführer der Expedition, die Seele des kühnen Unternehmens gewesen sein; um den Leib trug er eine rothe Schärpe und an der Seite ein Signalhorn. Er hatte es nicht benutzen können, und jetzt mußte es dem Feinde dienen. Albert löste es von der Schnur und blies das Signal zum Sammeln. Während er dasselbe mehrmals wiederholte, ging er nach rechts hinüber, die Stelle weit hinter sich lassend, wo er Franz zum letztenmal gesehen hatte. Nicht lange dauerte es und aus der Tiefe des Waldes schimmerten allenthalben die rothen Ränder der Feldmützen auf. Mit rüstigem Schritt, den Kopf hoch aufgerichtet, kamen die Leute heran; im Feuer der Action hatten sie die Energie wiedergefunden, die ihnen vorhin während des Marsches abhanden gekommen war.

Noch blieb eine ermüdende Arbeit zu verrichten, ehe der Rest der Truppe sich auf der Landstraße zum Weitermarsch formirte. Es mußten zunächst die Verwundeten aufgesucht und auf dem Gepäckwagen untergebracht werden, der nachgekommen war und an der Stätte des Ueberfalls hielt. Auch die Todten durften nicht belassen werden, wo sie lagen; Albert ordnete an, daß sie an den Rand des Waldes zusammengetragen wurden, wo dasjenige Corps, welches unzweifelhaft in den nächsten Tagen nach Donnemarie gesandt werden würde, sie finden und für ihre Bestattung sorgen konnte.

Albert hatte sich auf den Wagen geschwungen und achtete darauf, daß die heraufgehobenen Verwundeten auf Mänteln und Tornistern ein bequemes Lager fanden. Immer, wenn wieder ein neuer Transport oben vor den Bäumen erschien, warf er einen scheuen Blick hinüber. Aber Derjenige, den er zu sehen sich fürchtete, kam nicht. Nach einer letzten Streife verließen die Soldaten den Wald und erklärten ihr Werk für beendet. Man nahm die Merkbücher zur Hand und hielt Appell ab. Ueber alle in den Listen Verzeichneten erfolgte Auskunft; nur Franz Langurt fehlte, und Niemand wollte seit dem ersten Momente des Ueberfalls etwas von ihm gesehen haben.

Es blieb nichts übrig, als noch einmal das Holz abzusuchen. So erklärte

Digitized by Google

Albert nach kurzer, peinlicher Ueberlegung, vom Wagen springend. Er nahm eine Anzahl Leute, vertheilte sie längs dem Walde derart, daß zwischen je zweien eine Entfernung von etwa zwanzig Schritten blieb, und ließ sie dann, mit dem Gebot, Linie zu halten, langsam vorrücken, mitten unter ihnen er selbst, heimlich hoffend, daß es nicht gerade ihm beschieden sein werde, den Vermißten zu finden. Indessen nahm er, ohne es zu wissen, fast genau denselben Weg, welchen Jener eingeschlagen, nachdem sich das Gefecht so weit von ihm hinweggezogen hatte, daß er für sich keine Gefahr mehr befürchtete.

Tiefe, unheimliche Stille herrschte jetzt auf der Stätte des Kampfes; nur aus der Ferne klang gedämpft das heisere Krächzen eines Krähenschwarms, der von den Leichen noch keine Witterung zu haben schien. Schweigend bewegten sich die Suchenden vorwärts, Albert mit halb geschlossenen Augen vermeidend, anderswo hinzusehen, als auf den Boden unmittelbar vor seinen Füßen. Plötzlich hörte er hinter sich seinen Namen aussprechen. Bei dem Tone der wohlbekannten, jetzt so matten Stimme fuhr er zusammen, als ob ein Ruf zum Gericht an ihn ergangen sei. Dort, mit dem Oberkörper auf einer mächtigen Baumwurzel ruhend, das Haupt an den Stamm gelehnt, lag das letzte Opfer des Kampfes mit einer Wunde in der Brust, und das Leben wich rasch von ihm. Die Kugel Decosse's hatte ihr Werk gethan; geschehen war, was Albert zu verhüten unterließ.

Den Schuldbewußten durchschauerte eisiges Grauen, als er nun doch sehen mußte, was er zu sehen so sehr gefürchtet hatte; er stieß einen Schrei aus, der die Gefährten eilends herbeirief; dann sank er neben dem Sterbenden in die Kniee.

„Du hattest Recht," brachte Franz mit Anstrengung hervor, „es konnte noch schlimmer kommen — das Schießen ist nicht so lustig, wie ich's mir gedacht hatte — der schwarze Franzose von gestern — ich sah ihn, als es schon um mich geschehen war — er hat mir das Gemüseweib nicht vergessen können." —

Einige Kameraden traten herzu, um ihn aufzuheben.

„Laßt mich nur, wo ich bin," wehrte Franz ihnen, „es ist ja doch gleich vorbei mit mir — wo bist Du, Albert — es wird dunkel um mich her — Albert, wenn Du nach Blankenburg kommst — sag' ihr, sie habe nicht viel an mir verloren — ich wußte selbst nicht, wie wenig werth ich war — bis jetzt, wo ich mich sehe, wie ich bin." —

Er griff mit der Hand nach der Brust.

„Geht nur, wenn Ihr's eilig habt," fuhr er fort, schwer athmend, „ich finde meinen Weg schon allein — es geht sich leichter in die Ewigkeit als Ihr denkt — Albert — Deine Hand." —

Der Sterbende that einen Griff in die Luft — das Haupt sank ihm auf die Brust. Er hatte ausgelitten.

Näher und näher kam das Krächzen der Raben; es schien den lautlos Umherstehenden, als ob sie schon den Flügelschlag der gierigen Vögel hörten. —

„Legt ihn zu den Uebrigen," sagte Albert tonlos, erhob sich und schwankte davon, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend. —

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

# Die Aussichten des Hauses Hannover auf den englischen Thron im Jahre 1711.

Von
weil. Prof. R. Pauli.

Die Anwartschaft des Welfenhauses auf den englischen Thron war schon sehr früh zur Sprache gekommen. Noch hatte Karl II. leichtsinnig und lustig sein Wesen in St. James, noch hatte so wenig wie er selber sein Bruder und Nachfolger, der Herzog Jakob von York einen legitimen Sohn, als im Jahre 1680 von dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, dem alten Cavalier, dem Sohne der Elisabeth Stuart, und von Wilhelm von Oranien, dem Sohne einer Tochter des enthaupteten Karl's I., Georg Ludwig, der Erstgeborene des in Hannover residirenden Herzogs Ernst August von Kalenberg und Grubenhagen und Sophia's von der Pfalz, Ruprecht's jüngster Schwester, als der geeignete Candidat in's Auge gefaßt wurde. Zwanzig Jahre alt erschien er denn auch im Winter 1680/81 in London, damit er, wie seine Gönner es wünschten, um die Hand Anna's, der zweiten Tochter Jakob's, würbe, wodurch er in der That der Schwager des großen Oraniers geworden wäre und daher möglicher Weise schon im Jahre 1702 hätte in England succediren können. Zum Verdruß Wilhelm's indeß unterließ der junge Fürst nicht nur gänzlich um Anna Stuart zu freien, sondern vermählte sich im Jahre 1682 mit Sophia Dorothea, der Tochter seines Oheims von Celle und der d'Olbreuse, in der nach deutscher Fürstenweise correct dynastischen Berechnung, daß durch diese Vereinigung demnächst auch die Fürstenthümer Kalenberg und Grubenhagen mit Celle-Lüneburg verbunden würden. Im Unmuth aber schrieb der Oranier, welcher zwar die Prinzessin von Celle ihrem Vetter August, dem zweitgeborenen Prinzen von Hannover, dessen ältestem Bruder dagegen seine eigene Schwägerin Anna zugedacht hatte: „Ich sehe, daß in unserem Jahrhundert das Geld jede andere Berechnung bei Seite drängt“ [1].

Man weiß, wie wenig Gefallen die geistvolle Herzogin Sophia, stolz auf

[1] Je vois que dans le siècle où nous sommes l'argent fait passer toute autre sorte de considération Sept. 8. 1682 bei P. L. Müller, Wilhelm III. von Oranien und Georg Friedrich von Waldeck, I, 198, vgl. Bodemann, Jobst Hermann v. Ilten, S. 10—12.

Digitized by Google

ihr Wittelsbacher und Stuart-Blut, an der Legitimirung jener Französin in Celle gehabt, wie wenig die Ehe ihres Sohnes mit der Tochter nach ihrem Geschmack war. Um so schrecklicher denn für alle Betheiligten die Katastrophe vom Jahre 1694 im Schlosse zu Hannover, Graf Königmark's Ermordung und die lebenslängliche Verbannung der Prinzessin Sophie Dorothea nach Schloß Ahlden. Ehebund und Ehescheidung, die Erhebung Hannovers zum Kurfürstenthum und Georg Ludwig's Nachfolge beim Tode des Vaters, Alles vollzog sich im streng dynastischen Hausinteresse, wobei auf die Sympathien und Antipathien der Herzogin Sophie als Gemahlin und Mutter sehr wenig Rücksicht genommen, ihre Ansprüche auf die Succession in England gar eine Reihe von Jahren hindurch mit unverkennbarer Gleichgültigkeit behandelt wurden.

Im Herbst 1700 besuchten Sophie und ihre Tochter, die Kurfürstin von Brandenburg, von den Bädern von Aachen aus Brüssel und den Haag und machten einen Abstecher zu König Wilhelm im Loo. Sie hatten den jungen Brandenburger Kurprinzen Friedrich Wilhelm bei sich, von dem die Großmutter frohlockend erklärte, sie habe nie etwas so Artiges gesehen, denn mit zwölf Jahren spreche er so vernünftig, als wäre er dreißig. Da ist denn auch dem Oranier, der stets das Anrecht seiner Cousine von Hannover betonte, während diese in kühler Zurückhaltung beharrte, in der That durch den Kopf gegangen, ob sich nicht der jugendliche hoffnungsvolle Hohenzoller als Ersatz für den vor wenigen Monaten verstorbenen Herzog von Gloucester, den Sohn seiner Schwägerin Anna, zum Throncandidaten in England eignen würde [1]). Schon damals klagt ein treuer Staatsdiener des Hauses Lüneburg [2]): „König von Preußen sein, Statthalter und Generalcapitän der Vereinigten Provinzen und sogar König von England werden ist wahrlich begehrenswerth ... das Berliner Ministerium läßt daran sein erhabenes Genie erkennen, durch welches es so berühmt in aller Welt wird." Bald nach jener Begegnung freilich, im März 1701, wurde von Wilhelm III. die Thronfolgeordnung in jener Act of settlement sanctionirt, kraft welcher mit Uebergehung aller katholischen Nachfolger des Hauses Stuart nach seiner und seiner Schwägerin Anna Ableben der englische Thron der Kurfürstin Sophie und ihrer Descendenz als protestantischen Nachkommen des Königshauses zustehen sollte. Es wurde damit nachgeholt, was einst mit Rücksicht auf die Stimmung der Engländer und auf die Möglichkeit einer protestantischen Descendenz in England selber in der Declaration der Rechte vom Jahre 1689 behutsam bei Seite gelassen worden. Gleich nach Wilhelm's Tode, am 8. März 1702, erneuerte denn auch der Geheime Rath der Königin Anna den Wunsch des Verstorbenen, nunmehr den Kurprinzen Georg herüberkommen zu lassen. Eingeweihte daheim freilich befürchteten, er würde kaum mehr Geschmack an dieser Krone finden als sein Vater, der Kurfürst; „was denn freilich nicht gut wäre, wenn die Herren Engländer unsere Gleichgültigkeit in diesem Punkte erführen" [3]).

[1]) O. Klopp, Der Fall des Hauses Stuart. VIII, 570. 572 Anl. S. 636.

[2]) J. C. von Bothmer an Ilten, August 31. 1700 bei Bodemann 197.

[3]) Bothmer an Ilten, April 15. 1701. nach unserer Zeitrechnung natürlich 1702, bei Bodemann 198.

Digitized by Google

So völlig gleichgültig indeß ist Keiner der Betheiligten gewesen in Tagen, als in allen Himmelsrichtungen deutsche Fürstenhäuser nach fremden Kronen griffen. Und noch weniger liegen die Beweise vor, daß die verwittwete Kurfürstin ganz wider die abmahnenden Stimmen im eigenen Herzen in jene britische Thronfolge hereingezogen worden sei. Wohl aber haben verschiedene gewichtige Beweggründe, die großen Wechselfälle des spanischen Erbfolgekrieges, die unberechenbaren Parteiverhältnisse in den britischen Reichen und die souveräne Gesinnung ihres Sohnes, des Kurfürsten, besonders auch Bedenken[1]) vor einer erdrückenden ständischen Mitregierung zusammengewirkt, um ihr, nicht sowohl obgleich, sondern weil sie sich von einem Leibniz berathen ließ, die äußerste Vorsicht vorzuschreiben. Die hannoversche Politik als solche mußte nicht minder jedes vorlaute Begehren unterdrücken, einmal der Königin Anna gegenüber, die nicht nur gleich jedem Throninhaber auf den Nachfolger, sondern zumal auf diejenige eifersüchtig war, deren Aussichten noch keineswegs fest standen, und ganz besonders vor dem Parteitreiben der Tories und der Whigs, das sich zusehends von Jahr zu Jahr in eine bedenkliche Krisis zuspitzte. Während sich beide mit Anträgen, daß die Kurfürstin herüberkommen und den Titel einer Prinzessin von Wales annehmen möge, den Rang abzulaufen suchten, hatte diese viel Noth, immer wieder die Entscheidung ihrer königlichen Base anheim zu geben, die sich denn auch niemals dazu herbeigelassen und erst nach langen Weiterungen im Jahre 1707 zugestanden hat, daß der Kurprinz Georg in der englischen Pairie den Titel eines Herzogs von Cambridge erhielt. Die angestammten Rechte aber waren an sich stark genug, um in Schweigen und Ausharren, im Vertrauen auf die Zukunft fest gehalten zu werden. Wie eine Menge Fäden, von hüben und drüben den beständigen Verkehr zwischen beiden Höfen vermittelten und die vornehmsten Häupter der sich in England entgegen arbeitenden Richtungen um die Wette in Hannover anklopften, so wurde dort nicht minder kein für die große Eventualität nothwendig erforderlicher Schritt verabsäumt. Um bei einer plötzlichen Erledigung des Thrones sofort eine Regentschaft zur Stelle und einige Mittel zur Verfügung zu haben, wurde dem Bevollmächtigten in England die Summe von 300,000 Thalern anvertraut, die man in so tiefem Geheimniß der Kalenbergischen Ständecasse entnahm, daß über deren Verwendung der Ausschuß des Fürstenthums siebenzig Jahre lang unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet hat[2]). Als es den Whigs im Jahre 1706 gelang, Succession und Naturalisation der Frau Kurfürstin und ihrer protestantischen Nachkommenschaft in drei weiteren Statuten zu begründen, welche mit allem urkundlichen Gepränge ausgefertigt und in Hannover niedergelegt wurden, da konnte die kluge Politik, die zwischen den beiden Factionen hindurch im Gegensatz zu dem Stuart-Prätendenten, der sich Prinz von Wales nannte, auf eine überwiegende Ergebenheit für die protestantische Thronfolge rechnete, einen

[1]) Auf diese weist mit Recht hin Meinardus, die Succession des Hauses Hannover in England, S. 69.

[2]) Rehberg, Sämmtliche Schriften II. 158. 159. 163. vgl. Dahlmann Politik, 2. Ausg. S. 128, Anm. 3.

Digitized by Google

anderen Schritt vorwärts thun. Auf Grund der Act of security vom Jahre 1706 wurde eine Urkunde ausgefertigt, in welcher die Kurfürstin für den Fall eines plötzlichen Ablebens der Königin Anna eigenhändig die Namen von neunzehn englischen Peers und Großwürdenträgern eintrug, die als Lords-Oberrichter bis zum Erscheinen des neuen Souveräns die Regentschaft führen sollten. Wohl versiegelt unter der Ueberschrift: „Unmittelbar nach dem Ableben der Königin Anna zu eröffnen" befand sich das Instrument fortan in Verwahrung des kurfürstlichen Bevollmächtigten in London [1]).

Da brach sich nun aber in England seit 1709, durch klerikale und legitimistische Agitation geschürt, bei Hofe wie in der Nation ein jäher Umschwung Bahn, bis es in Jahresfrist dem Zusammenwirken aller möglichen Kräfte gelang, das Regiment der Whigs, in welches die Lords Godolphin, Sunderland und ihre Freunde auch den Herzog von Marlborough hineingezogen hatten, zu entwurzeln, die Königin aus den Händen einer langjährigen Freundschaft zu lösen und die bei ihr immerdar vorhandenen Stuart-Sympathien zu entfesseln. Mit der hochkirchlichen Richtung, der sie stets gehuldigt, vertrug sich insonderheit das Mitgefühl für den Stiefbruder, den katholischen Prätendenten. Sobald die Herren Harley und St. John Schatzkämmerer und Staatssecretär geworden, der eine ein Renegat aus den Whigs, dieser das blendende, verwegene Genie, das sich zum Lord Bolingbroke entfalten sollte, sobald der im großen Weltkriege um das spanische Erbe bereits am Boden liegende König von Frankreich Friedensanträge zu machen begann, kreuzten sich ohne Unterlaß die Gerüchte, daß alle jene Sicherheitsacten widerrufen und der einzig legitime Nachfolger proclamirt, daß dagegen der Herzog von Marlborough, der ruhmvollste Vorkämpfer des großen Kriegsbündnisses wider Ludwig XIV., demnächst in allerhöchster Ungnade entlassen werden würde, wie das jüngst seiner gebieterischen Gemahlin, der Herzogin, widerfahren war. Zwar hat die Königin nicht unterlassen, durch die außerordentliche Sendung des Lord Rivers, dem Hofe in Herrenhausen zu melden, daß sie nach wie vor in der protestantischen Succession allein den Ausweg aus allen Schwierigkeiten erblicke. Aber welche Ueberraschungen schwebten bei der Schwäche des Weibes und der Schärfe der sich unaufhaltsam vollziehenden Rückwandelung doch auch fernerhin gleichsam in der Luft. So war es denn auch wahrlich an der Zeit, daß von Hannover aus neben dem politischen Residenten ein gewiegter Diplomat in außerordentlicher Mission in London erschien, um mit bestimmten Aufträgen nach allen Seiten genau zu beobachten, gegebenen Falls zu handeln, vor Allem aber daheim zuverlässige Berichte zu erstatten, nach denen man seine Entschlüsse fassen konnte.

Zu diesem ernsten Werk wurde Hans Caspar von Bothmer [2]) ausersehen, der jahrelang in welfischen Diensten stand und, gleichsehr mit den dynastischen wie mit den großen europäischen Fragen vertraut, ein treuer und entschlossener An-

[1]) Schaumann, Geschichte der Erwerbung der Krone Großbritanniens von Seiten des Hauses Hannover, S. 57.

[2]) Ueber ihn Schaumann in der Allgem. Deutschen Biographie, III, 197. Seine Correspondenz mit Leibniz bezeugt J. M. Kemble, Statepapers and Correspondence, p. 331.

Digitized by Google

hänger seines Herrscherhauses war. Seit 1702 befand er sich im Haag, damals noch immer die hohe Warte, der eigentliche Mittelpunkt des internationalen Verkehrs, um von da aus der zum Mindesten kühlen und wenig freundlichen Gesinnung Anna's im stillen Austausch mit den hervorragenden englischen, namentlich whigistischen Staatsmännern zu begegnen, der praktische Träger der Gedanken, welche Leibniz in der Umgebung der Kurfürstin lebendig erhielt. Von sanftem Temperament, so daß seine Freunde späterhin wohl über Mangel an Thatkraft klagten [1]), war Bothmer doch ausnehmend geeignet, der gemeinsamen Kriegführung, durch welche die Vereinigung Frankreichs mit Spanien verhindert werden sollte, im eigentlichen Herzen der Allianz Nachdruck zu verleihen und dem Welfenhause wie gegen die Einwirkungen des nordischen Kriegs und die entfachte Rivalität des Königs von Preußen Sicherheit zu wahren, so vor Allem den mit Hindernissen aller Art besäeten Weg zur englischen Krone zu ebnen. Es bezeichnete den welfischen, legitimistischen Standpunkt der hannoverschen Staatsmänner, daß sie um keinen Preis zugeben, der von der Act of settlement geforderte Protestantismus könne etwa bei den Hohenzollern eher zutreffen als bei ihren lutherischen Gebietern, und vielmehr dem Parlament vertrauten, daß es diejenigen nimmermehr zurückweisen werde, welche dem Kronprinzen von Preußen durch die Geburt voraus gehen [2]). Zumal seit im Jahre 1705 nach dem Tode Georg Wilhelm's die Herzogthümer Lüneburg und Kalenberg vereinigt wurden, gingen vollends die Verhandlungen mit England, wie der Abschluß der wichtigen Acten vom Jahre 1706 durch Bothmer's Hand. Er war daher nach allen Seiten vorbereitet und eingeweiht, als er zu Ende des Jahres 1710 den Auftrag erhielt, sich selber nach London zu verfügen, um officiell Unterhandlungen wegen Neutralität Hannovers in dem von Norden und Osten heranfluthenden schwedisch-russischen Kriege zu leiten, einer geheimen Instruction gemäß aber Alles zu überwachen, was mit der Succession zusammenhing.

Seine ungemein lehrreichen, im königlichen Staatsarchiv zu Hannover aufbewahrten Berichte erstrecken sich über sechs bis sieben für die innere Geschichte Englands höchst bedeutsame Monate und zerfallen auch äußerlich in zwei Gruppen. Die eine, durchweg deutsch abgefaßt, richtet sich unmittelbar an den Kurfürsten, um ihm den Gang der officiellen Unterhandlungen darzulegen, vom Befinden der Königin, den spannenden Hergängen bei Hofe und besonders den militärischen Dingen zu erzählen, für welche der hohe Herr, seitdem er einst gegen Türken und Franzosen im Felde gestanden, eine ausgesprochene Vorliebe bewahrte. Die andere, bei Weitem bedeutendste, in französischer Sprache und in Chiffre, ist bestimmt für den leitenden Minister in Hannover, Graf Andreas Gottlieb von Bernstorff, und dessen rechte Hand, M. Robethon, der gleich einigen anderen protestantischen Franzosen im diplomatischen Dienst des Hauses wirkte [3]). Man

[1]) Der jüngere Ilten bei Bodemann, S. 159.

[2]) „— il ne pourra pas laisser en arrière ceux, qui sont par naissance devant le Prince Royal de Prusse," Aeußerung des Grafen von Platen bei Bodemann S. 193.

[3]) Robethon hatte einst schon Wilhelm III. und dessen Freunde, dem Grafen von Pembroke, als Secretär gedient, war 1702 zu Georg Wilhelm von Celle und nach dessen Tode nach Hannover gekommen, um, in den Adelstand erhoben, seit 1714 in London eine sehr bedeutende Stelle

Digitized by Google

gewinnt aus diesen Depeschen über die von Intriguen aller Art durchkreuzten Abwandlungen der englischen Politik ein lebendiges Bild, das für die dortigen Berichte und Aufzeichnungen in vielen Einzelheiten ein erwünschtes Correctiv bietet.

Am 4. Januar 1711 schiffte sich Bothmer, den einstweilen Robethon im Haag vertreten mußte[1]), in Helvoetsluis ein auf demselben Packetboot mit dem Herzoge von Marlborough, der nach dem Sturze seiner Freunde, zumal wenn seine Gemahlin nun wirklich in höchster Ungnade auch aus allen Aemtern und Ehren verstoßen werden sollte, den Oberbefehl im Felde niederzulegen und sich aus den Staatshändeln zurückzuziehen entschlossen war. So mögen es sorgenvolle Unterredungen gewesen sein, mit denen man sich die lange Ueberfahrt verkürzte, denn vor widrigen Winden konnte erst am 7. Abends in Solebay an der Küste von Suffolk gelandet werden[2]). Der Herzog aber fertigte alsbald einen Expressen an seine Gemahlin ab, gegen die doch bisher der letzte Streich aus dem tristigen Grunde zurückgehalten wurde, daß sie nach langjähriger Intimität mit Anna Stuart vielleicht sehr unliebsame Enthüllungen zu machen im Stande war. Am folgenden Abend traf sie selber, wie wir von Bothmer erfahren, in Begleitung ihres Schwiegersohnes, Lord Godolphin, in der Herberge von Chelmsford „unvermuthlich“ mit Marlborough zusammen, der bei allem Respect vor der gewaltsamen Frau ihr doch eine seltene Liebe schenkte. „Damit es nun aber bei ein oder anderem allhier nicht das Ansehen haben möchte, als hätte ich an solcher ihrer Unterredung Theil, so bin ich des folgenden Morgens von dannen voraus anhero gegangen“, fügt Bothmer hinzu, unterläßt aber nicht des Weiteren zu erzählen, wie der Sieger von Oudenarde und Malplaquet nicht nur in allen Ortschaften, welche er auf der Reise berührte, sondern selbst trotz dem Abenddunkel bei der Einfahrt in London vom Volke alsbald erkannt und mit stürmischem „Zujauchzen“ empfangen worden sei. Um sich jedoch ferneren Ovationen der Art zu entziehen, habe er bei seinem Schwiegersohn, Lord Montagu, Wohnung genommen, sich von dort unverzüglich im Geheimen zu Hof begeben, sei auch von Königin Anna zwar kurz, aber huldvoll empfangen worden. Ueber die einstündige Audienz, die ihm Tags darauf, und noch andere, die rasch hinterdrein gewährt wurden, „bezeigte er sich sehr wohl zufrieden und vergnügt zu sein, so daß man wieder hoffte, er werde sich bewegen lassen, bei seinem Commando zu verbleiben.“ Freilich fehlte es auch nicht an ungünstigen Auffassungen der Lage. Denn, während alle übrigen Minister dem Feldherrn die Visite erwiderten, ließ Mr. Harley auf sich warten und machte zur Bedingung, daß die erste Begegnung mit ihm nur im Geheimen Rathe oder bei Hofe stattfinden könne. Von toryistischer Seite aber wurde Marlborough deutlich zu ver-

einzunehmen, da er außer seiner Muttersprache fertig englisch schrieb und mit den Parteien und ihren Führern genau bekannt war. Er hat in der englischen Successionssache die Hauptcorrespondenz von Hannover aus fast allein geführt. „Ohne ihn wäre Churfürst Georg Ludwig nie König Georg geworden.“ So Spittler, dem Robethons hinterlassene Papiere in sieben Quartbänden zu Gebote standen, in Meiners und Spittler, Götting. histor. Magazin I, S. 546 ff.

[1]) Seine Berichte von dort reichen vom 13. März bis 1. August a. a. O. S. 553.

[2]) S. im Allgemeinen Coxe, Memoirs of John Duke of Marlborough V, 404 ff. VI, 1 ff.

Digitized by Google

stehen gegeben, daß man zwar sein tapferes Schwert, so lange es noch von Nöthen, nicht missen wollte, er selber aber sich in die definitive Beseitigung seiner politischen Freunde und vor allem auch seiner Gemahlin zu finden haben würde.

Bothmer, der gleich am Morgen nach seiner Ankunft von einigen Whig-Häuptern, den Lords Sunderland, Galway, Stansford, Halifax aufgesucht worden, dagegen den Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, Mr. St. John[1]) verfehlt hatte, wurde von diesem am folgenden Sonntag bei der Königin eingeführt, „die sich gnädigst nach Kurfürst und Kurfürstin Durchlaucht erkundigt". Als Eindruck seiner ersten Berührung mit den Ministern berichtete er insbesondere eine „steigende Inclination zum Frieden". Einer überwiegenden Besorgniß indeß, daß Frankreich die verwickelte Lage benutzen könnte, um den Prätendenten nach England zu werfen, wie eben jetzt der hannoverische Agent D. Huldenberg aus Wien nach Aeußerungen des Prinzen Eugen von Savoyen meldete, begegnete er nicht; wohl aber dem festen Entschluß der im Besitz der Macht befindlichen Hofpartei, alle Mittel aufzubieten, damit die Whigs nun und nimmer in dieselbe zurückgelangten. Erst nachdem er eine Weile beobachtend sich umgesehen hatte, schickte er am 16. einen geheimen Bericht über eine Unterredung mit Lord Halifax ein, der, nach einer langen Erörterung über den Besorgniß erregenden Niedergang des Credits in England, zur Unterstützung der unleugbar in Gefahr schwebenden protestantischen Thronfolge das persönliche Erscheinen des Kurfürsten dringend anrieth. Entweder auf Besuch bei der Königin, oder noch besser um den Oberbefehl über die verbündeten Armeen zu übernehmen, könne er sich einfinden. Denn daß der Herzog von Marlborough, auch wenn er noch einmal nachgäbe, sich lange behaupten würde, hofften selbst seine besten Freunde nicht, während man ihm vielleicht das Commando unter des Kurfürsten Durchlaucht sichern könnte. Geschickt wich der Gesandte mit dem Bemerken aus, daß sein gnädiger Herr ja schon früher den Oberbefehl über die Reichsarmee, wegen der seinen Staaten nahe tretenden Gefahr, in den nordischen Krieg verwickelt zu werden, niedergelegt hätte; daß diese Gefahr inzwischen nur gewachsen wäre und er daher aus demselben Grunde sich nicht zu einem Besuche bei der Königin entfernen dürfte. Es käme vielmehr darauf an, von allen Seiten dazu beizutragen, dem Herzoge das Commando zu bewahren. Als Halifax darauf fragte, ob man denn in Hannover die bisherigen Voranstalten zur Succession für genügend erachte; ob nicht vielmehr so bald als möglich die Rangverhältnisse des Kurfürsten und seiner Familie geregelt werden müßten, um zu ermöglichen, daß sie in der ihnen zuerkannten Eigenschaft, so oft sie wollten, England besuchen könnten; ob es nicht geradezu gerathen sei, den Artikel der großen Allianz zu erneuern, demzufolge der Kaiser verpflichtet worden war, der Krone von England Satisfaction für die Anerkennung des Prätendenten durch Ludwig XIV. zu verschaffen: meinte Bothmer, daß sich nur in England selber

[1]) Stets St. Jean geschrieben. Auf einer damals geschlagenen Medaille wurde das Triumvirat St. John, Harley, Lord Raby als Jean Potage, Harlequin, Rabbin verhöhnt, Schaumann, Erwerbung S. 62.



Digitized by Google

beurtheilen ließe, ob die Garantien genügen und ob weitere vom Parlament zu haben sein, der kaiserliche Hof dagegen behufs einer Erneuerung jenes Artikels schon in den über einen Barrièrenvertrag mit den Niederlanden schwebenden Unterhandlungen erhebliche Schwierigkeiten finden würde.

Einige Tage später, in einer Depesche vom 20., die von denselben Dingen handelt, findet Bothmer die Aussichten auf Fortführung des Commando durch den Herzog schon etwas besser. Am schwierigsten wird es freilich sein, Harley und dessen Anhänger geneigt zu machen. Doch hat er sich bereits bei Lord Rochester davon überzeugt, dem Oheim der Königin Anna, Hochtory und den Jakobiten nicht fern stehend. Mit dem Herzoge von Shrewsbury und Mr. St. John gleichfalls zu reden hat sich leider die Gelegenheit noch nicht geboten. Marlborough selber, der in eben diesen Tagen wiederholt die Gnade der Königin anrief, verkehrte in der That nur am dritten Ort, z. B. im Schatzamt, mit Harley. Indeß für die Herzogin, welche seit Jahresfrist nicht mehr von Anna empfangen worden, war, nachdem die Intriguen der Mistreß Masham und Harley's die alte Freundschaft von Grund aus zerstört hatten, auf kein Erbarmen zu hoffen. Ihrem Gemahl aber sagte die Königin selber in's Gesicht, daß sie mit ihm nicht eher von Geschäften reden würde, als bis seine Frau den goldenen Schlüssel der Oberhofmeisterin zurückgegeben hätte. Darüber tauchte nun der Gedanke auf, daß sie sich um die Königin wie um den Staat durch freiwilligen Rücktritt von ihren Aemtern ein Verdienst erwerben könnte, wie Bothmer denn auch dem Herzoge nicht verschwieg, der seinerseits ebenfalls durchblicken ließ, daß ihm nicht minder der starke Wille seiner Frau im Wege stand.

Am 23. ist es dem Gesandten trotz wiederholten Versuchen noch immer nicht gelungen, Mr. Harley zu sprechen. Doch haben ihn St. John und der Herzog von Shrewsbury versichert, sie wollten Alles aufbieten, daß Marlborough in seinem Posten verbleibe. Shrewsbury besonders ließ es an Anerkennung für den großen Feldherrn nicht fehlen. Man würde ihm Alles, sagte er, was er nur irgend wünschte, gern gewähren, wenn er nur nicht zur Bedingung machen wollte, daß die Herzogin nach wie vor die erste Dame der Königin bliebe. Ja, um ihr den freiwilligen Rücktritt annehmbar zu machen, überredete er endlich den deutschen Diplomaten, daß dieser selber sich im Interesse der Tories und Whigs zu ihr verfügen und, da die große Sarah nicht Französisch, Bothmer aber nicht Englisch sprach, sich des Lord Halifax als Interpreten der Beweggründe bedienen wolle, die ihnen allen einleuchteten. Leider fand Bothmer den Whig-Lord wenig geneigt, theils weil er sich nicht zutraute, die aufgebrachte Frau anderen Sinnes zu machen, theils weil er Shrewsbury's Auffassung von der entgegenkommenden Stimmung der anderen Seite nicht für maßgebend hielt. Indeß Bothmer wurde in denselben Tagen von den Häuptern der Whig-Junta, den Lords Halifax, Sunderland und dem Herzoge von Devonshire fleißig zum Diner eingeladen, wo er nicht nur mit den Lords Wharton, Oxford, Cowper, Somers, dem großen Juristen, einst Wilhelm's III. Kanzler und bis vor Kurzem Präsidenten des Geheimen Raths, zusammentraf, sondern in ihrer Gesellschaft vollends sich über seine Handlungsweise klar wurde. Er verhehlte sich nicht, daß die Tories einen so regen Verkehr mit den Gegnern übel vermerken könnten,

Digitized by Google

benutzte ihn aber, um, was nun der Herzog von Marlborough selber dringend wünschte, statt Halifax Lord Sunderland, des Herzogs Eidam, als Beistand für den bedenklichen Besuch zu gewinnen. Auch sie beide indeß würden sich schwerlich geeinigt haben, wenn nicht Lady Sunderland sie hätte wissen lassen, daß ihre Mutter bereits den Vorstellungen Lord Oxford's Gehör zu leihen anfinge. So begaben sie sich denn am 27., wie Bothmer unverzüglich nach Hannover berichtete, zu ihr. „Ihre Erregung schien groß bei den Eröffnungen, welche Sunderland an meiner Statt machte. Doch erwiderte sie so höflich wie möglich, indem sie erklärte, daß sie von Erkenntlichkeit für alle Gnadenbeweise tief durchdrungen sei, welche Ew. Kurfürstl. Durchlaucht zumal in der gegenwärtigen Verwickelung dem Herzoge ihrem Gemahl gegeben hätte, und daß es undankbar sein würde, wenn sie nicht ihrerseits Alles, was von ihr abhing, beitrüge, um den Erfolg weiser und angelegentlicher Rathschläge zu erleichtern, mit denen Ew. Kurfürstl. Durchlaucht sie beehrten. Sie versicherte uns, daß sie demgemäß bereit wäre, hinsichtlich ihrer Aemter Alles zu thun, was man ihr vorschlüge, um dem Herzoge ihrem Gemahl die seinigen zu bewahren. Auch bat sie mich, Ew. Kurfürstl. Durchlaucht die unwandelbare Ergebenheit ihrer ganzen Familie auszudrücken, der in alle Wege die Succession so sehr am Herzen läge, daß, wenn auch ihr Eifer noch nicht hinreichend kund gethan sein sollte, um Ew. Kurfürstl. Durchlaucht davon zu überzeugen, es doch, wie sie verhoffe, der Fall sein würde, Dank der Abhängigkeit von Ew. Kurfürstl. Durchlaucht, in welche der Herzog sammt seiner ganzen Familie versetzt worden wären, seit sie sich den unversöhnlichen Haß des Prinzen von Wales zugezogen. Sie fürchtete aber trotzdem, daß aus demselben Grunde diejenigen, die hier diesem Prätendenten anhingen, nicht ruhen würden, bis sie ihren Gemahl auf eine oder die andere Weise von seinem Posten vertrieben hätten, wie viel auch er oder sie jetzt thun möchten, um ihn darin zu behaupten." Nachdem ich ihr für die höfliche Antwort Dank gesagt, fügte ich hinzu, „daß, wenn dies gegen mein Erwarten eintreten sollte, der Herzog alle seine Feinde durch eine Verantwortung vor der ganzen Welt in Unrecht versetzen würde, nachdem er seinerseits Alles gethan, was von ihm verlangt werden könnte, um auch fernerhin seine Dienste so ruhmvoll wie bisher dem Vaterlande zu widmen. Das wird dann auch unter seinen Freunden wirken, welche bezweifeln, ob er selbst nach der Abdankung seiner Frau sich auf seinem Posten halten und von gleichem Nutzen wie bisher sein werde. Auch scheint mir fast, daß einige seiner Freunde es lieber gesehn haben würden, er hätte ihn jetzt aufgegeben, als so viele Schritte zu thun, um ihn zu bewahren, weil sie fürchten, er könne durch ein solches Anklammern genöthigt werden, auch sie daran und sich selber ganz dem Willen der neuen Partei hinzugeben." Also auch an dieser Stelle das, so lange Marlborough im öffentlichen Leben blieb, nie völlig verschwindende Mißtrauen, er könne noch einmal zum Ueberläufer werden und das große Problem, ob Stuart oder Welf, zu Ungunsten des letzteren zum Austrage bringen helfen. Keine Frage, der berühmte Feldherr, tief gekränkt, wie er war, wäre in jenem Augenblick am Liebsten dem Zuge seines Herzens und dem Ungestüm der Gemahlin gefolgt und hätte den Dienst verlassen. Daß Lord Godolphin und die Whigs, daß unter seinen auswärtigen



Digitized by Google

Freunden Prinz Eugen und der Rathspensionarius Heinsius in ihn drangen, trotzdem sich im Interesse Europa's zu überwinden, um das Werk der Bezwingung Frankreichs hinauszuführen, wußte alsbald alle Welt. Eine wie persönliche Rolle der hannoverische Gesandte im Einklang mit seiner Instruction dabei spielte, erfahren wir erst jetzt aus seiner geheimen Depesche.

Der Herzog hat denn auch nicht verfehlt, ihm alsbald anzuzeigen, daß er am 30. den goldenen Schlüssel, den seine Gemahlin einst von der Königin erhalten, als Zeichen ihrer Unterwerfung zurückgegeben, und ihm für die Vorstellungen, die er der heftigen Dame mit so gutem Erfolg gemacht, den wärmsten Dank auszusprechen. Er selber entging doch gern der Schande, gleich ihr mit allen Folgen Königlicher Ungnade ausgestoßen zu werden und unterließ hinfort Nichts, um das Mißtrauen (ombrage), mit welchem ihn das neue Ministerium begleitete, zu beschwichtigen, wobei die alte Freundschaft mit dem Herzoge von Shrewsbury treffliche Dienste that. Selbst mit Lord Orrery suchte er sich auszusöhnen, der ohne seine Genehmigung in der Armee befördert worden, als einige höhere Officiere bei einem Toast auf den Herzog den Minister verdammt hatten und dafür von diesem, ohne daß der Chef befragt worden, ihrer Regimenter verlustig erklärt waren. Obgleich er den Kummer hierüber, wie Marlborough auch dem Kurfürsten in Hannover aussprechen ließ, tief empfand und die ganz ungewöhnliche Vollmacht, die er seit dem Ableben Wilhelm's III. beinah ererbt hatte, wesentlich zusammenschrumpfte, gab er doch Denjenigen nicht nach, die ihn immer wieder bestürmten, er solle den Dienst quittiren. Bothmer hatte diese Herren in vollem Einverständniß mit dem Herzoge darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn der Königin um Marlborough's Dienste zu thun sei, das doch nur dadurch geschehn könne, daß er für den bevorstehenden Feldzug wie bisher ausgerüstet und alle Officiere nach wie vor auch seinen Befehlen unterstellt sein würden.

Als bei diesen Verhandlungen Mitglieder beider Parteien um die Wette dem Gesandten ihre Ergebenheit für den Kurfürsten und ihr Einstehen für sein Erbrecht aussprachen und wissen wollten, wie und wodurch sie dasselbe noch mehr befestigen könnten, deutete er stets auf einen für die Verbündeten vortheilhaften Frieden mit Frankreich hin, so wie auf die Nothwendigkeit, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, auf daß der Krieg mit aller Energie bald zu diesem Ziele fortgesetzt würde, denn Englands Freiheit und die Befiegelung der Freiheit Europa's falle zusammen mit Durchführung der protestantischen Succession.

In einem etwas späteren Schreiben vom 6. Februar heißt es, daß der Herzog seiner Sache nun sicher und dafür besonders den Lords Shrewsbury und Rochester verpflichtet sei, während Harley sich wenigstens so stellt, als ob auch er damit einverstanden gewesen, andererseits aber die erbitterten Whigs behaupten, Marlborough werde ohne seine beiden Vollmachten dem Vaterlande nimmermehr Dienste leisten können wie ehedem. Einige haben sogar Bothmer über die von ihm befolgte Politik Vorstellungen machen wollen, während er gerade davon überzeugt blieb, durch seine Handlungsweise den Intentionen seines Herrn sowohl wie dem gemeinsamen Interesse am besten zu dienen, selbst wenn Marlborough's Commission in der That beschränkt würde. Die große

Digitized by Google

Popularität, welche ihm seine Siege eingetragen, und die unbezweifelte Thatsache, daß Keiner wie er die Truppen zu führen im Stande war, würden davon schwerlich berührt. Der Herzog von Shrewsbury meinte, die Königin selber müsse durch ehrenvolle Aeußerungen das etwa bei den Generalstaaten erschütterte Vertrauen zu dem Feldherrn wieder aufrichten, er selber aber, um sich der mit Widerreden und Intriguen aller Art erfüllten Luft Englands zu entziehen, so bald als möglich zur Armee abgehen. Der Herzog unterließ denn auch Nichts, um sich mit Harley zu verständigen, ja, hatte die Ueberwindung sich der neuen Favoritin, der Mistreß Masham, zu nähern, so daß sogar die Whigs auf eine Versöhnung mit den Beiden zu speculiren begannen, um sich günstigen Falls mit der noch immer in der Mitte haltenden Hofpartei gegen die Tories zu verbinden, deren geschlossene Reihen in mancher Beziehung auch Harley bedrohlich erscheinen mußten. Vielleicht ließen sich alsdann auch andere in ihren Stellungen gefährdete Persönlichkeiten, die mit dem gestürzten Cabinet auch zusammenhingen, wie Lord Townshend im Haag fest halten, was, wenn die Friedensverhandlungen wirklich in Gang kommen sollten, von der allergrößten Wichtigkeit sein mußte. Verrieth doch Frankreich immer deutlicher eine verdächtige Annäherung an die neue Regierung, indem es, um einen wirksamen Keil zwischen die Verbündeten zu treiben, höchst auffallend mitten im Kriege den Handel der Engländer gegen den der Holländer begünstigte. Wiederholt hatten Herren, welche mit Harley auf Verkehrsfuß standen, dem Gesandten auch von seinem sehnlichen Verlangen nach Frieden gesprochen.

Daneben ruhte inzwischen keineswegs das Projekt, durch das Haus der Lords der Kurfürstin Sophie, dem Kurfürsten und seinem ältesten Sohne, der bereits den Titel eines Herzogs von Cambridge führte, Rang und Prärogative von Prinzen der königlichen Familie zu verschaffen, das Recht bei ihrer Anwesenheit im Parlament am Thron zu sitzen, und ihnen ein Jahrgehalt von 40 bis 50,000 Pfund Sterling auszuwerfen. Bothmer bewahrte wie immer auch bei diesen Anträgen seinen Gleichmuth und meinte, die Herren müßten jedenfalls selber am Besten wissen, wie weit sie die Majorität besäßen. Mr. Harley aber, der schon ähnliche Gedanken gehegt, würde von der hierfür wenig geneigten Gesinnung der Königin doch ganz gewiß unterrichtet sein. Aber auch von Seiten des höchst einflußreichen Earl von Nottingham, der als überzeugungsvollster Tory und bei Manchen sogar als Jakobit galt, ist durch seinen Eidam, den Herzog von Roxborough, dem Gesandten vertraulich hinterbracht worden, daß er sich durchaus zu der protestantischen Succession bekenne, in der gegenwärtigen Lage aber alles auf dem Spiel stehn würde, wenn nicht Kurfürst oder Kurprinz schleunig herüber kämen. Eine Einladung durch das Parlament wäre mit Sicherheit zu erreichen, wenn es die Whigs nur wollten, aber selbst ohne Einladung wäre ein solches Hervortreten dringend erforderlich. Es war das ein Fühler, der im tiefsten Geheimniß, vor allem vor der anderen Partei, geschah. Indeß auch solchen Zwischengängern begegnete Bothmer geschickt mit denselben Einwendungen, unter denen die Rücksicht auf die Abneigung der Königin Anna stets obenan stand. Ueberdies meinte er hinter der vertraulichen Mittheilung sogar einen Kunstgriff zu wittern, um Harley und die Hofpartei vollends an

Digitized by Google

die mächtige Gruppe der Tories heranzuziehn und darüber eine Angelegenheit, welche den Gefühlen Anna's ganz entschieden zuwider war, ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen. So galt es denn wieder bei den Whigs darauf hinzuwirken, daß sie Eröffnungen der Art nach Kräften widerstünden und vielmehr Alles aufböten, um durch energische Kriegführung einen Frieden herbeizuführen, durch welchen Ludwig XIV. endlich genöthigt sein würde, den Prinzen von Wales auszuweisen. Es ist doch sehr bezeichnend, daß der Depesche vom 17. Februar eine Abschrift jenes Artikels des großen Allianztractats beigelegt wurde, in welchem sich die englische Regierung feierlich verpflichtet hatte, mit Frankreich niemals Frieden zu schließen, bis nicht für die von Ludwig XIV. vollzogene Anerkennung Jakob's III. der Königin Anna vollständige Genugthuung zu Theil geworden wäre [1]). Die neuen Minister schienen bisher gar keine Notiz davon zu nehmen. Um so wirksamer würde es sein, wenn vor Schluß des Parlaments daran erinnert würde. Angesichts der Thronfolgeacte, welche das kurfürstliche Haus der Krone am Nächsten verwandt erklärte, erschien eine weitere Declaration des Rangverhältnisses überflüssig. Man sieht aus den Reibungen der Factionen um Ziele, die oft genug zusammen fielen, wie sehr die Entscheidung davon abhing, welcher Seite sich Harley schließlich zuwenden würde. Schon nahten die Tories in heftiger Ungeduld ihn ernst an die Erfüllung seiner Versprechungen zu mahnen. Mittlerweile aber erfolgte in der That die Bestätigung Marlborough's in der Weiterführung des Krieges. Nachdem er einige Tage verreist gewesen, um den Bau seines prächtigen Landsitzes Blenheim zu besichtigen, hatte er, schon mit der Abreise nach dem Festlande beschäftigt, am 26. in Gegenwart Sunderland's nochmals eine längere Unterredung mit Bothmer. Auch der Herzog hatte seine Freunde dafür bestimmen wollen, daß die Lords noch vor dem Schlusse der Session sich mit dem Range des Kurprinzen und die Gemeinen mit einer Dotation der kurfürstlichen Familie befassen sollten. Selbst wenn die Tories opponiren würden, könnte ihr Widerspruch vielleicht der Anlaß werden, die Partei zu sprengen, indem die falschen Freunde sich endlich als Jakobiten zu erkennen geben und die hannoverisch Gesinnten, von jenen als „Whimsicals“ und „Hanoverian rats“ verspottet, sich absondern müßten. Als Bothmer einwarf, er könnte es nur dem Urtheil Ihrer Lordschaften anheim geben, ob ein so gewagter Versuch gerade in diesem Augenblick rathsam wäre, gestand doch auch Sunderland, daß man nicht vorgehn dürfe, ohne sich mit ihm verständigt zu haben. Nochmals kam die Absicht zur Sprache — ohne Frage auf Anregung des Herzogs von Roxborough, der sich freilich wohl hütete, seinen Schwiegervater zu compromittiren — mit oder ohne königliche Einladung ein Mitglied der kurfürstlichen Familie aus Hannover kommen zu lassen. Und wieder erfolgte die Antwort, die Sache sei viel zu delicat, um darüber auch nur dem Kurfürsten Bericht zu erstatten, dessen Ehrerbietung vor der Königin ihm niemals erlauben würde, zu einem Schritte die Hand zu bieten, der nicht nach dem Sinn Ihrer Majestät sei. Dringend bat der Gesandte alle seine Freunde, diesen Gedanken fahren zu lassen.

[1]) Donec pro eadem atroci injuria reparatio facta sit.

Digitized by Google

Zunächst war es denn doch gelungen, den Herzog gegen die warnenden Stimmen seines eigenen Innern und der heftigeren Whigs wie gegen die von Swift und Prior bediente Tory-Presse, welche in boshaftester Weise ihn zu verleumden fortfuhr, dem Dienst im Felde und dadurch dem bereits wankenden, gegen Frankreichs Weltmacht geschlossenen Bunde zu erhalten. Wie er selber und Bothmer es bezeichnend ausdrückten, hatte er in einer Art Vertrag, gegen das Versprechen der Minister, sein Commando und die Unterhaltung der Armee nicht anzutasten, ihnen ihre Angelegenheiten Preis gegeben. Darüber eröffneten sich freilich tiefe Blicke in die Reibungen des Cabinets und der Parteien, welche für die Zukunft wenig erfreulich waren. Bei Marlborough wurde die alte Neigung für den geistvollen St. John wieder rege, während er kaum Vertrauen zu Harley hatte, dessen Huld wegen seines großen Einflusses auf die Königin er doch nicht minder cultiviren mußte. Er hat dem Gesandten erzählt, daß Anna ihm mit Thränen in den Augen geradezu befohlen habe, sich mit Harley gut zu stellen. Allein auch dieser war nicht auf Rosen gebettet, da die Tories sich immer schroffer zeigten und die Whigs zwar sehr nach einer Verständigung begehrten, aber mit ihrem Wunsche nach einer Parlamentsauflösung und einer weiteren Annäherung zurückhielten, bis sie überzeugt wären, daß er sich für sie entscheiden würde. Im Ganzen schied Marlborough doch nur wenig ausgesöhnt mit den nun einmal herrschenden Zuständen. Die Königin zwar hatte ihm sehr bestimmt und zu wiederholten Malen die Fortdauer ihrer Huld ausgesprochen. Er war überzeugt, daß sie ihm unter vier Augen mehr gesagt, als sie es vor den Leuten, welche sie gegenwärtig in Händen hatten, gewagt haben würde. Auch an entgegenkommenden Betheuerungen Shrewsbury's, St. John's und selbst Harley's hatte es nicht gefehlt. Nur war ihr Werth sehr ungleichartig, und einen Zweifel wurde Marlborough nicht mehr los, ob nämlich alle schönen Zusagen, für eine recht energische Campagne zu sorgen, nicht vor der schwierigen Lage der Finanzen, vielleicht gar vor der Unmöglichkeit, die erforderlichen Summen aufzubringen, zu Schanden werden müßten. Der Nationalcredit hatte in der That den harten Stoß, den er hauptsächlich durch den Systemwechsel des Jahres 1710 erlitten, nicht verwunden. Harley suchte nun wohl den stark entwertheten Fonds durch Auslosung von Actien, an denen sich die Hofpartei eifrig zu betheiligen begann, auf Grund einer neuen Handelscompagnie, die ganz nach der Weise der Whig-Corporationen mit besonderen Privilegien für die Nationalgläubiger ausgestattet wurde, nach Möglichkeit aufzuhelfen. Aber günstige Ergebnisse waren zunächst doch nur wenig zu verspüren, obgleich am ersten Tage bereits so stark überzeichnet wurde, daß die Herren in Hannover, die in ihrer Gewinnsucht ebenfalls Aufträge gegeben, mit diesen zu spät kamen [1]).

Beim Abschiede sprach der Herzog noch einmal seine tief empfundene Verehrung und ewige Erkenntlichkeit für die vielen Gnadenbeweise des Kurfürsten aus. Nachdem er sich bei günstigem Winde eingeschifft, erreichte er am 6. März

[1]) „Vous, Monsieur, et tous nos compatriotes sont venus trop tard pour la lotterie," Bothmer an Robethon, März 13./29.

Digitized by Google

den Haag[1]). Ueber seine Thätigkeit im Felde während der nächsten Monate nach Hannover Bericht zu erstatten, mußte Bothmer den deutschen Officieren in der Umgebung Marlborough's überlassen.

Mittlerweile ließen die Parteiführer beider Theile nicht ab, wegen Einladung eines Mitgliedes des Hauses, immer wieder in den kurfürstlichen Bevollmächtigten zu dringen. Er beharrte bei seiner ablehnenden Haltung, indem er den Einen sehr wenig traute, die Anderen ernstlich zur Vorsicht ermahnte und nur Wenigen, wie Lord Halifax, die Erkenntniß beibrachte, daß es rathsam sei, den Dingen für's Erste ihren Lauf zu lassen. Seiner Instruction gemäß aber fuhr er fort, die Entwickelung derselben aufmerksam zu überwachen und alle seine Wahrnehmungen ausführlich nach Hause zu melden. So erkannte er denn, daß die Einen, namhafte Mitglieder des Unterhauses und der Herzog von Roxborough wegen seiner Beziehungen in Schottland in der That den ehrlichen Wunsch hegten, Jemanden zur Stelle zu haben, an dem das Volk im Gegensatz zum Prätendenten einen Halt gewinnen könnte. Andere dagegen verlangten sehnlichst nach einem fürstlichen Parteihaupt gegen die Tories, durch das sie bei gewissen Anlässen sogar die Königin ihnen zu Willen zu sein nöthigen könnten. Eine dritte Gruppe wollte lediglich dem Cabinet, das sie zu beerben begehrten, Verlegenheit bereiten, wie etwa der Herzog von Argyle, der auch aus anderen Gründen anstand, nach Spanien abzugehen, um das ihm dort übertragene Commando anzutreten. Die Tories endlich forderten die Herüberkunft eines Mitgliedes des Welfenhauses vor allen Dingen doch nur, um Harley an sich zu ketten und dann vielleicht die Mißgunst Anna's zu benutzen, um die ganze protestantische Erbfolgeordnung über den Haufen zu werfen. Wenn alle um die Weite von jäher Gefahr redeten, in welcher die große Angelegenheit schwebte, so meinte Bothmer unerschütterlich, die einzige Gefahr, welche er befürchten müßte, wäre ein fauler Friede statt eines guten. Für den einen wie für den anderen Fall hing das Meiste also von den wenig sicheren Verhältnissen in England selber ab, wo beständige Gerüchte über Auflösung des Parlaments und bevorstehende Neuwahlen die Parteien in Athem hielten und die Tories dem leitenden Minister geradezu die Pistole auf die Brust setzten. Argyle, sein Bruder, Lord Islay, der Earl von Mar, welche der Hof bei den Wahlen „schottischer Lords" für das gegenwärtige Parlament verwendet hatte, drohten laut und ungebärdig, daß, wenn Harley nicht, wie er verheißen, ihre Auslagen bis zu einer bestimmten Frist vergütet hätte, sie völlig frei von jeder Verpflichtung gegen ihn und den Hof, dem Lande und seinen Interessen dienen würden. Allerlei bedenklich legitimistische Pamphlets bearbeiteten nebenher die öffentliche Meinung. Das eine wiederholte die unleugbaren Beweise von der echten Geburt des Sohns Jakobs II., welcher dessen Erbe in Anspruch nahm, und konnte leicht auch der Königin in die Hände gespielt werden und alsdann die übelste Wirkung thun, so wenig auch dadurch staatsrechtlich das Statut von 1701, die Act of settlement, umgestoßen wurde. Ein anderes erzählte sehr handgreiflich, wie Schweden jüngst unter Karl XI. seine Freiheit verloren und

[1]) Letters and Dispatches of the Duke of Marlborough, V, p. 261.

Digitized by Google

wie mit denselben Mitteln England der seinigen beraubt werden könnte, so daß der schwedische Gesandte Gyllenborg in einer an den Herzog von Queensbury gerichteten Note amtlich Einsprache erhob.

Nachdem man sich mehrmals verfehlt, gelang es Bothmer endlich, einmal Lord Somers zu sprechen, nur leider nicht allein, sondern in Gesellschaft des heißblütigen Whig Sunderland. Indeß bestanden bei dieser Gelegenheit schon beide Herren nicht mehr auf die Anwesenheit eines Welfenfürsten, drangen aber um so mehr auf eine andere Maßregel, um die Gemüther zu beruhigen; denn die Klugheit erfordere, daß man nicht still sitze, während der Prätendent unendlich rührig sei und alle verfügbaren Kräfte aufbiete, um seinem Ziele näher zu kommen. Der Gesandte wußte freilich kein anderes Mittel als das längst ergriffene, die im Interesse der Nation im Jahre 1701 beschlossene Acte, zumal wenn sie durch einen guten Frieden eine neue Stütze erhielte. Da mußte denn auch Sunderland einräumen, daß Lord Somers, der Vater des Settlement, an einer solchen Politik mehr als irgend Jemand sonst betheiligt sei. Beide verpflichteten sich in der That, keinen Schritt thun zu wollen, der nicht die Billigung Sr. kurfürstlichen Durchlaucht erhalten haben würde. Nachträglich trat auch Lord Godolphin dieser Abkunft bei, indem er die Ueberzeugung aussprach, daß, wenn die Tories mit dem ehrlichen Wunsch nach einer protestantischen Thronfolge die Einladung beantragen sollten, die Whigs ohne Eifersucht einem solchen Antrage nur beipflichten könnten; daß dagegen, falls diese Initiative ergriffen, der Widerspruch jener in alter Hitze entbrennen und der Ausgang leicht gefährlich werden könnte. Er verschwieg sogar nicht, daß der Gesandte nach Schluß des Parlaments, um bei den Generalstaaten auf einen guten Frieden hinzuwirken, im Haag weit mehr an seiner Stelle sein würde als in London, was denn allerdings durchaus mit den Absichten in Hannover wie mit Bothmer's eigener Auffassung zusammen traf.

Da sollte nun ein Attentat auf Harley die Situation einigermaßen aufhellen und den Parteiverhältnissen endlich eine andere Wendung geben. Am 8/19. März nämlich wurde ein französischer Abenteurer, der Marquis Guiscard, der zuvor den Engländern Kriegs- und Spionsdienste geleistet hatte, jüngst aber in seiner Pension verkürzt worden war und, darüber erbittert, der französischen Regierung Allerlei hinterbracht hatte, in dem Augenblick verhaftet, als er aus der zu Ehren der zehnjährigen Regierung Anna's abgehaltenen Cour heraustrat. Alsbald vor dem Geheimen Rath zur Rechenschaft gezogen, ergriff er ein Federmesser, um damit St. John zu ermorden, stach aber in blinder Wuth statt seiner nach dem daneben sitzenden Harley so heftig, daß die Klinge am Brustknochen abbrach. Die Minister zogen sofort ihre Degen, und verwundeten den Uebelthäter der Art, daß er wenige Tage hernach im Gefängniß von Newgate starb. Das Ereigniß verursachte eine gewaltige Aufregung und bereitete vor Allen dem glücklicher Weise nur unbedeutend verletzten Harley einen ungemeinen Vortheil. Selbstverständlich ließ der hannoverische Gesandte die acuten Nachwirkungen dieses Ereignisses nicht aus den Augen.

Vor Allem wurde die Königin, deren Befinden schon längere Zeit wenig befriedigte, durch weit übertriebene Berichte über den Hergang auf das Heftigste

Digitized by Google

erschüttert, so daß alle möglichen Gerüchte durch die Luft schwirrten und Bothmer darauf gefaßt war, daß sich das stürmische Begehren nach der Anwesenheit eines hannoverischen Prinzen alsbald erneuern würde. Natürlich war auch wieder lebhafter als bisher von Anschlägen des sog. Prinzen von Wales die Rede. Andere wollten sogar wissen, wie Bothmer doch der Mühe werth hielt, seinem Kurfürsten direct in einem deutschen Briefe zu melden, der Prätendent verlasse Frankreich und gehe in die Schweiz, um dort zum Protestantismus überzutreten und alsdann die Prinzessin Ulrike von Schweden zu heirathen. In einer chiffrirten Depesche vom selben Tage, dem 27., berichtete er indeß vertraulich, was ihm von Lord Godolphin, an den er sich in der Sache gewendet hatte, erzählt worden war. Dieser Führer der jüngst gestürzten Whig-Regierung hatte einst beim Ausbruch der unblutigen Revolution im Jahre 1688 der Königin Maria, einer geborenen Prinzessin Este, um ihrem Gemahl Jakob II. die Krone zu retten, ernstlich vorgeschlagen, ihren jüngst geborenen Sohn ohne Verzug dem Erzbischof von Canterbury in Lambeth zur Erziehung zu übergeben, damit er Anglikaner würde. Sie hatte erwidert, sie würde das Kind, wenn es ein Ketzer werden sollte, lieber verbrennen als am Leben sehen. Alle, welche die noch im Exil lebende, tief bigotte Königin-Mutter kannten, waren überzeugt, daß sie auch dem inzwischen Erwachsenen, den Ludwig XIV. beim Tode des Vaters im Jahre 1701 feierlich als König von Großbritannien und Irland begrüßt hatte, nimmermehr gestatten würde, seinen Glauben abzuschwören. Obwohl nun sein Anrecht Angesichts der vor zehn Jahren durch Parlamentsstatut vollzogenen Garantien selbst durch einen Religionswechsel um kein Haar verstärkt wurde, so wuchs doch die Unruhe der Whigs von einem Tage zum anderen. Ein ungeheurer Zulauf der Schotten, welche unlängst in die parlamentarische Union hineingenöthigt worden, galt im Voraus als ausgemacht, sobald dem Stuart eine Landung in Nordbritannien gelingen würde. Nicht minder sollte Königin Anna ihm unwandelbar geneigt sein. Ein Vertreter der protestantischen Linie müßte deshalb unverzüglich herbeigerufen werden. Der Gesandte blieb bei allen solchen Zumuthungen unbeugsam, da ein Schritt der Art ohne Genehmigung der Königin die bereits vortheilhafte Constellation des Prinzen von Wales nur noch günstiger gestalten und, weil von den Whigs ausgehend, unfehlbar auf Widerstand der ihnen im Parlament entschieden überlegenen Tories stoßen würde. Wie leicht könnten alsdann diejenigen Mitglieder dieser Partei, die bisher für die protestantische Erbfolge eingestanden, davon abgedrängt und diese thatsächlich in Frage gestellt werden. Er vertraute, daß die Königin und ihr Rath trotzdem die Lage beherrschten und rühmte mit Genugthuung, daß Staatsmänner, wie die Lords Halifax und Somers, sich zu seiner Meinung hinneigten. Uebrigens unterließ er bei keiner Gelegenheit, den Eifer seiner Freunde zu loben, versuchte auch wohl in der Folge, so lange sie noch die Hoffnung hegten, Harley für sich zu gewinnen, sie in ihrem Vorhaben zu bestärken, diesen Minister zu einer Parlamentsauflösung zu bestimmen, um durch Neuwahlen wo möglich ihre Partei wieder an das Ruder zu bringen.

Zehn Tage nach jener Unterredung glaubte Bothmer aus dem Gerücht von einer schweren Erkrankung der Königin doch so viel abnehmen zu können, daß

Digitized by Google

ihre Gesundheit in der That keine gute sei und nach allerlei Anzeichen kein langes Leben verspreche. Harley's Märtyrerthum aber hatte sein Ansehen im Volke wie unter den Mitgliedern des Parlaments bedeutend gehoben, so daß es sehr zweifelhaft wurde, ob er noch, wie es bisweilen den Anschein hatte, das Parlament aufzulösen geneigt sei oder gar die Königin dafür gewinnen könne. Da sich diese durchaus den Tories zuwandte, würden deren Gegner sicherlich mit allen Kräften Harley berannt haben, wenn er jetzt in seinem Krankenzimmer nicht vollends unzugänglich geworden wäre.

Zum Glück brachte das Osterfest einige besänftigende Unterbrechung, aus welcher Bothmer seinem Herrn mit der nächsten Post Folgendes vermeldete: „Weil das gemeine Volk des Festes halber diese ganze Woche müssig zu gehen und also mit dem Druncke sich lustig zu machen pfleget, so hat man zu Verhütung aller dadurch etwan entstehenden Aufläufe und Unordnung gestern angefangen, die Bürgerwachen in den meisten Quartieren aufziehen zu lassen, bevorab da viel Reden von Brandstiftungen und Dergleichen hier ausgestreut werden. Die Königin hat das Podagra am Arm und kommt dannhero aus ihrem Zimmer nicht. Weilen aber der Arm geschwollen und die Schmertzen sich geleget haben, so hoffet man baldige Besserung."

Nach einem kurzen Ausfluge war bald auch der Gesandte wieder auf seinem Posten. „Ich habe eine kleine Reise nach Newmarket gethan," meldet er am 21. April, „wohin der Duc de Devonshire und einige andere Herren mich eingeladen haben, den gebrauchlichen Wettlauf ihrer Pferde zu sehn." Dort hatte sich aber auch der Herzog von Somerset eingefunden, der noch vor einem Jahre gegen Marlborough und Godolphin frondirt hatte und jetzt, nachdem er sich von den neuen Ministern zurückgestoßen sah, obwohl seine Gemahlin kürzlich in einige der Hofämter der großen Sarah aufgerückt war, nicht unwillens schien, mit den alten Freunden wieder anzubinden. Devonshire, mit dem er nie auseinander gekommen, brachte ihn in der That mit Lord Godolphin zusammen. Doch bemerkte Bothmer sehr wohl, wie beide Peers bei einem Versöhnungsmahl recht frostige Haltung gegen einander bewahrten. Gleichzeitig erfuhr er von dem Herzoge von Devonshire, daß das Ministerium jetzt wirklich verhoffte, noch mit dem gegenwärtigen Parlament den Frieden mit Frankreich einzuleiten und daß Harley, um die Session hinauszuschleppen, sich kränker stelle, als er es in der That war. Während viele Mitglieder beider Häuser bereits die Heimathsorte aufsuchten, wurden die vornehmen Whig-Lords, die unter dem Vorwande der Wettrennen in Newmarket Parteipolitik trieben, plötzlich durch Lord Sunderland zu einem anderen politischen Zweck nach London zurückberufen. „Weilen jetzt die Zeit vorhanden ist, daß die Directeurs von der Bank verändert werden sollen, so bemühet eine jede Parthey sich die Wahl auf die Seinigen zu bringen. Weil ein jeder, so nur 500 Pfund in der Bank hat, bei solchen Fällen sein Votum eben so wohl führet also der allergrößte Capitalist, so wird gesaget, daß viele ihre Capitalia zertheilen und auf andere Nahmen schreiben lassen, um auf solche Weise die Vota von ihrer Parthey zu vermehren." Einige Tage später verlautete das Ergebniß: „Es haben sowohl in Erwählung der Gouverneure und der Directeurs der Ostindischen Compagnie als der Bank die Whigs

Digitized by Google

den Vorzug vor den Tories durch eine große Majorität erlanget." So wurde in der That bestätigt, was ja die Börse täglich notirte, daß die gestürzte Partei in der Finanzverwaltung des Staats ein größeres Vertrauen genoß als ihre Gegner, die auch deswegen Nichts unversucht ließen, um Harley zu dem Ihrigen zu machen.

Um dieselbe Zeit rief die Nachricht vom Tode des Dauphin weitere Aufregung hervor, „weilen dieser Herr zur Beybehaltung der Spanischen Monarchie vor den Duc d'Anjou allzeit sehr begierig gewesen, anstatt der Duc de Bourgogne dieselbe um den Frieden zu erlangen gern hindan gesetzet sehen mögen, damit die Crohn Frankreich in ihrer Consistenz erhalten werden könnte." Hiermit stand ohne Frage in Verbindung, daß sowohl die Königin wie Harley, die sich beide von der Außenwelt abgesperrt hatten, wieder zugänglicher zu werden schienen. Erstere empfing eine Abordnung des Parlaments, das ihr in aller Devotion die Mittel zur Erbauung von fünfzig neuen Kirchen bewilligt hatte. Zwar fehlte es nicht daran in London, aber alle, außer St. Pauli und Westminster, waren winzige Gebäude und man bedurfte vor Allem ein Gegengewicht gegen die bedenkliche Zunahme der Katholiken[1]). Den Minister aber beschloß das Haus der Gemeinen zu seiner Genesung zu beglückwünschen, sobald er sich nach St. Stephens hinauswagen würde. Auch verlautete, die Huld seiner Gebieterin würde ihn demnächst in den Grafenstand und zum Großschatzmeister erheben, was dann wieder weitere Veränderungen nach sich ziehen würde. Mit Schrecken bemerkten die Whigs, daß der Minister nicht nur dem Parlament, sondern der October-Club, die Vereinigung der entschieden feindlich gesinnten Tories, ihm selber viel mehr Entgegenkommen zeigte als bisher, obwohl ihr Führer, der Earl von Rochester, den Nebenbuhler gewiß nicht gleichmüthig zum Posten des ersten Ministers emporsteigen sah. Nichtsdestoweniger schmeichelten sich die Herren von der Opposition immer noch mit der eitlen Hoffnung, die Königin selber würde in ihrer Angst vor einem Streiche wie der Guiscard's oder vor einer Invasion ihres Bruders, des Prätendenten, den hannoverischen Vetter zu sich berufen und einer freigebigen Dotirung seines Hauses bereitwillig zustimmen.

Nicht lange indeß, so sollten die Herren durch weitere Zwischenfälle noch mehr enttäuscht werden. Der unvorhergesehen rasche Tod Kaiser Joseph's I. am 17. April 1711 war ganz geeignet, um, wie namentlich Marlborough und Prinz Eugen keinen Augenblick verkannten, eine bedenkliche Zersetzung des großen Bündnisses einzuleiten. Nicht nur, daß die Kaiserlichen Truppen statt auf den Kriegsschauplätzen gegen die Franzosen an anderen Orten unentbehrlich wurden. Karl, nach des Bruders Tode voraussichtlich römischer König, bis dahin der habsburgische Thronandidat im Kampfe um das spanische Erbe, als welcher er

[1]) Bothmer an die Kurfürstin Sophie 10./21. April bei Kemble, Statepapers p. 479: „On voudroit eloigner les Catholiques de Londres; cela ne paroist pas practicable, on les a conté a cette occasion et on a trouvé m. 60 personnes de cette religion dans cette ville . . . Les ecclesiastiques auroient en même temps grand besoin d'une reforme, mais personne veut toucher icy à une corde si delicate; ils se melent tous de politique, c'est la morale qu'ils traitent dans leur sermon."

Digitized by Google

sich den Engländern zumal in einem wenig vortheilhaften Licht gezeigt hatte, verrieth nicht übel Lust, alle Kronen seines Gesammthauses in Anspruch zu nehmen, wodurch man wieder vor demselben Dilemma stehen würde, wie einst in König Wilhelm's Tagen. Die Friedensaussichten erhielten darüber in England neue Nahrung; die Aussichten für Ludwig XIV. und seinen Enkel Philipp V. glimpflich davon zu kommen, mehrten sich unverkennbar. Königin Anna, begierig bei Zeiten zu erfahren, wie im Reich die Königswahl ausfallen würde, hatte angesichts des in Frankfurt bevorstehenden Actes dem Kurfürsten in Hannover eigenhändig schreiben wollen, war aber durch ihre kranke Hand daran verhindert worden. Dafür wurde der Gesandte wenigstens vom Staatssecretär St. John empfangen. Er „rühmte Dero Eiffer vor die gemeine Wohlfahrt und die auch in diesem Falle vor dieselbe bezeigte Vorsorge mit der Versicherung, daß J. M. die Königin auf Ew. Kurfürstl. Durchlaucht hoch erleuchtete Sentiments jederzeit besondere Reflexions nehmen würde." Auch erwähnte er vertraulich, daß Mr. Witworth, der als Gesandter zum Czaren Peter gehen sollte, designirt sei, im Namen der Königin die Kurfürsten bei ihrem Zusammentreten zu begrüßen. Einer Bitte des Gesandten, in Sachen der Successíon in Spanien keinen Schritt ohne die Generalstaaten thun zu wollen, schien er dagegen mit der Bemerkung auszuweichen, daß man im Haag nur allzu geneigt sei, die Verhandlungen zu verschleppen. Durch eine Indiscretion des savoyischen Gesandten erfuhr Bothmer hinterdrein, daß St. John zwar der Erwerbung der Kaiserkrone durch Karl von Oesterreich günstig gestimmt sei, aber die Verbindung derselben mit der spanischen Monarchie für durchaus gefährlich erkläre; daß er diese dagegen dem Herzoge von Savoyen zuzuwenden trachten werde, was, da dieser Fürst zu den katholischen Expectanten auf die englische Krone gehörte, in Hannover wenig angenehm berühren konnte. Bald nachdem Harley um dieselbe Zeit wieder im Hause der Gemeinen erschienen und die Complimente des Sprechers entgegen genommen, machte er auch Bothmer einen höflichen, nur leider recht eiligen Besuch. Er hütete sich wohl, von „Affairen" zu sprechen und that im Uebrigen „große Versicherungen von seiner Ergebenheit gegen Ew. Kurfürstl. Durchlaucht und Dero durchlauchtiges Kurfürstl. Haus".

Zudem aber starb am 13. Mai Abends plötzlich am Schlagfluß Laurence Hyde, Earl von Rochester, wodurch die Stelle eines Präsidenten des Königlichen Geheimen Raths erledigt und der bereits in der Luft schwebende Aemterwechsel nunmehr leichter und rascher, und zwar im Tory-Interesse in Fluß kam, weil Rochester von dieser Seite für Harley der bedenklichste Widersacher gewesen. Da fielen denn die Whigs höchst empfindlich aus den Wolken, nachdem sie so eben noch, als, allerdings im tiefsten Geheimniß, Lord Somers und Lord Cowper von der Königin empfangen worden, höchst sanguinisch den Wiedereintritt einiger der Ihrigen in das Cabinet verhofft hatten. Jetzt ergab sich vielmehr, daß alle dahin zielenden Gerüchte von Harley schlau benutzt wurden, um sich die Tories des October-Clubs etwas gefügiger zu machen. Der Kurfürstliche Gesandte entnahm alsbald auch aus der unvermeidlichen Wiederholung ihrer Anträge und der steigenden Besorgniß vor den Aussichten des Stuart-Prätendenten, wie übel es um die Opposition stand, beharrte jedoch fest bei der Versicherung,

Digitized by Google

daß er und sein Herr, wie bis dahin, so auch fernerhin, von Intriguen jeder Art fern bleiben würden. Am 26. Mai berichtete er in Chiffre, daß die Whigs endlich ihren Proceß bei Mr. Harley verloren und die Hoffnung aufgegeben hätten, ihn zu sich herüber zu ziehn, da sie endlich wahrgenommen, daß der Stellenwechsel, von dem bereits bis in's Einzelnste verlautete, gegen sie ausfallen würde.

Am 4. Juni erschien denn auch das Patent, durch welches Robert Harley zum Earl von Oxford und Mortimer erhoben und als solcher Tags darauf in das Haus der Lords eingeführt wurde. Die Königin hatte den Jahrestag der Rückkehr Karl's II. aus dem Exil gewählt, den 29. Mai/9. Juni, um den neuen Grafen sofort auch zum Großschatzmeister, d. h. zum Premier, zu ernennen, und überreichte ihm eigenhändig den weißen Amtsstab, mit dem er sie darauf feierlich zum Gottesdienst begleitete. Daran schloß sich alsbald die erwartete Neubesetzung der Amts- und Hofstellen, sowie ein Wechsel in den Gesandtschaften. Es war vorauszusehen, daß der Eine oder Andere auch die hannoverische Politik nahe berühren würde.

Bei einer anderen Begegnung sah sich derselbe Staatssecretär veranlaßt, dem Gesandten die Mittheilung zu machen, „daß ohngeachtet der in Schottland vor den Prinzen von Wales noch vorhandenen Parthey und des Zwiespalts zwischen dortiger Geistlichkeit, deren Convocation vor die protestantische Succession erkläret und beschlossen hätte, in ihren Kirchen und Gebeten nächst der Königin nunmehr auch vor Ihro Durchlaucht die Churfürstin und vor die Protestirende Religion, wie sie durch die Parlamentsacte befestigt worden, zu bitten." Man sieht, auch St. John war noch immer darum zu thun, sich beide Thüren sorglich offen zu halten.

Bothmer wußte in tiefem Vertrauen von Lord Halifax, daß Harley diesen bewegen wollte, sich bei den mit Frankreich bevorstehenden Friedensverhandlungen verwenden zu lassen. So wenig Lust Halifax auch empfand, darauf einzugehen, so wünschte er doch eventuell des Wohlwollens des Kurfürsten versichert zu sein. Mit Lord Townshend, dem in seiner Stellung im Haag schwer bedrohten Gesandten, getraute er sich in gutem Einvernehmen zu handeln, während ein solches mit Lord Raby, der, bisher Gesandter am Berliner Hof und von St. John[1]) für den Haag ausersehen, eben mit Sehnsucht in London erwartet wurde, sich schwer würde anbahnen lassen. Immer deutlicher verlautete überdies, daß es bei der internationalen Negotiation auf eine Theilung der spanischen Monarchie hinauskommen würde und daß die Prorogation des Parlaments nur deshalb so lange auf sich warten ließ, um nicht abermals, wie das vorhergehende, einem Theilungsplan im Wege zu stehen. Lord Townshend aber wurde nachgetragen, daß er vor einem Jahre die Generalstaaten bewogen hatte, sich zu Gunsten des

[1]) Interessant ist Robethon's Urtheil über ihn, Lord Raby und das Toryministerium. Er schreibt am 11. Juni aus dem Haag: „Un ministère composé de novices et de gens, qui sont ravis de trouver besogne faite. Le seul St. Jean travaille et mylord Raby a un grand ascendant sur lui." Meiners und Spittler, Gött. histor. Magazin I. S. 565.

Digitized by Google

alten Ministeriums und des vorigen Parlaments unmittelbar an die Königin zu wenden.

Eine andere in Aussicht genommene Beförderung erregte noch ernstere Bedenken. Es hieß, der Earl von Jersey sei zum ersten Lord der Admiralität bestimmt, derselbe Herr, der einst schon den König Wilhelm hatte bewegen wollen, dem Stuart-Prinzen vor der Frau Kurfürstin den Vorzug zu geben. Man mußte in der That staunen, schreibt Bothmer am 16. vertraulich, einen Mann von solcher Unfähigkeit und solchen Ueberzeugungen, dessen Gemahlin eine Papistin, dessen Haus die Herberge aller Leute dieses Glaubens ist, an der Spitze eines solchen Amts und in einer so hohen Stellung zu sehn, in welcher er einer der Regenten des Königreichs werden würde, im Falle die Königin unerwartet mit Tode abging. Wenn nun auch Lord Jersey's Incapacität groß sei, so könne er doch selbst unter fähigen und wohlgesinnten Collegen mit seinen bösen Intentionen viel Schaden stiften. Da hat denn der Gesandte im Stillen keinen Augenblick geruht, um eine solche Ernennung zu hintertreiben. Nur kostete es hinterdrein viel Mühe, den Freunden, welche den Hergang witterten, Schweigen aufzuerlegen[1]), damit jeder Lärm vermieden würde und die Königin nicht etwa gar Verdacht schöpfte, daß er sich in Sachen mischte, die ihre Regierung angingen. Immerhin aber war Lord Jersey in der neuen Combination nichtsdestoweniger ein einflußreicher Posten zugedacht, nämlich in Folge des plötzlichen Todes des Herzogs von Newcastle die Stelle des Lord Privy Seal, als er am Tage vor der Ausfertigung selber vom Schlage tödtlich getroffen wurde. „Ich entsinne mich nicht," schrieb Swift, damals in seinem „Examiner" die Reaction mit allen Kräften anblasend, „daß in so kurzer Zeit so viele hervorragende Persönlichkeiten gestorben sind."

Keine Frage, daß die Minister Raby's Ankunft sehnlichst erwarteten; verriethen sie doch die größte Hast, an das Friedenswerk zu gehen und womöglich den Holländern die mitbestimmende Rolle zu entwinden. Darüber erwarteten denn Lords und Gemeine von einem Tage zum anderen vergeblich das Ende der Session. Die ersteren waren verstimmt über das vermehrte Eindringen des schottischen Adels auf ihren Bänken, selbstverständlich nur Trabanten der neuen Ordnung. Die lauten Klagen der Gemeinen suchte St. John für den Augenblick mit der Unpäßlichkeit der Königin zu beschwichtigen.

An der mittlerweile Lord Townshend erwiesenen Ungnade — auf St. John's Betreiben wurde ihm ein vornehmes Hofamt, das Commando der Schloßgarde, entzogen — kam vollends die Entfremdung des Tory-Cabinets von den Generalstaaten an den Tag. Der nunmehrige Leiter der auswärtigen Politik nämlich warf ihm außer seinen Sympathien für die Whigs ganz besonders vor, daß er mit Holland den Barrierenvertrag abgeschlossen, in welchem auch von dieser Macht die protestantische Thronfolge in England garantirt wurde. Mr. St. John nahm keinen Anstand, dem im Haag sehr wohl bewanderten Herrn von Bothmer rund heraus zu sagen, daß der Tractat den Interessen der englischen Nation so

[1]) „J'ay taché de leur dissimuler ce que j'ay fait" etc. Letzte chiffrirte Depesche aus London vom 7. Juli.

Digitized by Google

sehr zuwider laufe, daß, wenn man eine Ahnung davon gehabt hätte, im Parlament sofort Lärm geschlagen worden wäre. Er zweifelte nicht, daß die Rüge in der nächsten Session nicht ausbleiben würde. Auf Bothmer's Einwurf, daß man dem Vertrage denn doch die Festigkeit zu verdanken hätte, mit welcher die Niederlande den Krieg fortführten und daß es schon deshalb nöthig wäre, eine Meinung, wie die eben vernommene, nicht ruchbar werden zu lassen, entgegnete der verschlagene Minister, daß er sich nur im vollen Vertrauen geäußert haben wollte, während dem Gesandten sehr wohl bekannt war, wie doch schon andere darum wußten. Mit Recht befürchtete er, der Hof zu Wien würde daraus Vortheil ziehen und Anlaß nehmen, um auch seinerseits die Auflösung eines Bündnisses zu besiegeln, dem sämmtliche Mitglieder bis dahin die namhaftesten Erfolge zu verdanken gehabt hatten.

Am 23. Juni wurden endlich die Ernennungen und Standeserhöhungen in der „Gazette" veröffentlicht. Earl Poulett, bis dahin das nominelle Haupt der Schatzkammer, machte dem Grafen von Oxford Platz und wurde dafür Lord Steward. Dem Herzoge von Buckingham, der mit St. John auf einem guten Fuße stand, wurde das Aufgeben dieses Postens und die Uebernahme der Präsidentschaft des Geheimen Raths mit einem höheren Einkommen versüßt. Zum letzten Mal wurde ein Kleriker, Bischof Robinson von Bristol, Lord Privy Seal, nachdem er freilich den größten Theil seines Lebens sich mit Staatsangelegenheiten befaßt hatte. Als jetzt endlich Lord Raby aus dem Haag eintraf, um demnächst als Earl von Strafford und Townshend's Nachfolger dorthin zurückzugehen, hieß es in der Stadt allgemein, ein Friedensschluß stünde bevor, was denn allerdings die Minister nicht wahr haben wollten. Bothmer hatte wenigstens mit Recht behauptet, daß für den im Augenblick wichtigsten Posten, den im Haag, eine Null wie Paget, von dem die Höflinge munkelten, nicht designirt worden, und gab selbst die Hoffnung nicht auf, daß sich sein Freund Lord Halifax unter den Commissaren befinden würde. Sehr bezeichnend aber ist sein Stoßseufzer in der Depesche vom selben Tage: „Es ist leider nicht mehr die Fähigkeit der Menschen (la capacité des hommes), welche gegenwärtig bei Vertheilung der Aemter bestimmend ist." Lord Oxford bildete sich eben Cabinet und Dienst, wie sie den Interessen der von ihm eroberten Herrschaft und seiner Gunst bei der Königin entsprachen. Darin war weder für einen Tory-Führer, wie den Earl von Nottingham, noch für den gesinnungsvollen und gesetzkundigen Whig Lord Somers Platz, von denen der eine es im Herzen, der andere freimüthig und offen mit Hannover hielt.

An demselben 23. Juni erfolgte denn endlich auch durch Königin Anna in Person die Prorogation des Parlaments nach einer Session von ganz ungewöhnlicher Dauer. Der hannoverische Gesandte hatte, wie seine Berichte gleichfalls darthun, ein scharfes Verständniß für die Thätigkeit und die gesteigerten Vorrechte dieses hohen Raths Großbritanniens entwickelt. Namentlich bei zwei Anlässen scheint er die Verhandlungen besonders aufmerksam verfolgt zu haben. Der von Harley am 15. Mai den Gemeinen vorgelegte Finanzplan, nach welchem die Staatsschulden den Gläubigern zu sechs Procent verzinst und sie selber zu einer Gesellschaft mit der Anweisung auf ein Handelsmonopol in der Südsee

Digitized by Google

incorporirt wurden, erschien für die Gegenwart um so blendender, als das Publicum der gestürzten Regierung blindlings vorwarf, die öffentlichen Rechnungen zum Mindesten mit großer Sorglosigkeit geführt zu haben. „Obgleich die Acte wegen der Lotterie", meldete Bothmer seinem Herrn am 22. Mai, „noch nicht passirt worden, so ist dieselbe dessenungeachtet bereits voll von Propositionen, welche Mr. Harley ohnlängst gethan, die Schulden des Königreichs abzutragen. Es wird zwar unterschiedlich darüber geurtheilt, jedoch scheinen die Meisten davon zu halten, es werde damit zu Stande kommen, und dann das Parlament kurz nach dem Fest prorogirt werden können." Da nun das Parlament mit seiner Beistimmung nicht zurückhielt, so gingen die neuen Actien im Vergleich zu der im Jahre zuvor veranstalteten Ziehung so gewaltig in die Höhe, daß die Nachfrage, die sich sofort auch bis Hannover erstreckte, nicht befriedigt werden konnte. Schon am 27. März schrieb Bothmer dem Grafen Bernstorff: „Man glaubt, daß die bereits über mehr als 1 500 000 Pfund Sterling ausgegebenen Scheine noch vermehrt werden sollen, um das Geld nicht zurückzuweisen. Niemand freilich weiß, wer unter den Darlehnenden der erste und der letzte ist. Aber eine zweite Lotterie wird dies Mal nicht stattfinden, weil man den Ausgang eines neuen Feldzugs im Auge hat." Uebrigens waren unter der Hand doch noch genug Scheine zu haben; denn, wie Bothmer am 21. April der alten Kurfürstin Sophie rieth, die sich ebenfalls betheiligen wollte, aber nicht Geld genug eingeschickt hatte, war es noch immer Zeit, die Summe bis auf 100 Pfund zu erhöhen, um eine Actie zu kaufen. Auch ließen sich die alten Scheine gegen die der neuen Ziehung austauschen.[1])

Ein anderer Gegenstand, welcher das Parlament mehrfach beschäftigt hatte, war die Postverwaltung. Die Gemeinen zeigten sich nicht wenig aufgebracht über die große Freiheit, welche sich die Regierung mit dem Briefgeheimniß nahm. Die Tories vom October-Club forderten geradezu, daß alle Postbeamten hinfort eidlich beschwören sollten, sich nun und nimmer an Briefen zu vergreifen. Als Mr. St. John lebhafte Vorstellungen erhob, daß das Ministerium in große Verlegenheit kommen würde, wenn es sich die Hände dergestalt binden ließe, wurde der Vorschlag gemacht, daß, um die fragliche Befugniß zu ertheilen, in jedem einzelnen Fall ein schriftliches Mandat von einem der beiden Staatssecretäre vorliegen müsse. Aber auch dies schien den das Staatsruder führenden Herren noch nicht zu genügen und Bothmer zweifelte daher sehr, ob sie sich überhaupt ihre Willkür durch ein Statut würden beschränken lassen, das denn auch noch über hundert Jahre später, im Sommer 1844, als Sir James Graham die Briefe Giuseppe Mazzini's hatte öffnen lassen, als zu einem solchen Act den Staatsanwalt berechtigend in Anspruch genommen worden ist. Unter Königin Anna handelte es sich außerdem um eine Erhöhung des Briefporto's, das, wie überhaupt die Revenuen der Post, durch das Statut von 1711 dem Kronfiscus entzogen und fortan den öffentlichen Fonds einverleibt wurde.

Ehe jedoch der Herr von Bothmer, der nur in besonderer Mission nach London gegangen war und sich am 3. Juli bei der Königin Anna verabschiedete,

[1]) Kemble a. a. O.



Digitized by Google

die Rückreise nach dem Haag antrat, wo er für die nächste Zeit viel nöthiger am Platze war, hatte er noch einige besondere Geschäfte seines Herrn abzuwickeln. An Stelle des bis dahin in London functionirenden Agenten, Wilhelm Beyrie, der wegen seines Alters in Pension ging, wurde Herr Kreyenberg vorgestellt. Außerdem aber hatte sich der Gesandte unter Mitwirkung dieser Beamten die im Jahre 1706 deponirte geheime Urkunde, durch welche im Voraus ein Regentschaftsrath im Fall des plötzlichen Ablebens der Königin designirt worden, zurückgeben zu lassen, um dafür eine andere unter denselben Sicherheiten niederzulegen, in welcher die Zahl der Lords-Oberrichter noch vermehrt wurde. Interessant ist die hierüber in einer geheimen Depesche vom 30. Januar begegnende Notiz: „Lord Somers hat mir gesagt, daß, da die geheime Acte der Frau Kurfürstin, welche sich hier in triplo befindet und in welcher Ihre Kurfürstl. Durchlaucht einige Persönlichkeiten dieses Königreichs nach dem Tode der Königin als Regierung ernannt, vor der Union Englands mit Schottland aufgesetzt ist, die Schotten mit einem gewissen Anschein von Recht dagegen Einwendung erheben könnten, und daß es ihm daher rathsam erscheine, eine neue Nominationsacte auszufertigen." Bothmer stellte seine Bedenken entgegen, denen Somers und Halifax beizupflichten schienen. Indeß am 6. März bescheinigte er, daß er die bisher von Beyrie in Verwahrung gehaltene Acte nebst einer Verschreibung von 375 000 Thalern an sich genommen habe. Nach Lord Somer's Rath hat dann in der Folge die Ersetzung durch ein anderes Instrument stattgefunden und ist dies fortan bei Kreyenberg hinterlegt worden.

Erst nachdem alle diese Geschäfte erledigt waren, schiffte sich Bothmer auf einer königlichen Jacht wieder nach Holland ein, nicht gerade mit sehr erfreulichen Aussichten in die Zukunft der großen Angelegenheit, der er mit aufopfernder Treue diente. Noch in seiner letzten Depesche vom 7. Juli hatte er ausdrücklich hervorgehoben, daß er mit Lord Halifax in vollem Einverständniß verbleibe und das Vertrauen habe, auch der kurfürstliche Hof werde diesen englischen Staatsmann mit Freuden als Friedenscommissar neben ihm wirken sehen. Vier Jahre und einige Monate, Wechselfälle, die mehr als einmal jede Hoffnung auf das Zustandekommen der Succession zu vernichten schienen, lagen dazwischen, bis er im Gefolge seines Herrn, König Georg's I., abermals nach England kam, als der einzige unter den deutschen Ministern, welcher mit den dortigen Verhältnissen vertraut war und daher an der ersten Einrichtung der Dynastie besonders auch der Vergebung der Aemter, welche den Whigs zufielen, hervorragenden Antheil nahm [1]).

[1]) Hierher der jüngere Ilten bei Bodemann, S. 159.

Digitized by Google

# Reinhold Pauli.

† 3. Juni 1882.

## Biographisches Nachwort

von

Professor **Ferdinand Frensdorff** in Göttingen.

Als im Juni v. J. die voranstehenden Blätter[1]) hier anlangten, um der Durchsicht ihres Verfassers unterworfen zu werden, trafen sie mit der Nachricht zusammen, daß sich soeben sein Auge für immer geschlossen habe. Am letzten Tage der Pfingstwoche war er in Bremen gestorben. Wie regelmäßig in den letzten zehn Jahren, so hatte er auch in diesem an der Pfingstversammlung des Hansischen Geschichtsvereins Theil genommen. Während der Tage in Hannover, dem diesmaligen Vereinigungspunkte, widmete er sich wie immer den Arbeiten und Unternehmungen der Gesellschaft mit voller Liebe und Hingebung. Wie fröhlich begrüßte er die alten Genossen, wie lebhaft wies er uns auf die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten der in den Räumen des königlichen Staatsarchivs, die ihm in den letzten Jahren so heimisch geworden waren, ausgelegten Urkunden und Handschriften hin, wie fesselte ihn wieder die Sammlung historischer Porträts in Herrenhausen, namentlich das herrliche, lebensgroße Bild Pitt's, und noch am letzten Tage unseres Zusammenseins, auf dem Ausfluge nach Hameln, wie erfreute ihn der Besuch der Münsterkirche und der Blick auf die lachende Landschaft! Wohl waren einzelne Anzeichen von Schwäche während dieser Tage hervorgetreten, er klagte über Schmerzen, die ihm das Gehen verursachte. Sobald er aber zur Ruhe gekommen, zeigte seine Laune den Freunden wieder ihr altes wohlbekanntes Gesicht, und Niemand hegte weitere Besorgniß. War er doch nie krank gewesen, und kannten ihn Alle nur als einen frohen Mann im Vollbesitz seiner Kraft. Ohne Krankheit ist er denn auch heimgegangen. Ein Herzschlag, der ihn in der Nacht vom 2. zum 3. Juni in Bremen traf, wohin er sich zum Besuche seiner Verwandten begeben, machte seinem Leben ein

[1]) Die „Deutsche Rundschau", deren treuer Mitarbeiter seit ihrer Begründung Reinhold Pauli war und der es vergönnt ist, eine seiner letzten Arbeiten zu veröffentlichen, verdankt ihm, außer gelegentlichen literarischen Besprechungen die beiden größeren Aufsätze: „Thomas Cromwell, der Hammer der Mönche" (Band VIII, S. 28—59, Juli 1876) und „Maria Tudor, Königin von Frankreich" (Bd. XXIV, S. 190—208, August 1880). Eine Sammlung von Aufsätzen Pauli's, unter ihnen auch die genannten, wird demnächst bei S. Hirzel in Leipzig erscheinen.

Die Redaction.



Digitized by Google

Ende. Die Untersuchung ergab eine schon länger ausgebildete Erkrankung des Herzens, die voraussichtlich schwere Leiden herbeigeführt haben würde. Der rasche Tod hat sie ihm erspart.

Pauli war eben — am 25. Mai — 59 Jahr alt geworden. Die meisten seiner Bekannten verwunderte es bei Empfang der Todesnachricht zu hören, daß er ein angehender Sechziger war; sein Aussehen, seine geistige Frische, sein ganzes lebhaftes Wesen ließen ihn um ein Jahrzehnt jünger erscheinen.

Wohl war es Mühe und Arbeit gewesen dies Leben, von früher Jugend bis in die letzten, ihm vergönnten Tage; aber Mühe und Arbeit voll Freudigkeit! Mit gewissenhaftestem Ernste hatte er seines Amtes als Lehrer wie als Schriftsteller gewaltet, gern seine Pflicht erfüllt, fern von moderner Ruhmredigkeit, ein abgesagter Feind alles Streber- und Gründerthums, das sich nun auch auf wissenschaftlichem Gebiete auszubreiten anfängt.

Und dies Leben galt einem schönen, hohen Ziele. Unentwegt ist er ihm treu geblieben, und die Erfolge, die er errungen, verdankt er dem consequenten, folgerichtigen Weiterschreiten auf der Bahn, die er von früh auf sich vorgezeichnet. Als ihn zu Anfang der fünfziger Jahre Lappenberg dazu ausersah, die von ihm begonnene Geschichte von England fortzuführen, wies er zur Rechtfertigung seiner Wahl auf Reinhold Pauli's hanseatische Herkunft, seinen mehrjährigen Aufenthalt in England und seine eben erschienene Arbeit über „König Aelfred" hin, in der er sich als ein begabter Jünger der historischen Schule bewährt habe.

Pauli war kein geborner Hansestädter; er stammte aus Berlin, wo sein Vater Pastor an der Werder'schen Kirche war. Aber schon in seinem dritten Lebensjahre kam er mit dem Vater, der in dem preußischen Agendenstreite seine Stelle niedergelegt hatte und nach Bremen berufen war, in die alte Hansestadt, „civitas illa vetusta probisque moribus ornata", wie er sie einst in einer akademischen Lebensbeschreibung bezeichnet hat. Und er ist ihr, in der er den größten Theil seiner Schulzeit verbrachte und nun seine letzte Ruhestatt gefunden, immer zugethan geblieben. Der Sinn für ein kraftvolles Bürgerthum, für Freiheit der Verfassung und des Handels, Anhänglichkeit an ehrenfeste Familiensitte, tiefinnere Religiösität haben ihn von da ab durch sein ganzes Leben begleitet. Dem Staate seiner Geburt war er mit Kopf und Herz ergeben. Er jubelte auf, als ihm in seinen Studentenjahren nach manchen Schwierigkeiten die Naturalisation gelang. In guten wie in bösen Tagen hat er zu Preußen gehalten. Das Stramme, das Militärische des Staatswesens war ihm durchaus sympathisch, und in seine eigene Natur ging nicht wenig davon über; die größte Exactheit und Pünktlichkeit, eine Ordnungsliebe, wie sie selten bei deutschen Gelehrten angetroffen wird, waren ihm eigen. Keinen der preußischen Herrscher schilderte er so gern und so warm als Friedrich Wilhelm I. Auch die Begeisterung für das Waffenhandwerk zeichnete ihn unter den Genossen seines Standes aus. Schon von der Universität brachte er die Lust der Lieder und der Waffen mit, und sein ganzes Leben hat er an den alten Freunden und ihrer Vereinigung gehangen. Aus der Berliner Freiwilligenzeit bewahrte er sich das lebhafteste Interesse für militärische Einrichtungen und Personalien. Allen Zuhörern haftet ein Toast in der Erinnerung, mit dem er nach dem glorreichen Kriege im Frühjahr 1871

Digitized by Google

die Officiere des neu in die Universitätsstadt einziehenden Regiments begrüßte und die Verbrüderung der Waffen und der Wissenschaft pries im Anschluß an ein berühmtes Capitel des Don Quixote, „des ersten Buches nach der Bibel," wie er sagte. Es bildete seine Lieblingslectüre, und eine kleine spanische Ausgabe stand ihm stets zur Hand auf seinem Schreibtische.

Dem elterlichen Hause, dem Aufwachsen in Bremen verdankte er eine frühe Vertrautheit mit englischer Sprache und Sitte. Nach Beendigung seiner Studien in Bonn und Berlin kam er, 24 Jahr alt, als Hauslehrer einer schottischen Familie, der er durch seinen Lehrer Trendelenburg empfohlen war, nach England. Als sich nach anderthalb Jahren das Verhältniß löste, blieb er auf den Rath seines Vaters im Lande und suchte Oxford, Cambridge, London zu gelehrten Studien geschichtlicher und sprachlicher Art auf. Dieser Entschluß war entscheidend für seine ganze Zukunft. Er hat es immer als ein Glück gepriesen, das Jahr 1848 und die nächstfolgenden auf jener insula felix verlebt zu haben, die allein von den Stürmen der Revolution unberührt blieb. In dieser Zeit erkannte er, was er als Beruf und die Aufgabe seines Lebens zu ergreifen hatte. Unter den Gegenständen seines Studiums, der Geschichte, der alten und neuen Philologie hatte ihn immer die erstere am meisten gefesselt, und keiner seiner Lehrer einen Einfluß auf ihn gewonnen wie Ranke. Die Geschichte des englischen Volkes zu erforschen, um sie der eigenen Nation, der jenes nach Ursprung, Geist und Glauben so nahe verwandt, darzustellen, setzte er sich von nun ab zum Ziel. Auf dieser Verbindung von England und Deutschland, dieser Erfassung der englischen Geschichte mit den Mitteln der modernen deutschen Geschichtswissenschaft beruht seine Stellung in der Literatur. Und wie wir ihm die gründliche Kenntniß der wichtigsten Partieen englischer Geschichte danken, so erkennen die Engländer willig an, wieviel ihnen von ihrer eigenen Geschichte durch seine Arbeiten erschlossen ist. Die vollständigste und gründlichste Darstellung der Geschichte des englischen Mittelalters von der Thronbesteigung der Plantagenets im Jahre 1154 bis zum Tode Heinrich's VII. im Jahre 1509 liegt in drei 1853—58 erschienenen Bänden von seiner Hand vor. Es sind darin Urkunden und Acten der englischen Staatsarchive benutzt, von denen nicht wenige zuerst durch ihn entdeckt sind. Den Zutritt zu diesen Schätzen verdankte er einer ausgebreiteten persönlichen Bekanntschaft mit den angesehensten Männern der Wissenschaft in England, die ihm durch die Beziehungen vermittelt und erleichtert ward, in welche er 1850 zu Bunsen, dem damaligen preußischen Gesandten in London, trat. Zunächst als Privatsecretär für dessen wissenschaftliche Unternehmungen beschäftigt, diente er ihm dann auch in seiner amtlichen Thätigkeit und lernte in dem gastlichen Hause des Ministers die hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes kennen. Seiner Verehrung für Bunsen gab er gern warmen Ausdruck, und das schöne Denkmal, das er ihm in der „allgemeinen deutschen Biographie" errichtet, legt zugleich Zeugniß ab, wie hoch er die oberste Tugend des Historikers, die Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, hielt. Bunsen hat er auch seine erste Schrift gewidmet: „König Aelfred und seine Stellung in der Geschichte Englands". In trüben Tagen deutscher Politik, zwischen dem November 1848 und dem October 1850, entstanden, ist sie zunächst für Deutsche im Sinne deutscher Forschung geschrieben, um das Bild eines Monarchen zu

Digitized by Google

zeichnen, der sein Land kraftvoll und in Freiheit aufrichtet, hat sich aber auch in England Anerkennung und Beifall verschafft, wie zwei Uebersetzungen der nächsten Jahre erweisen. Um größere Arbeitsmuße zu gewinnen, legte er 1852 die Stelle bei Bunsen nieder, blieb aber noch drei Jahre lang in England. Erst im Sommer 1855 kehrte er nach Deutschland zurück, habilitirte sich als Privatdocent der Geschichte in Bonn, folgte zu Ostern 1857 einem Rufe als Professor nach Rostock, von wo er nach zwei Jahren als Nachfolger Max Dunckers nach Tübingen ging. Bekannte Vorgänge des Jahres 1866 machten seiner Wirksamkeit in Württemberg ein Ende. Nach einer zweijährigen Lehrthätigkeit in Marburg nahm er einen Ruf nach Göttingen an, dem er die letzten zwölf Jahre seines Lebens angehörte. Der großen Arbeit seiner jungen Jahre, die der Erforschung des englischen Mittelalters galt, entspricht das Werk seines reifen Mannesalters, das der neuern Geschichte Englands von 1815—1852 gewidmete dreibändige, 1864—1875 erschienene Buch, das einen Bestandtheil der von S. Hirzel in's Leben gerufenen „Staatengeschichte der neuesten Zeit" bildet, wie jenes frühere der Heeren-Ukert'schen Sammlung angehört. Auch in diesem Werke hat er es sich angelegen sein lassen, den lautersten Quellen der Geschichte nachzugehen und neben den Bunsen'schen und Cobden'schen Papieren ist es ihm vergönnt gewesen, die Depeschen des preußischen Gesandten während der Jahre 1827—1841, Heinrich's von Bülow, für seine Darstellung zu benutzen. Es ist hier nicht der Ort, die Schriften Pauli's vollständig zu verzeichnen und zu charakterisiren. Aber auch diese Bemerkungen dürfen nicht die beiden Bücher unerwähnt lassen, die am raschesten geeignet sind, den Leser mit der Eigenthümlichkeit des Autors vertraut zu machen, und zeigen, in wie hohem Grade er die Gabe anschaulicher, geschmackvoller, farbenreicher Darstellung besaß. Es sind das die „Bilder aus Alt-England", zuerst 1860 und 1876 in zweiter Auflage erschienen, und die 1869 gesammelten Aufsätze zur englischen Geschichte.

So sehr sich Pauli in englisches Wesen eingelebt, Land und Leute kennen und lieben gelernt hatte, er blieb sich immer bewußt, wohin er gehörte. Er sprach und schrieb englisch wie ein Engländer, aber sein Herz hörte nie auf deutsch zu schlagen. Bei allen England zugewandten Studien und Arbeiten dachte er sich doch vor allem seine Landsleute als Hörer, als Leser. Mit besonderem Interesse mußte er alles verfolgen, was die internationalen Beziehungen zwischen Deutschland und England betraf. Schon während der ersten Jahre in der Fremde sammelte er in den englischen Archiven die urkundlichen Zeugnisse für die politischen und commerciellen Zusammenhänge der beiden Länder. Als in Deutschland die Arbeiten für die Geschichte der Hanse einen Mittelpunkt an dem 1871 in Lübeck begründeten Hansischen Geschichtsverein fanden, wurde er eines seiner thätigsten Glieder, trat in den Vorstand desselben und betheiligte sich an den Versammlungen mit seinen Vorträgen wie an der Zeitschrift mit seinen Aufsätzen. Kaum eine andere deutsche Universität konnte einem Manne von der wissenschaftlichen Stellung Pauli's einen so willkommenen Platz bieten wie Göttingen. Hier, wo einst zuerst englische Literatur und Sprache gründliche Pflege und hingebende Begeisterung fand, wo Dahlmann gelehrt hatte, war für ihn die rechte Stätte des Wirkens und Schaffens. „Das weiße Roß, nach dem

Digitized by Google

schon Hengist und Horsa sich genannt, springt heute noch im Wappen von Braunschweig-Lüneburg wie in dem der Grafschaft Kent", heißt es in seiner Tübinger Inauguralrede vom 27. October 1859. Die Beziehungen Hannovers zu England, die Geschichte der Succession des Hauses Hannover, die einst schon Spittler, den großen Vorgänger auf dem Göttinger Katheder, beschäftigt hatten, waren es, die ihn die letzten Jahre seines Lebens vorzugsweise in Anspruch nahmen. Glücklicher als sein Vorgänger, dem eine ängstliche Zeit den besten Theil der Quellen verschloß, fand er den ungehinderten Zutritt zu den Archiven. Mitten aus dem fruchtbarsten Wirken an dieser Aufgabe, aus dem Verwerthen und Ausbeuten der gesammelten Schätze hat ihn der Tod abberufen. Wir dürfen von Glück sagen, daß er rasch entschlossen einen Theil des neu gefundenen Materials noch zu bearbeiten und zur Darstellung abzurunden Zeit gefunden hat.

Das Wort der Erinnerung, das wir dem Freunde hier haben nachrufen dürfen, können wir nicht besser schließen als mit dem Wunsche, daß, da er nicht mehr mit seinem belebenden Wort, mit der Energie seines anfeuernden Wesens unter uns wirken kann, seine Werke fort und fort ihren belehrenden und anregenden Einfluß ausüben mögen. Sie bergen einen Schatz unerschöpfter geschichtlicher Erkenntniß. Aber sie mögen auch dazu beitragen, das zu fördern, was ihm immer am Herzen lag, das Zusammenstehen und Zusammenwirken der beiden alten Stützen der germanischen Welt!

Digitized by Google

# Aus zwei annectirten Ländern.

## Erzählungen eines deutschen Officiers.

### 12.

Alfred hatte für ein Jahr Urlaub. Er wollte den Süden kennen lernen und nach Italien abreisen, war zum Todestage seines Vaters nach Stade gefahren und wollte von dort meine Eltern nach dem holsteinischen Gute begleiten, wo die Hochzeit des Capitäns und Demoiselle Charlotte's, zu der wir alle eingeladen waren, bevorstand. Wichard holte mich in Hannover ab.

Als wir auf dieser Fahrt allein im Coupé waren und an dem Kloster Lüne vorbei fuhren, sagte ich: „Die Damen müssen adelig sein."

„Das wird wohl auf der Stiftungsurkunde beruhen und ist nicht zu tadeln. Es sind ja auch Klöster hier im Lande, für welche diese Bedingung nicht besteht. Daß der Adel seine Rechte conservirt, ist ihm nicht zu verdenken, auch gut für den Staat, so lange sie nicht widersinnig geworden sind."

„Die Aebtissinnen der adeligen Klöster haben Generalmajors-Rang und die der bürgerlichen Obersten-Rang, das ist doch lächerlich," bemerkte ich.

„Es klingt lächerlich. Jede Etiquette kann so aufgefaßt werden, fördert aber die Ordnung und ist insofern zweckmäßig. Meine Schwester hat einen Klosterplatz in Preetz, meine dänische Cousine in Vallö, dessen Damen Kammerherrn-Rang haben. Deshalb würde Adele der Cousine den Vorrang ganz selbstverständlich lassen, wenn sie bei einem Ceremoniell zusammenträfen, was freilich in Folge der politischen Trennung nicht geschehen wird. Lächerlich dagegen ist es, wenn die Lebenden sich auf die Vorzüge, welche sie vergangenen Geschlechtern verdanken, etwas einbilden, was man bei dem hannoverschen Adel so häufig wahrnimmt. Darin ist der holsteinische Adel gebildeter. Auch er hält übrigens streng auf seine Satzungen, vielleicht zu streng. So können manche Familienstatute, obgleich sie einer guten Absicht entsprungen sind, große Härten zur Folge haben. Unser Familienstatut verlangt zum Beispiel, daß der Erbe meines väterlichen Guts erstens Protestant ist, wovon unter keinen Umständen abgewichen werden kann, was ich ganz in der Ordnung finde; aber zweitens, daß derselbe nur eine ebenbürtige Dame heirathet. Eine andere Ehe kostet ihm den Besitz, wenn einer der Agnaten es verlangt. Dies mag in einzelnen Fällen unwürdigen

Digitized by Google

Verbindungen vorbeugen und dem Adel durch den fortgesetzten Zusammenhang der Standesgenossen Stärke verleihen; aber Felicia's glückliche Ehe wäre schwerlich zu Stande gekommen, wenn ihr Mann einen großen Grundbesitz zu erwarten gehabt und durch die Verbindung mit dem bürgerlichen Mädchen verloren hätte."

In Hamburg trafen wir mit meinen Eltern und Alfred und auch mit Wichard's Bruder Christian zusammen. Mein Vater war fröhlicher, der Abgang des Ministeriums Borries hatte ihm einen Stein vom Herzen genommen. Christian war ein schöner junger Mann geworden; er sah aus, wie Wichard vor einigen Jahren. Sein Bruder Friedrich hatte auf die persönliche Theilnahme an dem Hochzeitsfeste wegen der weiten Reise von München verzichtet. In der heitersten Stimmung fuhren wir weiter und gelangten, an der Eisenbahnstation vom Baron erwartet, nach dem Gute.

O Glück der Freundschaft! Wie eine Sonne schmückst und erwärmst du unser Leben, dein Licht macht die guten Stunden reizender und läßt in den bösen unser Herz nicht erkalten. Die Freundschaft führte die glücklichen Menschen zusammen, welche das gastliche Schloß jetzt beherbergte.

Es war eine Freude, den Capitän und Demoiselle Charlotte zu betrachten. Hell und befriedigt glänzten seine Augen. Dankbar für die ihm bewiesene Freundschaft und ruhig, weil er sie verdient, sprach er sich aus. Man sah dem kräftigen Manne nicht an, daß er die Mitte der Funfziger erreichte. Auch die zweiundvierzigjährige Braut schien von der Freude verjüngt. Anspruchslos und herzlich sprach sie von ihrem Glück, ohne Ziererei und mit Würde ging sie auf kleine Neckereien ein.

Der Baron und mein Vater, die Baronin und meine Mutter waren gleich wieder in dem alten, vertraulichen Verhältniß. Die vierzigjährige Freundschaft hatte die beiden Männer zu Brüdern gemacht und die beiden Frauen fühlten sich auf's Neue von einander angezogen.

Wärmer noch, doch nicht so ruhig schlugen die Herzen der Kinder bei dieser schönen Zusammenkunft. Clotilde und Adele, mit gleicher Schönheit geschmückt, waren und gaben sich sehr verschieden. Das zarte Antlitz meiner Schwester spiegelte die Weichheit ihres Gemüths ab, die anmuthige Scheu in ihrem Benehmen gegen die Freunde entsprang der Besorgniß, unwahr zu sein. Adele war ein Bild edler weiblicher Kraft, die nur vor der eigenen Leidenschaft Furcht hat. Stolz und geistvoll und doch in einzelnen Augenblicken tränmerisch, sich selbst vergessend, schien sie nach dem Höchsten zu streben. Ohne Gefallsucht, bereit Alle zu erfreuen, erfüllte sie mein Herz mit Hoffnung und reizte es zur Eifersucht.

Als wir in dem Zimmer, wo die Baronin die Abendstunden am liebsten verbrachte, vor dem großen Kamin, in welchem ein helles Feuer prasselte, uns versammelten, rückte Christian einen Fauteuil für Demoiselle Charlotte mit den Worten zurecht: „Mademoiselle, mademoiselle, je suis triste!"

„Pourquoi?"

„J'ai dit Mademoiselle pendant trois lustres et cela cessera après-demain."

„Ah drôle!"

Digitized by Google

„Ich habe in voriger Woche in Hamburg zwei neue Pferde gekauft; einen großen Rappen, der für Dich passen wird, Wichard," sagte der Baron. „Der kritische Herr Capitän hat diesmal den Handel gebilligt."

„Ja, ja," lachte dieser, „die Pferde! Den Preis habe ich nicht erfahren. Ein tüchtig Pferd, der Rappe; für jedes Gewicht."

„Du bist gut, Vater. Darf ich den Rappen reiten?"

„Und ich das andere?" fragte Christian.

„Das andere ist für Dich zu leicht. Es sind ja Pferde genug im Stall. Ich dachte, ein Pferd für Adele daraus zu machen; aber meine Tochter hat keine Lust zu reiten."

„Besondere Neigung habe ich nicht, ich kenne es ja aber noch nicht und lerne es gern, wenn Du es wünschest," entgegnete Adele.

„In Berlin reiten viele Damen," erzählte Christian. „A propos, Ernst, Alfred! der Graf Eberhard ist brillant beritten."

„Sitzt aber nicht gut," meinte Wichard. „Schade, er ist ein so schöner Mann. Zu Fuß sieht er viel besser aus. Unsere hannoversche Schule fehlt da."

„Na, na," antwortete Christian. „Ihr schont zu sehr. Die Campagne-Reiterei ist doch famos in Preußen."

„Wohin reisen Sie zuerst, Alfred?" fragte Adele.

Man kam nun auf Italien zu sprechen. Wichard holte die Mappen mit den Bildern herbei, welche sein Vater in Italien gesammelt hatte und erklärte die letzteren in gefälliger Weise. Clotilde, die sehr aufmerksam zuhörte, unterbrach ihn einmal, da sie wahrnahm, daß Alfreds Augen auf ihr ruhten. „Das Alles werden Sie sehen, Alfred!" rief sie freundlich aus. Bei mehreren Bildern ergriff auch der Baron das Wort, um Einzelnes hervorzuheben und es Alfreds Aufmerksamkeit zu empfehlen. Als das Gespräch allgemeiner wurde, zeigte es sich, wie genau dieser über das Land, welches er besuchen wollte, bereits unterrichtet war, so daß die Baronin sagte: „Sie haben die Reise schon in Ihrer Stube mit Nutzen gemacht."

„Ein Jahr ist kurz, da muß man sich um so sorgfältiger vorbereiten."

„Gewiß," äußerte der Baron; „doch auch dann ist es schwierig, mit der Zeit auszukommen. Ueberall wird man festgehalten."

„Alfred wird es anders als uns ergehen," meinte jetzt Wichard. „Uns wurde die Trennung von jedem Orte schwer, ihn wird immer der Reisedrang vorwärts treiben."

„Er wird mich verlassen, wenn ich an einem Orte glücklich bin. Daß ich ohne Aufenthalt nach Rom fahre und meine zweite Station in Neapel nehme, wirst Du billigen. Dort mag mein Plan sich weiter entwickeln."

„Weiter, über das Meer," sagte Wichard.

„Ueber das Meer?" rief Adele fast erschrocken. „Ja, ich führe auch über das Meer," setzte sie gelassen hinzu; „aber von Italien über das Meer? Da ist ja nichts mehr, als Afrika!"

Wir lachten und Wichard rief: „Das ist noch recht viel."

„Viel Land, viel Sand," entgegnete sie.

„Ich denke mir," sagte jetzt meine Mut[illegible] daß der [illegible] in Rom

mit allen Sinnen, in Neapel hauptsächlich mit den Augen genießt und hoffe deshalb, daß Alfred uns aus Rom Gedichte, aus Neapel Zeichnungen schickt."

Am anderen Morgen begannen die Vorbereitungen für den Hochzeitstag. Guirlanden und Lampions wurden auf dem Schloßhofe angebracht und der große Hausflur des Schlosses mit Bäumen und Blumen aus den Gewächshäusern geschmückt. Die Dienerschaft hatte Hilfe bekommen, Tafeldecker und Küchenpersonal waren in voller Thätigkeit.

Der Capitän zeigte uns die Wohnung, welche der Baron in der freigebigsten Weise für ihn eingerichtet hatte. „Ihrer Freundschaft zunächst verdanke ich mein glückliches Loos," sagte er meinem Vater. „Sie brachten mich unter das Dach Ihres Freundes, hier habe ich einen neuen Wirkungskreis und eine liebe Gefährtin gefunden. Nichts würde mir fehlen, wenn Sie hier lebten."

Als wir wieder in den Schloßhof traten, bemerkten wir den Cantor Zephirius, der auf uns gewartet hatte. Wir gingen zu ihm und Vater bedankte sich bei ihm für die Freundlichkeit, welche er Clotilde, die meine Eltern nun mit nach Stade zurücknehmen wollten, erwiesen hatte. Zephirius, statt zu antworten, drückte meine Hand und sah uns verlegen an, als wisse er nicht, wie er sich ausdrücken solle. Endlich fragte er meinen Vater: „Wollen Sie Ihr Fräulein Tochter wirklich abholen? Fräulein Adele und ihre Eltern trennen sich nicht gern von Fräulein Clotilde."

Wichard und Christian drückten ihre Zustimmung zu dieser Betheuerung aus.

„Ich aber auch nicht," sprach lachend mein Vater.

„Sie und die Mutter auch nicht," antwortete Zephirius, indem er mit einem forschenden Blick zu meines Vaters Gesicht hinauf sah. Dann fuhr er bedenklich fort: „Aber für das Kind ist das Leben hier gesunder."

Da jetzt der Baron aus dem Schlosse trat, der mit Vater einen Spaziergang nach dem neuen Hause am See machen wollte, sagte letzterer: „Ja, das Leben hier ist gesund," nickte dem Cantor zu und entfernte sich. Nun wandte Zephirius sich kopfschüttelnd ab und sah so traurig aus, daß ich ihm nachlief um ihm noch einmal die Hand zu geben.

Dann faßte Wichard mich mit den Worten unter den Arm: „Wir wollen unsere Schwestern in den Park holen. Komm' Alfred! Komm' Christian!"

„Du wolltest ja den Rappen reiten."

„Ach! Thu' Du es für mich. Komm' Alfred!"

„Ich komme nach," rief dieser und folgte dem Cantor; ich glaubte, um in seiner Art mit dem eigenthümlichen Manne noch ein Gespräch zu führen.

„Wo ist Alfred?" fragte Adele, als wir vor dem Schlosse im Park zusammentrafen.

„Er kommt nach, er war im Gespräch mit dem Cantor."

„Er ist ja ebenso wenig musikalisch wie ich," meinte Adele und ging mit mir voran. Wichard und Clotilde folgten uns.

„Solche Freundschaft wie zwischen Ihnen Dreien ist schön," setzte Adele die Unterhaltung mit mir fort. Das begreife ich, seit ich in Clotilde eine Freundin gewonnen habe."

„Da wird Clotilde Ihnen wohl fehlen?"

Digitized by Google

„Wie sehr! Ach, wenn wir zusammenblieben! — Die Eltern wollen mit mir im Winter nach Schwerin, da soll ich zum erstenmal in die große Gesellschaft. Das wird mir kein Vergnügen machen. Viel lieber bliebe ich hier, Ernst."

Ich legte diese Aeußerung mir günstig aus und wurde sehr fröhlich. Da sah Adele mich plötzlich an und fragte in ihrer bestimmten Weise: „Weshalb reist Alfred fort?"

„Nun — aus Wissensdrang."

„Sie sind ein verschwiegener Freund."

„Gewiß bin ich dies, aber von Alfred ist gar nichts zu verschweigen."

Fragend blickte sie mich an. Sie führte uns immer auf die nächsten Wege am Schloß; ich merkte wohl, damit Alfred uns gleich fände.

Nun kam Christian in der Reitallee auf dem Rappen.

„Da ist das neue Pferd Deines Bruders," rief hinter uns Clotilde. Wir blieben stehen.

„Drücke Dich doch nicht so unbestimmt aus," sagte Adele. Clotilde erröthete.

„Es paßt für Dich, Wichard," fuhr sie fort. „Setze Du Dich einmal darauf."

Die Brüder tauschten und Wichard ritt das Pferd in zierlichen Wendungen den Damen vor. Er sah vortrefflich dabei aus.

Dann sprang er ab. „Da hat Vater ein herrliches Thier für mich gekauft. Jetzt muß auch der Dritte seine Kunst zeigen." Ich that dies gern, stieg auf und producirte nach meinem Gefühl mich sehr gut. Dabei dachte ich mit einem kleinen Triumph, daß dieses Alfred nicht so gut gelungen sein würde; denn er war wohl ein sicherer, aber kein eleganter Reiter. Nun übernahm Christian das Pferd wieder und ritt lustig weg. Wir setzten unsern Spaziergang fort.

„Es ist ein Vergnügen, stattliche Männer zu Pferde zu sehen," fing Adele an. „Damen gehören nach meinem Geschmack nicht dahin. Wie denken Sie darüber?"

„Es kommt darauf an, wie sie es machen. Es kann graziös und schicklich sein und auch das Gegentheil davon."

„Ich will es lernen. — Wichard paßt gut zum Officier und Sie sind mit Ihrem Beruf zufrieden. Das habe ich in Hannover gemerkt. Alfred ist es nicht. Reist er deshalb?"

„Er hat Thatendrang. Der kleine Friedensdienst füllt ihn nicht aus."

„Weshalb ist er denn Soldat geworden?"

„Weshalb bin ich es geworden? Es hat sich so gemacht. Die Väter wünschten es."

In diesem Augenblicke kam Alfred auf dem Seitenwege um das Schloß. Adele erblickte ihn ebenso früh wie ich, schien ihn aber nicht zu bemerken und kehrte um.

„Er ist übrigens ein ausgezeichneter Officier," fuhr ich fort, „und wird sich hoffentlich dereinst ganz befriedigt fühlen."

„Ihre Studien müssen auch sehr interessant sein. Wenn Sie davon

Digitized by Google

erzählten, wurden Sie zuweilen ganz eifrig. Die deutschen Befreiungskriege vor funfzig Jahren, die uns der Capitän vorgelesen und erklärt hat, haben mich enthusiasmirt. Doch, Gott sei Dank! die Kriege sind aus der Welt."

„Sieh', Alfred!" sprach jetzt Clotilde hinter uns. Ich sah ihm an, daß er sich zur Heiterkeit zwang.

„Hat Zephirins geplaudert?" fragte Adele.

Die Frage überraschte Alfred. „Geplaudert?" fragte er freundlich zurück und sah meine Schwester an.

„Ich glaubte, er hätte von unserem kleinen Hochzeitsscherz gesprochen," antwortete Adele, „zu dem er die Musik componirt hat."

„Nein. Davon weiß ich nichts. Bitte, erzählen Sie."

„Ach, Sie werden es ja sehen und hören," entgegnete Adele.

„Adele hat einen niedlichen Gedanken gehabt und ihn in sehr hübsche Verse gebracht," sprach jetzt Clotilde.

„Das hättest Du nicht verrathen sollen," fiel Adele ein. „Alfred ist ein sachverständiger Kritiker."

Im munteren Gespräch gingen wir weiter. Alfred versuchte zu scherzen. Ihn quälte etwas. Doch die Anderen bemerkten es nicht.

Um die Mittagsstunde begannen die Gäste einzutreffen, welche der Baron zu der Hochzeit eingeladen hatte, die Freunde Eichborn's und andere Familien von Gutsbesitzern und Beamten, mit denen Wichards Eltern in Verkehr standen und der Capitän befreundet war. Junge Herren waren nicht dabei, aber außer Bertha von Eichborn noch drei junge Damen. Ihnen mußten wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden, womit wohl nur Christian zufrieden war. Erst beim Schlafengehen war ich mit Alfred allein.

„Was ist Dir mit Zephirins begegnet? Die Unterredung mit ihm scheint Dich verstimmt zu haben."

Er besann sich eine Weile, bis er anfing: „Ich hatte Grund zu der Annahme, daß seine Besorgniß für Deine Schwester nicht allein aus der bevorstehenden Trennung von ihr und ihrer Musik entspringe. Ich brachte das Gespräch auf Clotildens Gesundheit."

Ich sah ihn erstaunt an. Er fuhr fort: „In seinem kleinen Garten ging er eine Zeit lang schweigend neben mir. Dann blieb er vor einem Baume stehen, der merkwürdiger Weise noch belaubt ist. „Sein Nachbar" — er wies auf den Baum daneben und sprach, obgleich wir allein waren, leise — „ist jünger, von derselben Art und hat doch kein Blatt mehr. Wenn der Herbstwind das Laub von den Bäumen schüttelt, so trauern wir wohl um die verlorene Luft; wir konnten es aber nicht anders erwarten und wundern uns gar, daß dieser Baum noch so frisch aussieht. Zu solchen Ausnahmen kann ich mich zählen bei meinem hohen Alter. Aber wenn im Frühling ein kalter Wind die Blüthen vernichtet, haben wir da nicht Grund zur Klage? Und meine Schwester, der Name Clotilde schon erinnert mich an sie, sie hieß Mathilde, die Blume meiner jungen Jahre, ist so geknickt. O, wie schön spielte sie! Und dabei freute ich mich über ihre rothen Wangen, ihre durchsichtigen Finger und hatte nicht arg, daß der Wurm in ihr nagte, bis er sie auf's kurze Sterbelager warf.

Digitized by Google

An sie, die vor bald fünfzig Jahren mir genommen wurde, erinnert mich immer Fräulein Clotilde. Sie hat dieselbe Gestalt, dasselbe Wesen. Und darum bin ich so angst, so angst." —

Hier schwieg Alfred.

„Aber, theurer Freund, rief ich aus, „des Cantors trauriges Erlebniß ist doch keine Veranlassung, für meine blühende Schwester zu fürchten!"

„Es wäre es nicht, wenn nicht ein anderes hinzukäme. Nicht Euer Hausarzt, aber der alte Tiedemann hat einmal meinem Vater gesagt, Clotilde müsse sorgfältig beachtet werden, ihre Brust sei schwach." —

„Sie ist ja auch sorgfältig beachtet worden. Den alten Tiedemann in Ehren, aber Deine Furcht halte ich für unbegründet. Clotilde ist zart, im Vergleich zu Adele scheint sie es noch mehr. Auch wäre es wohl gut, daß sie der regen Geselligkeit im kleinen Stade noch entzogen bliebe. Hier im Schlosse sind die Pläne für den Winter indeß gemacht. Was räthst Du?"

„Wir können nichts Andres thun, als Deine Eltern in vorsichtiger Weise aufmerksam machen. Das wollen wir aber nicht versäumen."

Wir haben dies auf der Rückreise gethan. Meine Eltern hatten schon beabsichtigt, Clotilde im kommenden Winter noch von den Gesellschaften fern zu halten, wenngleich den Forderungen ihres Umgangskreises schwer zu widerstehen sein würde. Dieser Schwierigkeit wurden sie, wie ich bald zu erzählen haben werde, in unerwarteter Weise enthoben.

Jene Nacht verlief fast schlaflos für mich. Die Gedanken an meine Schwester beunruhigten mich mehr, als ich zugegeben hatte. Dazu kamen die Eindrücke des Tages, meine heftiger werdende Neigung zu Adele und in Bezug auf den guten, sorgenden Alfred der Kampf der Freundschaft mit der Eifersucht. Ich konnte ihm nicht mehr wie früher Alles sagen und so war es auch mit Wichard. Was uns Freunde am innigsten erfüllte, verschwiegen wir uns nun. Adele liebte Alfred, ich konnte es nicht länger bezweifeln. Und dann wieder Clotilde. Sie liebte nicht den treuen Alfred, sie liebte Wichard, der sich um sie mehr, als er sollte, bemühte. Der arme Alfred, die arme Clotilde! Und ich. Und Adele! — Nach welchem Glück verlangten wir alle und was stand uns bevor?

Am andern Morgen suchte ich vor der ersten Zusammenkunft der Schloßbewohner Zephirins auf. Er dauerte mich und ich wollte, so viel ich könnte, vor diesem Freudentage die Sorge um Clotilde von ihm nehmen. Er war schon in der Schule, nicht um Unterricht zu ertheilen, denn dieser war für heute ausgesetzt, sondern um für die von ihm eingeübten Aufführungen noch eine Generalprobe zu halten. Deshalb ließ er mich in das Schulzimmer nicht eintreten und empfing mich auf der Diele. Ich sagte ihm alles Freundliche. „Ja, ja," sprach er, „es wird so gut sein. Ich sollte hier zufrieden sein, die Menschen sind gut und unter den jungen finde ich immer einige Singvögel; aber — habe ich nicht Recht gehabt, als ich Ihnen vor Jahren sagte, aus Ihnen könnte etwas werden? Nun, Sie haben wohl nicht Zeit gehabt, Ihre Anlagen zu entwickeln. Sie und Ihre Schwester sind von derselben Art. Aus Ihrer Schwester ist etwas geworden. Wenn sie die Orgel spielt und ich höre auf dem schönsten Platze der Kirche zu,

Digitized by Google

dann ist es, als ob die Engel im Himmel musiciren. Nun ja, es wird so gut sein. Wenn Sie können, lassen Sie Fräulein Clotilde wieder kommen."

In der Kirche war kein Platz unbenutzt, auch draußen standen noch Viele, als wir zum feierlichen Zuge uns ordneten und unter den Klängen der Orgel dem Brautpaar nach dem blumengeschmückten Altar folgten. Zephirins' Kirchenchor sang, dann sang die Gemeinde und darauf hielt der Pastor die Traurede, welche den Umständen würdig angepaßt und nicht zu lang war. Ein anderer Chorgesang beendete die kirchliche Feier und Orgelspiel begleitete das getraute Paar beim Austritt aus der Kirche.

Das Hochzeitsmahl im Schlosse verlief auf die freundlichste Weise. Während desselben ertönte ein Männergesang, welchen die Bauersöhne unter des Cantors Leitung zur Huldigung des neuen Paares draußen anstimmten. Nach aufgehobener Tafel wurden der Capitän und Frau Charlotte von dem Baron und der Baronin in die Halle zu einem vorbereiteten Platze geführt. Und nun stellte sich der Kirchspielvogt an die Spitze einer aus den Ortschaften der Umgegend entsandten Deputation, welche eine Vase überreichte, auf deren Vorderseite das Bild der Düppeler Höhen mit Angabe des Tages, an welchem der Capitän dort seine schwere Verwundung erlitt, auf der Rückseite die Widmung mit dem heutigen Datum sich befand. Hierauf kam der Oberinspector mit den Beamten des Barons, die eine gleiche Vase mit dem Bilde des Schlosses und dem Tage, an dem vor vierzehn Jahren der Gefeierte hier eingetroffen war, darbrachten.

Als auch hierfür der herzlichste Dank ausgesprochen war, begann Zephirins auf dem Flügel einen feierlich heiteren Marsch, unter dessen Klängen junge Bäuerinnen in die Halle schritten und sich vor dem Capitän und Frau Charlotte aufstellten. Sie begleiteten ihre Gabe mit Declamation und Gesang.

Die Erste sprach:

Wir spannen und webten für's eigene Haus,
Dem Liebsten zur freundlichen Gabe.
Noch ist er nicht kommen, noch blieb er mir aus,
Der böse, der herzige Knabe.

Der Chor sang:

Doch unsere Freundin, sie freiet den Freund.
Vom Linnen, vom Drell, was am weißesten scheint,
Das wollen dem Paare wir reichen.

Die Zweite sprach:

Ach! Was in der Lade das Beste auch sei,
Es würde für sie kaum sich schicken.
Drum spinnen wir feiner und weben auf's neu,
Dem Paare die Tafel zu schmücken.

Der Chor sang:

Mit fleißigen Händen, mit dankbarem Sinn
Vollbrachten das Werk wir. Nun nehmet es hin,
Von unserer Liebe ein Zeichen.

Die beiden hübschen Sprecherinnen und nicht minder der Chor hatten ihre Sache gut gemacht, die Musik des letzteren war sehr melodisch und klang wie ein frischer Dorfgesang anmuthend. Die Aufführenden empfingen Dank und

Digitized by Google

Lob, und Zephirins, dessen Mühe und Kunst das Fest auf das Angenehmste verschönt hatten, von allen Seiten Anerkennung.

Nun begann in der Halle ein lustiges Leben. An guter Bewirthung fehlte es nicht, und nicht an Musik zum Tanze.

Adele kam zu Alfred und mir. Ich lobte ihr Gedicht, sie blickte mich freundlich, dann Alfred fragend an. Dieser sagte: „Es ist gut gelungen. Sie haben die Verse den ausführenden Kräften richtig angepaßt, sie leicht und kurz gestaltet. Und der Wechsel von Sprache und Gesang schickt sich zu dem Inhalt."

Nun strahlte ihr Gesicht von Genugthuung.

Da tanzte Wichard schon mit der ersten Sprecherin dahin, Christian mit der zweiten folgte.

„Tanzen Sie auch mit den Bauermädchen," bat Adele. „Nachher tanzen wir zusammen."

So verlief die Hochzeit auf dem Gute. Noch einen Tag blieben wir dort. Wir hätten uns ganz dem Frohsinn hingeben sollen; aber den beiden Freundinnen und uns drei Freunden wurde das Herz immer schwerer.

## 13.

Die Ernennung eines neuen Ministeriums ließ lange auf sich warten und erfolgte erst im December dieses Jahres 1862. Unter den neuen Ministern waren drei allgemein geachtete Männer: von Hammerstein für das Innere, Exzleben für die Finanzen und Lichtenberg für den Cultus. Daß Windthorst als Justizminister wieder zu officiellem Einfluß gelangte, rief Besorgnisse hervor; denn die Katholiken hatten viel neuen Boden im Lande gewonnen. Und daß der Minister des Auswärtigen, Graf Platen, in dem neuen Ministerium verblieb, schien denjenigen, welche die deutsche Frage nicht mit der Gleichgültigkeit der großen Menge betrachteten, bedenklich. Letztere wünschte indeß vor Allem Besserung der inneren Verhältnisse und in dieser Beziehung versprachen die drei ersten Namen Gutes.

Der Kriegsminister war dem Publicum am gleichgültigsten. Hannover hielt seine Armee für Bundeszwecke; der Bund mochte dafür sorgen, daß sie gut sei. Daß sie jemals für Hannover allein gebraucht werden könnte, war undenkbar. Waren die Ausgaben für das Militär so gering wie möglich, so waren die hannoverschen Politiker in diesem Punkte befriedigt.

Der Kriegsminister von Brandis hatte sich in allen Ministerien des Königs Georg zu conserviren gewußt. Er hatte schon in der Legion gedient und das Greisenalter erreicht, sein Körper war jedoch rüstig. Er hatte sich stets als eifriger Royalist dargestellt und hierdurch die Gunst des Königs gewonnen. Er spielte gern Karten und nahm an den eigentlichen Lebensinteressen der Armee nicht Theil. Das Commando und die Verwaltung waren getrennt und von jenem hielt der Kriegsminister sich zurück. Eine den Ansichten des Königs nicht genehme Meinung hat er schwerlich jemals ausgesprochen. Auch hat der König seinen Rath wohl selten ernsthaft gefordert.

Die Commando-Angelegenheiten der Armee lagen fast ausschließlich in der Hand des General-Adjutanten von Tschirschnitz, eines fleißigen Militär-Bureau-

Digitized by Google

traten ohne hervorragende soldatische Begabung. Er hatte den unmittelbaren Vortrag bei Seiner Majestät und hierdurch das Wohl und Wehe der Officiere zum großen Theil in seiner Gewalt, was ihm Schmeichler, aber auch Feinde schuf. Da der König das Commando Allerhöchstselbst führen und bis in die Kleinigkeiten hinab sich informiren und entscheiden wollte, so war der Dienst des General-Adjutanten schwer und zeitraubend; letzteres besonders deshalb, weil bei dem Bestreben des Königs, die anderen Regierungssachen mit derselben Ausführlichkeit zu betreiben, das Warten im Vorzimmer viel Zeit kostete. Georg V. ließ oft seine Taschenuhr repetiren oder fühlte auf ihrem Zifferblatte nach der Stunde; dennoch riß ihn sein Geschäftseifer gewöhnlich weit über das bestimmte Zeitmaß hinaus.

Er wollte, daß seine Armee alte Eigenthümlichkeiten bewahre und freute sich, wenn letztere gerühmt wurden. Ein Anschluß an die anderen Bundes-Contingente wurde deshalb nicht eifrig erstrebt; im Gegentheil trachtete man, in der Armee einen specifisch hannoverschen Geist zu verbreiten.

Das neue Ministerium hatte eine hohe Beamtenstelle zu besetzen, die besonders wichtig war, weil in ihrem Geschäftsbereiche die Maßregeln des Grafen Borries zunächst und am meisten einer Aenderung bedurften. Diese Stelle, die man mit einer großen Selbständigkeit ausstatten wollte, wurde meinem Vater angeboten. Sein Pflichtgefühl ließ ihn keinen Augenblick zweifeln, daß er sie annehmen müsse. Die Wahl wurde von dem König gebilligt und die Ernennung erfolgte. Wenige Tage später war mein Vater in Hannover. Es war ihm schwer geworden, sein Amt, seine Freunde, sein Haus in Stade, wo er fast dreißig Jahr gewirkt hatte, zu verlassen. Das neue Amt trat er mit der Hoffnung an, dem Lande gute Dienste zu leisten. Daß der König ihn äußerst gnädig aufgenommen hatte, erhöhte sein Vertrauen.

Meine Mutter beschleunigte die Uebersiedelung und schon gegen Weihnachten war die Familie auf einem vorläufigen Fuße in Hannover eingerichtet.

Um diese Zeit besuchte Wichard, dessen Eltern mit Adele ihren Winteraufenthalt erst nach Neujahr in Schwerin nehmen wollten, mich auf seiner Weihnachtsreise nach Holstein. Am Abend waren wir bei meinen Eltern. Ueber sein und Clotildens Gesicht glitt, als sie sich wiedersahen, von dem Glück, welches sie empfanden, verstohlen ein Glanz. Auf der Rückreise wollte er einige Tage bei mir verweilen.

Zu Clotildens Geburtstag erhielt ich einen Brief von Alfred. Er schickte zum Geschenk für sie mehrere Skizzen aus Rom. Meine Schwester empfing sie mit dem Ausruf: „der gute Alfred!“ Meiner Mutter ließ er sagen, das Herz sei ihm zu voll, um Gedichte zu machen. Er könne nichts thun, als mit den Augen aufnehmen. „Diese Stadt und der italienische Himmel über die Erwartung herrlich! Diese römische Welt, wie groß, wie groß! Ich muß mich hüten, hier nicht festzuwurzeln. Hier ist nur Genuß — und doch nicht Alles. Ich will mir so viel aneignen, als meine Seele tragen kann. Erst dann weiter.“ Am Schluß schrieb er: „Und doch denke ich oft an Hannover und ärgere mich, daß die Italiener von uns nichts wissen. Es bedarf einer weitläufigen Erklärung



Digitized by Google

und dann halten sie uns für Preußen. — An Euch denke ich immer. Wie ist es mit Clotilde? Schreibe mir Alles."

Wichard kam früher und blieb länger, als ich erwartet hatte. Dies wäre eine große Freude für mich gewesen, wenn ich nicht für Clotildens Herz, für beider Freunde Glück gefürchtet hätte. Sie und Wichard verbargen ihre Neigung, welche meine Mutter — Vater war seiner Geschäfte wegen selten lange bei uns — nicht zu bemerken schien. Wichard, der nur Leinau's und andere alte Regimentskameraden aufsuchte, war Abends fast immer an meiner Mutter Theetisch.

Auch dies ging vorüber.

Nach Neujahr kam die ganze Familie vom Kehdinger Gute nach Hannover. Onkel Georg führte seine Söhne den Commandeuren zu, in deren Regimenter sie eintreten sollten, Jobst in die Garde-du-corps und Günther in das Garderegiment. Bärte hatten sie schon und ihre Figuren paßten in eine große Truppe, besonders Jobst's gewaltiger Körper in den Küraß. Tante Anna übergab ihre Tochter Marie der Fürsorge Tante Balbina's.

Zu letzterer ging ich möglichst wenig, Abends gar nicht mehr. Meine Eltern nahmen sich Marie's und ihrer Brüder auf das Freundlichste an, vermieden aber einen intimen Verkehr mit Tante Balbina. Doch hörten wir, wie die Scenerie sich um diese verändert hatte. Für Felicia interessirte sie sich nicht mehr. Bei Seiner Majestät hatte sie während der letzten Saison in Norderney kein Glück gehabt. Der Consistorialrath machte ihr nur seltene Höflichkeitsbesuche. Herr Müller war nach Wien gereist; die bösen Zungen sagten, um sich dort adeln zu lassen. Tante Balbina suchte von Neuem die Gunst der Königin. Mit der Melanie war sie liirter als je, Herr Melet kam oft zu ihr, auch Timon besuchte sie jetzt.

Die Hoffnung, daß sich um Ihre Majestät ein edlerer Kreis sammle, war gering. Frau Elisabeth, welche für meine Mutter der liebste Umgang in Hannover wurde, war als Vorstandsdame des Henriettenstifts zuweilen bei der Königin, welche, wie man zu wissen glaubte, mehr als früher nach Menschen verlangte, denen sie ihr Vertrauen schenken könnte. Und letzteres würde ohne die entgegen wirkenden Einflüsse Frau Elisabeths gerades, klares und doch vorsichtiges und sanftes Wesen gewonnen haben. Sie selbst sprach von der Königin immer mit Wärme, von ihren Besuchen in Herrenhausen überhaupt aber nicht gern. Deshalb erfuhr ich, da Wichard mir fehlte, vom Hofe sehr wenig.

Da sah ich eines Nachmittags, als ich aus meiner Eltern Hause trat, den Pastor Friedemann. Er hatte mich in meiner Wohnung aufgesucht, ich führte ihn gleich zu meiner Mutter. Am Morgen hatte er den Schutzbrief des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg in Herrenhausen überreicht und war auf den Abend zu den Majestäten befohlen. Anderen Tages, als er bei uns aß, war er sonderbar niedergedrückt. Erst Vaters anregende Unterhaltung und nach Tisch Clotildens Musik brachte ihn wieder in die mittheilende, gemüthliche Stimmung, die ich in seinem Dorfe bei ihm kennen gelernt hatte. Auch er setzte sich an das Clavier und spielte sehr schön. Dann blieb er, ein angenehmer Gesellschafter, den ganzen Abend bei uns und erst hierauf schüttete er mir sein Herz aus.

Digitized by Google

Er hatte am Abend vorher bei den Majestäten nur Schauspieler getroffen, zwar die ersten Künstler und Künstlerinnen der Oper und des Schauspiels; aber immerhin, wie er meinte, für ihn eine überraschende Gesellschaft.

Wie meine späteren Erkundigungen ergaben, hatte die Schauspielerin Mira, die nicht mehr jung und wohl niemals schön gewesen, aber für ihr Fach höchst begabt war, diese Gesellschaften eingeführt.

Graf Eberhard war nach Hannover gekommen, hatte sich bei Hofe gemeldet und die üblichen Visiten abgestattet. „Man ist hier zugeknöpfter," sagte er mir. „Ich werde als Preuße kühl aufgenommen, der Unterschied gegen früher ist unverkennbar. Am Unbefangensten ist man in Ihrem Officiercorps." Er war bereits in einigen Messen Gast gewesen, ich lud ihn in meine Messe ein. Meine Regimentskameraden zeigten ihm nicht nur die größte Höflichkeit, sondern auch lebhaftes Interesse an der preußischen Armee. Er setzte bereitwillig die Reform derselben und ihre Nothwendigkeit auseinander. Mit großer Offenheit sprach er von den früheren Schäden und man fand es berechtigt, daß er die erreichten Verbesserungen mit Genugthuung hervorhob. Die warme Empfindung für sein Vaterland wirkte angenehm, und wenn auch der eine oder der andere der Zuhörer trotzdem gegen den Preußen etwas zurückhaltend blieb, auf die Mehrzahl machte er einen guten Eindruck. Ihm gefiel es bei uns, eine Stunde nach der anderen verlief im anregenden Gespräch. Wir wollten das Theater besuchen, um Devrient und die Bärndorf zu sehen, kamen aber erst hin, als der letzte Act begann. Nach dem Theater gingen wir in die nahe gelegene Georgs-Halle. Dort setzten wir uns in eines der kleinen Cabinette, in welchen man ungestört plaudern kann. Nach einiger Zeit war das Gespräch wieder bei militärischen Dingen.

„Das war doch eine todtgeborene Idee, die von der deutschen Mittelarmee," rief Graf Eberhard aus.

„Was war das? Ich weiß Nichts."

„Hier ist die Sache sehr geheim gehalten. In der gestrigen Abendgesellschaft glaubte ich wahrzunehmen, daß nicht einmal Ihr Kriegsminister etwas davon weiß. Mir ist sie in Berlin rückhaltlos erzählt worden und ich kann mit Ihnen unbedenklich davon sprechen. Seine Majestät Ihr König hat die Idee gehabt, die Armeecorps, welche von den deutschen Mittel- und Kleinstaaten gestellt werden, unter einen gemeinsamen Oberbefehl zu vereinigen."

„Sehr gut!" warf ich ein.

„Ja, aber Preußen sollte den Oberbefehl nicht haben und auch Oesterreich nicht, um Preußen nicht zu kränken."

„Wer sollte ihn haben?"

„Da fragen sie mehr, als ich beantworten kann."

„Die Idee einer deutschen Mittelarmee hat viel für sich. — Wie haben Sie Kenntniß davon bekommen?"

„Was nützten unsere Gesandtschaften an den deutschen Höfen, wenn sie in mehr als Jahresfrist dergleichen nicht erführen? Ihr allergnädigster Herr hat die süddeutschen Königreiche nicht richtig beurtheilt, sie haben abgelehnt. Sie



Digitized by Google

fühlen sich in der österreichischen Nachbarschaft behaglich und sicher genug. Der Plan ist also schon mit seinem politischen Theil gefallen."

„Hatte er noch einen anderen?"

„Einen, nehmen Sie es mir nicht übel, ebenso verfehlten militärischen. Die Mittelarmee sollte in stehenden Lagern ausgebildet werden. Nach der Ueberzeugung, welche man in Preußen hat und nach den Resultaten dieses Systems in Frankreich wäre dies keine glückliche Maßregel gewesen. Die Truppen aller deutschen Contingente sind recht brauchbar, es fehlt nur an dem Zusammenhang und der Führung. Führer großer Massen werden aber nicht ausgebildet, wenn man, wie bei den stehenden Lagern, immer auf demselben Boden manövrirt."

Dies Gespräch war peinlich für mich. Es interessirte mich auf's Höchste, aber mein hannoverscher Standpunkt war schwer zu behaupten. „Der Plan lehrt," äußerte ich, „daß der König die Nothwendigkeit erkennt, die Bundeskriegsverfassung auszubilden und dafür Opfer zu bringen."

„Das Erste gebe ich zu," erwiderte er. „Den Umfang der Opfer hätten wir erst kennen gelernt, wenn der Plan zur Ausführung gelangt wäre. Oder glauben Sie, daß Ihr Monarch von seiner Souveränetät etwas abzutreten geneigt ist?"

„Gewiß wird er die Unabhängigkeit seines Königreichs erhalten wollen. Und das Land selbst, welches sich in seiner Art blühend und selbstbewußt entwickelt hat, will auch fernerhin ein kräftiges, aber selbständiges Glied in dem Verbande der Nation bleiben."

„Da haben wir es!" warf er mir vor. „Wenn Alle so dächten, wenn auch der kleinste deutsche Souverän von seiner sogenannten Selbständigkeit Nichts abgeben, sondern Kriegsherr über sein Bataillon bleiben wollte, was könnte dann werden? Sie werden stehen bleiben, bis es zu spät ist. Preußen will den Fortschritt, so lange es Zeit ist. Preußen fordert, was für die Nation, für seine eigene eingeengte Existenz erforderlich ist: die Vereinigung der deutschen Staaten unter seiner diplomatischen und militärischen Führung."

„Sie sprechen ja wie unsere Fortschrittsleute, wie der Nationalverein! Sind Sie in Berlin so demokratisch?" sagte ich jetzt, um dem Gespräch eine scherzende Richtung zu geben.

„Wir in Berlin demokratisch?" Er lachte, indem er nach seiner Mütze griff. „Ist unsere Conflicts-Regierung demokratisch, ist unser neuer Ministerpräsident, Herr von Bismarck demokratisch? Lassen Sie uns aufbrechen, es ist Mitternacht. Ich bin nach Ihrem vortrefflichen Wein etwas lebhaft geworden. Einen scharfsichtigen Mann hat Ihr König jetzt in seinem Lande und den haßt er, den Herrn von Bennigsen!"

Die Gesellschaft des preußischen Kameraden, der mich vor seiner Abreise noch mehrere Male besuchte, regte mich auf. Der lebhafte, seiner Sache sichere Mann zeigte mir ohne Absicht, wie anders der große Staat seine Söhne fesselt. Und seine politischen Absichweifungen, denen ich nicht zustimmen konnte, so wenig ich sie zu widerlegen vermochte, brachten mich in Unruhe. Daß seine Darstellung der deutschen Verhältnisse der Ansicht einsichtsvoller und einflußreicher Männer

Digitized by Google

in Berlin entsprach, war nicht zu bezweifeln; denn er lebte in ihrem Kreise. Der preußische Oberbefehl, die preußische Spitze! Darum handelte es sich.

Das war es ja, was auch der Nationalverein forderte, dessen Anhänger bei uns für Feinde des Königs galten. Aurelius zeigte mir eine kleine anonyme Druckschrift, die unter dem Titel des hannoverschen Wappenspruchs „Nec aspera terrent“ kürzlich zu Wahlzwecken in Hannover herausgegeben war. Darin wurden die Anhänger jener Idee auf das Schärfste verurtheilt. Wer für eine preußische Centralgewalt sei, könne nicht Freund unseres Königs und seiner Räthe sein, wurde darin behauptet.

Aurelius, dieser uneigennützige, kluge Mann, der an Hannover mit treuem Herzen hing, konnte kein Freund unseres Königthums sein, für dessen Erhaltung er den engen, den schützenden Anschluß an Preußen wünschte? Er, der leidenschaftslose, hochgeachtete Politiker, der die Ernennung der neuen Minister freudig begrüßt hatte, konnte kein Freund dieser Räthe der Krone sein?

Die Broschüre, welche unzweifelhaft in dem Sinne Georg's V. geschrieben war, rief wieder die leidige Frage hervor: Wer regiert bei uns, der blinde König mit Hilfe des Ministeriums oder mit Hilfe einiger dunkeler Gestalten? Man wußte nicht, wollen auch die neuen Minister sich so schroff stellen oder hat gegen ihren Willen das Preßbüreau mit so unversöhnlichen Worten das Tuch zwischen den Parteien zerschnitten?

Mein Vater arbeitete viel. Ich sah ihn wenig und dann sprachen wir nicht über Politik. Abends eine Stunde; dann suchten Mutter und ich durch lustiges Gespräch, Clotilde durch ihr Spiel ihn zu erheitern. Er bedurfte der Zerstreuung. In Stade gab er sich nach erfülltem Beruf seiner Muße hin, hier wollten die Gedanken an seine Geschäfte nicht von ihm weichen.

Meine Mutter lebte mit Clotilde sehr häuslich. Die unübertrefflichen Concerte im Concertsaale des Hoftheaters unter Joachim's Direction, sowie des letzteren Quartett-Soireen besuchten sie regelmäßig; dann und wann auch die Opern, welche mit dem Sänger Niemann und anderen ausgezeichneten Kräften in vollendeter Weise zur Aufführung gelangten. Zuweilen und gewöhnlich zu ganz unpassender Zeit, doch immer gern gesehen, kam Otto Heinrich Lange, um mit Clotilde zu spielen oder auch nur, um sich auszusprechen. Sein herrlicher Schloßkirchenchor, den er gebildet hatte, bereitete ihm große Sorge. Durch irgend welchen Umstand hatte ein Göttinger Musikdirector die königliche Gunst erworben. Der König hielt dafür, daß dieser Mann werth sei, über Otto Heinrich Lange zu stehen und ernannte ihn zum Capellmeister und Dirigenten des Schloßkirchenchors, dessen Gesanglehrer Otto Heinrich Lange bleiben mochte, wenn er wollte. Und er hatte gewollt, um sein Kind weiter zu pflegen, nun aber mehr Kummer als Freude davon.

Vom königlichen Hofe sahen wir nicht viel. Die Majestäten lebten mehr wie sonst in kleinen Cirkeln. Der Königin sagten große Lustbarkeiten nicht mehr zu und Repräsentationsfeste, für welche sie niemals Neigung hatte, brauchten nicht stattzufinden, weil fremde fürstliche Personen, selbst nahe verwandter Höfe, nicht nach Hannover kamen. Um über die Grenzen der eigentlichen Hoffähigkeit hinaus eine königliche Gastfreiheit zu üben, ließen die Majestäten in dem Concert-

Digitized by Google

saale und den anstoßenden Räumen des Hoftheaters einige Bälle geben, die sehr glänzend waren und auf denen lustig getanzt wurde. Das Publicum nannte sie „Mamsellenbälle". Meine Mutter und Clotilde nahmen daran nicht Theil. Sie hatten sich nicht vorstellen lassen.

Auf einem dieser Bälle stand ich in der Nähe meines Vaters, der mit anderen hohen Beamten sich unterhielt, als der König sich dieser Gruppe näherte. Der Flügeladjutant winkte einen nach dem anderen der Herren zum Gespräch mit Seiner Majestät heran und nannte zuletzt leise den Namen meines Vaters. Da machte der König eine schnelle Wendung und ließ sich wegführen. Der Vorfall war, wie mir nicht entgehen konnte, auch Anderen aufgefallen. Mein Vater war empfindlich berührt. Er sagte kein Wort, ging anscheinend gleichgiltig in einen anderen Saal, verließ aber bald das Fest.

Am folgenden Morgen ging ich früh zu ihm. „Du kommst," so redete er mich sehr ruhig und herzlich an, „um Dich zu erkundigen, wie die Ungnade Seiner Majestät mir bekommen ist. Schlecht! Nicht um meiner Person, sondern um meiner Sache willen. Als man mich hierher berief, gab man mir die Versicherung, daß ich unter dem Minister selbständig sein solle. Schon mehrere Male sind auf Umwegen, aber im Allerhöchsten Auftrage, Wünsche an mich gelangt, deren Erfüllung gegen meine Pflicht gewesen wäre. Daß ich sie verweigerte, ist übel vermerkt worden, wie Du gestern Abend gesehen hast. Und diesmal wird es nicht vorübergehen, wie das erste Mal, gleich nach dem Regierungsantritt des Königs, wo ich Aehnliches erlebte."

So kam Eines zum Anderen, um mich nachdenklich zu machen. Die unbefangene Jugendzeit war dahin. Die Sorgen des reiferen Alters traten ein, die Sorge um das Vaterland, die Sorge um die Meinigen und die Freunde. Denn ich glaubte immer mehr zu erkennen, daß meine sanfte, stille Clotilde Wichard und nicht Alfred liebe. Und ich — ich mußte immer an Adele denken. — Sie schrieb aus Schwerin oft und eigentlich nicht froh an Clotilde, obgleich sie dort, wie wir von anderen Seiten hörten, sehr gefeiert und umworben war. Jetzt waren ihre Eltern mit ihr nach dem Gute zurückgekehrt.

Um diese Zeit wurden in den Straßen Hannovers Extrablätter der Zeitungen ausgerufen. Wer eines gelesen hatte, war überrascht. Die Neugierde wuchs. Man sah viele erstaunte Gesichter. Der König von Dänemark hatte am 30. März das Herzogthum Schleswig den dänischen Provinzen incorporirt. Die Dänen meinten, das Band, welches Schleswig und Holstein zusammenhielt, sei jetzt morsch genug geworden, um es ganz zu zerreißen. Sie wollten fernerhin keinen staatlichen Unterschied mehr zwischen Schleswig und dem übrigen Dänemark machen, Schleswigs Sonderrecht sollte ausgelöscht sein.

Das war ein Schlag in's Angesicht Deutschlands, so unerhört, wie er nur gegen eine schwache Nation gewagt werden, eine so übermüthige Handlung, wie nur von den Eiderdänen einem Friedrich VII. zugemuthet werden konnte. Das entrüstete deutsche Volk gerieth in Aufregung und verlangte Genugthuung. Der deutsche Bund mußte jetzt einen Beweis seiner Lebensfähigkeit geben oder untergehen.

Der Baron hatte eine Reise angetreten, um nach seinen Kräften für Schles-

Digitized by Google

wig-Holsteins Recht zu wirken. Er kam auch nach Hannover, wohin er Wichard beschieden hatte. Die Abende brachten beide bei meinen Eltern zu. Der Baron hatte die bayrische und die sächsische Regierung bereit gefunden, das Unrecht an den Herzogthümern gut zu machen, dagegen den Weg, welchen Preußen eingeschlagen werde, nicht erkennen können. Die Anschauungen in den regierenden Kreisen Berlins gingen noch weit aus einander. Die Männer der Kreuzzeitungs-Partei waren einer Unterstützung Schleswig-Holsteins abgeneigt, weil die Liberalen sie forderten. Die klarer sehenden Conservativen suchten nach Mitteln, den Herzogthümern zu helfen, ohne Preußen zu exponiren. Wie der Ministerpräsident von Bismarck dachte, hatte der Baron nicht erfahren können. Von Hannover erwartete letzterer Nichts, von unserem Minister des Auswärtigen sagte er nur: „Platen ist verdrießlich, daß er mit dieser Sache abermals behelligt wird. Er fürchtet, daß er nicht länger dänische Politik treiben könne."

Als an einem dieser Abende über die hannoverschen Zustände gesprochen war, rieth der Baron meinem Vater, den Abschied zu nehmen. „Du paßt nicht hierher," sprach er, „Dein Gewissen ist zu empfindlich, Du wirst Dich aufreiben. Ultra posse nemo obligatur. Geh' ab und zieh' in mein neues Haus. Das wird Dein Leben verlängern und auch meines; denn treuen Freundes Nähe kräftigt, zumal in der Einsamkeit."

„Soll ich das sinkende Schiff verlassen?" rief mein Vater fast vorwurfsvoll aus, ohne doch den Vorschlag ganz zurückzuweisen, der seine und meiner Mutter Gedanken so sehr beschäftigte, daß sie nicht bemerkten, wie freudig überrascht Clotilde und Wichard aussahen. Und auch mir klangen die Worte des Barons tief in das Herz hinein, beglückend und beklemmend. Ich würde mehr in Adelens Nähe sein; aber wie möchte das Schicksal meiner Schwester sich gestalten, welche Schmerzen waren uns Allen aufbewahrt?

Von unseren Erlebnissen setzte ich Alfred in Kenntniß, nach Neapel schickte ich ihm eine Sammlung von Zeitungsausschnitten über die Schleswig-Holsteinische Sache.

Augenblicklich lag Nichts vor, was meinen pflichttreuen Vater zu dem wichtigen Schritte, seinen Abschied zu erbitten, genöthigt hätte. Der Baron und Wichard reisten ab und bei uns schien mit der äußeren Stille auch größere Ruhe in die Gemüther zurückzukehren. Im Glanze der Frühlingssonne vergaß man leichter die Wolken, obgleich sie nicht verschwunden waren.

Nach Königsgeburtstag reiste ich zur Landesvermessung ab, diesmal nach einem Landstädtchen, welches von der Eisenbahn entfernt an einer Chaussee lag, auf welcher täglich eine Post west- und eine ostwärts fuhr. Bei dem Posthalter, der in Ermangelung eines Postmeisters mit dessen Titel angeredet wurde, logirte ich mich ein. Sein Haus war eines der wenigen, die über dem Erdgeschoß noch eine Etage hatten. In dieser bekam ich meine Wohnung. Unter mir war die Gaststube, welche den Honoratioren des Ortes als Clublocal diente. Sie war so geräumig, daß außer einem alten Billard noch mehrere Tische Platz hatten. Auf dem einen lagen die „Hannoversche Zeitung", die „Zeitung für Norddeutschland" und der „Hannoversche Courier". Hier versammelten sich Abends die Herren, in deren Gesellschaft ich mich zuweilen begab, so daß ich mehr Unter-

Digitized by Google

haltung als im vorigen Jahre hatte und mit meinem Aufenthalt ganz zufrieden war.

Nicht so mein guter Heinrich Lang, der Minna Kort nicht vergessen konnte, stiller und noch häuslicher als früher geworden war und jetzt die Tage bis zu seiner Entlassung aus dem Dienste zählte. Dann wollte er nach Diepholz, um seinem alten Vater im Handwerk beizustehen und vielleicht, so mochte er denken, einen eigenen Hausstand zu gründen.

Im Club war die Unterhaltung gewöhnlich lebhaft und wenn politisirt wurde, platzten die Parteien auf einander und Einer schonte den Andern nicht, mit Ausnahme des Arztes Holle, der wie ein Weltweiser über den Streitenden stand.

Die einzige politische Angelegenheit, über welche alle Clubmitglieder einig waren, betraf Schleswig. So viel hatte Jeder von der verwickelten schleswig-holsteinischen Frage im Gedächtniß behalten, daß die Herzogthümer nicht getrennt werden dürften, und es galt für unbestreitbar, daß die letzte dänische Herausforderung bestraft werden müsse. Man erwartete, ohne viel darüber zu reden, daß Etwas geschehe.

Dagegen ließ ein ganz neues Ereigniß die Verschiedenheit der politischen Standpunkte um so deutlicher erkennen. Eines Abends hörte ich die Unterhaltung im Clubzimmer so ungewöhnlich laut, daß ich eine große Begebenheit vermuthete. Ich begab mich deshalb hinunter. Die Herren standen in lebhafter Unterhaltung, der Advocat Kunze gesticulirte mit einer Zeitung. Neben ihm standen der Doctor Bellermann und der Advocat Schuch, die ihr Billardspiel unterbrochen hatten, mit den Queues in der Hand. Der Bürgermeister, Senator und Postmeister bildeten eine andere Gruppe. Nur der alte Doctor Holle und der Förster saßen, ruhig weiter rauchend, auf ihren gewöhnlichen Plätzen.

„Hier ist das Neueste, Herr Lieutenant," sagte, als ich eintrat, der Postmeister, indem er die Zeitung aus der Hand des Advocaten Kunze nahm und mir reichte. „Ein neues deutsches Reich!"

„Dies deutsche Reich — daß Gott erbarm'! —
Sollte heißen deutsches Arm',"

rief der Advocat Schuch und schwang sein Queue.

Als ich sie verwundert anblickte, trat der Bürgermeister mit freudestrahlendem Gesicht zu mir und sprach: „Im Ernst, der Kaiser von Oesterreich will den deutschen Bund reformiren."

„Und dann hat es mit den preußischen Kniffen ein für allemal ein Ende," setzte der Senator hinzu.

„Nehmen Sie hier Platz, Herr Lieutenant! Lesen Sie ruhig," rieth der alte Doctor Holle.

Ich las nun, daß der Kaiser von Oesterreich die deutschen Souveräne zu einem Fürstentage nach Frankfurt a. M. eingeladen hatte, wo er denselben Vorschläge zu zeitgemäßen Aenderungen der Bundesverfassung machen wollte.

„Das ist ja etwas ganz Neues! Oder hat schon früher etwas in der Zeitung gestanden?" fragte ich.

„Kein Wort!" erwiderte der Senator. „Die deutschen Souveräne werden

Digitized by Google

es unter sich abgemacht haben. In Frankfurt ist nur der feierliche Schlußact. Herrlich, herrlich!"

„Der großdeutsche Verein wird es gemacht haben," meinte der Postmeister. „Ich habe es immer gesagt, der kam zur rechten Zeit."

Der Advocat Kunze schlug ihn auf die Schulter: „Dann haben Sie auch ein Verdienst. Den Nationalverein hat die königliche Post nicht protegirt."

„Das wäre auch!" rief der Senator. Man lachte. Die politische Gegnerschaft hatte hier der Freundschaft noch nicht geschadet.

Jetzt legte der Bürgermeister seine Arme auf der Brust zusammen, setzte die Füße auseinander, wiegte sich vor- und rückwärts und sprach mit wichtigem Ton: „Angenehm ist es, daß die preußische Spitze aus den Zeitungen kommt. Sie hat uns lange genug, den Einen so, den Andern so, beunruhigt. Oesterreich ist immer die deutsche Vormacht gewesen, der Kaiser hat seine Aufgabe begriffen. Lassen wir den Hader! Unter der neuen Reichsfahne werden wir Alle im Frieden leben."

„Man trägt das Wild nicht nach Hause, ehe man es geschossen hat," sagte hierauf der Förster und der alte Doctor Holle nickte zustimmend.

Ich war für den folgenden Tag von einem adeligen Gutsbesitzer, dessen Gut in meinem Aufnahmeterrain lag und der kürzlich von Reisen zurückgekehrt war, zum Mittagessen eingeladen. Ich fand dort außer der Gutsherrschaft und mehreren Damen einen Regierungsrath von der Landdrostei und den Amtmann des königlichen Amtes, in welchem das Gut lag. Auch hier bildete der Fürstentag in Frankfurt fast den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs. Der Gutsbesitzer, der Regierungsrath und alle Damen waren von dieser Nachricht hoch erfreut, sei es, weil eine innigere Verbindung mit Oesterreich ihren conservativen Anschauungen am meisten entsprach, sei es, weil wirklich ihr patriotischer Sinn von der Erwartung eines kräftigeren Deutschlands erwärmt war. Der Amtmann, ein hannoverscher Amtmann der alten Schule, der grob und recht sein Amt verwaltete, von seinen Eingesessenen gefürchtet und geliebt wurde und immer seine Meinung, früher selbst dem Minister Grafen Borries, gerade heraus sagte, äußerte sich heute, im Gegensatz zu den Andern, skeptisch, wie gestern Abend im Städtchen der Förster.

Der Frankfurter Fürstentag war eine sehr merkwürdige Begebenheit. Daß die erste Nachricht davon Freude, ja Enthusiasmus hervorrief, zeigte, wie allgemein die Nothwendigkeit einer Aenderung der deutschen Zustände empfunden wurde und zugleich, wie unklar die Vorstellungen hierüber waren. Wenige Tage änderten die Scene vollständig. Der König von Preußen hatte seine Theilnahme an dem Fürstentage verweigert, der Kaiser von Oesterreich tagte ohne ihn in Frankfurt.

Am Abend, als dies bekannt geworden war, sagte der Förster: „Es kommt mir vor, wie zwei Hunde, die noch zusammengekoppelt sind. Der eine will davonrennen und der andere schmeißt sich hin. Am Ende beißen sie sich einander."

Jede folgende Nachricht ließ die Anhänger des Nationalvereins den Kopf höher tragen. „Ohne Preußen geht es nicht," behauptete mit größerer Bestimmtheit als zuvor der Advocat Kunze. Nach und nach wurde bekannt, daß die

Digitized by Google

österreichische Diplomatie den Zeitpunkt für gekommen erachtet hatte, durch eine rasche That Preußen zu binden. Des Senators Ansicht, daß die Frankfurter Zusammenkunft nur der feierliche Schlußact des vorher erreichten Einverständnisses der deutschen Souveräne, wenigstens ihrer Mehrzahl, sei, erwies sich als ganz falsch. Sie Alle wurden durch die Aufforderung des Kaisers Franz Joseph ebenso überrascht, wie das Volk. Sie folgten indeß seiner Einladung und reisten eiligst nach Frankfurt, — bis auf den einen, den König von Preußen. So sah in der alten Kaiserstadt noch einmal ein österreichischer Kaiser deutsche Fürsten um sich, die er zu seinen Vasallen machen wollte. In dem Tohuwabohu nahm man die Vorschläge des Wiener Hofes mit dem Vorbehalte der preußischen Zustimmung an, von der man wußte, daß sie nicht erfolgen würde. Der König Wilhelm blieb bei seiner Weigerung, zu erscheinen und zu verhandeln. Das flüchtige Meteor zerplatzte, die frühere Unklarheit trat wieder ein; aber Eines hatte der Augenblick im grellen Lichte gezeigt: daß Oesterreich Deutschland nicht zu einigen vermöge.

Als Ersatz konnte man in den Zeitungen von den glänzenden Festen lesen, welche in Frankfurt a. M. die Fürsten einander gegeben hatten. Daß der König von Hannover dort am prachtvollsten aufgetreten war, freute den preußenfreundlichen Advocaten Kunze nicht weniger, wie den großdeutschen Postmeister.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Friedrich II. in englischen Artheilen.

## Rede zur Feier des Jahrestags Friedrich's II.

in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 25. Januar 1883 gehalten

von

**E. du Bois-Reymond***).

Der Tag, an welchem die Akademie statutenmäßig das Andenken ihres großen Neubegründers feiert, fällt diesmal zusammen mit einem Festtage des Herrscherhauses, welcher das preußische, das deutsche Volk freudig bewegt. Ein Vierteljahrhundert verfloß, seit der jugendliche Fürst, der seitdem stolzen kriegerischen Lorbeer gewann, und der als Erbe dem deutschen Kaiserthron am nächsten steht, die britische Königstochter als Gemahlin heimführte. An diesem Tage flicht deutsche Sitte dem erlauchten Paar einen silbernen Kranz; auf's Neue staunt die Welt die märchenhafte Gestalt des Heldenkaisers an, welcher den dieser Ehe schon entsprossenen Urenkel im Arme wiegt; wir aber erinnern uns, wie reich die Hoffnungen sich erfüllten, welche unsere Körperschaft der Princeß Royal von Großbritannien und Irland entgegentrug. „Es war" — so redete damals Trendelenburg die hohe Neuvermählte an — „es war eine Fürstin aus welfischem Stamm, König Georg's I. Schwester, Preußens erste Königin, Sophie Charlotte, eine Frau von hohem Sinn und großem Geiste, welcher die Akademie ihren Ursprung verdankt. Es war König Georg's I. Tochter, Sophie Dorothee, die in ihrem großen Sohne gesegnete Mutter, welche durch König Friedrich II. die Akademie sich erneuern sah. Eure Königliche Hoheit wollen einer Körperschaft von so stammverwandten Erinnerungen, welche von Alters her durch wissenschaftliche Bande mit Großbritanniens gelehrten Gesellschaften verknüpft ist, Ihre Huld nicht versagen."[1] Genügte wohl kalt förmlicher Dank dem stürmischen Gefühl, welches heute die preußischen Vertreter der Wissenschaft und Kunst beseelt? An so erhabener Stelle verständnißvolles Entgegenkommen, begeistertes Empfinden des Schönen, tiefes Eingehen in die Probleme des Erkennens, im Bunde mit stets bereiter Hilfe und bezaubernder Leutseligkeit: sie rufen in den

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

Digitized by Google

Herzen der Männer, welche dem Ideal in irgend einer Form nachstreben, eine Verehrung wach, für die es Worte nicht gibt.

So hat eine Verbindung des Hauses Hohenzollern mit dem hannoverisch-englischen Fürstenhause in Preußens Geschichte zu dreien Malen sich segensreich erwiesen. Es ist aber bekannt, daß, wäre es nach Friedrich's des Großen Wunsche gegangen, auch er mit einer englischen Prinzessin sich vermählt hätte. Muthmaßen zu wollen, welchen Einfluß auf die politischen Verschlingungen des achtzehnten Jahrhunderts die für Friedrich und seine Schwester Wilhelmine geplante englische Doppelehe gehabt hätte, wäre eitles Beginnen. Doch kann man wohl annehmen, daß, indem dadurch Friedrich's Persönlichkeit den Engländern näher gekommen wäre, Ein Verhältniß sich anders gestaltet haben würde, welches, meines Wissens bisher kaum beachtet, mir merkwürdig genug däucht, um es einmal etwas genauer zu erörtern. Dies ist der bei den Engländern im Allgemeinen bemerkbare Mangel an Verständniß für Friedrich's Größe.

Sonst überall strahlt ja seine Gestalt in siegreichem Glanz, auch da, wo sie durch die Bewölkung nationaler Vorurtheile, alten Grolles, religiöser Feindschaft sich hindurchzukämpfen hatte. In Sicilien fand Goethe „die Theilnahme an ihm so lebhaft, daß er seinen Tod verhehlte, um nicht durch eine so unselige Nachricht seinen Wirthen verhaßt zu werden".[2] Aus einem der besten von Casti's Sonetten über die tre Giulj ersieht man, wie sehr bei den Italienern Friedrich im Vorgrund der Vorstellungen stand.[3] Obschon der Tag von Roßbach wohl geeignet war, das französische Nationalgefühl zu kränken, obschon Maria Theresia's Tochter auf Frankreichs Throne saß, und obschon Voltaire's posthume Schmähschrift dort am stärksten wirken mußte, war Friedrich in Frankreich eine kaum minder volksthümliche Figur, als in Deutschland. Seine Kriegskunst feierte Guibert, der Geliebte von d'Alembert's Freundin, Mlle de l'Espinasse.[4] Mirabeau's Mißbilligung seines Regierungssystemes vertrug sich sehr gut mit der Ehrfurcht, die der schon schwer erkrankte Monarch dem unbändigen Abenteurer (weiter hatte es damals Graf Riquetti noch nicht gebracht) bei seinem Besuch in Potsdam einflößte.[5] Mit wie grundsätzlichem Abscheu die Revolutionsmänner später auf Friedrich wie auf jedes gekrönte Haupt blicken mochten, man muß es andererseits Napoleon lassen, daß er eine Empfindung für die Höhe des Geistes besaß, dessen Schöpfung er vorübergehend über den Haufen warf. Und was in Frankreich von einer Bedeutung ist, die wir nur schwer würdigen können: in seinen Causeries räumt der literarische Feinschmecker Sainte-Beuve dem Geschichtschreiber und Briefsteller Friedrich unter den französischen Prosaikern einen höchst ehrenvollen Platz ein.[6] Sogar dem überreizten Nationalgefühl des jüngsten Frankreichs ist gegen Friedrich kaum ein Mißton entschlüpft.

Wie seinem Genius Peter III. von Rußland und Joseph II. von Oesterreich bis zur Schwärmerei huldigten, lehrt jede Geschichte jener Zeit. Des Königs wohlwollende Haltung gegenüber den jungen Vereinigten Staaten wurde jenseit des Weltmeeres mit ebenso freundschaftlichen Gesinnungen erwidert, deren Wärme noch nach einem Jahrhundert Mr. George Bancroft's Schilderung seiner Persönlichkeit belebt.[7]

In England war Friedrich schon vor Beginn des siebenjährigen Krieges ein

Digitized by Google

Gegenstand der Verehrung und Bewunderung. Vollends nach Roßbach, Leuthen und Zorndorf wurde er so sehr der Held des Tages, daß an seinem Geburtstage London illuminirte, wie für den eigenen Landesherrn. In entlegenen Wirthshäusern fand man das Conterfey des Preußenkönigs, ja sein Dreimaster und Zopf verdrängten den Admiralshut des Siegers von Portobello vom Schilde mancher ländlichen Schenke. Die Methodisten priesen in ihm einen Gideon, der die papistischen Götzendiener zu Paaren trieb; junge Engländer von Rang und Vermögen bemühten sich um Kriegsdienst im preußischen Heer.

Dieser vorübergehenden Begeisterung lag theils das politische Bündniß zwischen England und Preußen zu Grunde, theils entsprang sie dem männlichen Sinne des englischen Volkes, welches auf fair play hält, und mit Entrüstung sah, wie eine Meute übermächtiger Feinde über den kleinen Brandenburgischen Staat herfiel. Wie an einem tapferen Kampfhahn hatte es seine Freude an dem nach allen Seiten gewaltig und siegreich um sich hauenden Streiter. Aber schon gegen das Ende des Krieges (1762) stellte Georg's II. „Leibmaler" Hogarth in seinem The Times (I) überschriebenen satirischen Bilde unseren König inmitten einer Feuersbrunst und grausigen Elends mit teuflischem Ausdrucke lustig fiedelnd vor, wie die Erklärung besagt, als einen modernen Nero.[8] Der Künstler scheint nicht gewußt zu haben, daß Friedrich die Flöte blase. Doch fehlte es in England auch später nicht an eifrigen Bewunderern des Königs. Der Grote des achtzehnten Jahrhunderts, John Gillies, unterbrach seine Studien über Griechische Geschichte, um in schwerem Gibbon'schen Stile zwischen Friedrich und Philipp, dem Vater Alexander's, eine Parallele zu ziehen. Zehn andere Vergleiche hätten ebenso gut oder ebenso schlecht gepaßt; doch bleibt Gillies' guter Wille bestehen, obschon er dem Großen Kurfürsten nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, und von Friedrich's Unterthanen vor seiner Regierung sagt, wie die Macedonier bei den Athenern seien sie bei ihren südlichen Nachbarn, also wohl bei den Dresdenern, wegen ihres beschränkten Verstandes und ihrer rohen Sitten sprichwörtlich verrufen gewesen.[9]

Auch in dem 1842 von Thomas Campbell herausgegebenen mehr anekdotischen Werke über Friedrich kommt dieser noch ganz gut fort.[10] Kurz vorher aber, 1838, nannte Lord Mahon in seiner englischen Geschichte den König einen eitlen, selbstsüchtigen, undankbaren, unwahren und ehrlosen Fürsten, welcher den ihm von Dichtern ertheilten Beinamen des Großen besser verdiente, wäre er nicht selber ein Dichterling gewesen;[11] und an die Anzeige des Campbell'schen Buches in der Edinburgh Review knüpfte jetzt Macaulay seinen bekannten Angriff auf Friedrich.

Macaulay's Essay on Frederick the Great, vom April 1842,[12] macht aus Friedrich einen noch ärgeren Despoten, als selbst sein Vater gewesen sei. Einige Scherze, die er in jüngeren Jahren gegen Personen seiner Umgebung sich erlaubte, die Sarkasmen, in denen sein höheres Alter sich gefiel, werden als Beweise einer hämischen Gemüthsart aufgeführt, welche gern Schaden stiftete und Schmerz zufügte. Voltaire's widrige Verleumdungen werden mit dem Bemerken wiederholt, Jeder könne davon halten, was er wolle. Wegen des ersten Schlesischen

Digitized by Google

Krieges wird Friedrich einfach als treubrüchiger Räuber gebrandmarkt. Unedel beruft sich Macaulay dabei auf jenes großartige Geständniß des Königs, daß die Gelegenheit, die bereite Macht in seinen Händen, der Wunsch von sich reden zu machen, seine Handlungsweise bestimmten. Weiterhin schreibt er dem Könige jedes Maß von Habgier, Herrschsucht, Gewaltthätigkeit und Verlogenheit zu. Ueber seine literarischen Bestrebungen rümpft er die Nase; kaum daß seine Geschichtschreibung vor ihm Gnade findet. Die Dürftigkeit dieser Akademie wird mit dem Glanze der Pariser contrastirt, welcher sie doch damals Männer wie Maupertuis, Euler, Lambert, Lagrange, Bernoulli entgegenzusetzen hatte. Friedrich's angebliche Flucht aus seiner ersten Schlacht wird wohlgefällig hervorgehoben. Seine heldenmüthige Haltung während des siebenjährigen Krieges, sein Feldherrnruhm waren dann freilich nicht zu verdunkeln, und die Schlacht bei Roßbach wird sogar prophetisch als erster Keim einer neuen deutschen Nationaleinheit erkannt. Nach dem Hubertsburger Frieden aber läßt Macaulay, welcher Alles gelesen hatte, nur nicht Rammler, Friedrich im Triumph in Berlin einziehen, und ein Lebehoch auf sein Volk ausbringen. Was das Schlimmste ist, hier bricht der Essay ab. Eine in Aussicht gestellte Fortsetzung erschien nie. Von den dreiundzwanzig friedlichen Regierungsjahren nach dem siebenjährigen Kriege, von Friedrich's wiederaufbauender, gesetzgeberischer, verwaltender Thätigkeit, von dem einsamen Weltweisen auf Sans-Souci, erfährt der Leser Nichts. Im Grunde doch wohl ein Glück: denn was Friedrich als Mensch wirklich an Schwächen besaß, kam naturgemäß in dieser Periode eher zum Vorschein, und vollends die Theilung Polens hätte zu neuen Schmähungen Anlaß gegeben.

Ein Angriff von Seiten Macaulay's unter dem historischen ledergelben und blauen Umschlage war nicht zu verachten. Obschon er seine englische Geschichte noch nicht geschrieben hatte, stand er auf der Höhe schriftstellerischen Ruhmes. Grausam zerfleischt zu werden von der unsterblichen Feder, welche Lord Clive und Warren Hastings verherrlicht und Hrn. von Ranke's „Geschichte der Päpste" popularisirt hatte, war keine Kleinigkeit, wenn auch Friedrich's Ruhm eher als der Horace Walpole's diesem Mißgeschick gewachsen war, und zudem Macaulay in dem Essay über Friedrich sich nicht zu seinem Vortheile zeigt. Wie er in seiner Erörterung von Francis' Ansprüchen auf die Autorschaft der Junius-Briefe bemerkt, erzeugt jeder Schriftsteller nothwendig einmal sein bestes Werk, und dies kann sehr viel besser sein, als sein zweitbestes.[13] Man kann auch umgekehrt sagen, daß jeder Schriftsteller nothwendig einmal sein schwächstes Werk erzeugt, und daß dies sehr viel schwächer sein kann, als sein zweitschwächstes. Dem Essay über Friedrich dürfte unter Macaulay's Schriften ziemlich jener unterste Rang gebühren. Macaulay selber war damit später minder zufrieden, ohne doch die darin enthaltenen Urtheile zurückzunehmen.[14] Auch rein literarisch betrachtet, dürfte der Essay hinter Macaulay's sonstigen Leistungen zurückbleiben. Was sonst bei ihm als edler Redeschmuck erscheint, wo es bündige Schlußfolge und treffende Bemerkungen ziert, berührt unangenehm, wo es nur Hohlheit und schiefe Auffassung verdeckt. Oder ist es nicht falscher Pathos, wenn, um die Scheußlichkeit des ersten Schlesischen Krieges in's Licht zu setzen, Macaulay aus-

Digitized by Google

ruft: „Ueber Friedrich's Haupt kommt alles Blut, welches in einem Kriege vergossen wurde, der viele Jahre in allen Erdtheilen wüthete, das Blut der Heersäule von Fontenoy, das Blut der bei Culloden geschlachteten Hochländer. Die durch seine Ruchlosigkeit (wickedness) heraufbeschworenen Uebel wurden bis in Länder empfunden, wo Preußens Name unbekannt war; damit Er einen Nachbarn plündern könne, den zu vertheidigen er gelobt, fochten schwarze Menschen auf der Küste von Coromandel, und rothe Menschen skalpirten einander an den Großen Seen Nordamerika's." [15]

Aber wenn auch Macaulay's Essay minder seiner würdig ist, er verdient doch in hohem Maße die Aufmerksamkeit der Friedericianischen Gemeinde, als welche unsere Akademie alljährlich an diesem Tage sich fühlt. Neben seiner Begabung als Schriftsteller war Macaulay ein Mann von weitem geschichtlichem Ueberblick und so unermeßlichen Kenntnissen, daß man leichter, als was er besaß, das Eine nennt, was ihm fehlte: Naturwissen. Ein unersättlicher Leser, lebte er, wie aus seinen Tagebüchern und Briefen erhellt, in täglichem Verkehr mit den besten Geistern aller Völker und aller Zeiten. Als Schotte mancher Schranke enthoben, welche den Englischen Geist nicht selten beengt, war er im edelsten Sinn ein Freidenker. Als Whig und Reformer trat er ein für Entwickelung der Verfassung und für Beseitigung geschichtlicher Mißbräuche. Er brach eine Lanze für politische Gleichberechtigung der Juden.[16] Das in Calcutta von ihm ausgearbeitete Strafgesetzbuch wurde von der Ostindischen Compagnie beanstandet, weil es den Eingeborenen zu viel Rechte gewährte. Genug, Macaulay hatte ein Herz für bürgerliche und für Gewissens-Freiheit, für Menschenbildung und Menschenglück, und man kann nicht anders sagen, als daß er für Thaten des Geistes in jeder Gestalt entbrannt war. Dabei weiß er als Geschichtschreiber, bei Abwägung von Staatsactionen, sehr wohl sich auf den Standpunkt zu stellen, daß der Zweck die Mittel, wenn auch nicht heiligt, doch entschuldigt.

Wie konnte, fragt man sich, ein so urtheilsfähiger, so gesinnter Mann keine Empfindung haben für eine Größe wie Friedrich's? Für diese in der Weltgeschichte einzige Verbindung eines gekrönten Feldherrn mit einem Denker und Schriftsteller zu solcher Doppelnatur, daß man beim Lesen seiner Schriften vergißt, ja daran erinnert sich nicht vorzustellen vermag, wie derselbe Mann eigentlich auf dem Schlachtfelde zu Hause war, und, wo es galt, persönlich seine Grenadiere in den Kugelregen führte? Wie konnte Macaulay keine Sympathie haben für die Hoheit des sich rastlos aufopfernden Regenten, der inmitten der Verderbtheit seines Zeitalters nichts sein wollte, als der erste Diener des Staates? Für den Freidenker auf dem Thron, in dessen Staaten Jeder nach seiner Façon selig werden mochte? Für den Bauernkönig, der zwar dem Adel seine Vorrechte wahrte, aber dem niedrigsten Kossäthen zugänglich war? Daß der Dichter der Lays of ancient Rome den poetischen Hauch nicht spürte, der für uns die Terrasse von Sans-Souci umwittert, wenn hinter der historischen Mühle die Sonne sinkt, mag ihm hingehen. Daß ein Geschichtschreiber wie er aus einer geschichtlichen Figur wie der des „Alten Fritzen" nichts zu machen wußte, als ein Seitenstück zu Voltaire's Zerrbild, bleibt ein Räthsel.

Digitized by Google

Man würde sich um dies Räthsel nicht weiter kümmern, wenn es sich dabei nur um einen Einzelnen handelte, auch wenn dieser Macaulay ist. Aber, wie schon angedeutet, die von ihm ausgesprochenen Meinungen sind bis auf die neuere Zeit die vieler, ja wohl der meisten Engländer gewesen, welche überhaupt etwas von Friedrich wußten. Sichtlich war Macaulay selber von vorn herein in diesen Meinungen befangen, und im Essay legt er sie nur dar, ohne erst durch genaue und unparteiische Prüfung des Thatbestandes sich dazu führen zu lassen. Er würde in ganz anderem Tone geschrieben haben, hätte er geglaubt, einem anders denkenden Leserkreise gegenüber sich zu befinden, den er zu seiner Ansicht bekehren wollte. Die Sache ist also vielmehr die, daß nach jener ersten, Friedrich günstigen Aufwallung der Nation dieser den Engländern im Allgemeinen schon lange für einen gewissenlosen Friedensbrecher und Ränkeschmied, für einen Länderräuber und bösartigen Tyrannen galt, und daß nur sein Feldherrnruhm ihm gegönnt wurde: unser Friedrich war ihnen fremd. Da man nun bei den Engländern im Allgemeinen wenn auch nicht Macaulay's Sachkunde, doch seine freie und edle Gesinnung voraussetzt, so kehrt das Räthsel, welches er uns darbot, in völkerpsychologischer Gestalt wieder.

Im Umgang mit Engländern und bei englischer Lectüre aufmerksam geworden auf dies Räthsel, hatte ich angefangen, seiner Lösung auf culturgeschichtlichem Wege nachzugehen. Ein Gespräch mit einem der ersten Historiker in unserer Mitte, welcher in Friedrich's Zeiten tief eingeweiht ist, belehrte mich, daß die Lösung ebenso sehr in der politischen Geschichte zu suchen sei. Danach würde ich es aufgegeben haben, mich länger mit dem Gegenstande zu beschäftigen, hätte nicht jener College mir seinen Beistand in der liebenswürdigsten Weise zugesagt. Trotz dieser Hilfe bin ich weit davon entfernt zu glauben, in der Behandlung der Aufgabe glücklich gewesen zu sein. Ich wäre zufrieden, riefe nur mein Versuch eine Erörterung der Frage von mehr berufener Seite hervor.

Zunächst ist zu bemerken, daß der Insel-Lage der Engländer eine Abgeschlossenheit ihres nationalen Bewußtseins entspricht, von welcher die deutsche kosmopolitische Zerflossenheit sich keine Vorstellung macht. In manchen Beziehungen übertreffen sie hierin noch die Franzosen, geschweige daß unsere deutschen Chauvins, welche sich auf ihr mühsam angeleerntes Nationalgefühl so viel einbilden, es ihnen gleich thäten. England liegt im Mittelpunkt der Hemisphäre, welche das Maximum von Land zeigt, daher es wörtlich richtig erscheint, von einer anglocentrischen Weltperspective zu reden. Vom Standpunkt dieser Perspective kümmert sich das englische Volk um andere Staaten und Völker nur so weit, und diese gelten ihm nur so viel, wie sie ihm nützlich oder nutzbar sind. Auf diesem kräftigen, meist unbewußten Egoismus, wie ihn auch das Römervolk besaß, beruht zu einem guten Theil Englands Größe.

Das Urtheil der Engländer über Vorgänge der äußeren Politik und die darin spielenden Persönlichkeiten wird natürlich gleichfalls durch ihre nationalen Interessen bestimmt, da sie vorzugsweise ihre eigenen, die Welt aus anglocentrischer Perspective anschauenden Geschichtschreiber lesen, auch wohl ihre geschichtlichen Meinungen aus politischen, parteiisch gefärbten Reden und Tageblättern schöpfen.

Digitized by Google

Die Unabhängigkeit des politischen Urtheils der Engländer zeigt sich deutlich in ihrer Stellung zum ersten Napoleon. Er hatte die Völker, in denen er nur ein Spielwerk seiner ungeheuren Selbstsucht sah, in den blutigen Schlamm von hundert Schlachtfeldern gestampft. Dennoch war er während der nächsten Jahrzehnte auf dem Festlande Vielen der Gegenstand einer Anbetung, ähnlich der, welche die Hindu ihren gräßlichen Gottheiten zollen. Deutsche Dichter besangen die Napoleonische Legende. Den Engländern blieb der Heros, der ihrer Insel nichts hatte anhaben können, immer nur der verlogene, gewissenlose, gewaltthätige Condottiere, der Nationalfeind Buonaparte, der sich durch die Continentalsperre für die Verbrennung seiner Flotte und die Vereitelung seiner Invasionspläne rächte. Nur bei Lord Byron, welcher noch mit anderen englischen Meinungen im Kampfe lag, und den englischen Sieger von Waterloo haßte, findet sich, merkwürdiger Weise wie bei Heine verbunden mit Weltschmerz und Selbstverspottung, jener unnatürliche Cäsaren-Cultus.

Wenn in diesem Falle das englische Urtheil durch die besonderen Umstände, welche es zu bestimmen pflegen, richtig geleitet wurde, so fehlt es auch nicht an Beispielen, wo solche Umstände es in die Irre führten. Unter diesen Beispielen ist das uns beschäftigende Urtheil über Friedrich eines der am meisten hervorragenden.

Das Haus Hannover hatte aus Deutschland wenig Zuneigung für Preußen mitgebracht. Trotz den Familienbeziehungen der Höfe blickte man in Hannover mit Verachtung auf die Armuth und Sparsamkeit, mit Scheu auf den Militarismus und das straffe Beamtenthum, mit Scheelsucht und Besorgniß auf die langsam, aber stetig wachsende Macht des sich mühsam und ehrlich emporarbeitenden Brandenburgischen Staates. Für die Whigs, welche das Haus Hannover nach England gebracht hatten, ihm zur Stütze dienten und umgekehrt von ihm begünstigt wurden, gab es keinen Grund, gegen Preußen besser gelaunt zu sein, als ihre Könige. Vielmehr ahmten sie Georg's II. Benehmen nach, der bei Hoffestlichkeiten den preußischen Gesandten, Grafen Klinggräfen, ohne Gruß und Anrede ließ. Vielleicht ist Macaulay's Feindseligkeit gegen Friedrich zum Theil auf whiggistische Ueberlieferung zurückzuführen.

Schon während des österreichischen Erbfolgekrieges kam es zu Reibungen zwischen Preußen und England, indem Preußen sich über die englische Caperei zu beschweren hatte. Jahre lang suchte es vergebens Entschädigung seiner Rheder und Kaufleute zu erlangen. Zuletzt entschloß sich Friedrich zur Selbsthilfe: er behielt die Zinsen einer schlesischen Schuld ein, die sich aus österreichischer Zeit herschrieb; was man ihm in England sehr übel nahm.

Während des siebenjährigen Krieges und unter des älteren Pitt Regierung traten diese bitteren Empfindungen gegen die Staatsraison zurück. England focht zur See und in den Colonien auf Preußens Seite, und zahlte ihm Subsidien. Uebrigens begnügte sich Pitt damit, Friedrich zu benutzen, und unterließ die vertragsmäßig festgestellte Sendung einer englischen Flotte nach der Ostsee, welche die Schweden ferngehalten, die russischen Operationen zur See verhindert, zu Lande wenigstens erschwert hätte.

Pitt's Sturze, 1760, folgten dann die hinter Friedrich's Rücken eingeleiteten



Digitized by Google

Unterhandlungen mit Frankreich, das Aufhören der Zahlungen für den Krieg in Deutschland, endlich der Pariser Separatfrieden, welcher ohne die glücklichen Conjuncturen, die wenige Tage später den Hubertsburger Friedensschluß herbeiführten, dem Könige leicht verderblich geworden wäre.

Aus dem siebenjährigen Krieg als siegreiche Großmacht hervorgegangen, war Preußen ein sehr lästiges neues Element, mit welchem die englische Politik zu rechnen hatte. Das schöne Gleichgewichtssystem, wobei England zwischen den großen Militärmächten des Festlandes die Waage hielt, war gestört. Gegen Preußens Heer, dem die übrigen festländischen Mächte nacheiferten, verschwand die Handvoll englischer Miethstruppen. Friedrich verdarb England den Söldnermarkt, indem er den Werbungen für das Ausland, besonders dem Menschenhandel einiger deutschen Fürsten entgegentrat. Die Zeit war vorbei, wo Georg I. auf seine Geldtasche klopfend sagen konnte: „Hier habe ich hunderttausend Mann stecken." Ueberhaupt hatte Deutschland aufgehört, Spielball der Diplomatie und bequemer Jagdgrund für jede Macht zu sein, die sich zum Sport aufgelegt fühlte.

Mittlerweile gerieth England in wachsende Schwierigkeiten durch die Behandlung, welche Georg's III. unfähige Rathgeber den nordamerikanischen Colonien zu Theil werden ließen. Der Toryführer Lord Bute hatte den Pariser Frieden zu Stande gebracht, den Friedrich England nie vergaß, und derselbe Bute galt für den Urheber der Stempelacte, welche die dreizehn Colonien zuerst gegen das Mutterland gefährlich aufregte. Kein Wunder, daß Friedrich dem sich entwickelnden Conflict nicht mit allzu tiefem Bedauern zusah. Von vorsichtiger Zurückhaltung ging er allmälig über zu unverhohlener Parteinahme für den sein Dasein erkämpfenden jungen Freistaat, dessen einstige Größe sein Scharfblick wohl erkannte, und gern gewährte er ihm alle mit dem Völkerrecht und mit seiner eigenen Ohnmacht zur See vereinbarten Vortheile. Daß er nun gleichfalls gründlich verscherzte, was er etwa bei den Tories an Gunst besaß, ist klar.

Auch in der inneren Politik hatten sich die englischen Machthaber über Friedrich zu beklagen. Auch hier verdarb er so zu sagen die Preise durch seine Art des Regierens. Keineswegs war diese nach dem Geschmack der Engländer; aber sie war doch geeignet, in einer Zeit wachsender Gährung — in den Tagen der Middlesex-Wahl, der Junius-Briefe — die regierten Classen auf Mißbräuche und Unzukömmlichkeiten aufmerksam zu machen, in welchen die regierenden Classen sich bis dahin ungescheut und ungehindert ergingen. Die Pflichttreue und Unbestechlichkeit im preußischen Beamtenstaate ließen die Gesinnungslosigkeit und Käuflichkeit im damaligen englischen Parteileben um so greller hervortreten. Wenn ein König sich für nichts Besseres erklärte, als für einen Staatsdiener, mit welchem Rechte behandelte die übermüthige normännische Oligarchie das Land noch immer wie eine fungible Sache? Und wie, wenn es einem ihrer Könige einfiele, den Tribunus plebis gegen die Vornehmen und Reichen zu spielen?

Die Aufnahme, welche landesflüchtige Jacobiten, wie die beiden Keith, bei

Digitized by Google

Friedrich fanden, seine innige Verbindung mit dem Lord Marischal, wurden ihm wohl auch nicht freundlich angerechnet.

Pitt's Amtsnachfolgern mußte daran liegen, theils um auf dessen Politik schlechtes Licht zu werfen, theils um den Pariser Frieden zu beschönigen, über Friedrich keine gute Meinung aufkommen zu lassen. Dies war um so leichter, als die Engländer ihre Kenntniß der preußischen Dinge hauptsächlich aus zwei Quellen schöpften, welche beide gleich ungünstig für Friedrich lauteten: aus den hannoverischen Hofnachrichten und aus Voltaire's Schriften.[17]

Unter den gegen Friedrich gerichteten Anklagen stand jederzeit obenan die Eroberung Schlesiens. Und doch fing gerade damals die Ostindische Compagnie an, sich in Indien eines Königreiches nach dem anderen unter den nichtigsten Vorwänden zu bemächtigen. Lord Clive und Warren Hastings wurden wegen ihres gewaltsamen, treulosen, habsüchtigen Vorgehens wohl zur Untersuchung gezogen, aber mit einem leichten Verweise freigesprochen. Hastings beging an den Rohillas für schnöden Sold einen Völkermord, gegen welchen die Theilung Polens ein Kinderspiel ist. Neben der schändlichen, an den Prinzessinnen von Oude verübten Erpressung erscheint Friedrich's ungalantes Benehmen gegen Maria Theresia und die Königin von Sachsen als das ritterlichste von der Welt. Und doch erklärt Macaulay, der uns diese Greuel erzählt, daß es für Hastings' irdische Reste nur Eine würdige Begräbnißstätte gebe, Westminster Abbey. Es war anders beschlossen, und Hastings ruht in seiner Familiengruft zu Daylesford; wenigstens aber seine Büste sieht man in Westminster. Wollen nicht die Engländer sich dem Vorwurf bloßstellen, daß sie mit verschiedenem Maße messen, wenn es um ihre Thaten in Indien, und wenn es um die Preußens in Deutschland sich handelt, daß sie den Splitter in ihres Bruders Auge sehen, und nicht gewahr werden des Balkens in ihrem Auge, so müssen sie entweder Hastings aus Westminster verstoßen, oder auch Friedrich etwas von der Milde angedeihen lassen, mit welcher sie über die Verbrechen des Staatsmannes fortsehen, den die Brahmanen göttlich verehrten — was sie, nach Edmund Burke's Bemerkung, aber auch mit dem Würgengel der Blattern thun.[18]

Die Handlungsweise der Engländer in Ostindien ist nur ein vereinzeltes Beispiel ihrer äußerst laxen politischen Moral im achtzehnten Jahrhundert, dem eine Menge ähnlicher Gewaltthaten sich anreihen läßt, wie die Besitznahme von Gibraltar, das Vorgehen in Amerika überhaupt, besonders der Ueberfall von St. Eustatius. Letzteren wagen ihre eigenen Geschichtschreiber nicht mehr zu vertheidigen.[19] Noch herrschte damals überall die arglistige Staatskunst, welche einst aus Italien nach Frankreich verpflanzt hier Schule gemacht hatte. Vom Standpunkt dieser Politik aus wollen wir Englands Staatsmänner, seine Land- und Seehelden nicht härter tadeln, als nöthig. Nur bitten wir uns dafür aus, daß der Fürst, der in seiner Jugend von einem Antimachiavel träumte, einige Nachsicht finde, wenn er, zum wirklichen Leben erwacht, gelegentlich sich derselben Waffen bediente, wie die Welt von Feinden um ihn her, wenn er „mit den Wölfen heulte".

In einem anderen Punkt ist das in England gegen Friedrich eingewurzelte Vorurtheil eher zu begreifen. Seine Verbindung mit Voltaire, mit den Ency-



Digitized by Google

klopädisten war offenkundig. In den aristokratischen Kreisen, welche selber von der „Pest der Freigeisterei“ angesteckt waren, hatte dies nichts zu bedeuten. Auf Strawberry Hill dachte man nicht anders als auf Sans-Souci. Aber während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wuchs die von Whitefield und John Wesley eingeleitete, als Religious Revival bekannte methodistische Bewegung in den mittleren und unteren Volksschichten Englands zu außerordentlicher Stärke an. Bei dem tiefen Ernst der religiösen Empfindung in diesen Schichten ist keine Frage, daß Friedrich's Stellung zum positiven Christenthum wesentlich dazu beitrug, ihn weiten Kreisen zu entfremden. Es konnte nicht schwer sein, den Methodisten begreiflich zu machen, daß er, viel eher als ein Gideon, der leibhaftige Antichrist sei; und die Kenntniß festländischer Zustände war viel zu wenig verbreitet, um ein Verständniß dafür zu ermöglichen, daß der siebenjährige Krieg in gewissem Sinn eine Fortsetzung des dreißigjährigen war, und daß Friedrich, obwohl nicht christlich gesinnt, doch durch seine Siege vermuthlich den Protestantismus in Deutschland gerettet hat. Lord Mahon's Widerwillen gegen den König entspringt auch zu einem guten Theil seinem religiösen Eifer.

Es bedarf aber noch der Erklärung, weshalb die großen Eigenschaften, welche die übrige Welt mit Manchem aussöhnten, das ihr an Friedrich mit Recht oder Unrecht mißfiel, nicht vermochten, der in England aus politischen und religiösen Gründen gegen ihn herrschenden Abneigung obzusiegen. Wir meinen seine Tugenden als friedlicher Herrscher im Inneren seines Reiches: seine Sorge für Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalt; für Entwickelung der Hilfsquellen seines verarmten Landes durch Verbesserung des Ackerbaues, Urbarmachung von Wüsteneien, Austrocknung von Sümpfen; für Förderung des Handels und Gewerbes; für Hebung des Schulunterrichtes und Sicherung der Rechtspflege. Wir denken an seine Pflichttreue, seine Härte gegen sich selber, welche die gegen Andere übertraf, an seine tausendäugige Wachsamkeit für sein Volk. Wenn unter seinen financiellen Maßnahmen die eine oder die andere verfehlt war, wie die Errichtung der Kaffee-Regie, welche sogar Chodowiecki's loyale Radirnadel zu leisem Spott herausforderte,[20] so halten wir dies seiner Zeit zu gute, wo die Nationalökonomie eine noch weniger sichere Wissenschaft war, als selbst heute.

Der Grund, weshalb dies Alles den Engländern keinen Eindruck machte, liegt, abgesehen davon, daß die Kunde von Friedensarbeiten sich nicht so leicht ausbreitet, wie die von Kriegsthaten, in einem tiefen Unterschied zwischen ihrer und unserer Auffassung des Staates.

Bei dem conservativen Sinn der Engländer, der durch die Revolution und die kleinen inneren Kriege kaum unterbrochenen Stätigkeit ihrer Culturentwickelung, der vergleichsweise geringen Macht der britischen Krone, besteht das englische Gemeinwesen aus einer Mannigfaltigkeit von Institutionen und Körperschaften, welche, seit Jahrhunderten selbständig neben einander her lebend, nie von einer dominirenden Centralstelle aus zusammengefaßt und einheitlich organisirt wurden; wie denn, im Gegensatz zu Friedrich's „Preußischem Landrecht“, die englischen Rechtsbräuche noch heute nicht codificirt sind. Aus dem innerhalb der gesetzlichen Formen sich bewegenden Wettstreit der Personen, Stände, Parteien, aus der Nothwendigkeit der Selbsthilfe, aus der freien Entfaltung und

Digitized by Google

Benutzung des Talents, entspringt das sich selber erhaltende und regierende Getriebe des englischen Lebens: gewaltig, eigenartig, vielfach unberechenbar in seinem nur durch Sitte und Gebrauch geregelten, leicht von Zufälligkeiten beeinflußten Gange.

Unheimlich schutzlos mag beim ersten Anblick dies Leben dem Festländer erscheinen, der im Militär-, Polizei-, Beamten-Staate gewohnt ist, das Walten einer irdischen Vorsehung um sich her zu spüren, welche ihn auf Schritt und Tritt mit väterlicher Fürsorge begleitet, Aufsicht, ja ausschließliche Bestimmung über viele Angelegenheiten sich vorbehält, und gewohnheitsmäßig die Initiative aller Fortschritte und Verbesserungen ergreift.

Die Engländer aber denken nicht daran, uns um diese Vortheile einer centralisirten Regierung zu beneiden. Die Bevormundung, welche mit einer allwissenden und allmächtigen Verwaltung fast unfehlbar Hand in Hand geht, flößt ihnen den tiefsten Widerwillen ein, und sie blicken mit unverhohlener Geringschätzung auf die Völker, die sich dergleichen gefallen lassen: ohne sich zu überlegen, daß Eines sich nicht für Alle schickt, und ohne sich zu fragen, ob, wenn sie anstatt ihrer glücklichen Insel die Sandwüsten und Sümpfe der Mark bewohnten, und Jahrhunderte lang gegen Feinde von allen vier Weltgegenden her sich ihrer Haut hätten wehren müssen, sie es weiter gebracht hätten, als wir.

Wie dem auch sei, unstreitig hierin wurzelt es, daß Friedrich's Regentengröße die Engländer eher abstößt, als zur Bewunderung hinreißt. Sie haben von solcher schöpferischen Leistung, wie die seinige war, genau genommen keinen Begriff. Um sie zu schätzen, bietet ihre eigene Geschichte ihnen keinen Vergleichungspunkt. Je rastloser und vielseitiger seine Thätigkeit, je schärfer seine Wachsamkeit, je eifriger seine Sorge für das Staatswohl, um so unerträglicher dünkt ihnen seine Einmischerei in alle Zweige der Verwaltung, um so sicherer erblicken sie in ihm nur den zeitgemäß verkappten, den aufgeklärten Despoten.

So kam es schließlich, daß des Königs entstelltes Bild, wie wir es oben kennen lernten, in die fast ein Vierteljahrhundert dauernde Periode mit hineingenommen wurde, während welcher England durch die Revolutions- und Napoleonischen Kriege noch mehr als sonst von den geistigen Strömungen des Festlandes abgeschnitten, und ohnehin mit den Zeitereignissen zu beschäftigt war, um über längst entschwundene Zustände und Persönlichkeiten nachzudenken; und so entwickelte sich, im Gegensatz zur vergötternden Napoleonischen Legende des Festlandes, bei den Engländern die herabwürdigende Friedericianische Legende, welche in Macaulay's Essay zu so scharf ausgebildeten Krystallen anschoß.

An Macaulay übte Preußen für die Verunglimpfung seines großen Königs Vergeltung recht in dessen Sinne. Als gebe es keinen Essay on Frederick the Great in der Welt, verlieh 1853 König Friedrich Wilhelm IV. auf statutenmäßigen Vorschlag dieser Akademie Macaulay den Orden pour le Mérite für Wissenschaften und Künste, welcher, im Anschluß an eine ähnliche Stiftung Friedrich's II. für kriegerische Verdienste gegründet, Friedrich's Namenszug trägt.

Aber Friedrich sollte noch anders gerächt werden. Der Rächer entstand ihm merkwürdiger Weise in Macaulay's Landsmann und Altersgenossen Thomas Carlyle. Zwei mehr verschiedene Naturen als diese beiden Schriftsteller sind im Gebiete der Geisteswissenschaften kaum denkbar.

Digitized by Google

Macaulay war vor Allem Künstler, was sich in seiner Art zu studiren wie in seiner Schreibart ausspricht, deren schimmernde Vollendung zuweilen, bei geringerer Tiefe, an's Rhetorhafte streift. Die Bestimmtheit seiner Ziele, die Gegenständlichkeit seiner Darstellung stempeln ihn zum Realisten, wie er denn, im Essay über Bacon, den crassesten Utilitarismus predigt. Sein Gesichtskreis ist endlich. Wie sehr man ihn anfangs bewundere, bald wird man seiner Manier müde, und glaubt auch seinen Gehalt erschöpft zu haben.

Carlyle's seltsam geschraubter, oft ungeheuerlicher Stil deutet sicher nicht auf Gleichgültigkeit gegen die Form, vielleicht ist er sogar das Ergebniß mühsamer Arbeit. Für sein widerspenstig paradoxes Wesen war aber der allgemein menschliche Kanon des Schönen nicht da; das Barocke schwebte ihm vor als das Richtige, wodurch er am besten wirke. Das Halbdunkel seiner Bilder und Motive, die Nebel, in welche seine geistige Aussicht sich verliert, die herbe Unabhängigkeit seiner Meinungen: Alles kennzeichnet den Idealisten. Verband Macaulay die besten Eigenschaften des französischen mit denen des englischen Prosaikers, so ist es bedeutungsvoll, daß Carlyle sich früh von deutscher Geistesart angezogen fühlte, und es zu einer seiner Lebensaufgaben machte, sie seinen Landsleuten näher zu bringen. Im vorigen Jahrhundert pflanzte sich die englische Aufklärung durch Voltaire nach Frankreich fort. Von dort empfing sie Deutschland, und erhöhte durch Lessing ihren Glanz. Zwei Menschenalter später geschah es dann merkwürdiger Weise, daß Carlyle die in England nur noch glimmende Fackel in Deutschland wieder anzündete. Uns, die wir das Licht nicht ausgehen ließen, erscheint er daher als kein so kühner Bahnbrecher wie vielen Engländern; doch schulden wir ihm verehrenden Dank für das, was er an unserer Literatur gethan.

Aber der Uebersetzer des „Wilhelm Meister" und englische Biograph Schiller's unternahm es auch, über den großen Preußenkönig in England richtigere Vorstellungen zu verbreiten. Ohne sich auf Kritik seiner Vorgänger einzulassen, ohne Macaulay zu nennen, entwarf er ein farbenreiches Gemälde von Friedrich's Leben, wobei er von den ersten Anfängen der Hohenzollern in der Mark anhebt, und namentlich auch etwas vom Großen Kurfürsten erzählt: von der Schlacht bei Fehrbellin, von der Aufnahme der Réfugiés. Auch beleuchtet er den immerhin sonderbaren und nicht eben anmuthigen, doch folgerichtigen und Achtung gebietenden Charakter Friedrich Wilhelm's I., aus welchem Macaulay geradezu einen Tollhäusler gemacht hatte. Carlyle's jahrelange ernste Studien zu diesem Buche führten ihn sogar nach Berlin und Potsdam. Doch handelt es sich bei ihm nicht um quellenmäßige methodische Darstellung, sondern um ein halb belletristisches Erzeugniß. Leider gipfeln darin Carlyle's stilistische Absonderlichkeiten, was einen bekannten deutschen Culturhistoriker nicht abhielt, ihn hier sich zum Muster zu nehmen. Weder die politischen noch die kriegerischen Vorgänge in Friedrich's Leben waren übrigens für Carlyle's Feder ein besonders geeigneter Gegenstand. Auch des Königs geistiges Wesen stand ihm im Grunde fern. Bei alledem heben die tiefe Begeisterung und die innere Wahrhaftigkeit, welche das Buch durchdringen, über solche Mängel hinweg, und im Ganzen erhält der Leser einen Eindruck, mit welchem wir zufrieden sein können.

Aber Legenden haben ein zähes Leben. Nur erstaunt man, wenn man

Digitized by Google

gerade den Geschichtschreiber des Rationalismus durch seine Befangenheit in der alten Friedericianischen Legende den Beweis dafür liefern sieht. In Mr. Leckv's „Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert", welche gleichsam eine Fortsetzung von Macaulay's Geschichte ist, und deren beide ersten Bände 1878 erschienen, klingt, wenn auch nicht ganz so hart, doch derselbe Ton wieder, wie bei Macaulay. Friedrich heißt wieder Plünderer und Verräther, und überall werden ihm die schlechtesten Beweggründe untergelegt. Beispielsweise wird das Bombardement von Dresden (wie schon bei Lord Mahon) so dargestellt, als sei es nicht eine militärisch gebotene Maßnahme gewesen, sondern eine an der wehrlosen Bevölkerung der Stadt nachträglich genommene „charakteristische Rache" dafür, daß Friedrich unverrichteter Sache von deren Wällen abziehen mußte.[21] Nach Mr. Leckv war Friedrich „im Innersten hart und selbstsüchtig, und ohne einen Funken von Großmuth oder Ehre. Sein einziges Ziel war Vergrößerung des Gebietes, über welches er herrschte. Von Vaterlandsliebe (patriotism) im höheren und mehr uneigennützigen Sinne des Wortes hatte er wenig oder nichts. Alle natürlichen Neigungen seines Geistes und seine Sinnesart waren französisch, und wenige Männer scheinen weniger Empfindung für die edleren Seiten des deutschen Charakters oder für den aufgehenden Glanz des deutschen Geistes gehabt zu haben."[22]

Sollte es nicht für den Ausländer rathsamer sein, es den Deutschen zu überlassen, wie sie sich mit Friedrich wegen seiner Stellung zu ihrer Nationalliteratur verständigen wollen? Welches Recht hat Mr. Leckv, hierin empfindlicher zu sein, als Goethe und Schiller, Hr. Emanuel Geibel oder Hr. Wilhelm Scherer?[23] Uebrigens ist es ja wohl abermals in Friedrich's Sinne gehandelt, wenn Mr. Leckv's Pasquill, wie nach des Königs Befehl jenes am Fürstenhaus in der Kurstraße, „niedriger gehängt wird, damit man es bequemer lese".

Glücklicherweise fehlt es uns zuletzt nicht an einem freundlicheren Bilde. Angeregt durch Carlyle's Buch, mit Hrn. Fontane's Schilderungen zum Geleite, begab sich 1872 Mr. Andrew Hamilton nach jener Stätte von Friedrich's kurzem Jugendglück, an welche er in den Stürmen seines Mannes-, den Mühen seines Greisenalters stets mit so viel Zärtlichkeit zurückdachte, wie in seiner Natur lag, nach Rheinsberg. Hier, in den Urzuständen des märkischen Landstädtchens, beschäftigte sich Mr. Hamilton mehrere Monate lang mit Studien über Friedrich's und über des Prinzen Heinrich späteren Aufenthalt daselbst. Nach einem weiteren Besuch in Rheinsberg legte er 1880 die Ergebnisse dieser Studien in einem für uns sehr anziehenden Buche nieder.[24] Mit seltenem landschaftlichen Feingefühl hat Mr. Hamilton den bescheidenen Reiz der märkischen Natur erfaßt, den Zauber der umschilften stillen Seen, wo düstere Kiefern sich spiegeln, Reiher nisten, und der Hirsch sein Rudel zur Tränke führt. So ist ihm auch das eigenthümliche Interesse jener Friedericianischen Jugendzeit aufgegangen, für welche außerhalb unserer Kreise Sinn und Verständniß sonst nicht leicht gefunden werden, und er hat sie in einem geschickt angelegten und künstlerisch umrahmten Bilde liebevoll veranschaulicht. Gern folgen wir ihm von einer geweihten Stelle zur anderen durch die vereinsamten Gänge des Parks, und gedenken der Tage, da geistsprühende Briefe die vergötternde Bewunderung Friedrich's, die geschickten Schmeicheleien Voltaire's zwischen hier und Cirey hin und her trugen.

Digitized by Google

Auch in einem kleinen Buche von Mr. F. W. Longman in Oxford, Frederick the Great and the Seven Years War, welches nach Angabe des Verfassers eigentlich für die Schule bestimmt ist, waltet Carlyle's Einfluß vor, und von Macaulay's Essay heißt es darin, daß er mehr der glänzenden Darstellung wegen zu bewundern, als wegen seiner Zuverlässigkeit zu empfehlen sei.[25]

Voreilige Veröffentlichung der persönlichen Aufzeichnungen Carlyle's erregte bald nach seinem Tode vielfach Mißstimmung gegen ihn in der englischen literarischen Welt. Das einst von ihm auf idealer Grundlage unternommene geistige Befreiungswerk trat zurück in dem mächtigen Umschwunge, der sich im englischen Denken an der Hand naturwissenschaftlicher Erkenntniß seitdem vollzog. Aber die einmal eingeleitete Wirkung seiner positiven Thaten, seiner Verkündung des deutschen Genius, seiner Ehrenrettung unseres Helden unter den Engländern, kann durch die augenblickliche Schmälerung seines Ansehens kaum gehemmt werden.

Carlyle nennt am Schluß seines Buches Friedrich den Letzten der Könige. Das ist zu wenig, und ist doch auch zu viel.

Zu wenig, weil Friedrich neben dem Feldherrn und Herrscher noch der Denker und Schriftsteller war, den geistige Beziehungen uns so nahe bringen, daß er uns fast wie unser Einer erscheint.

Zu viel, weil Friedrich, wie er nicht der erste große Fürst seines Hauses war, sondern was er vollbrachte durch den Großen Kurfürsten vorbereitet fand, auch nicht der letzte blieb. Carlyle schrieb jenes Wort vor 1866; nach 1870, wo er, seiner Lebensrichtung getreu, für Deutschland seine Stimme erhob, hätte er es wohl nicht mehr geschrieben. Was Friedrich vorbereitet, vollendete der dritte große Hohenzoller, Kaiser Wilhelm.

Am heutigen Tage liegt es nahe, der Zuversicht Worte zu geben, daß die Reihe der großen Herrscher aus diesem Geschlechte noch nicht zu Ende sei.

## Anmerkungen.

[1] (S. 395.) Monatsberichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1858. S. 131. 132.

[2] (S. 396.) Goethe's sämmtliche Werke in dreißig Bänden. Stuttgart und Tübingen. 1851. Bd. XIX. S. 264.

[3] (S. 396.) I tre Giulj o sieno Sonetti di Niceste Abideno P. A. sopra l'Importunità d'un Creditor di tre Giulj ec. In Roma 1762. p. 93.

[4] (S. 396.) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi. 3me Ed. t. II. Paris 1858. p. 129 et suiv.

[5] (S. 396.) Mirabeau, De la Monarchie Prussienne, sous Frédéric le Grand etc. A Londres. En quatre volumes. 1788.

[6] (S. 396.) Sainte-Beuve, Causeries etc. t. III. p. 144 et suiv. (Oeuvres de Frédéric-le-Grand); — 185 et suiv. (Frédéric-le-Grand Littérateur).

[7] (S. 396.) History of the United States from the Discovery of the American Continent. vol. X. Boston 1874. p. 97. — Vergl. auch John Bigelow, The Life of Benjamin Franklin written by himself etc. London 1879. vol. II. p. 394.

[8] (S. 397.) J. P. Lyser's ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche. 13. Lief. Göttingen 1833. S. 23; — William E. H. Lecky, A History of England in the Eighteenth Century. vol. III. London 1882. p. 59.

Digitized by Google

[9] (S. 397.) A View of the Reign of Frederick II. of Prussia; with a parallel between that Prince and Philip II. of Macedon. London 1789; — Gillies' Vergleichung zwischen Friedrich II. und Philipp, dem Könige von Macedonien. Breslau, 1791. (Anonym.)

[10] (S. 397.) Frederick the Great and his Times. Edited, with an Introduction, by Thomas Campbell etc. London 1842. (Zwei Bände. Spätere Ausgaben [1843 angeblich in vier Bänden; 1844 wieder in zwei Bänden] waren mir nicht zugänglich, und ich weiß nicht, ob darin eine Entgegnung auf Macaulay's Angriff enthalten ist.)

[11] (S. 397.) History of England from the Peace of Utrecht, to the Peace of Aix-la-Chapelle. vol. III. p. 150 sqq. — cfr. vol. IV, from the Peace of Aix-la-Chapelle to the Peace of Paris, p. 112; und an mehreren anderen Stellen.

[12] (S. 397.) Critical and Historical Essays contributed to the Edinburgh Review by Lord Macaulay. A new Edition. London 1880. p. 791 sqq.

[13] (S. 398.) Essay on Warren-Hastings. L. c. p. 619.

[14] (S. 398.) George O. Trevelyan, The Life and Letters of Lord Macaulay. Copyright Edition. Leipzig 1876. vol. II. p. 60.

[15] (S. 399.) L. c. p. 801.

[16] (S. 399.) Civil Disabilities of the Jews. L. c. p. 134.

[17] (S. 403.) Thomas Carlyle, History of Friedrich II. of Prussia etc. Copyright Edition. Leipzig. vol. I. 1858. p. 15. „English Prepossessions."

[18] (S. 403.) Macaulay, Essai on Warren Hastings, l. c. p. 664.

[19] (S. 403.) William E. H. Lecky, A History of England in the Eighteenth Century. vol. IV. London 1882. p. 167.

[20] (S. 404.) Engelman, Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche u. s. w. Leipzig, 1857. S. 59. (No. * 78.)

[21] (S. 407.) L. c. vol. II. p. 509.

[22] (S. 407.) L. c. vol. I. p. 389.

[23] (S. 407.) Geschichte der Deutschen Literatur. Berlin 1882. S. 417 ff. 517 ff.

[24] (S. 407.) Rheinsberg: Memorials of Frederick the Great and Prince Henry of Prussia. In two volumes. London 1880.

[25] (S. 408.) Epochs of Modern History. — Frederick the Great and the Seven Years War. London 1881.

Digitized by Google

# Die deutsche Dynastie in Rumänien.

Wenn die Rivalität zwischen Germanen und Slaven dereinst durch einen furchtbaren Zusammenstoß zum Austrag gebracht werden sollte, so werden Ungarn und Rumänen unbedingt als vorgeschobene Posten auf der Seite der Germanen stehen; nicht sowohl, weil sie der deutschen Nation angegliedert sind, bezw. sich derselben angeschlossen haben, sondern weil die geographische Lage ihrer Länder Ungarn und Rumänen zwingt, auf der Seite der Germanen für ihre bedrohte Existenz zu kämpfen.

Man muß hoffen, daß das Aufeinanderprallen des germanischen und slavischen Elementes in der europäischen Völkerfamilie noch für viele Jahre hinausgeschoben werde und möglich ist es immerhin, daß dasselbe in Folge der fortschreitenden Civilisation ganz unterbleibt. In jedem Falle aber dürfte es im gegebenen Augenblick für Deutschland interessant sein, das heutige Rumänien und seine stufenweise Entwickelung etwas näher kennen zu lernen, als dies durch vereinzelte, häufig durch Parteileidenschaft beeinflußte Zeitungsartikel geschehen kann; denn Rumänien nimmt unter den neuen Staatenbildungen Osteuropa's unstreitig den ersten Rang ein, welchen es sich unter mehr als sechzehnjähriger Herrschaft und Leitung eines deutschen Fürsten errungen hat.

In einer von der Cultur Westeuropa's entfernten, bis vor kurzer Zeit beinahe abgeschlossenen Lage — mehrere Jahrhunderte lang der Tummelplatz der Kämpfe seiner vier mächtigen Nachbarn (Polen, Ungarn, Rußland und Türkei) — wurde Rumänien in seiner Culturentwickelung theils durch die Oberherrlichkeit der Pforte, theils durch Rußland, welches durch Intriguen die Eroberung der Moldau und Walachei vorbereitete, gehindert und darnieder gehalten.

Die Türkei setzte ihre eigenen Pfortenbeamten als Fürsten der Moldau und Walachei ein und ab, occupirte zeitweise die Gebietstheile dieser nach verbrieften Rechten souverän gebliebenen Staaten und hielt den Hospodaren zu ihrer Stütze eine Janitscharen-Leibgarde.

Rußland leitete aus dem Vertrage von Kainardji (1774), welcher ihm ein Recht ertheilte, zu Gunsten der beiden Fürstenthümer seine Fürsprache einzulegen, ein eigenthümlich geartetes, staatsrechtlich undefinirbares, praktisch desto erdrückenderes Protectoratsrecht ab, das dem großen nordischen Reiche die periodische Besetzung und Regierung der Moldau-Walachei, die Einmischung in die größten wie in die kleinsten inneren Angelegenheiten der Länder, sowie die Incorporirung ihrer Provinz Bessarabien möglich machte.

Schwer und erdrückend lastete auf Rumänien die immer deutlicher zu Tage

Digitized by Google

tretende Absicht Rußlands — nachdem es Bessarabien annectirt hatte — der Moldau und Walachei, welche auf dem Wege seines Vordringens nach Süden lagen, geräuschlos und kampflos dasselbe Schicksal zu bereiten. Diese Absicht der russischen Staatsmänner fand häufig draftischen Ausdruck. „Je ne laisserai aux Moldau-Valaques que leurs yeux pour pleurer", hatte General Graf Kutusoff 1810 zornig ausgerufen und Graf Nesselrode sagte im Jahre 1848 „l'origine des Moldau-Valaques se perd dans la nuit des temps", während er im Jahre 1853 mit den Worten drohte „le temps viendra, où ces Valaques insoumis, qui ont excité au plus haut point le mécontentement de S. M. l'empereur, payeront chèrement leur déloyauté."

Allerdings darf man auch heute noch die Zustände in Rumänien nicht mit den verwöhnten Augen des hochcultivirten Abendlandes ansehen und einzig und allein danach beurtheilen. Man wird sonst vieles Unfertige, im Anfange der Entwickelung Begriffene oder Mißverstandene finden. Ganz unmöglich kann ein Volk — wenn es auch noch so schnell und kräftig vorwärts schreitet — in fünfundzwanzig Jahren nachholen, was es zu versäumen während zweier Jahrhunderte gezwungen war. Wer aber die Zustände in Rumänien während der letzten zwei Jahrzehnte beobachtet und verfolgt hat, wird einräumen müssen, daß eine radicale Aenderung der Dinge eingetreten ist, seitdem ein Fürst aus dem Hause der Hohenzollern die Geschicke Rumäniens leitet.

Wenn man die Verhältnisse, wie sie vor 1866 — dem Jahre des Regierungsantrittes des Fürsten Carol — bestanden, denen seit dem Jahre 1880 — dem Jahre der völkerrechtlich anerkannten Unabhängigkeit Rumäniens — gegenüberstellt, so kann kein Zweifel obwalten, daß das Land in jeder Beziehung entscheidende, bedeutende Fortschritte gemacht hat, während der Drang nach Vervollkommnung, nach Bildung und Besserung das ganze staatliche und wirthschaftliche Leben des rumänischen Volkes erfaßt und allen Handlungen desselben seinen Stempel aufgedrückt hat. Am deutlichsten tritt dies hervor, wenn man sich den zurückgelegten Weg vergegenwärtigt.

Aus zwei getrennten, jeder Initiative nach Innen und Außen entbehrenden Ländern, welche in den Augen der gebildeten Welt zu türkischen Provinzen herabgesunken waren, ist thatsächlich und völkerrechtlich ein unabhängiger Staat geworden. Statt der, nicht nur auswärtigen Befehlen gehorchenden, sondern auch zu Werkzeugen fremden Interesses herabgewürdigten Wahlfürsten, hat Rumänien jetzt eine, durch Verwandtschaftsbande mit den meisten regierenden Fürstenhäusern verknüpfte, achtunggebietende Dynastie. An die Stelle der despotischen Einflußnahme der Türkei und Rußlands sind völkerrechtliche Verträge mit allen europäischen Staaten getreten, mit welchen das Land auf dem Fuße voller Gleichberechtigung verkehrt.

Der für die inneren Angelegenheiten einzig und allein maßgebende Wille des Hospodars hat einer constitutionellen, parlamentarischen Regierung Platz gemacht. Während ehemals die Justiz ein Werkzeug in den Händen des Fürsten war, welcher den Richterspruch des höchsten Gerichtshofes beliebig umstoßen konnte, hat das Land heute einen Richterstand, welcher der Beeinflussung der Regierung gänzlich entzogen ist; während früher die ganze Verwaltung nach

Digitized by Google

persönlichem Gutdünken oder Laune der Beamten geführt wurde, ist dieselbe jetzt nach einer sich immer mehr vervollständigenden Gesetzgebung geregelt.

Die kaum den primitivsten Anforderungen genügende Finanzverwaltung ist in ein System gebracht worden, welches, auf Wissenschaft gegründet, allen an einen modernen Staat zu stellenden Anforderungen entspricht. Dadurch, daß gegenwärtig die Bedürfnisse des Staatshaushaltes streng geregelt sind, wurde es der rumänischen Regierung möglich, über die schweren Zeiten des letzten Krieges fortzukommen, ohne dem Lande eine andere Staatsschuld aufzuladen, als sie die Emission von 26 Millionen Francs Schatzscheinen mit sich brachte, während das ganze Kriegsmaterial erneuert und vermehrt werden mußte und eine Eisenbahn von 100 Kilometern Länge (Marasescht-Fokschani-Buzeo) auf Staatskosten gebaut wurde. Die eingeführte Regelmäßigkeit der Verwaltung gab in einzelnen Zweigen geradezu erstaunliche Resultate. Die Brutto-Einnahmen aus dem Tabaksmonopol z. B. steigerten sich von 18½ auf 25½ Millionen; während die Kosten der Regie von 47 % auf 34 % herabgemindert wurden. Ein ganz ähnliches Resultat wie die Verstaatlichung des Tabaksmonopols verspricht die Verstaatlichung der Eisenbahnen zu geben.

Eisenbahnen! — Vor 16 Jahren besaß Rumänien kaum die allernothwendigsten Landstraßen. Gegenwärtig führt eine 1500 Kilometer lange Eisenbahn von der Bukowinaer Grenze nach Galatz und Braila an die Donau, und von dort über Bukarest nach dem an der westlichen Landesgrenze gelegenen Eisernen Thor (Verciorova-Orsova) mit mehreren Zweigbahnen (Botoschani, Jassy) nach der russischen Grenze; wozu noch die Eisenbahnen nach Berlad, Marasescht-Buzeo, Plojeschti-Predial (Siebenbürger Grenze), Bukarest-Giurgevo (Bulgarische Grenze) kommen, während eine ganze Reihe neuer Zweigbahnen von den Kammern bereits votirt und theilweise im Bau begriffen ist. Dabei hat sich die Zahl der Landstraßen verfünffacht. Dadurch hat sich der Handel und die Bodenproduction des Landes in solchem Grade gesteigert, daß die Zölle, trotz der Niedrigkeit der Tarife, dem Staatsschatz 12 Millionen statt der früheren 5 Millionen eintragen und die Steuerkraft hat sich so erhöht, daß die Finanzverwaltung schon seit dem Jahre 1880 mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit die 120 Millionen des heutigen Einnahmebudgets eincassirt, als die 60 Millionen im Jahre 1866 eingingen. Die unhaltbar gewordenen gutsherrlich-bäuerlichen Zustände waren schon im Jahre 1864 geregelt worden und die Leibeigenschaft wurde bereits im Jahre 1855 aufgehoben; aber die Creditverhältnisse des Landes haben sich erst seit zehn Jahren nach Einrichtung der nach preußischem Muster angelegten Bodencreditanstalten gebessert, so daß der landesübliche Zinsfuß von 12 auf 6 Procent herabgesunken ist.

Die rumänische Armee, welche nur aus ein paar Paraderegimentern bestand und im Jahre 1866 kaum die Aufstellung eines Corps von 8000 Mann ermöglichte, das auch noch der nothwendigen Kriegsausrüstung entbehrte, ist jetzt zu einer Armee von über 100 000 Mann geworden, welche mit den besten Waffen neuester Systeme für Artillerie, Infanterie und Cavallerie und allem sonstigen Kriegsmaterial ausgerüstet, gut geschult ist, schnell concentrirt werden kann und ihre Feuerprobe im Jahre 1877 in Bulgarien glänzend bestanden hat.

Digitized by Google

Das ehemals auf kleinliche, persönliche Intriguen des Hospodaren und der Bojaren beschränkte politische Leben hat sich erweitert durch das Bewußtsein erhöhter staatlicher Stellung, klarer Ziele und wohlverstandener Bürgerpflichten. In den Parteikämpfen treten zwar noch immer Anklänge der überwundenen Zeitverhältnisse zu Tage, wie das Hinüberschielen nach der Stütze einer auswärtigen Macht, um durch dieselbe die inneren Verhältnisse zu beeinflussen; auch wohl ein Wortgefecht, welchem persönlicher Ehrgeiz und selbstische Absichten zu Grunde liegen; ein zeitweises Vergessen der großen nationalen Aufgaben vor der Leidenschaftlichkeit des Augenblickes; aber im Allgemeinen ist die Volksvertretung sich doch der großen Aufgabe Rumäniens bewußt: im Südosten Europa's eine Vormauer der Civilisation zu bilden gegen die russischen Eroberungs- und Slavisirungsgelüste. Das stark prononcirte Unabhängigkeitsgefühl der Rumänen verdient auch in jenen Fällen Anerkennung, in welchen es sich — wie in der Donaufrage — gegen unberechtigte Ansprüche der österreichisch-ungarischen Monarchie auflehnt. Die Rumänen wollen eben weder russisch, noch österreichisch, sondern unabhängig sein.

Nicht leicht war es für sie, auf diesen Standpunkt zu gelangen. Auch wurde derselbe nicht im ersten Anlauf erreicht, sondern die Nation hat vorher mancherlei Irr- und Schmerzenswege betreten müssen.

Ganz richtig hatten die rumänischen Patrioten erkannt, daß dem Lande vor Allem zwei Dinge nothwendig seien, um die Oberhoheit der Türkei und das beinahe noch drückendere Protectorat Rußlands abzuschütteln und die Selbständigkeit herbeizuführen: die Vereinigung der rumänischen Fürstenthümer Moldau und Walachei und die Begründung einer erblichen Monarchie durch ein Mitglied eines der geachtetsten europäischen Fürstenhäuser. Die Vereinigung der beiden Fürstenthümer wurde schon 1859 eine Thatsache, als die Rumänen der Moldau und der Walachei (gegen die Bestimmungen des Pariser Vertrages) in der Person Alexander Johann Cusa's einen einzigen, statt zweier Fürsten wählten.

Damit war der erste Schritt zur Unabhängigkeit des Landes gethan; der zweite — die Einsetzung einer Dynastie aus europäischem Fürstengeschlechte — blieb vorläufig allerdings unerfüllt; jedoch ließ man Alexander Johann Cusa vor seiner Wahl einen Revers unterzeichnen, in welchem er seine Regierung selbst als ein Provisorium bis zur Einsetzung eines fremden Fürsten erklärte, welches Ziel zu erreichen er aus allen Kräften bestrebt sein wolle.

Kaum hatte jedoch der Oberst Cusa als Alexander Johann I. den Thron bestiegen, als ihm jede Erinnerung an das feierlich gegebene Versprechen abhanden gekommen schien. Er hatte nur noch die Befestigung seiner persönlichen Stellung im Auge und vermied sorgfältig Alles, was ihm den europäischen Großmächten gegenüber Schwierigkeiten bereiten konnte. Da er keine legitimen Nachkommen hatte, so bereitete er den Uebergang des Thrones auf einen seiner beiden außerehelichen Söhne vor, welche er zu diesem Zweck adoptirte.

Im Uebrigen war Fürst Cusa ein geistreicher Mann, wenn auch ohne gediegene Bildung und ohne Charakter. Seinen hohen Beruf erfaßte er nicht mit staatsmännischem Ernste. Er sah in demselben nur die melkende Kuh, welche

Digitized by Google

ihm die Mittel zu einem zügellosen Leben gewährte und gleichzeitig die Gelegenheit zu Intriguen, zu welchen er, wohl in Folge seiner byzantinischen Abstammung, große Vorliebe hatte. Ernstes Arbeiten hatte er selbst in seiner Jugend nicht gelernt und konnte als Fürst an demselben erst recht kein Gefallen finden. Noch weniger gefiel ihm aber die Beschränkung der fürstlichen Gewalt durch eine Verfassung, welche er deshalb durch das sogenannte Statut beseitigte. Schließlich artete seine Regierung in eine gewissenlose Camarilla- und Maitressenwirthschaft aus, welche die Mittel des Landes verprasste und, wenn dieselben nicht ausreichten, Staatsanleihen machte. Am Ende seiner Regierung war der Staatsschatz buchstäblich leer und die Beamten hatten seit Monaten keinen Gehalt bekommen.

Das Urtheil über den letzten, einheimischen Fürsten Rumäniens ist übrigens treffend in Weber's „Allgemeiner Geschichte" gesprochen worden, in welcher es heißt: „Alexander Johann I., der Abkömmling einer geringen Bojarenfamilie, hatte sich durch Glück und Klugheit emporgeschwungen und alle seine hochgestellten Mitbewerber aus dem Felde geschlagen; aber er war zur Willkür und Verschwendung geneigt und gab durch sein häusliches und eheliches Leben Anstoß. Als die Landstände seinen Wünschen nicht willfährig genug entgegenkamen, entledigte er sich, nach dem Vorbilde seines Gönners Napoleon, der lästigen Fesseln und ließ sich durch ein Plebiscit ausgedehntere Fürstengewalt geben. Auf Grund dieser Gewalt griff ein willkürliches und despotisches Regiment Platz, und da sich Alexander zugleich durch Habsucht und Sittenlosigkeit Haß und Verachtung zuzog, entstand nach zwei Jahren in Bukarest eine Empörung, welche die Vertreibung Cusa's zur Folge hatte."

Als sich am 11./23. Februar 1866 die Nachricht von der Entfernung des Fürsten Alexander Johann verbreitete und der Graf von Flandern als Philipp I. zum Fürsten von Rumänien ausgerufen wurde, athmete die Bevölkerung, wie von einem erdrückenden Alp befreit, auf.

Nachdem der Graf von Flandern die ihm angetragene Krone von Rumänien ausgeschlagen hatte, war die Verlegenheit an der Dimbowitza einen Augenblick groß. Dennoch verlor die provisorische Regierung des Jahres 1866 nicht den Muth. Trotz der vielen, sich wider ihre Bemühungen aufthürmenden Hindernisse; trotz des von Rußland im April desselben Jahres in Jassy hervorgerufenen Separatisten-Aufstandes; trotz der Lauheit und des wenigen guten Willens, womit die Forderungen des rumänischen Volkes in der Pariser Conferenz aufgenommen wurden, gelang es, nach drei schweren, angstvollen Monaten, den Prinzen Carl von Hohenzollern — der mittlerweile durch ein Plebiscit zum Herrscher von Rumänien erwählt worden war — zu bewegen, die Krone anzunehmen und dem Rufe des rumänischen Volkes zu folgen.

Voll Zuversicht in die Zukunft Rumäniens, erfüllt von dem ernsten Willen, in die Geschicke des ihm vertrauenden Volkes mit kräftiger Hand einzugreifen und dasselbe aus der Bedrängniß herauszuführen, hielt Fürst Carol am 10. 22. Mai 1866 seinen feierlichen Einzug in das mit Kränzen und Fahnen geschmückte Bukarest, seine Hauptstadt. Die Feinde des Landes waren erstaunt, betroffen, während die Rumänen in Freude und Hoffnung aufjauchzten. Der Messias des Landes war da und noch heute sind jene ersten, ernsten Worte

Digitized by Google

nicht vergessen, welche der junge, stolz und milde blickende Fürst zu dem versammelten Parlament des Landes gesprochen hat. Diese kurzen, aber inhaltschweren Worte, die ein ganzes Regierungsprogramm enthielten, lauteten: „Indem ich den Boden dieses Landes betrete, bin ich ganz Rumäne geworden. Ich weiß, daß mir große Pflichten obliegen; aber ich hoffe, dieselben zu erfüllen. Ich bringe meinem neuen Vaterlande ein offenes Herz, reine Gesinnungen, einen starken Willen, das Gute zu thun, eine grenzenlose Hingebung und jene unverbrüchliche Achtung vor dem Gesetz, welche ich von den Meinigen ererbt habe. Heute Staatsbürger, morgen, wenn es nöthig sein sollte, Soldat, werde ich von nun an mit Euch die guten, wie die schlimmen Tage theilen. Habet Vertrauen zu mir, wie ich Euch vertraue! Nur der Allmächtige weiß, was unserem Vaterlande in der Zukunft bevorsteht; seien wir indessen rastlos in der Erfüllung unserer Pflichten und die Vorsehung, welche Ihren Erwählten bis hierher geführt und aus meinem Wege alle Schwierigkeiten fortgeräumt hat, wird ihr Werk nicht unvollendet lassen." Den Worten des damals noch jungen Fürsten haben seine Thaten entsprochen, ohne daß er während eines Zeitraumes von mehr als sechzehn Jahren auch nur um Haaresbreite von ihnen abgewichen wäre.

Viele Jahre stätiger, unausgesetzter Arbeit vergingen, mancher parlamentarische Kampf und mancher Cabinetswechsel vollzog sich, bis mit dem letzten russisch-türkischen Kriege der Tag anbrach, an welchem Volk und Fürst erprobt werden sollten. Es war nicht die zum wenigsten schwierige Aufgabe, den Augenblick richtig zu erkennen und zu erfassen, in welchem der Beweis der Stärke und Lebensfähigkeit geliefert werden mußte. Eine Trübung der Auffassung der Sachlage, ein Fehltritt bei der Action, ein Mangel an rechtzeitiger Energie konnten alle Hoffnungen und Erwartungen zu Grunde richten.

Fürst Carol verstand es mit staatsmännischem Blick diejenigen Männer zu wählen, welche ihm helfen mußten, die schwere Aufgabe zu bewältigen; dagegen bezeigte das Volk dem Fürsten und seiner Regierung das vollste Vertrauen und unbedingte Ergebenheit. Das waren die Vorbedingungen, um in der schwierigen und kritischen politischen Lage Europa's das Endziel nicht aus dem Auge zu verlieren und das specifisch Richtige zu treffen.

Nachdem der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochen, kam Alles darauf an, daß Rumänien nicht das Schlachtfeld der beiden sich gegenüberstehenden Heere werde; dem Lande mußten Verwüstung und unberechenbare Verluste erspart bleiben. Während des Krieges mußte ihm die Selbständigkeit bewahrt bleiben, damit nach beendetem Kampfe die Unabhängigkeit des Landes eine thatsächliche und nicht blos formelle werde. Die Auflösung des Vasallenverhältnisses zur Türkei durfte kein Geschenk Rußlands, sondern mußte das Resultat selbstthätiger Kraftentwickelung sein, eines Kampfes, in dem sich die Energie des rumänischen Volkes bethätigte, damit ihm die Unabhängigkeit als die Frucht eigenen Ringens und patriotischer Hingebung zufalle. Auch mußte bei dem Zusammengehen mit Rußland Alles vermieden werden, was die stark differirenden Interessen des Czarenreiches und Rumäniens mit einander vermengen, und die rumänische Action in jene des nordischen Reiches aufgehen lassen konnte. Dem In- und Auslande gegenüber mußte beständig der Unter-

Digitized by Google

# Schiller.

Von

Professor **Wilhelm Scherer** in Berlin [1]).

Als Goethe den Tod des Achilles zu erzählen unternahm, da ließ er Athene von ihm sagen: „Ach, daß schon so frühe das schöne Bildniß der Erde fehlen soll, die weit und breit am Gemeinen sich freuet.“ Und als Schiller todt war und Goethe ihn im Gedichte feierte, da war das höchste preisende Wort, das er sprach: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.“

Wir aber dürfen sagen: nicht Achill! Hier ist mehr als Achill! Kein Götterſohn, kein Götterliebling: nicht Thetis war seine Mutter, nicht Athene hat ihn beschützt; in der Niedrigkeit ist er geboren, durch Niedrigkeit hat er sich Jahre lang geschleppt, wüst und wild war seine Jugend, reich an Leidenschaft und Katastrophen; ungeregelt stürmte sein Dichtertalent; revolutionärer Ingrimm war seine Muse, der starke Effect sein Leitstern; Niemand warnte ihn auf seinem Wege, das Publicum jubelte ihm zu, enthusiastische Freundschaft warf sich ihm an das Herz. Lange strebte er vergebens nach einem äußeren Halt. Um das Glück zu suchen, kam er nach Weimar. Was er erreichte, war mäßig: eine magere Professur in Jena, später eine beschränkte Existenz in Weimar. Dazu bald ein kränklicher, dahinsiechender Körper. Aber dreierlei Großes hat ihm das Schicksal verliehen: die Freundschaft Goethe's, die unverbrüchliche Liebe einer edlen Frau von einfachem Herzen und, was noch mehr werth ist als Glück in der Freundschaft und Ehe, die unverlierbare Hoheit der eigenen Seele. Wie lang er harrte, wie schwer er kämpfte, wie tief er sich beugte, bis ein Strahl des Glückes seine Stirne streifte: es blieb etwas unberührt in seinem Innern, das Flügel hatte und ihn sicher emportrug. Aus dem stürmischen Jüngling ward ein fester Mann. Erst aus der Ferne, dann immer näher verbunden folgte er den Spuren Goethe's. Die Bewegung, welche der „Götz“ entfesselte, riß ihn mit fort. Aber von Anfang an war seine Grundstimmung verschieden. Goethe wurzelt in der Idylle, Schiller in der Satire. Goethe fand seine Ideale in der Wirklichkeit wieder, Schiller maß die Wirklichkeit am Ideal und fand sie zu klein. Die Wirklichkeit, die Sinnenwelt, das Gewöhnliche, das Alltägliche, die

[1]) Die nachfolgenden Betrachtungen wird man dem wesentlichen Inhalte nach in dem achten Hefte von Scherer's „Geschichte der deutschen Literatur“ wiederfinden. Schiller's Jugenddramen sind bereits in dem siebenten Hefte des genannten Werkes S. 502 ff. besprochen. Die Red. der „D. R.“



Digitized by Google

Lebensprosa, was Goethe das Gemeine nannte: darüber suchte sich Schiller von jeher zu erheben, und das überwand er.

Satirisch waren seine Jugendstücke. Republikanische Ideale traten in den „Räubern", in „Fiesco", in „Kabale und Liebe" den Zuständen Deutschlands, wie sie ihn unmittelbar umgaben, dem Despotismus und der Unterdrückung entgegen. Mit der grellen und rednerischen Manier des Satirikers, unter reichlichem Aufwand von großen Worten, starken Contrasten, übertriebenen Vorstellungen malte er in den pomphaften Trochäen seiner Jugendgedichte Grab und Tod, Schlacht und Hinrichtung, Pest und Hölle, die schlimmen Monarchen und Rousseau, Römertugend und Hektor's Abschied, Liebestaumel und Freundschaftsbegeisterung, die Macht der Töne und die Unendlichkeit der Welt. Ein würtembergisches Kriegslied auf Graf Eberhard den Greiner erinnerte an die patriotischen Poesien, welche der preußische Grenadier in Gang brachte. Nur selten erklangen ihm sanftere Accorde. Haller, Klopstock und Bürger waren seine dichterischen Vorbilder. Rousseau war der Philosoph, dem er anhing. Das Erhabene suchte er in grandiosen Bildern auszuprägen. Aber ein finsterer Pessimismus hielt ihn gefangen. Die Begehrungen seines Herzens lehnten sich auf wider die Gebote der Pflicht. „Auch ich war in Arkadien geboren," rief er aus, „doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur." Des Lebens Mai hat ihm abgeblüht; er weiß nichts von Glückseligkeit.

Aber wie Goethe aus dem Pessimismus des „Werther" zu der optimistischen Humanität der „Iphigenie" gelangte, so kam auch für Schiller eine Zeit der Befreiung und Läuterung. In den Armen der Freundschaft erhellte sich ihm das Bild der Welt. Aus jubelnder Seele sang er das Lied an die Freude: Freude treibt die Räder an der großen Weltenuhr; alle Menschen werden Brüder, wo ihr sanfter Flügel weilt: „Seid umschlungen, Millionen!" Wie eine hohe Offenbarung kam es über ihn: allgemeine Menschenliebe! Duldung und Versöhnung! Ein Vater über'm Sternenzelt! Er bildete sich eine mystische Philosophie, die ganz auf den Begriff der Liebe gebaut war. Ohne den Glauben an eine uneigennützige Liebe keine Hoffnung auf Gott, auf Unsterblichkeit und auf Tugend! Aus Liebe hat Gott die Geisterwelt erschaffen. Liebe ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Sterben für einen Freund, sterben für die Menschheit, das scheinen die höchsten Bethätigungen der Liebe, welche der Dichter sich vorstellt.

Damals gewann sein „Don Carlos" die Gestalt, worin ihn das Publicum fertig kennen lernte. Der Titelheld des Stückes und dessen Leidenschaft für seine Stiefmutter, die Gemahlin Philipp's des Zweiten, verlor Schiller's Gunst; und Marquis Posa, der Träger liberaler Ideen, der sich für seinen Freund Carlos aufopfert, trat in den Vordergrund. Und so wie er die Führung übernahm, änderte die Tragödie ihren Charakter. Standen sich früher Vater und Sohn feindlich gegenüber und suchten niedrige Intriganten den Zwiespalt zu verschärfen, die Versöhnung zu hintertreiben, so ward die Erfindung jetzt feiner und geistreicher: ein Freund warnt in bester Absicht vor dem Freunde, Carlos schöpft Verdacht gegen den Marquis und daraus fließt Beider Untergang. Waltete früher der Naturalismus des Satirikers vor, so suchte Schiller jetzt seinen Stoff zu

Digitized by Google

veredeln, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben und das innere Ideal von Vollkommenheit, das in seiner Seele wohnte, zur Geltung zu bringen. Er machte denselben Uebergang zur idealisirenden Kunst, wie Goethe in der „Iphigenie". Er strich die wilden und wortreichen Declamationen gegen die Priester, die er zuerst seinem Carlos in den Mund gelegt hatte, und ersetzte sie durch eine indirecte und um so wirkungsvollere Polemik. Er verließ die rhetorische Manier überhaupt, er bediente sich kürzerer Sätze und schärferer Wendungen, die unverkennbar aus Lessing's Schule stammten.

Lessing's „Nathan", Goethe's „Iphigenie" und Schiller's „Don Carlos" sind die ersten bedeutenden Anfänge der deutschen Jambentragödie. Als das erste dieser Stücke erschien, entstand das zweite; und ungefähr gleichzeitig traten das zweite und dritte an's Licht. Alle drei dienen dem Ideale der Humanität und Toleranz. In allen dreien ragt eine Scene hervor, worin ein König, ein Sultan, ein unbeschränkter Machthaber die Stimme der Wahrheit vernimmt und ihr nicht widerstehen kann. Die Goethe'sche Scene steht etwas abseits von den übrigen: indem die Priesterin sich ermannt, dem König der Taurier die Wahrheit zu sagen, vollendet sie nur den Triumph der Menschlichkeit über harte Barbarenherzen, den sie längst vorbereitet hat. Aber zwischen der Scene des „Nathan", worin der weise Jude den Sultan beschämt, und der Scene, worin Marquis Posa das Herz des spanischen Despoten rührt, waltet auch äußerer Zusammenhang ob. Die Art, wie Philipp auf Posa aufmerksam wird, der Monolog des Gerufenen vor der entscheidenden Unterredung, die Führung des Dialoges selbst erinnert bestimmt an Lessing's Vorbild. Aber die beiden Scenen und die beiden idealen Figuren, welche darin auftreten, verhalten sich zu einander wie das Alter ihrer Verfasser. Als Lessing den „Nathan" herausgab, war er fünfzig Jahre alt. Als Schiller den Don Carlos herausgab, war er achtundzwanzig. Kein Zweifel, daß der Vorgang bei Lessing viel wahrscheinlicher ist! Kein Zweifel, daß der nüchterne Menschenkenner Nathan über dem schwärmerischen Jüngling Posa steht! Gegen den Glaubenszwang richtet sich hier wie dort die Absicht des Dichters. Aber Nathan erschüttert den Saladin, indem er ihn an sein eigenes besseres Selbst verweist, indem er sich auf die Ideale beruft, die auch in seiner Brust lebendig sind; Posa fordert von dem Schüler des Großinquisitors Gedankenfreiheit, er fordert von dem Sohne Karl's des Fünften einen Staat, worin nicht der Wille eines Einzigen das Gesetz gebe und worin die Krone nach Menschenglück ziele. „Männerstolz vor Königsthronen" wollte Schiller darstellen, wie er es im Lied an die Freude verlangte. Aber gerade die unreife Erfindung wirkte auf die Gemüther; gerade in den psychologischen und poetischen Fehlern lag eine unwiderstehliche Gewalt. Zwei Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution stellte Schiller einen Schwärmer hin, wie sie dann im Leben auftraten und zum Theil die Geschicke Europa's bestimmten. Er hat mit dem Posa ein politisches Musterbild geschaffen, das auch im neunzehnten Jahrhundert manchen Volksvertreter begeisterte und in Revolutionen und Verfassungskämpfen seine Rolle spielte.

Kritik des Despotismus enthielt Schiller's „Don Carlos" wie seine Jugenddramen. Noch immer verband er politische Zwecke mit seiner Dichtung. Hatte



Digitized by Google

Lessing das Theater als Kanzel benutzt, so machte es Schiller zur Rednertribüne. Aber fortgesetzte innere Wandelungen leiteten ihn mehr und mehr von solchen Tendenzen ab. Die französische Revolution erfüllte ihn mit Schrecken; der ehemalige Verehrer des Brutus wollte die Feder ergreifen, um eine Vertheidigung Ludwig's des Sechzehnten zu unternehmen; wiederholt schilderte er in seinen Gedichten die Entsetzlichkeiten der Revolution; die Majestät der Menschennatur wollte er nicht beim großen Haufen suchen; die Ereignisse der Zeit raubten ihm alle politischen Hoffnungen „auf Jahrhunderte", wie er sagte; jedem Versuch einer Staatsverbesserung, meinte er, müsse die Veredelung des Charakters der Menschheit vorhergehen, und daran mitzuarbeiten sei die Aufgabe der Kunst, von der er jetzt immer reinere und höhere Vorstellungen faßte. Beruhten „Iphigenie" und „Carlos" auf verwandten Tendenzen der Epoche, so mußte ein Geist, woraus dieser entsprungen war, vollkommen bereit sein, um jene sympathisch zu empfangen. Und wie merkwürdig, daß Goethe's „Egmont" ebendenselben Zeitpunkt der europäischen Geschichte behandelte, in den Schiller's „Carlos" fiel, und daß Marquis Posa wie Egmont für die niederländische Freiheit wirkt! Schiller suchte die neuen Erzeugnisse der Goethe'schen Kunst zu bewältigen und von ihnen zu lernen. Eingehend beschäftigte er sich mit dem „Egmont"; ausführlich recensirte er die „Iphigenie"; und dieses Drama von hellenischer Abkunft wies auf Euripides zurück. Die Griechen selbst traten Schiller jetzt nahe. Er glaubte ihrer zu bedürfen, um die wahre Simplicität zu finden. Er übersetzte zwei Stücke des Euripides. Er las den Vossischen Homer. Er trauerte in einem großen gedankenreichen Gedichte um die Götter Griechenlands und pries in einem anderen den schönen Lebensberuf der Künstler. Vom Dichter sagte er: „An Tugenden der Vorgeschlechter entzündet er die Folgezeit; er sitzt, ein unbestochner Wächter, im Vorhof der Unsterblichkeit". Die Poesie weiß nach ihm die getrennten Kräfte der Seele, weiß Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft wieder zu vereinigen und so gleichsam den ganzen Menschen wiederherzustellen. In ihrem verjüngenden Lichte entgeht der Geist einem frühzeitigen Alter. Sie darf aber eben darum nur von reifen und gebildeten Händen geübt werden. Alles was der Dichter uns geben könne, sei seine Individualität. Diese Individualität zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, sei daher sein erstes und wichtigstes Geschäft. Nur aus dem reifen, vollkommenen Geiste könne das Reife, Vollkommene fließen.

Zu einer solchen Höhe der Bildung gedachte sich Schiller selbst zu erheben. Aber seine dichterische Thätigkeit fiel darüber in einen langen, nur selten unterbrochenen und langsam weichenden Schlummer. Zwischen dem Erscheinen des „Don Carlos" und der Vollendung des „Wallenstein" lagen zwölf Jahre. Ein Roman „Der Geisterseher" blieb unvollendet. Epische Pläne, ein Friedrich der Große, ein Gustav Adolf, kamen über die metrischen Vorübungen nicht hinaus. Es war eine Epoche, wie sie Goethe nach der italienischen Reise erlebte, eine Zeit der Abkehr von der Poesie, Jahre der Sammlung, der Forschung, des Denkens, aus denen er bereichert und vertieft zum Drama zurückkehrte. Nicht bloß Goethe wurde durch Schiller wieder zur Production ermuntert, sondern

Digitized by Google

auch Schiller durch Goethe's Freundschaft von der Wissenschaft zur Poesie zurückgeführt. Für beide Genossen war ihr Bund der Beginn einer neuen productiven Aera. Hatte Goethe schauend seine Kenntnisse erweitert, so machte sich Schiller speculirend in der Welt der Begriffe heimisch. Hatte Goethe sich in Natur und Kunst umgesehen und daraus ein neues Ideal stilvoller Poesie gewonnen, so hatte Schiller in jenem Zwischenreich die Geschichte und Philosophie angebaut und daraus eine neue Aesthetik gewonnen. Zwei größere Geschichtswerke und verschiedene kleine Aufsätze bekundeten glänzend seinen Beruf zur historischen Kunst. Vom „Don Carlos" zog es ihn zum „Abfall der Niederlande"; und die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" war die Brücke zum „Wallenstein". Die Kantische Philosophie ergriff ihn mächtig, reizte ihn zur Fortbildung und zum Widerspruch. Ein leidenvolles Leben mit vielerlei Enttäuschungen und Entbehrungen lernte er nicht nur ertragen; sondern mit erhabenem Heroismus, mit einer Ascese eigenthümlicher Art schwang er sich über alles Erdenleid hinweg in die heiteren Regionen der Kunst. Das Glück der Anderen, das ihm versagt war, das Glück einer olympischen Erscheinung, wie Goethe, das er vor sich sah, lernte er ohne Neid betrachten. Aus solchen Thatsachen der eigenen Lebenssituation erwuchs ihm seine Philosophie. Die Sinnenwelt, die Wirklichkeit setzte er so tief herab, wie nur irgend ein mittelalterlicher Gegner der Frau Welt. Um so höher erhob er die weltentrückende Kunst. Die Schönheit ist außerweltlich, wie alles Gute und Große bei Kant. Aber wenn Kant nur als gut anerkennen wollte, was im Widerstreite mit den Neigungen gethan wird, so rühmte Schiller denjenigen Zustand der Menschen, worin Pflicht und Neigung zusammenfallen, worin die übersinnliche und die sinnliche Welt harmoniren. Diesen Zustand führt die Kunst herbei, und in den griechischen Göttern schien er verwirklicht. Zu den alten mythologischen Idealen kehrte Schiller wie Goethe zurück. Die Griechen, sagt er, versetzten in den Olymp, was auf der Erde sollte ausgeführt werden; sie ließen sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, und gaben die ewig Zufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei. Goethe hatte aus Italien von der Juno Ludovisi geschrieben: „Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom; keine Worte geben eine Ahnung davon; es ist wie ein Gesang Homers". Vor eben diese Juno trat nun Schiller und erläuterte an ihr die Wirkung des göttlichen Ideals: es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus ihrem herrlichen Antlitze zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Durch die himmlische Holdseligkeit unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch die himmlische Selbstgenügsamkeit in der Ferne gehalten, „befinden wir uns zugleich in dem Zustande der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat."

Wie bei Goethe Natur und Kunst, so befruchteten sich bei Schiller Philosophie und Geschichte. Die philosophischen Begriffe, bei denen er sich beruhigte, gewährten ihm ein Hilfsmittel, um in großen Umrissen die Entwickelung des Menschengeschlechtes zu überblicken und in der Literaturgeschichte die allgemeinsten

Digitized by Google

Gegensätze des Stiles aufzuspüren. Wie in Herder's „Ideen" ruht der vollste Glanz auf den Griechen. Aber noch immer glaubt der Schüler Rousseau's an einen verlorenen Idealzustand der Menschheit, den er Natur nennt und dem er die Cultur entgegensetzt. Pflanzen, Mineralien, Thiere und Landschaften, die Lebensäußerungen der Kinder, die Sitten des Landvolkes und der Urwelt treten ihm in Eine Reihe. Sie sind, was wir waren und wieder werden sollen: wir waren Natur, wie sie, und unsere Cultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und Freiheit zur Natur zurückführen. Sie sind Darstellungen unserer verlorenen Kindheit und zugleich unserer höchsten Vollendung im Ideal. Naivetät ist ihr gemeinsamer Charakter. Naivetät, wie sie das Kind besitzt, wohnt in den vollkommensten Frauen und in der Denkungsart des Genies. Naiv waren die Griechen. Ein naiver Dichter ist Goethe, während Schiller sich selbst und seines Gleichen als sentimentalisch bezeichnet. Der naive Dichter *ist* Natur: der sentimentalische *sucht* sie. Jener bildet die Wirklichkeit nach; dieser stellt das Ideal dar. Jener hat die sinnliche Realität, dieser den größeren Gegenstand voraus. Jener beruhigt, dieser bewegt. Jener gibt uns Freude an der lebendigen Gegenwart, während uns dieser für das wirkliche Leben verstimmt.

Mit aufrichtiger Bewunderung blickte Schiller zu Goethe empor; und mit edlem Stolze grenzte er ihm gegenüber seine eigene Sphäre ab. Er lernte von ihm, so viel er konnte. Er beobachtete in nächster Nähe sein wunderbares Schaffen. Er tauschte mit ihm technische Erfahrungen aus. Er wetteiferte mit ihm in Epigrammen und Balladen. Und er bildete seine besonderen Fähigkeiten zu der höchsten möglichen Vollendung aus.

Die wissenschaftlichen Gedanken, in denen er lebte, gaben seiner Poesie vielfach Stoff. Die Kunst selbst ist ihm wiederholt Gegenstand. Er schildert, wie sie den Menschen zur Unschuld, zur Natur zurückführe, ihn den hohen Göttern eigen mache und alles Irdische von ihm entferne. Zeus ruft dem Dichter zu: „Willst du in meinem Himmel mit mir weilen? So oft du kommst, er soll dir offen sein." Hebe füllt ihm mit Nektar die Schale und er dünkt sich einer der Götter zu sein. Die Quelle der Verjüngung ist kein Märchen; sie rinnt wirklich und immer in der Kunst. Ewig jung ist die Phantasie. Gesang und Liebe in schönem Verein erhalten dem Leben den Jugendschein. Die göttliche Kunst darf nicht dem gemeinen Nutzen dienen: Pegasus taugt nicht in's Joch. Nicht in der wirklichen Welt, nur im Herzen, nur in der Seele wohnt das Schöne. Vergeblich zieht der Pilgrim fort, um das himmlisch Unvergängliche irgendwo auf Erden zu finden. Der Weg zum Ideal führt aus dem Leben heraus. Die Schönheit ist der Himmel; die Schönheit ist der Friede; die Schönheit ist das Glück. In ihrem Heiligthume gibt es keine Sorge, keine Reue, keine Thränen, keine Pflichten. Aber der Herakles, der als Gott zu den Olympiern aufstieg, hat auf Erden gekämpft und gelitten. „Sauer ringt die kargen Loose der Mensch dem harten Himmel ab; doch leicht erworben, aus dem Schoße der Götter fällt das Glück herab." Auch auf Erden erscheint die Schönheit zuweilen: „in einem Thal bei armen Hirten", da mag die Poesie sich einfinden. Arkadien ist um das Kind, das auf dem Schoße der Mutter spielt. Sicher wandelt der Knabe im Dämmerschein, der noch nichts weiß von der

Digitized by Google

Sehnsucht nach Licht. Dem Kinde glückt, was dem Weisen mißlingt. Den Unschuldigen kann die Wissenschaft nichts lehren. Und der Genius steht mit der Natur in ewigem Bunde. Die Frauen streben auf der Schönheit geflügeltem Wagen, zu den Sternen die Menschheit zu tragen; und „aus der bezaubernden Einfalt der Züge leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege, herrschet des Kindes, des Engels Gewalt". Und wie Kinder und Frauen, wie die arkadische Welt und wie das Genie, so ist auch die Pflanze ein ehrwürdiges Symbol:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!"

Gern haftet Schiller auch im Gedicht an den großen Wendungen in der Entwickelung unseres Geschlechtes: wie das Dunkel anfänglicher Rohheit sich erhellt, wie die Wilden zu Menschen werden, wie die Menschen im Einklange mit der Natur leben, wie sie sie beherrschen, wie sie sie verleugnen und endlich mit Freiheit zu ihr zurückkehren.

Es sind wenige Grundanschauungen, aber Motive von ungemeiner Fruchtbarkeit, auf welche der Dichter immer und immer wieder zurückkommt und denen er unerschöpflich hundert verschiedene Wendungen gibt. Keine Literatur der Erde besitzt eine Gedankendichtung, welche über diese hinausragte an geistreichem Tiefsinn, an Mannigfaltigkeit der Erfindung, an Kraft der Gestaltung. Schiller's Sprache ist nicht reich. Er muß auch hier mit Wenigem haushalten; aber er weiß es glänzend zu verwerthen. Wo er sich des Reimes bedient, neigt er zur Schönrednerei. Aber seine Distichen stehen ebenbürtig neben denen Goethe's; und seine Fähigkeit, Sentenzen auszuprägen und ihnen epigrammatische Schärfe zu verleihen, geht über Goethe hinaus. Seine „Votivtafeln" gehören zu dem Besten, was die moderne kunstmäßige Spruchpoesie überhaupt hervorgebracht hat: eine gewisse Erschöpfung typischer Lebensverhältnisse und Lebensgegensätze nähert sie dem stilvollen Realismus Goethe's. Und welchen Reiz gewinnt er Stoffen ab, denen man ihre Bildbarkeit nicht ansehen sollte, wie den Silbenmaßen und Strophenformen! Ueber welche Plastik verfügt er, wenn er den Tanz schildert als ein Symbol des weltbeherrschenden Maßes oder wenn er uns Pompeji und Herculanum vorführt ohne anderen Zweck, als um die versunkenen und wiederauftauchenden Bilder antiken Lebens in der Phantasie zu genießen! Ganz für sich steht ein Gedicht, wie „Der Abend", eine Ode in einem Klopstockischen Metrum, Zustand in Handlung umgesetzt, mythologisch, höchst reizend und anschaulich. Die Symbolik, womit er zuweilen Gegenstände der Wirklichkeit auf die innere Welt bezieht, Lebloses auf Menschliches umdeutet, ist ganz in Goethe's Art. Und „Die Glocke" erhebt sich in der Verbindung des Edlen und Populären, in der festgehaltenen realistischen Schilderung des Glockengusses und der stets wieder angeknüpften Lebensbetrachtung, in der außerordentlichen Geschicklichkeit, womit alle bedeutenden Verhältnisse der Menschheit, Kindheit, Jugend, Liebe, Ehe, das stattliche Haus, die Feuersbrunst, die es von außen, der Tod, der es von innen zerstört, Ordnung und Friede, Krieg und Revolution berührt werden, zu dem Höchsten, was in dieser Gattung überhaupt möglich ist.

So oft wir Schiller's bestimmte Ansichten in seinen Gedichten wieder erkennen, so verschwindet doch seine Person daraus. Allgemeine Wahrheiten will

Digitized by Google

er lehren; und selbst, wo er Empfindungen darstellt (es geschieht nicht oft), da thut er es in gedachten Situationen, in denen sich fingirte Personen befinden. Das eigene Erlebniß scheint nicht auf seine Poesie zu wirken. Er arbeitet daran, sich selbst zu vergessen über den Dingen. Antike Mythologie und Heroensage liefern ihm Stoff: Ceres klagt um ihre Tochter oder sie tritt unter die Wilden und bringt ihnen die erste Gesittung bei; Kassandra bejammert ihr Loos; die heimziehenden griechischen Helden feiern das Siegesfest nach Troja's Fall. Der trojanische Sagenkreis hatte von früh auf für Schiller den größten Reiz. Jetzt aber mochte er die Selbstentäußerung so weit treiben, daß er sich in die Seele von nordamerikanischen Wilden versetzte und mit ihnen die Todtenklage anstimmte. Nicht allein aus antiken, sondern auch aus mittelalterlichen Stoffen bilden sich ihm rasch und leicht eine Anzahl von Balladen, in denen er sehr verschiedene Stimmungen und eine oft ergreifende Schicksalsverkettung ausdrückte. Die Sentimentalität des Ritters Toggenburg gelang ihm so gut wie der Kampf mit dem Drachen. Die griechische Vorstellung vom Neide der Götter wußte er im „Ring des Polykrates" ebenso ernst zu vergegenwärtigen, wie mittelalterliche Frömmigkeit im „Gang nach dem Eisenhammer". Welcher tiefsinnige Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe in den „Kranichen des Ibykus"! In welche athemlose Spannung reißt uns „Die Bürgschaft" hinein! Wiederholt gab Schiller solchen Erzählungen die Einheit der dramatischen Scene. Aber sein episches Vermögen entfaltete sich glänzend in der homerischen Ausführlichkeit der Darstellung. Eine verschwindend geringe Naturbeobachtung wußte er durch Studium und Kraft der Phantasie zu ersetzen. Für die Schilderung der Charybdis im „Taucher" stand ihm höchstens das Rauschen und Brausen einer Mühle zu Gebote, um sich einige Verse der Odyssee lebendig zu machen. Und wie charakteristisch hat er im „Handschuh" die wilden Thiere abgemalt! Wie liebevoll schildert er anderswo den katholischen Gottesdienst! Wie anschaulich, ganz für das Auge, aber mit echt epischen Mitteln, jenen greulichen Drachen, den ein Malteser Ritter erlegt!

Man fühlt, wie der ursprüngliche Naturalismus des Satirikers, der sich einst mit grellen Gegensätzen begnügte, jetzt auf die lebensvolle Mannigfaltigkeit der Objecte einzugehen versteht, wie Schiller die Geschichte in ihren verschiedenen Epochen erfaßt und sich darin eingelebt hat, wie das Studium und die Gedankenarbeit seiner Poesie überall zu gute gekommen ist und wie es ihm insbesondere gelingt, der schwersten Kunstforderung zu genügen und Selbstentäußerung zu üben.

Er hatte sie auch für seine dramatische Production errungen, zu der er sich endlich zurückfand, und insbesondere für den „Wallenstein", dessen hauptsächliche Figuren mit Ausnahme von Max und Thekla ihn so kalt ließen, daß er sie mit völliger Objectivität zu behandeln vermochte. In der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" hatte er den unheimlichen Feldherrn als frei von den Religionsvorurtheilen seiner Zeit und als ein Opfer der Kirche dargestellt; es lag von dieser Meinung aus nahe, ihn zum Vertreter eines liberalen Principes zu machen und ihn den Jesuiten ebenso unterliegen zu lassen, wie Don Carlos und Marquis Posa gegen die Inquisition vergeblich anstreben. In der That kam dieses

Digitized by Google

Motiv auch dem dramatischen Wallenstein zu gute; aber es mußte sich einem anderen Gesichtspunkt unterordnen. Schiller nahm seine Helden als den Typus des praktischen Realisten, wie er ihn in einer seiner wissenschaftlichen Abhandlungen geschildert hatte. Ueberall ist er durch äußere Ursachen und äußere Zwecke bestimmt; zur Erde zieht ihn die Begierde; nur im Wirken findet er Befriedigung; kann er nicht wirken, so will er nicht leben; Macht und Größe sind für ihn die höchsten Güter. Je mehr eine solche Charakterform Schiller's eigenem Gefühle widerstrebte, je mehr er seinem Publicum idealistische Gesinnung zutraute und je mehr er diese Gesinnung befördern wollte: desto nothwendiger schien es ihm, „des Glückes abenteuerlichen Sohn", den er in den Mittelpunkt seines dramatischen Gedichtes stellte, dem Herzen der Zuschauer menschlich näher zu bringen. Er suchte ihm so viel moralische Würde zu geben, als er dem Realisten überhaupt zusprechen konnte. Er formte ihn zum Theil nach Modellen, die er mit Verehrung und Sympathie betrachtete, wie Herzog Karl August und Goethe. Er verlieh ihm nicht nur eine außerordentliche Kraft, ein ungewöhnliches Herrschertalent, das jeden an der richtigen Stelle zu gebrauchen weiß, ein königliches Gemüth, das durch Milde und Freigebigkeit beglückt, das edle Menschen an sich fesselt und sein Bild in ihrer Seele verklärt; sondern er dichtete ihm auch einen Geist an, der in Allem, was geschieht, eine hohe Nothwendigkeit erblickt, die sich der Natur, dem Ganzen unterordnen möchte und daher unter den besonderen Verhältnissen des dreißigjährigen Krieges nicht den Interessen des Kaisers, nicht den Interessen der Jesuiten, sondern dem deutschen Reiche und dem europäischen Frieden dienen will, der sich mit den Schweden nur verbündet, um seine höheren Absichten durchzusetzen, und der, gegen die confessionellen Gegensätze gleichgültig, auch den Protestantismus begünstigt, wo es seinen Zwecken förderlich ist. Schiller brachte seinen Helden außerdem in rührende Situationen, worin die, die er liebt, sich von ihm abwenden, worin die, denen er vertraut, ihn verlassen. Er folgte einem allgemeinen Zuge der modernen deutschen Poesie, wenn er uns in Wallenstein's inneres Leben einführt, wenn er nicht allein seine Handlungen, sondern auch deren Wurzeln, die Gefühle, die Gesinnungen, die Kämpfe, die ihnen vorhergehen, bloßlegt. Er folgte den poetischen Theorien, über die er sich mit Goethe einigte, wenn er neben der äußeren und inneren Welt auch die „dritte Welt", die Sphäre der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale in Betracht zog und die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so gut es ging, durch Aberglauben, Träume und Fügungen zu ersetzen suchte. Er folgte einer durchaus wahren Ansicht der Welt, wenn er „den Menschen in des Lebens Drang", wenn er ihn nicht losgelöst von dem allgemeinen Weltgange, sondern innigst darein verflochten und davon abhängig zeigte. Er folgte seiner eigenen verachtungsvollen Ansicht des Lebens und der Realität, wenn bei ihm der Realist, der an äußeren Gütern hängt, dadurch heruntergezogen wird und selbst zu der Erkenntniß gelangt: „Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten". Schiller erreichte auf diesem Wege tiefe, erschütternde Wirkungen und er verminderte die Schuld seines Helden, indem er dessen Handlungsweise möglichst vollständig erklärte.

Wallenstein war schon als Jüngling ernst über seine Jahre, nur auf große

Digitized by Google

Dinge gerichtet, still, verschlossen, einsam, oft plötzlich wundersam ergriffen und dann ein bedeutendes Innere offenbarend. Ein Sturz von hohem Fenster und die wunderbare Rettung machte ihn tiefsinniger: er ward katholisch und hielt sich nun für ein begünstigtes Wesen: „keck, wie einer, der nicht strauchelu kann, lief er auf schwankem Seil des Lebens hin". Rasch hob ihn der Krieg empor. Fröhlich strebte er. Der Kaiser liebte ihn, vertraute ihm. Was er anfing, gerieth. Aber furchtbare Dinge geschahen im kaiserlichen Dienst. Wallenstein wurde die Geisel der Länder; tausend Flüche lud er auf sein Haupt; in ganz Deutschland hatte er keinen Freund. Auf dem Reichstage zu Regensburg zog sich der Sturm gegen ihn zusammen, und der Kaiser ließ ihn fallen, opferte ihn auf! Seit seiner Absetzung war er verändert. Ein unsteter, ungeselliger Geist, argwöhnisch, finster, schien über ihn gekommen. Die Ruhe floh ihn. Das alte Vertrauen auf das Glück und auf die eigene Kraft kehrte nicht wieder. Den inneren Halt, den er verloren hatte, suchte er durch einen äußeren zu ersetzen. Er ergab sich der Astrologie. Das Schicksal der Welt und seines suchte er aus den Sternen abzulesen. Von ihnen erwartete er Rath, wo er selber schwankte. Die Rückberufung zum Oberbefehl machte nichts besser. Sie erfolgte nicht aus Neigung, nicht aus gutem Willen, sondern aus Noth: der Kaiser bedurfte seiner und er verhehlte nicht, daß er nur sich selbst gehorchen und sich das Gesetz des Hofes nicht mehr auferlegen lassen wolle. Er fühlt sich von nun an nicht mehr als Diener der kaiserlichen Politik: er bedient sich des kaiserlichen Amtes, um seine eigene Politik zu machen. Er schont die Schweden; er mißachtet kaiserliche Befehle; er unterhandelt mit den Feinden, zunächst nur in der Absicht, die Macht, die in seiner Hand ruht, zu verstärken, immer noch mehr Menschen zu seinen Werkzeugen herabzudrücken, sich alle Wege offen zu halten und schließlich so oder so mit dem Frieden eine Königskrone zu erlangen. Er spielt mit dem Gedanken einer ungeheuren That, ohne den ernsten Willen sie zu thun. Aber schon der böse Gedanke schafft gespannte Verhältnisse, die auf ihn zurückwirken und seine Wahlfreiheit beeinträchtigen. Er ist zu stolz, um die kühn umgreifende Gemüthsart zu verbergen. Er braucht Vermittler, Unterhändler, ergebene Diener. Die Illo und Terzky drängen ihn zum Abfall, weil sie ihren eigenen, niederen Vortheil dabei sehen. Dem Octavio Piccolomini vertraut er, einem lügenhaften Traumorakel folgend, unbedingt; und eben dieser Octavio meldet jede immuthige Aeußerung, jeden verwegenen Schritt des Feldherrn nach Wien. Auch sonst ist er von Spionen umstellt. Der Hof hält ihn für einen Hochverräther, lang eh' er es wirklich ist. Seine Frau empfindet die veränderte Stimmung bei der Durchreise durch Wien. Man will sein Heer schwächen; man bereitet eine neue Absetzung vor; durch wiederholte Anforderungen erregt man von Neuem seinen Zorn und provocirt von Neuem seinen Ungehorsam. Wallenstein's Unterhändler wird von den Kaiserlichen gefangen; jetzt erst liegen Beweise gegen ihn vor; zugleich werden die Schweden ungeduldig, ein Bevollmächtigter findet sich ein: Wallenstein muß sich entscheiden. Die Sterne scheinen ihm günstig. Aber noch ist die Treue in ihm mächtig, noch scheut er den Verrath, noch halten die sittlichen Bande, die ihn an die Pflicht fesseln. Er hat einen bösen Genius in seiner Schwägerin, der Gräfin Terzky, und einen guten in dem jungen Max

Digitized by Google

Piccolomini zur Seite. Um wenige Minuten kommt die Schwägerin dem warnenden Freunde zuvor; und diese wenigen Minuten entscheiden sein Schicksal. Er läßt den Schweden rufen. Er schließt den Vertrag. Er zerreißt die Fesseln der Pflicht.

Alles aber wird erst verständlich, wenn wir anschauend erkennen, welche ungeheure Macht Wallenstein in seiner Hand vereinigt, wie sehr diese Macht seine persönliche Schöpfung ist und wie dadurch die Versuchung für ihn gesteigert wird. „Seine Macht ist's, die sein Herz verführt, sein Lager nur erkläret sein Verbrechen."

Schiller hat uns mit den unteren wie mit den oberen Schichten der Wallensteinischen Armee genau bekannt gemacht. Eine Handlung von elf Acten schien ihm nicht zu viel, um seinen Zweck zu erreichen; und der erste dieser Acte „Wallenstein's Lager" zeigt ihn auf der Höhe seiner Kunst; er zeigt zugleich, wie viel er von Goethe gelernt hat. Verschwunden der Naturalismus seiner Jugenddramen, obgleich die Greuel des dreißigjährigen Krieges zu einer drastischen Darstellung wahrlich auffordern konnten. Statt dessen Goethe's typische Methode: die möglichen Formen des Soldatenstandes durchlaufen und in Individuen verkörpert: die dummen stehen den pfiffigen, die pedantischen den flotten, die widerwilligen den begeisterten gegenüber. Die einen ordnen sich in eine schwerfällige, die andern in eine bewegliche Gruppe. Die dummen horchen andächtig auf eine Capuzinerpredigt, die pedantischen machen sich durch Einbildung lächerlich, die widerwilligen sind gutmüthige Philister; die pfiffigen werfen sich weg, die flotten lieben den Genuß, die begeisterten halten auf Ehre. Alle werden charakterisirt durch ihr verschiedenes Verhältniß zu Bürgern und Bauern, durch ihr verschiedenes Verhältniß zu Wallenstein, durch ihre verschiedene Auffassung des Soldatenberufes und außerdem noch durch individuellere Züge. Es entrollt sich ein buntes Leben, wie in dem Goethe'schen Jugendstück „Jahrmarkt von Plundersweilern". Aber auf dem Typischen liegt der Accent, und von den niederen Typen werden wir zu den höheren emporgeführt: der Kroat läßt sich schlachten; der Lothringer geht mit der großen Fluth, wo der leichte Sinn ist und lustiger Muth; der lehrhafte Terzky'sche Wachtmeister, der sich besonders eingeweiht dünkt, behauptet, was den Soldaten mache, „das sei das Tempo, der Sinn und Schick, der Begriff, die Bedeutung, der freie Blick"; der gewandte, sorglose Holk'sche Jäger dagegen meint, die Freiheit mache den Soldaten, das freie Wort, die freie That, die sich Alles vermißt und unterwindet; der gut kaiserliche Tieffenbacher Arkebusier, deutsch treu und bürgerlich beschränkt, nennt das Soldatenleben ein elend Leben und sehnt sich nach dem Frieden; der wallonische Küraſſier von Max Piccolomini's Regiment dagegen erklärt, daß ihm in vieler Herren Länder kein Stand wie der seinige gefalle: „Der Soldat muß sich können fühlen; wer's nicht edel und nobel treibt, lieber weit von dem Handwerk bleibt". Er ist der Idealist unter all den Realisten. Er will frei leben und sterben. Er will über die alltägliche Welt leicht wegschauen von seinem Pferd. Er will in den schweren Zeiten lieber Hammer als Amboß sein. „Wo du nur die Noth siehst und die Plag'," sagt er zum Tieffenbacher, „da scheint mir des Lebens heller Tag." Und diese ideale Gesinnung gibt in dem herrlichen Liede: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd,

Digitized by Google

auf's Pferd!" zuletzt für Alle den Ton an: der Soldat allein ist der freie Mann; des Lebens Aengsten, er wirft sie weg; von dem Himmel fällt ihm sein lustiges Loos; „die Jugend brauset, das Leben schäumt, frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet!"

Die Typen der Soldaten bereiten zum Theil auf die Typen ihrer Anführer vor, wie sie sich in den fünf Acten der „Piccolomini" und weiterhin in der Schlußtragödie „Wallenstein's Tod" vor uns entwickeln. Die Generäle sind nicht bloß äußerlich geordnet und eingetheilt in solche, die unbedingt zu Wallenstein halten, wie Illo und Terzky, solche, die von vornherein unbedingt gegen Wallenstein sind, wie Octavio Piccolomini, und solche, die von Wallenstein zum Kaiser übergehen, wie Isolani, Buttler und Max Piccolomini; sondern auch in ihnen finden wir typische Gegensätze, obgleich weniger scharf herausgearbeitet und weniger lebensvoll idealisirt, als im „Lager". Wieder geht die Scala vom Gemeinen bis zum Edlen, vom Egoismus bis zur Aufopferung. Wieder hebt sich aus der Reihe der Realisten und Materialisten ein Idealist hervor. Und wie verschieden die Motive für die Handlungsweise der Einzelnen sein mögen, überall hat der Dichter dafür gesorgt, daß der Abfall Wallenstein's von seiner Pflicht in erster Linie als die Ursache für den Abfall des Heeres von Wallenstein erscheint. Schiller, in dessen „Carlos" auch die idealen Figuren es um der vermeinten guten Sache willen mit Treue und Redlichkeit nicht sehr genau nehmen, steht jetzt streng auf Seite der Pflicht, der Treue, des Gesetzes, auf Seite der erhaltenden Tugenden und der alten Ordnungen, welche die Willkür dämmen. Er streitet gegen die Revolution, wie Goethe. Aber er streitet, wie dieser, mit ästhetischen Mitteln. Er bleibt unparteiisch gegen seine Figuren. Er wirft nicht alles Licht auf die eine und allen Schatten auf die andre Seite. Nur Gordon, der Commandant von Eger und ein Jugendfreund Wallenstein's, verbindet die volle Sympathie für den Feldherrn mit der vollen Treue gegen den Kaiser. Diejenigen, welche dem Gesetze dienen gegen die Willkür, thun es zum Theil ganz aus unedlen, zum Theil aus unedlen neben edlen Beweggründen. Das Liebespaar der Tragödie, Max Piccolomini, Octavio's Sohn, und Thekla, Wallenstein's Tochter, sind die consequentesten Idealisten in dem Stücke: beide zerfallen durch die Verschiedenheit der inneren Richtung mit ihren Vätern; beide sind dem Helden auf das engste verbunden, und indem sie sich von seinem Herzen losreißen, indem sie den tückischen Mächten des Lebens entfliehen und so dem Loose des Schönen auf der Erde verfallen, scheinen Wallenstein's gute Geister ihm den Rücken gedreht zu haben. Aber auch diese guten Geister zeigen sich nicht unfehlbar. Max würde dem genialen Manne, der auf seinem Posten bedroht ist, gewaltsame Widersetzlichkeit, ja offene Empörung nachsehen; nur den Verrath, nur das Bündniß mit dem Feinde kann er nicht verzeihen. Thekla folgt nach Max'ens Tode dem egoistischen Bedürfniß eines ungeheuren Schmerzes und verläßt ihre Pflicht, verläßt ihre Mutter in dem schwersten Augenblicke.

Schon die erhebende Ordnung in den Charakteren, die planmäßige Vertretung der Gegensätze, das Typische der Individuen entfernt den „Wallenstein" als Kunstwerk von der Wirklichkeit. Auf's strengste hielt Schiller darauf, daß die Kunst nur Schein, nur Spiel geben dürfe; nie soll das Publicum dies ver-

Digitized by Google

gessen, nie durch die gemeine Wirklichkeit an das Leben selbst aufdringlich erinnert werden. Dazu dienen schon die Knittelreime, in denen nach dem Vorbilde von Goethes „Faust“ und Goethes Jugendpossen im Stile des Hans Sachs, alle Personen des „Lagers“ sprechen. Dazu dienen auch die Jamben der beiden nachfolgenden Tragödien. Dazu dient überhaupt die traditionelle Fiction des Dramas, daß alle Personen im Stande seien, ihre Gesinnungen und Meinungen ausführlich und in wohlgesetzter Rede zu entwickeln. Schiller scheute sich nicht, den Helden und seine Generäle höchst unmilitärisch wortreich auftreten zu lassen. Durchgängig charakterisirt er mehr durch das, was seine Figuren über sich und andere von ihnen aussagen, als durch Handlungen, aus denen wir selbst die Charakterzüge entnehmen könnten. Die Sprache ist nur selten charakteristisch abgestuft; aber doch zuweilen: so im „Lager“, so in der Verhandlung Buttlers mit den Mördern Wallensteins, wo der echte wilde Soldat des dreißigjährigen Krieges auftritt und durch die Rohheit der Mörder die Hoheit ihres Opfers gehoben wird. Vielleicht war es nicht wohlgethan, so weit im Charakterisiren zu gehen, wenn der Dichter nicht noch weiter gehen wollte. Zeiten, die am Charakteristischen hangen, werden sich einen strengen, aber gleichmäßigen Stil noch eher gefallen lassen, als eine solche Mischung, mit welcher der Dichter an die Wirklichkeit zu stark erinnert, um sie in anderen Stellen ungestraft verlassen zu dürfen. Das bunte Leben und die vielen kleinen, obgleich wenig zusammenhängenden Handlungen des „Lagers“ verdunkeln mit ihrem Glanze schon heute die getragenen Reden der „Piccolomini“ und von „Wallensteins Tod“.

Mit dem Abschlusse dieser Tragödie hatte Schiller die neue, die classische Form seines Dramas überhaupt gefunden. Wenn er auch die Annäherung an die Antike gelegentlich noch weiter trieb und die jedesmalige Behandlung nach dem Stoffe modificirte, so hat er doch im ganzen nur die im „Wallenstein“ gleichsam neu erlernte Kunst nun mit völliger Freiheit angewendet. Aber bloß vier Originalstücke brachte er noch fertig: Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und Wilhelm Tell.

Maria Stuart gehörte zu seinen älteren Plänen. Wie im „Don Carlos“, wie vielleicht ursprünglich im „Wallenstein“, so mag er auch hier zuerst eine Polemik gegen die katholische Politik im Auge gehabt haben. Maria Stuart wäre bemitleidenswerth erschienen als ein unschuldiges oder halb unschuldiges Werkzeug der Gegenreformation und Elisabeth als der Hort der Freiheit gepriesen worden, wie im „Don Carlos“. Das Todesurtheil konnte sie mit so heiliger Ueberzeugung unterschreiben, wie Tell seinen Pfeil auf Geßler abdrückt. Aber Schiller hat sich bei der thatsächlichen Ausführung aller Tendenz enthalten. Er ist jetzt tolerant genug geworden, um den Katholicismus rein künstlerisch zu verwenden und seine eigenen religiösen Meinungen den künstlerischen Absichten unterzuordnen. Vollkommen unparteiisch führt er die jesuitische Propaganda in ihrer Wirkung auf Mortimer und ebenso unparteiisch eine heilige Handlung des katholischen Cultus vor. Es kommt ihm nur darauf an, seine Heldin zu heben und ihr die Sympathie des Zuschauers zu gewinnen. Er verschweigt nicht, daß die Ligue und die Jesuiten hinter ihr stehen; aber um ihr bei einem protestantischen Publicum nicht allzu sehr zu schaden, wird diese Thatsache der Phantasie

Digitized by Google

nicht eindringlich vorgestellt. Auch sonst geschieht Alles, um wieder, wie im „Wallenstein“, die Heldin unsrem Herzen menschlich nahe zu bringen. Ihre Sünden waren Ausfluß jugendlicher Unerfahrenheit; bitterlich bereut sie dieselben; an dem, was sie rechtlich zum Tode verurtheilt, ist sie unschuldig, nur durch falsches Zeugniß eines früheren Dieners verstrickt. Auf alle, die ihr nahen, übt sie eine bezaubernde Wirkung aus; man kann nichts Rührenderes sehen, als den fünften Act, wo die Liebe und Hingebung aller ihrer Getreuen sich ihr im Angesichte des Todes zu Füßen legt; und so war Mortimer bezaubert, der für sie ein Attentat auf Elisabeth wagt, so ist Leicester bezaubert, der sich von Elisabeth ab und ihr zuwendet; so waren viele, von denen wir bloß hören. Liebe und Haß, weltliche Leidenschaft, irdische Lust sind aus ihrer Seele noch nicht geschwunden. Ihr Zusammentreffen mit Elisabeth offenbart ihr dämonisches Wesen: wie der Gedanke der Freiheit, da sie nur den Garten betreten darf, ihr den Kopf wirbeln macht und sie in lyrischen Maßen, durch Reime geschmückt und mit hinreißender Rhetorik ausgestattet, ihr Gefühl ergießt; wie sie dann, überwältigt von dem Schwellen ihrer Brust, deutlich empfindet, sie könne jetzt vor Elisabeth nicht demüthig sein, wie sie müßte; wie hierauf, als sie der Königin dennoch gegenübersteht, Weib und Dämon in ihr ausbricht, sie mit dem Wort ihre Gegnerin, in der That sich selbst vernichtet und selig ist, die Rache gekostet zu haben! Aber im Angesichte des Todes fallen die irdischen Begehrungen von ihr ab. Sie verzeiht denen, die ihr Uebles gethan. Sie nimmt willig den Tod auf sich, den sie dem Gesetze nach unschuldig leidet. Sie hofft dadurch ein altes Verbrechen zu sühnen, die Mitschuld an dem Morde ihres Gatten und die Ehe mit dem Mörder. Sie ist geläutert. Sie wird sich, wie der Priester sagt, dem sie gebeichtet und von dem sie das Abendmahl empfangen, „ein schön verklärter Engel, auf ewig mit dem Göttlichen vereinigen“.

Je mehr Marias Gestalt sich hob, desto mehr mußte ihre Gegnerin herabgedrückt werden. Alles in dem äußeren Verlaufe des Stückes dreht sich um die Motivirung des Todesurtheiles. Elisabeth kann sich nicht entschließen, es zu unterschreiben; aber kein menschliches Rühren hält sie zurück, nur Angst vor der Nachrede der Tyrannei. Vortrefflich werden ihre Staatsmänner um sie gruppirt: Talbot, Marias früherer Wächter, mildgesinnt und menschlich; Burleigh, hart und rücksichtslos, aus Gründen der Staatsraison unbedingt für Marias Tod stimmend; Leicester, unglückselig klein und treulos, der Maria liebt und sie retten will, zur That nicht Muth hat, Aufschub sucht, zuletzt nur an die eigne Rettung denkt. Elisabeth hat erst den Paulet, Marias gegenwärtigen Hüter, dann Mortimer, dessen Neffen, indirect zum Morde aufgestachelt; aber jener ist zu geradsinnig, dieser ein heimlicher Jesuitenzögling und Marias glühender Verehrer. Den Ausschlag gibt Eifersucht und gekränkte Eitelkeit. Sie fühlt bei jener Gartenscene in Leicesters Augen unterlegen zu sein, und jetzt ist sie entschlossen. Scheinbar dem Drängen des Volkes nachgebend und unter dem Eindrucke von Mortimers Attentat, unterschreibt sie das Urtheil. Aber noch immer in einer Form, daß sie gedeckt bleibt und ihren Secretär die Schuld treffen muß. Sie hat ihm keinen bestimmten Befehl ertheilt, sondern ihn ausdrücklich ohne einen solchen mit dem unterschriebenen Blatte zurückgelassen. Verzweifelt, rath-

Digitized by Google

los, schwankend findet ihn Burleigh, entreißt ihm das Papier, läßt das Urtheil vollstrecken. Und Elisabeth dementirt den Secretär! Talbot, der ehrliche Mann am Hofe, legt seine Stelle nieder. Leicester, von dem Tode Marias erschüttert, geht nach Frankreich.

Es ist ein feiner Zug, daß das Schwert schon über Marias Haupt an einem dünnen Faden hängt und daß sie selbst diesen Faden durchschneidet. Das Leben; die Freiheit, die sie im Garten außerhalb der Kerkermauern umfängt, weckt das Irdische in ihr auf, und das Irdische zieht sie hernieder. Alle Wege des Lebens führen zum Tode! Schiller hat die beiden Feindinnen wohl contrastirt, aber die Gegensätze nicht gerade vertieft. Maria, eine Frau von schlechtem Ruf, ist besser als dieser Ruf. Elisabeth, eine Frau von gutem Ruf, ist schlechter als dieser Ruf. Jene verhehlt ihre Sünden nicht; diese ist eine Heuchlerin. Jene zeigt sich kühn, diese vorsichtig; jene offen, diese versteckt. Jene steigt zur Läuterung auf und entbehrt keine irdischen Güter mehr; diese sinkt in den Augen ihrer treuesten Diener und verliert die irdischen Güter, an denen sie hängt. Das spezifisch Weibliche in Elisabeths Regiment kommt nicht stark zur Geltung. Nur daß Eifersucht den Ausschlag gibt, daß von beiden Seiten das kleinlich Weibliche hervorbricht und die Katastrophe herbeiführt, daß Maria Stuart in beschimpfenden Reden Befriedigung findet und daß Elisabeth daraufhin ihre vernichtende Macht gebraucht, nur dies führt auf einen typischen Zug weiblicher Natur.

So wenig Schiller die Charaktere reich ausstattete oder erschöpfte, so vortrefflich hat er die dramatische Situation gefunden und ausgebeutet. Gewissermaßen kann die Tragödie als ein praktischer Beleg gelten zu dem theoretischen Ausspruche des Dichters, daß es im antiken Drama, dem er sich zu nähern strebte, mehr auf die Handlung, als auf die handelnden Personen, mehr auf die Verknüpfung der Begebenheiten als auf die Schilderung der Charaktere ankomme. Ganz ausgezeichnet aber ist hier die Exposition: interessante Handlung, interessanter Dialog; der Dialog geht aus der Handlung hervor; er charakterisirt die Personen, die ihn führen; diese sagen nichts, als was sie vermöge ihres Charakters und vermöge der gegebenen Situation wirklich sagen müssen und theilen doch zugleich dem Zuhörer mit, was ihm zu wissen nöthig ist. Ein technisches Meisterstück!

Hatte Schiller in der „Maria Stuart" das im kleinen Sinne Weibliche zum wichtigsten Hebel der Handlung gemacht, so legte er von neuem Zeugniß ab für die an den Balladen und am Wallenstein gewonnene Unparteilichkeit und Objectivität. Keine Figur in dem Stücke, welche aus dem Herzen des Dichters genommen wäre. Der Idealismus, der in Max Piccolomini lebt, ist hier nicht vorhanden; und Mortimer, der etwa dasselbe Rollenfach vertritt, gehört zu jenen Schwärmern, über welche der reife Schiller so hart aburtheilte, zu jenen Phantasten, deren falscher Idealismus schrecklich ist, welche, wie er sagt, dem Eigensinne der Begierden ungebunden nachgeben wollen, in der Lossprechung von den moralischen Gesetzen ihre Freiheit sehen und in der völligen Zerstörung endigen.

Mit derselben Toleranz, wie in der „Maria Stuart", wählte Schiller in der „Jungfrau von Orleans" abermals eine katholische Heldin, eine Wunder-

Digitized by Google

gestalt des Mittelalters, aber eine Vertreterin der idealen Weiblichkeit, eine Kämpferin für eine gute Sache, geheiligt durch die Weihe der Religion und durch die Weihe der Natur. Schiller nimmt mit seinem ganzen Herzen für sie Partei. Das Naive, das er theoretisch so hoch stellte, das will er hier verkörpern, aber zugleich auch wieder: das Loos des Schönen auf der Erde! Irdische Liebe zieht sie hernieder. „Zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden hat der Mensch die bange Wahl." Ihr Seelenfriede ist zerstört, sobald die Neigung zu einem Manne in ihr Herz dringt.

Ganz falsch wird sie auf unseren Bühnen gewöhnlich tragirt. Jede Schauspielerin, groß gewachsen, mit heroischem Schritt, starker Stimme und männlichen Bewegungen meint, sie müsse vor allem die Jungfrau spielen. Aber Schiller hat sie als eine rührende Gestalt gedacht mit einer Kinderphantasie und Kinderrede, und der heilige kindliche Glaube macht sie groß. Sie stammt aus der idyllischen Hirtenregion, wo die Poesie einkehrt und das Schöne wohnt. In ihr vereinigt sich Engel und Kind, „der Menschheit Vollendung und Wiege". Sobald sie aufhört Kind zu sein, sowie sich das Weib in ihr regt, ist der Zauber gebrochen. Sie ist elementar, unbewußt, unberechnet in ihrem Thun. Dem Zuschauer wird in Bezug auf sie wirklicher Wunderglaube zugemuthet, und die „dritte Welt" ragt in das Stück fast so stark und körperlich wie in Goethes „Faust" herein. Die Göttlichkeit des Schönen wird uns gleichsam handgreiflich demonstrirt. Johanna weiß Verborgenes; sie kennt öffentliche Verhältnisse, die ihr niemand mittheilte; sie ist Prophetin und durch ihre Erscheinung werden Prophezeiungen erfüllt. Ein abgeschiedener Geist kommt, um sie zu warnen; und gleich darauf tritt die Versuchung an sie heran; den Feind, den sie tödten soll, den muß sie lieben; Zwiespalt zerreißt ihr Herz; sie fühlt sich schuldig; sie hält's im Dom nicht aus, wie Fausts Gretchen, die Orgel tönt ihr dem Donner gleich, die Gewölbe drängen sie; sie sucht die freie Luft; sie nimmt die Anklage, die sie verdammt, schweigend als eine Prüfung des Himmels hin; verlassen, verbannt, ausgestoßen, umherirrend Tage lang, Nächte lang in den Schrecken des Sturmes und der Oede findet sie den Frieden wieder; die Gefangenschaft ist ihr willkommen; einer neuen Versuchung, die sie fürchtet, unterliegt sie nicht; der Mann, der ihr Herz bewegte, ist ihr nur noch der Feind ihres Volkes. Da kehrt die Heldenkraft wieder, ein neues Wunder kommt ihr zu Hülfe, die schweren Ketten fallen von ihr ab, sie befreit den König, siegt und fällt, und die Pforten des Himmels thun sich vor ihr auf. „Die hier gedienet, ist dort oben groß."

Wie Schiller einst im Gedichte den Herakles als ein Symbol gebrauchte, um Diesseits und Jenseits, Erde und Himmel, Leben und Ideal zu contrastiren, so nahm er jetzt das Mädchen von Orleans. Aber das Ringen des starken Mannes gelingt ihm besser als die Unschuld des Kindes. Er war der Aufgabe, die er sich selbst steckte, hier nicht ganz mächtig. Sein Herzog von Burgund ist zwar von Johanna's Rede gerührt und findet sie kindlich; aber wir finden es nicht mit ihm. Den Zauber der Natur weiß Schiller nicht auszudrücken; an dieser Klippe scheitert der sentimentalische Dichter. Für die fehlende Naivität muß declamatorische Lyrik eintreten. Schon das Vor[illegible] hat etwas Opernhaftes. Johanna trägt mehrfach Ari[illegible]yrische Decla[illegible]stücke vor, die sich

Digitized by Google

wiederholt sogar äußerlich in gereimte Strophen gliedern. Schiller war in der That der Oper nicht abgeneigt, da man ihr die servile Nachahmung der Natur erlasse, da man in ihr das Wunderbare dulde und da die Musik selbst in das Pathos ein freieres Spiel, in das Gemüth eine schönere Empfänglichkeit bringe.

Johanna bildet mit dem Dauphin und Agnes Sorel eine lyrische Gruppe. Auch der Dauphin spricht in Reimen, ein Hauch der Troubadour-Herrlichkeit umschwebt ihn. Die Ritter aber, die ihn umgeben, und ebenso die Ritter, die ihn bekämpfen, sind einförmig: tapfere und ehrliebende Helden, aber nur äußerlich gegliedert, hier Franzosen, dort Engländer, in der Mitte Burgund, der von diesen zu jenen übergeht. In der englischen wie in der französischen Gruppe unterscheidet man wieder solche, die für die Jungfrau, und solche, die gegen die Jungfrau stehen. In die französische Gruppe wird der Zweifel erst allmählich eingeführt; in die englische Gruppe wird die Liebe erst allmählich eingeführt. Das Böse ist nur durch Isabeau vertreten, und wir sehen sie ihrem schlechten Rufe gemäß handeln. Die unversöhnliche Gegnerin der Jungfrau bethätigt sich zugleich als der sittliche Gegenpol des Edlen und Schönen. Contrastfiguren anderer Art sind Talbot, der englische Feldherr, und Thibaut, Johanna's Vater: jener ungläubig, ganz am Diesseits haftend, dieser ein Realist, der in schweren Zeiten den Seinigen einschärft: „Sorge Jeder nur für's Nächste!" Ein Mann, der nicht das Göttliche auf Erden mächtig glaubt, der nur die Dämonen fürchtet, seine Tochter warnt und sie mit Höllenwerk beschäftigt glaubt. Sie aber wandelt wie ein Genius der Freiheit durch das Stück. Sie vermag, was Goethe's Clärchen möchte. Ihr Volk ruft sie auf gegen den Eindringling und die Heere, die sie führt, sind siegreich. Auch ihr steht ein Brakenburg zu Seite, Raimond, der ihr unbedingt ergeben bleibt und sie nicht verläßt, da alle fliehen.

Fühlen wir uns hier an Goethe's „Egmont" erinnert, so knüpft Schiller andererseits wieder an die literarische Tradition von Goethe's „Götz" an. Denn seine „Jungfrau von Orleans" ist ein Ritterstück; und der Dichter hat selbst den gewöhnlichen Apparat dieser Gattung, wie sie sich nach dem „Götz" ausgebildet hatte, nicht ganz verschmäht. Doch steht die „Jungfrau" hoch über dem ordinären Ritterdrama, schon weil es sich in ihr um eine bedeutende öffentliche Angelegenheit, nicht um private Schandthaten und Fehden handelt. Eine große Auffassung politischer Dinge bekundet sich überall in den herrlichsten Sentenzen, wie sie jetzt in aller Munde sind. „Nichtswürdig," sagt ein französischer Held, „ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre." Die Jungfrau spricht: „Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland?" Und den König mahnt sie: „Sei immer menschlich, Herr, im Glück, wie Du's im Unglück warst."

Das ganze Stück hindurch wird gekämpft. Die technischen Schwierigkeiten, die daraus entstanden, hat Schiller glänzend überwunden. Massenkämpfe werden erzählt, Einzelkämpfe direct vorgeführt, alle durchschlungen von menschlich-persönlichen Interessen. Schon diese Kämpfe erinnern an die Ilias. Auch die Art, wie aller Adel als gleichgestellt gilt, wie die Vasallen den König behandeln, obgleich dies als ein Ausnahmezustand erscheinen soll, vergegenwärtigt homerische Verhältnisse. Und die Sprache, die Bilder, die Beiwörter, einzelne Situationen,



Digitized by Google

selbst das Metrum weist zuweilen auf griechische Vorbilder hin. Hier strahlt etwas von homerischem Glanz, von homerischer Pracht. Eben die äußere helle Erscheinung und das Eingreifen des Wunderbaren, ganz wie bei Homer Götter und Menschen sich mischen, wirkt hier zu einem hinreißenden Eindruck zusammen; und wir sind von dem Ganzen wie von einer freudig beginnenden und rührend schließenden Ballade erschüttert.

Während Schiller im „Wallenstein" und in „Maria Stuart" den Tod des Helden hinter die Scene verlegt hatte, aber freilich so, daß wir ganz genau wissen, wann sich das Grausige ereignet, und daß wir es in „Maria Stuart" sogar durch das Medium Leicester's von Minute zu Minute verfolgen können; verläßt er in der „Jungfrau von Orleans" die antike Regel. Ebenso sterben die feindlichen Brüder der „Braut von Messina" vor unseren Augen auf der Bühne, obgleich in anderer Hinsicht gerade dieses Stück Schiller's stärkste Annäherung an die Antike aufweist.

Er hat darin wieder einmal zu einem erfundenen Stoffe gegriffen, wie seiner Zeit in den „Räubern" und in „Kabale und Liebe". Unter den Jugendstücken aber war es „Fiesco" zumeist, der auf seine Zukunft hinwies; historische Ereignisse dramatisch zu gestalten, schien sein eigenster Beruf. Das hatte er auch selbst deutlich erkannt und meinte überlieferter Fabeln zu bedürfen, da es ihm leichter sei, die Wirklichkeit zu vergeistigen als die Gestalten seiner Phantasie zu verkörpern. Doch gibt es Nöthigungen und Wünsche der schaffenden Kraft, welche für den Künstler entscheidend werden. Schon lange suchte er nach einem Stoff, der alle Vortheile des Sophokleischen „König Oedipus" darböte; da er ihn nicht fand, so erfand er die „Braut von Messina" und bildete sie dem „König Oedipus" nach: ein fluchbeladenes Geschlecht; ein Orakel, dem der Mensch zu entfliehen sucht und das er gerade dadurch erfüllt; ein Kind, das getödtet werden soll, aber am Leben bleibt; unnatürliche Liebe und Verwandtenmord; ein Verborgenes, das im Laufe des Stückes zu Tage kommt; der Schuldige, der sich selbst bestraft, dessen Schuld aber nicht weit zurückliegt, wie bei dem Griechen, sondern, rasch gethan und rasch enthüllt, im Laufe desselben Tages gesühnt wird.

Zahlreiche Einzelheiten in Stil und Erfindung erinnern an die griechische Tragödie. Technische Mittel, früher erworbene und neu gelernte oder neu gewagte, stammen aus den Traditionen der athenischen Bühne. Vielfach gewahren wir Vorbilder, überall aber zugleich selbständiges Gelingen. Nirgends hat Schiller die Sprache so sorgfältig durchgebildet und auf eine so gleichmäßige Höhe gehoben wie hier. Nirgends hat er die Charaktere so einheitlich stilisirt, nirgends eine so rein poetische Welt geschaffen wie hier. Die Vorstellungen der antiken Mythologie wagte er umfänglicher als sonst herbeizuziehen, befand er sich doch auf sicilianischem Boden, wo das Griechenthum in seinen Denkmälern fortlebt, wo der abergläubische Wahn des Mittelalters sich aus antiken wie arabischen Quellen nähren konnte. Ein Schüler Winkelmann's, der in Sicilien reiste, war den Spuren des Alterthums überall nachgegangen, er hatte überall das einstige Sicilien in dem neuen erblickt, er fand in dem Volk ein erstaunliches Feuer, er fand die Eifersucht und Rachgierde heftiger als in irgend einer Nation und daneben einen Heroismus und Stoicismus, von dem man die größten Früchte

Digitized by Google

ziehen könne. Mit solcher Eifersucht entbrennt Don Cesar gegen den Bruder, mit solcher Rachgier erschlägt er ihn, mit solchem stoischen Heroismus tödtet er sich selbst und bleibt gegen alle Bitten der Freunde, der Mutter, der Schwester taub: denn „das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld".

Der tragische Conflict, den Schiller hier behandelt, war nicht bloß in dem Euripideischen Stücke von den thebanischen Brüdern, den Söhnen des Oedipus, gegeben, sondern gehörte zu den tiefstgewurzelten Bedürfnissen seiner Phantasie. Das achtzehnte Jahrhundert machte durch seine gesteigerte Fühlbarkeit auch das Verhältniß zwischen dem engsten Kreise der Familienglieder inniger und weicher, als es je vorher, wenigstens in modernen Zeiten, gewesen war. Die Strenge des Gesetzes wich der freien Neigung. Die väterliche Autorität machte sich nicht mehr despotisch geltend; die Kinder verloren die Furcht und tauschten die Liebe ein. Die Geschwister unter einander lebten in der zärtlichsten Freundschaft. Aber der Uebergang machte sich nicht plötzlich; das alte harte Verhältniß bestand dicht neben dem neuen weiter; der Sohn, der Neigung hoffte, fand vielleicht nur Strenge, zog sich gekränkt zurück und ging zur Abneigung über. Das deutsche Leben bot in dem Conflicte zwischen Friedrich dem Großen und seinem Vater ein classisches Beispiel, wie solche Gegensätze sich verschärfen konnten. Für den Dichter schien es lohnend und versprach eine sichere Wirkung, wenn er die stärkste persönliche Spannung in eben den Familienkreis verlegte, den sein fühlendes Publicum sich mehr und mehr als einen Hort des Friedens und der Innigkeit anzusehen gewöhnt hatte. Ein Vater, der seine Tochter tödtet! Ein Bruder, der seinen Bruder tödtet! Oder auch — ein Conflict anderer und doch verwandter Art — ein Bruder, der seine Schwester liebt! Welche tragischen Gegenstände! Kein Dichter hat solche Motive so oft angewendet, wie Schiller, dessen männliche Natur vor dem Erschütternden nirgends zurückschreckte und auf die stärkste Zuspitzung der Gegensätze ausging. In den „Räubern" feindliche Brüder und der eine derselben fast ein Vatermörder. Im „Fiesco" zwei Figuren wie Emilia Galotti und ihr Vater. In „Kabale und Liebe" ein Sohn gegen den Vater empört, der ihm sein Theuerstes raubt. Im „Don Carlos" wieder Vater und Sohn, unter andern durch Liebe zu derselben Frau, entzweit. Im „Wallenstein" Max von Octavio, Thekla von Wallenstein abgewendet. In der „Jungfrau" Thibaut wider seine Tochter, die Königin Isabeau wider ihren Sohn entflammt. Später im „Tell" ein Edelmann mit seinem Neffen uneins, ein Vater gegen den Sohn bewaffnet, ein Prinz der seinen Oheim und Kaiser erschlägt. Das Motiv der feindlichen Brüder nahm Schiller aus seiner frühesten Production jetzt wieder auf und wie dort lieh er ihnen Liebe zu demselben Weibe; diese aber ist, ohne daß sie es wissen, ihre Schwester; und der Vater der drei Geschwister hat *seinem* Vater die Braut geraubt und dessen Flüche dafür geerntet, die sich nun an den Enkeln erfüllen. Ein Conflict wie zwischen König Philipp und Don Carlos liegt in der Vergangenheit; ein Conflict wie zwischen Karl und Franz Moor, wie zwischen Eteokles und Polynikes spielt sich in der Gegenwart ab.

Denken wir an die handelnden Personen der „Braut von Messina", so



Digitized by Google

ordnen sie sich unwillkürlich in eine symmetrische Gruppe: Isabella, die Mutter, in der Mitte; ihre Söhne, die feindlichen Brüder, zu beiden Seiten, und um jeden sein Gefolge geschart. Die Mutter vereinigt die Söhne. Es gibt aber noch einen anderen Vereinigungspunkt für alle drei: Beatrice, die Tochter, die Schwester: jeder hängt vorerst nur heimlich mit ihr zusammen, und ihr Hervortreten ist das Unglück.

Unumgänglich war eine Contrastirung der Brüder: sie liegt in der voreiligen aufbrausenden Raschheit Don Cesars, in dem schwerfinnigen, verschlossenen Wesen Don Manuels. Der ganze tragische Verlauf beruht auf diesem Unterschiede. Ohne die Heftigkeit des jüngeren, ohne die geistige Schwerfälligkeit des älteren Bruders trat die Katastrophe nicht ein. Aber auch der frühe Zwist, der bis zu tödtlicher Feindschaft anschwoll, läßt sich aus dem Gegensatze der Charaktere begreifen. Der Vater, ein finsterer Despot, hat ihn nur durch Gewalt unterdrückt, nicht durch Liebe bekämpft. Im Verhältniß zur Mutter zeigen sich beide als liebende Söhne; in der Liebe zu Beatrice beide auf gleiche Weise plötzlich entzündet. Beatrice und Isabella sind nicht individualisirt, sondern nur typisch behandelt. Die unnatürliche Trennung von den Eltern vergiftet Beatricen's junges Leben: heimlich gerettet und erzogen, heimlich geliebt und liebend, heimlich entführt und durch einen so verwegenen Schritt mit Bangigkeit erfüllt, unterliegt sie doch weiblicher Schwäche; zweimal ist sie ungehorsam, folgt einem Gelüst, und ihre Neugierde beschwört das Verhängniß herauf. Isabella repräsentirt den Typus der Mutter. Als liebende Mutter versöhnt sie die Söhne, verheimlicht sie die Tochter. Im Unglück klagt sie die Götter an und erklärt sich für unschuldig. Aber wer hieß sie die Tochter länger als nöthig verbergen? Wer hieß sie einem Traum und einem mönchischen Traumdeuter vertrauen? Dumpfer Wahnglaube beherrscht sie ebenso wie ihren Mann, der auch auf einen Traum und auf einen arabischen Traumdeuter mehr als auf die Stimme der Menschlichkeit horchte. Nirgends in diesem Geschlecht ein freier, offener Aufblick zum Himmel; nirgends der reine Kinderglaube, welcher die Jungfrau von Orleans beseligt und erhebt. Nur die Dämonen fürchten sie, und nach irdischen Gütern trachten sie; rasch begehren sie, und rasch folgt dem Willen die That. Das Maß fehlt ihnen, die Zügelung der Begierde, und so ereilt sie die Nemesis. Aus dem Norden sind sie gekommen und herrschen tyrannisch über ein südliches Volk. Die nordische Energie wendet sich gegen das eigene Blut. Aus unnatürlichen Verhältnissen entstehen unnatürliche Thaten. Die Unterworfenen ertragen mit dumpfem Grollen den Druck, schüren den Zwist und wünschen Unheil den fremden Gebietern. Auch diesen Gegensatz hat Schiller als einen typischen durchgeführt und die Stimmung des einheimischen Volkes durch die Begleiter der Prinzen ausgedrückt. Er verlieh ihnen die Leidenschaften der dienenden Masse und zugleich eine weit umgreifende Reflexion, wie sie unparteiischen, unbetheiligten Zuschauern geziemen könnte. Er faßte sie in einem Chor oder vielmehr in zwei Halbchören, einem älteren und einem jüngeren, zusammen und vollendete so den Eindruck des classischen Drama's.

Diese Chöre stehen in der Mitte zwischen dem Chore der griechischen Tragödie und den gegliederten Massen, wie sie Schiller schon früher gebraucht hatte.

Digitized by Google

Tragödien von wenig Figuren, wie „Iphigenie", wie „Tasso", waren nicht in seiner Art. Das einzige bürgerliche Trauerspiel, das er verfaßte, mußte sich freilich beschränken. Aber sonst setzte er gerne Massen in Bewegung. Die Räuber stehen wie ein Chor um ihren Anführer. Die Verschwörer im „Fiesco" bilden gleichfalls eine homogene Menge. Philipp's des Zweiten Hofstaat entfaltet sich, freilich nur in Einer Scene des „Don Carlos", als ein figurenreiches Bild. Die Wallensteinischen Generäle und das Wallensteinische Lager zeigen einen großartig gegliederten Chor. Die Dienerschaft der Maria Stuart und der Hofstaat der Königin Elisabeth enthalten die Keime zu Chören. In der „Jungfrau von Orleans" stehen sich zwei feindliche Massen gegenüber. Und ebenso vertreten die Halbchöre der „Braut von Messina" zugleich zwei kämpfende Armeen und das Gefolge zweier Fürsten. Insoferne sie mithandeln, treten sie aus der Schiller'schen Tradition nicht heraus; insoferne sie allgemeine Betrachtungen aussprechen und als Masse mehrstimmig reden, lenken sie in die antike Tradition zum ersten Mal innerhalb der modernen deutschen Bühnengeschichte wieder ein. Sie umgeben die Handlung wie mit einem lyrischen Prachtgewebe. Frei ergeht sich die Phantasie und wandelt auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einher. Alle wesentlichen Verhältnisse des Lebens werden wie in der „Glocke" berührt und die ganze sinnliche Macht des Rhythmus und des Reimes verbindet sich mit ewigen Gedanken und einem berauschenden Klange der Sprache.

Die „Braut von Messina" ist das höchste Werk reiner Kunst, das Schiller hervorgebracht hat. Er verhält sich darin seinen Figuren gegenüber vollkommen objectiv. Dennoch fehlt auch hier nicht ein gewisser politischer Gehalt. Das alte Lieblingsthema, der Kampf gegen die Tyrannei, klingt immer noch nach. Wie im „Wallenstein" der Kaiser und die Diener seines Willens nicht im besten Lichte stehen, wie in der „Maria Stuart" Elisabeth's Despotismus schonungslos enthüllt wird; so richtete sich die „Jungfrau von Orleans" gegen die Unterdrückung eines fremden Eroberers und so schildert die „Braut von Messina" den Untergang eines gewaltthätigen Geschlechtes, das in einem eroberten Lande nicht Wurzel fassen konnte.

Wir wissen nicht, wie weit Schiller durch die Zeitgeschichte in der Wahl seiner Stoffe bestimmt war. An der Spitze einer Armee boten Lafayette und Dumouriez der Staatsgewalt Trotz, wie Wallenstein. Gefaßt und geläutert ging Marie Antoinette in den Tod, wie Maria Stuart. Gegen die Herrschaft der Fremden auf deutschem Boden protestirte Goethe's Hermann; und derselbe Impuls könnte bei Schiller wirken in der „Jungfrau von Orleans", in der „Braut von Messina" und im „Tell".

„Wilhelm Tell" stellt eine Verschwörung dar wie „Fiesco". Er stellt eine Befreiung dar wie die „Jungfrau von Orleans". „Auf den Bergen ist Freiheit!" ruft der Chor in der „Braut von Messina". Wie die Freiheit der Berge sich gegen fremde Tyrannen behauptet, zeigt Schiller's „Tell". Der Dichter ist auch hier nicht unparteiisch; mit seinem ganzen Herzen steht er auf der Seite der Unterdrückten, wie früher auf der Seite der Jungfrau von Orleans. Johanna kommt aus der Idylle in die große politische Welt und führt ihr Vaterland zur Unabhängigkeit zurück. Das ganze Schweizervolk lebt in der Idylle; da bricht der Druck der Tyrannei über sie herein, und sie werfen ihn ab: die verletzte

Digitized by Google

Natur stellt sich wieder her. Wie in Johanna, so wollte Schiller auch hier das Naive darstellen. Besser als in der „Jungfrau", aber doch nicht so ganz, ist es ihm jetzt gelungen.

Ein Chor, nur nicht im antiken Sinne, eine gegliederte Masse, bewegt sich im Mittelpunkte. Das Schweizervolk selbst ist der Held, aber in Individuen aufgelöst und typisch vereinfacht. Zunächst unterscheidet man Adel und Bauern. Die letzteren werden repräsentirt durch einen Greis, einen Mann, einen Jüngling: Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold Melchthal. Schiller bringt sie sehr oft zusammen auf die Bühne; immer sind sie gleich zur Hand, und der Dichter setzt sich dabei mit gewohnter Kühnheit über Bedenken der Motivirung hinweg. Alle drei, zugleich Repräsentanten der drei betroffenen schweizerischen Cantone, sind in dem Widerstand gegen Zwang und Willkür einig. Der Greis neigt sich dem Adel zu, der Jüngling setzt sich dem Adel entgegen. Im Adel selbst gehen Alter und Jugend, alte Zeit und neue Zeit auseinander. Der Freiherr von Attinghausen hält es mit den Bauern und mit der Freiheit; sein Neffe Rudenz hält es mit den Fremden. Aber nur die Liebe verführt ihn, und das Mädchen, das er verehrt, weist ihn selbst, wie Thekla den Max, auf das Rechte hin, auf seine Pflicht, zu den Landsleuten zu stehen. Rudenz und Melchthal, die adelige und die bäuerliche Jugend, ursprünglich schroff getrennt, rücken sich im Laufe des Stückes immer näher; und ihre Versöhnung, ihr Zusammenwirken, ihr Freundschaftsbund bedeutet den Ausgleich der Stände.

Diesen allen gegenüber nimmt Wilhelm Tell eine Stellung für sich ein, ähnlich wie Max Piccolomini aus dem Chore der Wallensteiner ausgesondert war. Er steht nicht als Idealist den Realisten gegenüber; denn hier lebt Alles im Stande der harmonischen, idealischen Natur, nur Rudenz will sich entfernen, kehrt jedoch an der Hand der Liebe bald willig zurück. Nein! Tell steht als ein streitbarer Jäger den friedlichen Hirten; er steht als der einsame Starke, als ein Genie der Thatkraft den mittleren Menschen gegenüber, die stärker zu sein glauben, wenn sie sich mit ihresgleichen zusammenthun. Tell handelt, wo die andern nur reden. Tell handelt, wo die andern sich berathen. Tell handelt, wo die andern verzagen. Er kennt keine Furcht. Er bedenkt sich nicht lange, wo es zuzugreifen gilt. Er ist menschlich und hilfreich und vertraut auf Gott in aller Noth. Er ist körperlich kraftvoll und in allem Manneswerk geübt, ein sicherer Schütze, ein kühner Schiffer, ein geschickter Zimmermann je nach Bedarf. Er ist zu Schutz und Trutz stets gerüstet: will er das Leben recht genießen, so muß er es sich jeden Tag auf's Neue erbeuten. Nur in der Natur, nur in freier Luft kann er athmen. Er ist wortkarg, doch macht er sich auf einsamen Wegen allerlei Gedanken und gilt für einen Träumer. Er ist schlicht und anspruchslos, bescheiden vor dem Höhergestellten und gegen die Tyrannei der Vögte weniger erregt, als die andern: er will dulden und schweigen, harren und hoffen, wenn auch seinen Freunden sich nicht entziehen, falls sie seiner bedürfen. Da greift die Tyrannei brutal in sein eigenes Leben. Der Vogt Geßler, ein blindwüthiger Märchentyrann von gänzlicher Herzenskälte, von grausamer Herrschgier, dem die Waffen in der Hand des Freien, dem jedes gastfreie Haus der Landleute ein Greuel ist und der mit fanatischer Strenge die Unterwürfigkeit der Bauern ertrotzen will, dieser Geßler zwingt ihn auf sein eigenes Kind zu zielen und einen

Digitized by Google

Apfel von dessen Haupt zu schießen. Er lockt ihm arglistig ein gefährliches Geständniß ab und will ihn gefangen setzen. Nur ein Wunder befreit den Helden aus der Hand des Gewaltigen, und sofort steht sein Entschluß fest, den furchtbaren Mann zu tödten.

Das Heiligthum des natürlichen Menschen ist das Haus, die Familie. Gleich zu Anfang des Stückes erfahren wir, wie die kaiserlichen Vögte dieses Heiligthum entweihen. Ein beleidigter Ehemann erschlägt den sündigen Bedrücker ohne Weiteres, und alle seine Landsleute geben ihm Beifall. So hat sich auch Geßler gegen die Natur versündigt, indem er die Hand des Vaters wider den Sohn bewaffnete; von diesem Augenblick an ist er in der natürlichen Welt vogelfrei, und der beleidigte Vater „rächt die heilige Natur", indem er den Tyrannen erlegt wie ein wildes Thier, das seinem Hause Gefahr droht. Nicht der leiseste sittliche Zweifel steigt in ihm auf. Von der Berechtigung seiner That ist er fest überzeugt; er empfindet sie als eine Nothwendigkeit; mag sein weichliches Weib sich entsetzen, mag Johannes Parricida es wagen, sich mit ihm zu vergleichen: seine heitere Sicherheit bleibt unbeirrt. „Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände," ruft er dem Parricida zu, „verfluche dich und deine That."

Wilhelm Tell gehörte zu den traditionell gefeierten Revolutionshelden. Schon Rousseau hatte ihn mit Ehren genannt und die Göttinger Dichter ihn besungen. Goethe beschäftigte sich in der Schweiz unmittelbar nach der Vollendung von „Hermann und Dorothea" mit dem Stoffe, der, auf sonderbarem Wege entstanden, durch Elemente uralt germanischer Poesie geschmückt, von dem Schweizer Chronisten Aegidius Tschudi im sechzehnten Jahrhundert mit Herodoteischer Einfalt erzählt worden war. Goethe wollte ein Epos daraus machen, trat den Plan jedoch an Schiller ab; und dieser bemühte sich, den Helden von jeder Verwandtschaft mit den Königsmördern der französischen Republik zu reinigen, indem er das naive Rechtsbewußtsein einer naiven Zeit für ihn in's Feld führte und dadurch indirect feststellte, daß in weniger naiven Zeiten, unter weniger natürlichen Menschen eine gleiche Handlungsweise anders beurtheilt werden müßte. Alle die schweizerischen Verschwörer wollen nur für ihre Weiber und ihre Kinder einstehen. Alle billigen Tell's Verfahren. War doch der Tyrann gleichsam auf frischer That getödtet, da er, grausam gegen ein armes Weib, sein Herz gegen ihre rührenden Bitten verhärtete, ihr Gerechtigkeit versagte, auch hier in den Frieden des Hauses eingriff, einer Familie ohne Grund den Ernährer raubte und über das unglückliche Land neue Gewaltmaßregeln verhängen wollte.

Für das gute Alte, für die heimische Freiheit streitet Schiller im „Tell", wie Goethe in „Hermann und Dorothea". Die beiden unsterblichen Werke stehen dicht neben einander. Der Geist der homerischen Poesie hat an beiden mitgearbeitet. In der Verehrung natürlich unschuldiger Menschheit sind beide entstanden. Die Freundschaft unserer großen Dichter hat sich für beide fruchtbar erwiesen.

Zum ersten Mal wurde die Reihe der Schiller'schen Tragödien durch ein Drama mit gutem Ausgang unterbrochen. Der Held unterliegt nicht, der Held stirbt nicht, sondern in frischer Kraft richtet er sich auf und reißt sich von seinen Bedrängern los. Immer noch wirken die alten Grundgedanken Schiller'scher Poesie, die Rousseau'sche Verherrlichung eines idealen Urzustandes der Menschheit

Digitized by Google

nach. Ueberall sonst hatte er sein Publicum in eine Welt geführt, welche dem Stande der Natur entwachsen ist. Die Wirklichkeit, die er schildert, duldet das Schöne und Edle nicht und zieht den herab, der dem irdischen Triebe folgt. Die Guten sind mit der Natur und dem Himmel im Einklang und gute Orakel leiten sie auf den Weg der Verklärung. Die Bösen empfangen böse Orakel, und ein Geschlecht, das wider die Natur sündigt, wird von der Erde hinweggetilgt. Im „Tell" zum ersten Mal umfängt uns die reine Natur, herrliche Menschen in herrlicher Landschaft; das Widernatürliche, das die Idylle stört, kommt von außen und schwindet vor dem Athem der Freiheit; die Natur behauptet sich in ihren ewigen Rechten; das Schöne verdirbt nicht, sondern besteht. Brachte die Schweiz einst unserer Poesie höheren Schwung und idealisch-phantasievollen Flug, ward von dort her Klopstock angeregt, lernte Schiller noch unmittelbar aus Haller und setzte er dessen Lehrdichtung mit gesteigerten Kräften fort: so stattete er jetzt den Dank Deutschlands an die Schweiz glänzend ab und machte den Vierwaldstätter See mit seinen Umgebungen zu einer geweihten Stelle der Freiheit, deren Ruhm dauern wird, so lang es eine deutsche Dichtung gibt.

Schon hatte Schiller nach dem „Tell" eine neue Tragödie begonnen, diesmal aus der russischen Geschichte: den „Demetrius". Wieder eine gleichartige Masse virtuos individualisirt und ein polnischer Reichstag mit unvergleichlicher Kraft vergegenwärtigt. Die Anlage des Ganzen ähnlich wie in der „Jungfrau von Orleans": siegreiches Vordringen im Bewußtsein der guten Sache; das Glück auf der Seite des Helden; plötzlich Zweifel, innerer Zwiespalt und äußeres Unterliegen. Der Prätendent, der sich für den echten Herrscher hält, erfährt, daß er es nicht ist, spielt seine Rolle gleichwohl fort, unterliegt dadurch den tückischen Mächten der Erde und fällt durchbohrt zu den Füßen seiner vermeintlichen Mutter, die ihn verleugnet.

Nur bis in den zweiten Act des „Demetrius" war Schiller vorgedrungen: da entraffte ihn der Tod.

In Goethe's „Achilleis" redet Athene in der Gestalt des Antilochos, Nestor's Sohn, zu Achilles über das Sterben und preist seine Wahl des kurzen rühmlichen Lebens:

> Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
> Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneia's,
> Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
> Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reifige Nestor,
> Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
> Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
> Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
> Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
> Allen Künftigen auf, und Jedem stirbt er auf's Neue,
> Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Gleich Nestor „völlig vollendet" starben im Anfang unseres Jahrhunderts Männer wie Klopstock und Kant. Gleich dem Achilles, nicht mehr ein Jüngling, aber in der Vollkraft der Jahre, starb Schiller. Wie Achilles lebt er im Andenken der Nachwelt fort und „erregt unendliche Sehnsucht".

Digitized by Google

# Die Erlebnisse des heiligen Pancrazius von Evolo.

Ein sizilianisches Sittenbild

von

**A. Schneegans.**

## I.

„Hinunter mit ihm! — Ins Meer mit dem alten Trotzkopf! — Unter den Tintenfischen und den Seekrebsen mag er wieder zur Vernunft kommen! — Nun berührt er das Wasser! — Er schwimmt! — Er taucht unter! — Nun, Evoluccio, mög' es Dir wohl gehen dort unten, im kühlen Grunde!" —

Der inmitten einer lärmenden Volksmenge auf der äußersten Spitze des jäh in die See hinunterfallenden Felsvorgebirgs von Evolo also schrie und tobte, war der kleine, breitschulterige Schiffsmakler Cesare Agresta, und die sich mit wüthendem Rufen und noch wüthenderen Geberden auf dem Felsen, um die alte Capelle, zwischen den knorrigen Oelbäumen bewegten, die waren seine Mitbürger und Mitbürgerinnen, die vollzählige Einwohnerschaft des sicilianischen Städtchens von Roccastretta, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Reiche und Arme — ja sogar mit Inbegriff des hochwürdigen Padre Atanasio und des nicht weniger hoch zu verehrenden Herrn Sindaco, welche Beide, ein paar Schritte abseits, mit einem besonderen Ausdruck von verschmitzter Schadenfreude dem Treiben der Menge zuschauten. Um den Stamm eines alten Oelbaums hatten einige handfeste, halbnackte Gesellen ein dickes Tau geschlungen, das in seiner ganzen Länge über dem Fels in das Meer hinabhing und zuweilen, in hartem Stoßen und Ziehen, als trüge es ein schweres, unregelmäßig hin- und herbaumelndes Gewicht, den alten Stamm bis in die höchsten Aeste und in die tiefsten Wurzeln erbeben machte. Don Cesare führte den Oberbefehl über das wildumhertobende Volk; er lief, er rief, er gesticulirte, er commandirte, er fluchte, er lachte, er polterte, und Alles gehorchte seinem Worte und seinem Winke.

„Weshalb sich eigentlich der kleine Don Cesare so sehr dabei ereifert, kann ich nicht begreifen," sagte der wohlgenährte Padre Atanasio seinem Nachbar, dem Herrn Sindaco in's Ohr; „dem hat der alte Evolino — oder der Evoluccio, wie sie ihn heute schimpfen — doch niemals ein Leid zugefügt, und dem

Digitized by Google

kann's einerlei sein, ob es regnet oder nicht; denn er besitzt ja nicht das kleinste Stückchen Landes und nicht einen einzigen Citronenbaum nennt er sein Eigenthum!"

Der Herr Sindaco zog die Schultern in die Höhe wie Einer, der eben auch nicht mehr weiß, und erwiderte, mit leichtem Kopfnicken auf ein junges Pärchen deutend, das sich, halb hinter der Capelle versteckt, lebhaft zu unterhalten schien:

„Während Don Cesare sich mit den Alten beschäftigt, beschäftigt sich sein lustiges Schwesterchen, die schöne Carmela, lieber mit den Jungen!"

„Merk' schon lange, daß zwischen diesen Beiden etwas vorgeht," antwortete der Pater mit einem Seitenblick, in welchem sich etwas wie der Ausdruck einer, im tiefsten Grunde des Herzens gegen eine halbneidische Empörung ankämpfenden Resignation wiederspiegelte; „... was aber draus werden soll? ... der reiche Nino wird sich doch nicht mit der Tochter dieses Schiffsmaklers begnügen wollen!"

„Na, Padre Atanasio, man braucht nicht immer gleich an's Heirathen zu denken," meinte der Andere, indem er, ein Auge zudrückend, den feisten Pater mit pfiffiger Miene anlächelte.

„Weiß es ja sehr wohl," erwiderte dieser, ohne irgendwie an dem leichtfertigen Worte Anstoß zu nehmen; „aber merkt Don Cesare wo es hinaus will, so mag sich Nino vor dessen Messer in Acht nehmen!"

„Das ist Nino's Sache," lachte der Herr Sindaco breit heraus; „zwischen des Nachbars Thür und Angel werde ich mich wohl hüten, meinen Finger zu stecken."

Sie wurden durch die in wirrem Durcheinander von dem Fels nach der Capelle zurückfluthende Menge unterbrochen.

„Das freut Euch, Padre Atanasio!" schrie Einer, ein hagerer, unter seiner calabresischen Mütze banditenartig dreinschauender Schiffer; „mit dem alten Evoluccio standet Ihr doch niemals auf freundlichem Fuß. Nun ist er geborgen auf einige Zeit!"

„Muß unten bleiben, bis er vernünftig wird," rief ein Anderer und ballte wüthend die Faust dem Meere zu; „und geht's nicht so, so geht es anders!"

„Ja! ja!" heulte ein Dritter, der mit einem langen Messer in der Luft herumfuchtelte; „ja! ja! Santo Diavolo! Geht's nicht mit dem Wasser, so muß er an's Feuer glauben! Und hätte Don Cesare es den Andern nicht ausgeredet, heute schon hätten wir ein Höllenpfühlchen unter des Alten Sohlen angezündet, daß er an uns gedacht hätte bis in die Ewigkeiten! — der Schuft! Der Erzlump! Der alte Heide!"

Ein blitzartiges Lächeln zwinkerte bei diesem letzten Worte in Padre Atanasio's Auge, nur ganz kurz aber, und für Keinen bemerkbar; dann sagte er, langsam mit der Hand den Abziehenden zuwinkend und seine Worte in eine salbungsvolle Beschwichtigungsmelodie einkleidend:

„Laßt's nur gut sein! Diesmal wird's schon wirken. Bösartig war ja der Evolino nie gesinnt. Man muß nur zuweilen seinem alten Gedächtniß ein bischen aufhelfen. Wäret Ihr so alt wie er, Ihr würdet auch zuweilen etwas vergessen."

Worauf die Umstehenden in ein helles, lustiges Lachen ausbrachen und sich untereinander zuriefen:

„Der Padre hat wieder einmal Recht! denn alt ist der Evoluccio — so alt, daß es Keinem von uns gedenkt — und mit dem Alter muß man Nachsicht haben!"

Digitized by Google

„Carmela! Carmela!“ rief es plötzlich aus der Mitte des Gewühls, das sich am Abhange des Vorgebirges dem Städtchen zuwälzte; und von seinem erhöhten Standpunkte sah Padre Atanasio, wie Don Cesare's kurzgedrungenes Gestältchen gewaltig gegen die Wogen des Volkes ankämpfte, wie er den Hals in die Höhe reckte, wie er auf seinen kleinen Beinchen in die Luft schnellte und sich auf die Zehen stellte, und sich alle nur erdenkliche Mühe gab, um den Berg wieder hinaufzuklettern, oder zum mindesten über die Köpfe seiner Landsleute hinwegzugucken. „Carmela!“ rief er, „wo bleibst Du?“

Carmela schien aber gerade an einem höchst fesselnden Absatz ihrer Unterhaltung mit dem feinen und das willig horchende Mädchen so lustig und unternehmend umwerbenden Nino angelangt zu sein.

„Siehst Du,“ hatte er zu ihr gesagt, indem seine Hand auf ein zwischen Citronenbäumen dicht am Fuß des Vorgebirges verstecktes Landhaus zeigte, „dort liegt meine Cassina; voriges Jahr habe ich sie geerbt und vor wenigen Tagen erst wurde sie fertig gebaut. Wie niedlich es jetzt dort drinnen aussieht! — Alles neu eingerichtet zum wohnlichen Leben! Und so kühl und wohlig sitzt sich's dort in den heißen Sommerabenden — mit dem frischen, silberhellen Quell, der aus dem Felsen in das alte griechische Marmorbecken sprudelt; ein Stein, weißt Du, aus dem Tempel, der hier oben stand, mit Götterbildern und wunderbaren Thieren. Kommst Du einmal mit mir dort hinaus, Carmela, so sollst Du sehen, wie traulich sich's plaudert — viel traulicher, als unter Deinem Fenster in der finsteren Straße.“

Der Blick des schönen Mädchens folgte seiner Geberde. Mit der Hand beschattete Carmela sich die Augen und ein rosiges Lächeln legte sich um ihren feingeschnittenen Mund.

„Ei ja!“ sagte sie halblaut vor sich hin; „da mag's wohl kühl und wohlig sein. Gern glaub' ich Dir's.“

Da hörte sie des Bruders Stimme. „Ich komme!“ rief sie zurück, und rasch zu Nino sich noch umwendend:

„Seh' ich Dich heut' Abend, zur gewohnten Stunde?“

„Wenn Du mir versprichst, auch einmal mit mir hier heraus zu kommen!“

„Ja, ja!“ rief sie hastig und lief davon, den Andern nach, den Bergesabhang hinunter. Nino aber strich sich das feine Schnurrbärtchen und gar schelmisch lachte ein kleiner, spitzbübischer Schalk aus seinen Augen zu dem niedlichen Mädchen hin, das ihm so leichthin ein so weitgehendes Versprechen hingeworfen.

Wie Padre Atanasio sich allein, neben der Kapelle unter den Olivenbäumen, befand, trat er langsamen Schrittes zu dem Felsvorsprung hin und ein gar sonderbares, mitleidig neckendes Lächeln schwebte über sein Gesicht, als sein Blick an dem Seile hinunterglitt bis zu der Stelle, wo dasselbe in's tiefe Wasser tauchte. Dort unten aber, mehrere Fuß tief in der See, von den brandenden Wogen umschäumt, schwamm etwas Schweres, das wie ein menschlicher Körper aussah — ein unbeholfener Klumpen, den die Wellen hin- und herschaukelten, und um welchen die wie silberne Pfeile schwimmenden Fische blitzschnell umherschossen. Zuweilen prallte das Ding an einen Stein an, kollerte um sich selber

Digitized by Google

herum und kam dann wieder allmälig in seine regelmäßige, langsame Wasserbewegung. Ließ das Schäumen der Wellen aber etwas nach und fielen die Sonnenstrahlen ungebrochen in die klare Fluth, so hätte man darauf schwören wollen, daß dort eine Leiche herumschwimme — die Leiche eines alten Mannes mit schneeweißem Haar und Bart, in verblichenem rothbraunem Mantel; das Seil lag, in starken Knoten geschürzt, fest um seine Hüfte, auch die Arme waren von dem Seile umfaßt und eng zusammengeschnürt. Er lag dort unten, der arme alte Mann, steif und langgestreckt wie ein Todter, und ließ sich von den Wellen umhertreiben; und Padre Atanasio schaute so sonderbar zu ihm hinab, und so sonderbar klangen die Worte, die er ihm noch, beim Scheiden, über die Achsel hinunterwarf:

„Geschieht Dir ganz recht, Evoluccio! Hast ja von jeher unserer hochgebenedeiten Mutter Gottes eine lästerliche Concurrenz gemacht! Für Dich hast Du die reichsten Geschenke, die feinsten Kerzen, die schönsten Feste beanspruchtl — Und was ist denn so Besonderes an Dir? Bist ja doch nur ein alter, halbbekehrter Heide!" —

Der arme, alte Mann, mit dem schneeweißen Bart und Haar und dem rothbraunen Mantel, um den die Fische fröhlich in der warmen Sonne spielten, war aber kein Ermordeter; er war auch keine Leiche; er war nicht einmal ein armer alter Mann, — sondern der besondere Schutzpatron des Städtchens und der Umgegend, der heilige Pancrazio von Evolo, in höchsteigener Person, — der Evolino, wie ihn das Volk, in seiner familiären Art, kurzweg zu nennen pflegte, — der Evoluccio, wie es ihn schimpfte, wenn es unzufrieden mit ihm war. Er selbst, der gute Evolino, mochte wohl gar nicht gewußt haben, wie ihm geschah, als, an diesem schönen Frühlingsmorgen, die ganze Bevölkerung in sein stilles Heiligthum auf dem Vorgebirge von Evolo hereinbrach, als er von seinem Postamente gerissen, aus der kühlen Dämmerung seiner Capelle in's Freie getragen, unter den ungebührlichsten Flüchen und Verwünschungen seiner Schutzbefohlenen, mit einem Strick um den Leib, zum Rande des Felsens geschleppt, und, wie eine todte Katze, der man einen Stein an den Hals hängt, in's Meer hinunter geschleudert worden war. Kaum zwei Tage vorher noch war die vollzählige Gemeinde von Roccastretta in seiner Capelle versammelt gewesen; Worte der inbrünstigsten Ergebung waren, wie ein wohlthuender Weihrauch, zu der Nische, in deren Höhlung er seit undenkbaren Jahren seine Wohnung aufgeschlagen hatte, hinaufgestiegen: „Heiliger Pancrazio von Evolo, lieber, guter, einziger San Pancrazio!" beteten die braven Leute, „du liebst uns wie deine Kinder, und wie einen Vater lieben wir dich! Wir bringen dir an jedem Sonntage duftende Sträuße, und wenn, wie auch jetzt, die Alles versengende Dürre unsere Blumen tödtet, so bringen wir Sträuße von Gold und Silberflimmer, und dicke, gelbe Wachskerzen zünden wir vor deinem Bilde an. Der Herr Padre Atanasio, der dich ja doch nur so nebenbei verehrt und dich einen nur halb bekehrten Heiden schilt, behauptet, wir gäben seiner Mutter Gottes nur schlechte Unschlittlichter, und für dich behielten wir das Schönste, was wir besäßen! Da siehst du ja, bester, liebster, einziger San Pancrazio, daß wir mit dir nicht geizen, und so sollen's auch unsere Kinder mit dir halten, denn du bist und bleibst unser

Digitized by Google

einzig geliebter, einzig verehrter Schutzpatron. Aber nun erinnere dich auch deines besonderen Amtes, lieber, guter Evolino! Bedenke! Seit drei Monaten ist kein Tropfen Regen mehr auf unsere Felder, Bäume und Reben gefallen. Sieh dich um: die Feigen vertrocknen, die Früchte des Oelbaums wollen nicht gedeihen, die Weizenfelder gleichen einer arabischen Wüste. Schaffst du nicht Regen, Evolino, so ist es aus mit unserer Ernte, und deinen Schutzbefohlenen bleibt nichts übrig, um sich vor dem Elend und dem Hungertode zu erretten, als Fische zu fangen und sich kümmerlich von Seekrebsen und Meerschnecken zu nähren. So sei doch wieder gut, heiliger San Pancrazio, und laß einen tüchtigen Regen kommen; du weißt ja wohl, nicht einen Wolkenbruch, der Alles verheert, sondern einen feinen, langen, linden Regen, wie du ihn zu senden verstehst! Morgen, — spätestens übermorgen! Thue es uns zu Liebe, guter San Pancrazio! lieber Evolino! Herzensevolino! und du weißt auch schon, wie wir dein Bild noch viel reichlicher bekränzen, und wie wir dich ehren werden, höher als alle anderen Heiligen, höher sogar als die gebenedeite Madonna selber, die ja doch eine zu vielbeschäftigte Königin des Himmels und der Erde ist, als daß sie unseres Städtchens zu gedenken die Zeit fände. Du aber gehörst uns allein an. Nur für uns hast du zu sorgen. — So sorge denn für uns, lieber San Pancrazio, und sei gebenedeit in alle Ewigkeit!"

So hatten sie gebetet und gefleht. Der Heilige in seiner Nische hatte ihnen zugehört, ohne sich zu rühren, wie es einem aus alten Holze geschnitzten, mit bunten Farben übertünchten Heiligen geziemt; und sie waren wieder weggezogen, hatten die Thüre geschlossen, und den guten Alten in der traulich kühlen Capelle seinem Denken und Träumen überlassen.

Eine lange, lange Christenzeit war es schon, daß er hier oben, in dem einsamen Heiligthume von Evolo, stand, — und noch viel weiter hinauf reichten seine trübdämmernden Erinnerungen, bis in eine andere, längstvergangene Zeit, wo ein anderes Heiligthum hier oben stand, — nicht Capelle, sondern Tempel, — und wo andere Priester vor seinem Bilde hin- und herwandelten, und andere Gesänge ertönten, und andere Götter verehrt wurden. Aus starkem, knorrigem Holze hatte der erste, alte Künstler sein Bild geschnitzt, und unter den verschiedenen Ansätzen, die sich im Laufe der Jahrhunderte hinzugefügt hatten, steckte heute noch das alte, von längstvermoderter Hand gefertigte Bild, — entstellt aber von wunderlich greller Farbentünchung, mit rothem Mantel über der blauen Tunika, mit silberweißem Bart und Scheitel, mit kirschrothen Lippen und schwarzen, zu regelrechten Bogen über die sauber gemalten Augen sich schwingenden Brauen, und mit einem runden Heiligenscheine hinter dem Kopf, der blinkte wie ein aus purem Golde getriebener, in den Nacken gestülpter Matrosenhut. Damals, in den alten Zeiten, sah er freilich ganz anders drein, der gute Evolino! — aber so wie jetzt, so verehrte man ihn auch damals schon, nicht wie einen hoch über der Erde Erhabenen, den Menschen Unnahbaren, nur unter Zittern und Zagen Anzubetenden, — nein, wie einen lieben, alten Freund, mit dem man auf Du und Du steht, der zwar älter ist und von höherem Geschlecht, der aber schon so lange in unserer Mitte lebt, und sich so bei uns eingewöhnt hat, daß er Einer der Unserigen geworden ist. Ja, im Laufe der Zeiten, hatte

Digitized by Google

sich dies Gefühl noch gesteigert, und hatte sich zwischen dem Schutzpatron und den Schutzbefohlenen das gemüthlichste Verhältniß ausgebildet, ein Verhältniß der gegenseitigen Nachsicht, des brüderlichen Nebeneinanders, wie unter Nachbarsleuten, die sich gegenseitig gern einen Dienst leisten.

Die Stadt und die Umgegend war San Pancrazio verpflichtet zu beschützen; aber der brave Heilige war so alt und gebrechlich, daß man es ihm nicht verdenken konnte, wenn er nicht immer den Kopf auf der rechten Stelle hatte und wenn seine Gedanken sich auf allerlei Irrwegen verliefen; und da wurde mit freundlichem Mahnen der Altersschwäche des guten Evolino nachgeholfen, wurden ihm mit freundlichem Ernste die Pflichten des Schutzpatrones wieder in Erinnerung gebracht, — wurde ihm, zuweilen sogar in recht grobkörniger, deutlicher Weise, der Standpunkt klar gemacht — und so war es gekommen, daß er an diesem schönen Frühlingsmorgen, nachdem er, trotz Bittens und Betens, den so sehnlichst erwünschten Regen noch nicht herbeigeführt, zur Strafe und baldigen Besserung, wie ein gemeiner Missethäter an einem Stricke in das Meer hinuntergelassen worden war.

Und so lag jetzt der gute San Pancrazio von Evolo dort unten, an seinem Stricke, und er sah, wie die Menge nach vollbrachter Arbeit den Weg zum Städtchen einschlug, und wie Padre Atanasio, der ihn ja im Grunde seines Herzens wie einen gefährlichen Nebenbuhler haßte, ihm noch seine Krokodilsthränen nachweinte, und dann sah er, wie seine Capelle, einsam und verlassen, dort oben unter den Oelbäumen stehen blieb, und wie die offene Thür im Winde hin und her wehte, — und er mochte wohl, in seinen dumpfen Erinnerungen, zurückdenken an jene schönen, längstvergangenen Zeiten, wo durch die luftigen Säulengänge die lauen Meereswinde zogen, wo die hellen Sonnenstrahlen um sein jugendliches Götterbild spielten, wo er von seinem Postamente herunter das Gestade, die purpurne See, die hochgeschnäbelten Schiffe mit den großen Rudern überschaute. Damals, als er ein junger Gott war, als man Trauben und Feigen und rothe Granatäpfel zu seinen Füßen legte! Lustiger als jetzt tönte damals der Gesang der Priester, und lustiger zogen von den goldenen Gefäßen zu ihm herauf die duftenden Weihrauchwölkchen: San Pancrazio von Evolo hieß er noch nicht, — unter einem anderen, doch ähnlich klingenden Namen verehrte ihn die gläubige Menge, — und Keiner hätte es damals gewagt, den jungen, schönen Gott der Winde von seinem Postamente zu reißen und hinunter zu werfen unter die faserigen Polypen, zum Gespötte der Kinder und Weiber.

In dumpfen, summenden Tönen sangen diese alten, halberstickten Erinnerungen um seine schlummernden Gedanken, und dumpfer auch und weithin versummend verhallten allmälig die Stimmen des lärmenden Volkes, — und im sanftplätschernden Wellengekräusel wiegte das ewige Meer, wie eine kosende Mutter ihr schlafendes Kind, den heiligen Pancrazio von Evolo.

## II.

Immer noch konnte Padre Atanasio mit sich selber nicht in's Reine kommen, was denn eigentlich den Don Cesare zu solch fieberhafter Erhitzung gegen den armen San Pancrazio hinreißen konnte, und mit Jedem, der ihm auf dem Heimweg

Digitized by Google

unter die Hände kam, und mit Jedem, den er im Laufe dieses Tages auf der Straße oder in der Bottega antraf, hob er immer wieder von Neuem davon an.

„Ich begreife ja," sagte der Pater zu seinen, andächtig ihn umstehenden Zuhörern, „ich begreife ganz gut, daß Ihr, Don Ciccio, und Du, Don Pasquale, und Du, Don Geronimo, und so viele Anderen, im Herzen erbost seid gegen den Schutzpatron. Ihr braucht Regen. Ihr braucht ihn, wie die Menschen die Luft und die Fische das Wasser. — Das heißt, wenn ich sage Ihr braucht ihn, so meine ich damit Eure Felder, Eure Citronenbäume, Eure Feigen, Granaten, Oliven und Mandelanpflanzungen. Ihr seid begüterte Leute; Ihr besitzet Land und bebauet dasselbe, und benetzet es mit dem Schweiße Eures Angesichtes. — Aber, der Schweiß Eures Angesichtes, hahaha! das ist eben doch nur ein Thautröpfchen, und Regen muß dazu kommen, wenn die Felder gedeihen sollen." Dazu lachte Padre Atanasio, und die Anderen lachten dem guten Klosterwitze nach. „Nun ja," hob der Pater wieder an, „wenn Euer Schutzpatron seine Pflichten vernachlässigt, wenn er den Regen zu schicken vergißt . . . ."

„Er will ihn uns nicht schicken!" rief Einer.

„Ob er es nicht will, oder ob er es vergißt, — das weiß ich nicht, — ich darf ja überhaupt nicht mitreden, da Ihr mich einer bösartigen Eifersucht gegen den guten, alten San Pancrazio zeiht. . . . Nun ja, laßt's nur gut sein, ich weiß was ich weiß! . . . Aber was wollte ich sagen? . . . Ja, richtig! Also, wenn Ihr, die Ihr durch des Schutzpatrones . . . sagen wir, Nachlässigkeit, in Eurem Eigenthum, in Eurem Zutrauen geschädigt seid, wenn Ihr, diesem Schutzpatron, . . . auf Eure Weise, die ja . . . Eure Weise ist . . . und deren Ausdruck ich nicht zu würdigen habe . . ."

„Ist ganz die richtige Art und Weise mit ihm umzugehen," rief es von allen Seiten dem Pater zu; „wir kennen den alten Evolino! Wenn man den nicht züchtigt, so hilft alles Beten Nichts. — Es ist auch nicht das erste Mal. Vor fünfzig Jahren mußten's unsere Väter auch so machen, und keine drei Tage lag er im Wasser, so regnete es auch schon. Es ist seine alte, heidnische Halsstarrigkeit, die zuweilen wieder gebrochen werden muß."

Der Padre Atanasio wehrte nach rechts und links, nach hinten und vorne, mit Händen und Füßen ab; sein Kopf wackelte von einer Schulter zur andern; seine Hände erhoben sich betheuernd zu den Achseln; erst nach einer Weile aber ließen ihn die Umstehenden wieder zum Worte kommen. Er war ganz außer Athem, gerade als wäre er es gewesen, der so geschrieen und getobt, und nicht die Anderen.

„So seid doch ruhig!" stöhnte er, . . . „ich glaube es ja! . . . das müßt Ihr ja besser wissen . . . als ich . . . geht mich ja auch nichts an! . . . Ich habe ja nur in der Kirche der heiligen Madonna Messe zu lesen, . . . und Euer San Pancrazio gehört gar nicht zu meinem Sprengel! . . . Aber von all' Dem wollte ich ja doch nicht sprechen! . . . Ich meine nur: Don Cesare besitzt weder Baum noch Grashalm, ob es regnet oder ob die Sonne scheint, muß ihm ganz einerlei sein. Er ist Schiffsmakler. Was hat dies mit dem Regen gemein? — Und dennoch war es Don Cesare, der das Seil um den Oelbaum schlang; war er es, der den Heiligen in seinen Armen vom Postamente herunter trug und an dem Felsen hinab ließ. — Und Don Cesare ist ein kluger Mann; ja, er ist der

Digitized by Google

klügste von uns . . . von Euch Allen. Er weiß, was er thut, und warum er es thut; und deshalb sage ich Euch, ich, Padre Atanasio: die Sache ist nicht richtig. Don Cesare sucht etwas Besonderes dabei; hier steckt Etwas, das verheimlicht werden soll, — und das ich aber dennoch an's Tageslicht ziehen werde."

Umsonst versuchten es die für Don Cesare's Heldenthat begeisterten Zuhörer des Padre Atanasio demselben begreiflich zu machen, daß der kleine Schiffsmakler eben die Gefühle seiner Mitbürger theile, daß er sich nicht von seinem persönlichen Interesse habe leiten lassen, und daß gerade diese Uneigennützigkeit an ihm geachtet und bewundert werden müsse; — an des Paters skeptischem Lächeln prallten alle diese Beweisführungen, wie leere Redensarten, frucht- und erfolglos ab.

„Freundchen, Freundchen!" sagte lächelnd der dicke Pater; „ich kenne Euch und Eure Sippe. Aus einem und demselben Ei seid Ihr Alle hervorgekrochen! Uneigennützigkeit? — Die suchen wir doch lieber anderswo; denn wo es Euch in den Sinn kommt, die Uneigennützigkeit eines Mitbürgers zu loben, da habt Ihr gerade Euren Nutzen drin gefunden, — und der Andere vor allen Dingen auch. Don Cesare ist viel zu klug, um uneigennützig zu sein; und seine triftigen Gründe muß der schon gehabt haben, um Euch alle, dem heiligen Pancrazio gegenüber, so gründlich zu compromittiren, — nun ja, compromittiren, Don Ciccio! — denn compromittirt seid Ihr ja gründlich und wäre ich der Evolino, Santo Diav . . . ich wollte sagen: Santa Madonna! ich wüßte schon was ich thäte. — Indessen, davon ist ja nicht die Rede, und was wollte ich sagen? — ja, von Don Cesare! — Nun ja, daß der es verstehen wird, sein Schäfchen in's Trockne zu bringen, und sich bei Zeiten aus der Klemme zu ziehen, — ich meine, dem heiligen Pancrazio gegenüber sich wieder rein zu waschen, und Euch in der Patsche sitzen zu lassen, und seinen Vortheil auf's Beste zu wahren, — daran zweifelt nicht, das wird Cesare Agresta, der kluge Schiffsmakler, schon fertig bringen."

So Unrecht hatte freilich Padre Atanasio nicht; denn Don Cesare war ein rühriges, schaffiges und durchtriebenes Männchen, und etwas ganz Besonderes mußte er wohl im Schilde führen; denn als er an jenem Morgen den Heiligen von seinem Postamente herunter genommen und wie ein kleines Kind auf seinen Armen zur Kapelle hinaus getragen, da hatte er ihm leise, ganz leise, daß Keiner es hören konnte, zugeflüstert: „Sei mir nicht böse, lieber Pancrazio! Was ich jetzt thue, muß ich thun. Ich werd' es aber schon wieder gut machen."

Das hatte freilich Keiner gehört, auch Padre Atanasio nicht, der doch dicht dabei stand, und mit stiller Schadenfreude zusah, wie man dem verhaßten Nebenbuhler der heiligen Madonna so hart an's Leben ging; und gemerkt hatten die Umstehenden noch weniger; denn zu seinen Worten paßte das Gesicht ganz und gar nicht, das Don Cesare dazu machte, und wer ihn in diesem Augenblicke anschaute, der mußte bei sich denken: „Du armer San Pancrazio von Evolo! ein Glück, daß du nur von Holze bist; denn wärst du lebendig, — lebendig kämst du wahrlich nicht aus den Händen dieses Rasenden, mit den wuthfunkelnden Augen und dem borstigen Haar."

Ein ganz anderes, das gleichgültigste Gesicht von der Welt machte Don Cesare am Abend dieses Tages, als er, bei hereinbrechender Dämmerung in das

Digitized by Google

Zimmer trat, wo sein Schwesterchen beim flackernden und rauchenden Talglichte mit Nähen beschäftigt war; und auch mit dem gleichgültigsten Tone der Welt sagte er zu der mit den gleichgültigsten, aber auch mit den schönsten, leuchtendsten schwarzen Augen zu ihm Aufschauenden: „Schließe sorgfältig das Haus, Carmela! Ich gehe zu Salvatore, und erst spät werde ich zurückkommen."

Unter der Thüre wendete er sich nochmal um.

„Und Carmela," fügte er hinzu, „daß ich Dir's doch sage, — hüte Deine Augen, Mäuschen! — die glänzen seit einigen Tagen so sonderbar. Und, weißt Du, mit dem Nino wär's mir schon recht: — aber vor den Altar muß er Dich führen! — Will er das nicht . . . sag' es ihm von mir — so möge er von Dir wegbleiben; sonst könnte es ihm schlimm ergehen. — Gute Nacht, Mäuschen!"

Worauf Carmela, das Köpfchen bescheiden zu ihrer Arbeit niedersenkend, antwortete:

„Geh nur, Cesare, und sei ruhig! Von gutem Stamme ist Carmela."

Von demselben Stamme wie der Bruder war sie jedenfalls; denn leise, gerade so wie Don Cesare zu dem Heiligen gesprochen hätte, sagte sie jetzt:

„Daß Nino die Carmela und keine Andere heirathet, das werden wir aber mit Deinen Mitteln, Cesare, nicht erreichen, und dafür muß ich sorgen!"

Ihre Augen blitzten dabei zu ihrer Arbeit hinunter, als wüßte sie gar gut, was sie dabei dachte. Und sie wußte es auch, die kleine, niedliche Hexe, mit den feinen Fingerchen und dem rabenschwarzen Lockenhaar; denn, sowie ihr Bruder draußen war, stand sie mit leichtem Sprunge auf, lief behenden Fußes an die Thür, riegelte dieselbe zu und trat dann leise, leise, zum Fenster hin, das sich auf die Straße öffnete, steckte ihr Köpfchen durch die Spalte, schaute dem Don Cesare eine Weile ruhig nach, und als sie ihn durch die Dunkelheit, in der Richtung von Salvatore's Haus verschwinden gesehen, öffnete sie das Fenster ganz, bog sich über die Brüstung, legte das rechte Händchen über die Augen, und schaute dann unverrückten Blickes in die entgegengesetzte Richtung, als suche sie Etwas, dort hinten in der stockfinstern Nacht. Was sie suchte, das fand sie auch recht bald. Der Gewünschte erschien nach wenigen Secunden, in der Gestalt eines jungen, schlankgewachsenen Mannes, der sich leise in dem Schatten der Häuser hindrückte, sich behutsam bis zu dem Fenster hinbewegte, und nun plötzlich dicht vor ihr stand, ihre Hände in die seinigen faßte und ihr zuflüsterte:

„Ich wartete schon längst. Mein Wort habe ich gehalten. Wirst Du heute das Deine halten, Carmela?"

Cesare's Häuschen lag am äußersten Ende einer kleinen Nebenstraße, die zu dem Hafen führte. Wer von dort unten kam, der war sicher, von Keinem gesehen zu werden, und von dort unten war es gerade, von wo der Erwartete sich zu Carmela heraufgeschlichen hatte. Die Nacht war finster. Der Mond stand noch tief unter dem Horizonte. Da konnte sich's ruhig und unbeobachtet vom Fenster zur Straße plaudern, und das thaten auch die Beiden, die wohl längst nicht mehr bei den Anfangsgründen dieses Liebegeflüsters standen; denn ihre Hand überließ die kleine Carmela gar willig und schnell dem kosenden Nino, und gar vertraulich drückte dieser einen Kuß darauf, — einen langen, sehnenden Kuß . . .

„So komm doch mit, heute Abend, in meine Cassina," flüsterte er ihr zu;



Digitized by Google

„dort sind wir allein! — und ewig und immer können wir doch nicht von der Straße zum Fenster hinaufplaudern."

Carmela lächelte in die Nacht.

„Es ist so weit," sagte sie; „wenn mein Bruder zurückkäme, bevor ich . . ."

„Bis Dein Bruder kommt, bist Du längst zurück. — Der Weg ist ja nahe, am Strande des Meeres, unten an dem Vorgebirg von Evolo vorbei, — nur um zwei Schritte weiter, um den Fels herum, gerade unter der Kapelle liegt mein Haus."

„Es ist zu weit, Nino, und bald kommt der Mond; dann werden wir entdeckt."

Lange sprachen sie zusammen. Der Mond zog über den Meeresspiegel und goß sein leuchtend stilles Licht in die finsteren Straßen; nur für kurze Zeit aber, dann verfinsterte sich der Himmel wieder, und schwarze Wolken kamen langsam von Westen herauf.

„Sieh!" lachte Nino, „dem heiligen Pancrazius wird es schon zu langweilig in seinem Bade. Und sieh doch, Carmela, er begünstigt unsere Liebe. Er verbirgt das helle Mondeslicht. — Kommst Du jetzt? — So komm doch!"

Sie schwankte einen Augenblick. Dann flüsterte sie: „Warte, ich hole meine Manta!" und verschwand.

Während die Beiden ihre Verabredung vor Don Cesare's Haus getroffen, ging dieser der seinigen auf andere Art, und in anderer Richtung nach. Langsamen Schrittes, als begebe er sich zu einem Plauderabend bei einem Freund, hatte er sich entfernt. Daß Carmela ihm nachschauen würde, konnte er sich schon denken; so halten es ja alle Mädchen, und seine Schwester war nicht besser als alle Anderen. Weiber sind Weiber, meinte er, still vor sich hinlächelnd; wie Kinder muß man sie behandeln, muß ihnen den Anschein eines ungeheuren Vertrauens entgegentragen, sich dabei aber gewaltig in Acht nehmen, und immer seine Mannesunabhängigkeit behaupten. Das that er denn auch und er gab seiner Erziehungsmethode den richtigsten Ausdruck, indem er, sobald eine Krümmung der Straße ihn dem Gesichtskreise Carmela's entzog, sofort und in auffallend raschem Tempo eine andere Richtung einschlug, einen weiten Bogen durch die winkeligen Gäßchen beschrieb, und sich endlich gerade nach dem entgegengesetzten Pole, dem Vorgebirge von Evolo zu, entfernte.

Es mußte etwas ganz Besonderes sein, was in dem Gehirn des rührigen Männchens vorging; denn so schnell als es ihm seine kurzen Beinchen erlaubten, lief er vor sich hin. Den langen Ciccio, der ihm beim verfallenen Stadtthor begegnete und der Gott weiß was in dieser Einsamkeit suchte, begrüßte er nicht einmal, sondern zog, als er von Weitem seiner ansichtig wurde, die blaue Kapuze, die alle Küstenbewohner Siciliens Sommer und Winter, gegen Sonne, Wind und Regen, in Beduinenart am Kragen angeheftet tragen, tief über sein Gesicht, hob seine breiten Schultern in die Höhe, und drückte den Kopf zwischen dieselben herunter. Er sah sich auch gar nicht nach dem erstaunten Landsmann um, der hinter ihm stehen blieb und vor sich hinbrummte: „Weiß der Teufel, wo Der da hingeht und wer Der ist! In Roccastretta kenne ich doch alle Leute. Den habe ich aber niemals gesehen." Und noch lange schaute ihm Ciccio nach, kopf-

Digitized by Google

schüttelnd, wie ein ehrlicher Spießbürger, dem einmal etwas Außerordentliches begegnet ist, worüber er nachdenken kann.

Don Cesare aber schritt weiter und lächelte pfiffig vor sich hin: — „Von Dir, du dummer Ciccio, werde ich, Don Cesare, mich doch nicht übertölpeln lassen. Was Du in dieser späten Stunde vor der Stadt suchst, weiß der Himmel. Irgend ein Liebesabenteuer hinter den Mauern, Gott weiß mit wem. Oder hast Du Feldfrüchte gestohlen? und irgendwo in einer eingestürzten Cassine verborgen? — oder treibst Du Schmuggel? — Daß Gott erbarm, wer mag denn heute noch Schmuggel treiben, wo keine Schiffe mehr unseren Hafen anlaufen! Seit drei Monaten, gerade so lange als es keinen Regen mehr gegeben, hat auch dieser arme, verlassene Hafen keine Segel mehr gesehen. . . . Da mag Einer Schmuggel treiben! . . . Ja früher, freilich, da lohnte das Geschäft." . . .

Und der biedere Don Cesare dachte mit vergnügtem Herzen zurück an die glückliche Zeit, wo ihm jeden Monat doch wenigstens zweimal ein fremdländisches Segelschiff unter die Finger kam. Schöne, schöne Zeiten! . . . Dort oben, neben der Kapelle von Evolo, die er jetzt gerade vor sich auf der Anhöhe erblickte, dort hatte er, seit drei Monaten, Tage lang mit seinem guten Fernrohr gestanden und nach allen Himmelsgegenden geschaut, ob er nicht ein weißes Segel erblicke, das nach dem Hafen von Roccastretta steuere, und irgend eine ihm wohlbekannte Flagge von Norwegen, oder von England, oder von Deutschland; — von dort kamen die Schiffe, die sich hier mit Südfrüchten, mit Olivenöl, wohl auch mit Schwefel und Bimssteinen versorgten, und mancherlei führten die Schiffe mit sich, was Don Cesare ihnen heimlich für wenig Geld abkaufte, und was er, und zum Theil ebenso heimlich für viel schwereres Geld wieder an den Mann brachte: Taback und Cigarren, Woll- und Tuchwaaren, bunte Bänder, auch grellbemalte Heilige und neugefirnißte hölzerne Kirchenbilder, Madonnen und Apostel und Evangelisten, und allerlei fremdländische Siebensachen, auf die die Zollwächter ganz besonders erpicht waren, die aber der kluge Don Cesare unbehelligt in sein Haus zu bringen und unbehelligt wieder zu verkaufen verstand. An einem alten Holzpfahle angebunden, dicht bei seinem Hause, lag jahraus, jahrein, sein Boot bereit, und erblickte er von weitem ein Segel, so war er der Erste, der hinausruderte und den fremden Capitänen seine Dienste anbot, — denn er kauderwelschte alle möglichen Sprachen mit der größten Geläufigkeit durcheinander — und das Schiff lag noch nicht vor Anker, so war Don Cesare schon der vertrauteste Freund Aller und der unentbehrlichste Rathgeber der ganzen Mannschaft. Ja, Don Cesare war eben, so unansehnlich auch von Gestalt, ein unternehmendes Männchen, das den Kopf auf der rechten Stelle trug; und in dem dicken, runden Schädel mit dem kurzgeschorenen Haar, und mit den großen vorstehenden und mit goldenen Ringen verzierten Ohren, und mit dem breiten, zum ewigen Lachen verzogenen Mund, da stak es voll von allen möglichen Kniffen, guten und schlechten Maklerstreichen, die ihm ein hübsches Stück Geld eintrugen, und über die sich die braven fremden Schiffer nicht beklagten. Denn ohne Don Cesare's Hilfe hätten sie ja Alles noch viel theuerer bezahlen müssen, und was scherte es sie, daß er auf den feurigen Wein, den er ihnen lieferte, hundert Procent gewann, und daß er die Gemüse und die Früchte



Digitized by Google

und das Mehl und das frische Fleisch für einen Spottpreis bei seinen Nachbarn zusammenkrämerte? Ach, die braven, guten Leute! Sie zahlten so gerne, was er von ihnen forderte; sie fanden Alles so billig in dem schönen, von Gott gesegneten Lande, und ging das Schiff wieder unter Segel, so dankten sie ihm Alle, die dort fortfuhren, und auch die hier blieben, denn Alle hatten ein gutes Geschäft gemacht, — er selber aber hatte noch von Allen das beste gemacht. Ja, schöne Zeiten! dachte der brave Don Cesare vor sich hin, indem er so durch die Nacht wanderte, und auf die schwarze, segellose See hinausblickte. Ganz dicht vor ihm lag schon das Vorgebirge von Evolo mit seinen alten Oelbäumen; die Kapelle droben schaute hell durch die Nacht; voriges Jahr erst hatte man die Wände weiß übertüncht, zu Ehren des Heiligen, — der jetzt im Wasser lag. Don Cesare schüttelte den Kopf: „Du armer, guter, lieber Evolino!" seufzte er, „was mußt du von mir denken, daß ich auch mithalf, dir diese schnöde Behandlung zu Theil werden zu lassen. Und dennoch, du weißt es ja so gut wie ich — was hätte es genutzt, wenn ich mich widersetzt hätte? Die Andern hätten dir vielleicht noch viel schlimmer mitgespielt, und daß du mit dem Wasser davonkamst und nicht das brennende, sengende Feuer kosten mußtest, das hast du mir zu verdanken. Man nützt zuweilen den Freunden mehr, wenn man mit den Wölfen heult, als wenn man sich von denselben ganz unnöthiger Weise, zusammen mit jenen, in Stücke zerreißen läßt. Und warte nur, das Andere werde ich auch schon wieder gut machen! Du lieber, guter Evolino!" —

Er war am Fuße des Vorgebirges angekommen. Der schmale Pfad schlängelte sich an dem Felsen hin. Ein paar Schritte weiter, und er bog nach links um, auf die andere Seite des Bergvorsprunges, wo Nino's Landhaus in den dichten Orangen- und Citronengärten still begraben lag.

Don Cesare blieb stehen. Plötzlich fuhr ein Windstoß über das Wasser, das bis zu seinen Füßen aufschäumte. — „Oh, oh!" sagte der kleine Schiffsmakler; . . . „von Westen her? . . . Regenwind? . . . Na! du lieber, guter San Pancrazio, so gefällig wirst du doch nicht sein gegen die Leute, die dich in's Wasser geworfen haben?"

Dann schaute er sich vorsichtig nach allen Seiten um, horchte behutsam nach rechts und nach links, und als er sich sicher glaubte, trat er hinunter zu dem Ufer, wo er wußte, daß der Heilige lag, tastete an den Steinen herum, bis er das Seil gefunden hatte, — und nun hätte man sehen können, wie der kleine Mann, mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, das Seil langsam an sich heran zog.

Mit dem heiligen Pancrazio ging es aber nicht so leicht. An Felsen und Kanten stieß der Arme an; zwischen zwei Steinen keilte sich der Heiligenschein fest, und wie von oben ein starker Ruck geschah, da war es dem armen San Pancrazio, als krache es in seinem alten, wurmzerfressenen Nacken, und als erfasse ein ganz bedenkliches Wackeln seinen alten Heidenkopf.

„Ei, ei!" mochte der arme Heilige bei sich denken, „wie gehen doch die Menschen so rücksichtslos mit ihren Heiligen um! Zuvor wird man gebunden, in's Wasser geworfen, wie ein leerer Kürbis, und dann an den Steinen

Digitized by Google

wund gezogen. Denn daß jetzt Einer zieht, das merke ich schon. Was nur Dieser jetzt mit mir anzufangen gedenkt?"

Und die glänzenden, firnißbemalten Augen des Heiligen suchten den Mann zu erkennen; — und er erkannte ihn auch, und wie er erkannte, daß es Don Cesare sei, derselbe Don Cesare, der ihn vor wenigen Stunden so jämmerlich zugerichtet, da seufzte er in seiner Seele:

„Was habe ich nur Diesem da so Besonderes zu leid gethan? — Nun wird wieder ein Schelten und Schlagen losgehen. Denn vor Allen war's Dieser, der am heftigsten gegen mich wüthete, und der mich noch dazu, in so heuchlerischer Weise, um Verzeihung bat, als er mich vom Postamente nahm, und der dann den Mund am weitesten aufriß, um nach Regen zu schreien. Was kann ich, wurmstichiger Holzpflock, denn Regen schicken? O die dummen, dummen Menschen!"

Geduldig gab sich der Heilige in sein kommendes Schicksal; nur das Wackeln des Kopfes beängstigte ihn; denn an seinem alten Kopf hing San Pancrazio. — Was wäre das doch für eine schlimme Sache, wenn er diesen Kopf verlöre, und wenn ihm die Menschen einen neuen aufsetzten, — einen neuen Kopf auf den alten Rumpf! — oder wenn sie sich gar einen neuen Heiligen bestellten, bei dem ersten besten Drechsler und Holzschnitzer — und was würde dann aus ihm, aus dem wahren, alten, allein echten San Pancrazio von Evolo werden?

Don Cesare aber zog und zog, und drückte und rückte, — und endlich, endlich lag der Heilige auf dem trockenen Strande vor seinen Füßen.

„Nun gnade dir Gott, armer Evolino!" dachte San Pancrazio.

Was aber war sein Erstaunen, als Don Cesare ihn, ohne ein Wort zu sprechen, über den Fußpfad schleppte, ihn sorgsam in einer Felsspalte, wie in einer Nische, aufstellte, ihn sauber abputzte, von Schlamm und Seeschmutz reinigte, und sich dann, mit gefalteten Händen, auf die Knie niederließ und also zu ihm sprach:

„So stehst du wieder auf dem Trocknen, guter, lieber, heiliger Pancrazio, und bist erlöst von der Nachbarschaft der Seekrebse und der häßlichen Meerpolypen, — und siehst du! mir, mir allein hast du dies zu verdanken. — Dem Don Cesare, der dich liebt und verehrt! — Und ich habe dir's ja auch gesagt, als ich dich zur Kapelle hinaustrug! — Die Andern haben dir schrecklich mitgespielt, armer Schutzpatron — ich aber, ich erlöse dich jetzt! Vergiß es nicht, lieber, alter San Pancrazio! — Nun weiß ich aber auch wohl, was du mir sagen wirst: Don Cesare, Don Cesare! wirst du mir sagen, du warst ja auch dabei, und du hast das Seil um den Oelbaum geschlungen. — Leider ja, mußte ich ja auch dabei sein! — Aber denke doch, was gekommen wäre, wenn ich etwa nicht gewesen wäre; die Andern sind so wüthend auf dich! — des Regens wegen! — Aber was kümmert mich der Regen? Du magst meinetwegen die Leute noch Wochen lang ohne Regen lassen! — sie verdienen's, und der lange, magere Ciccio, den ich gerade vor den Mauern traf, der war's, der am gräßlichsten von Feuer und Höllenpfuhl prahlte, — und ich war's, der ihn zum Schweigen brachte, indem ich dich in's Wasser schleuderte. — Ja Evolino, und ich bin es wieder, der dich jetzt aus dem Wasser zieht. — Und nun,

Digitized by Google

Evolino, sei gut gegen mich, du, der du doch ein alter Windgott bist. Hast du nicht Eolos geheißen, ehe du der Heilige von Evolo wurdest? Das hast du sicher nicht vergessen, — und sicherlich hören auch die Winde noch ein bischen auf dich. — So blase denn einen scharfen Wind in die Segel eines fremden Schiffes und führe es in unsern Hafen, daß ich wieder Etwas verdiene! Siehe, ich bin kein reicher Mann" —

Er unterbrach sich plötzlich. Ein heller, weißer Lichtstrahl war auf den Heiligen gefallen, und ein sonderbares Lächeln schien auf seinen Zügen zu spielen. Erschreckt sah sich Don Cesare um. Aber nur der Mond war's, der gerade von dem Meere heraufgezogen kam und seine ersten Strahlen auf den Heiligen geworfen hatte.

„Jetzt wird's hell," sagte Don Cesare, und stand auf, und klopfte sich den Sand von den Knien; — „jetzt muß ich fort; denn, du verstehst wohl, Evolino, nur du allein darfst wissen, daß ich dich aus dem Meere zog! — Nun stehe ruhig, und trockne dich, und erhole dich von deinem Schreck. Aber vergiß nicht, daß du's mir zu verdanken hast, mir allein! und vergiß nicht, mir das Schiff zu schicken, — bald! — recht bald! .... Dann schmücke ich auch deinen Altar und du bekommst einen neuen Heiligenschein . . ."

Er hielt wieder in seiner Rede inne; denn plötzlich verdunkelte sich jetzt des Heiligen Bild. Was war das? — eine Wolke? — Regen? — Er schaute sich um. Von Westen her zog es schwarz und schwer am Horizonte herauf. „Westwind?" sagte Don Cesare; — „Regenwind! — ja, aber auch günstiger Wind für die fremden Schiffe, die vom Ocean in's Mittelmeer fahren. San Pancrazio, San Pancrazio! nun erinnere dich meiner."

Er kletterte langsam den steilen Pfad in die Höhe, der zwischen Steingeröll und spitzen Cactus- und Aloeblättern zur Kapelle führte, blieb aber unterwegs öfters stehen und schaute sich um, ob es nicht segelweiß auf den finstern Wellen aufblitzte; — denn nun wußte er ja sicher, daß Evolino ihn erhörete, und nun der Wind schon zu blasen kam, da konnten auch die Schiffe nicht mehr fehlen. Immer mächtiger ballten sich die Wolken über dem Horizont. Als er oben ankam, setzte er sich unter einen Oelbaum, um Athem zu schöpfen. Aus der Ferne glaubte er ein Geräusch zu vernehmen. War es ein Schiff, in dessen Takelwerk der Wind sein Liedchen pfiff und das sich schleunigst der schützenden Bucht näherte? „Da mag Carmela nur ruhig warten, bis ich nach Hause komme," murmelte Don Cesare vor sich hin, — „ich bleibe hier oben!"

Und das Auge unverwandt auf die See gerichtet, blieb Don Cesare unter seinem Baume sitzen.

Nicht vom Meere aber klangen die Laute, die den lauschenden Schiffsmakler auf sein Luginsland bannten. Die enge Manta bis tief über's Gesicht gezogen, und nach allen Seiten sich umblickend, lief die vor Freude und vor Angst heimlich bebende Carmela, neben Nino, den Strand entlang, hüpfte klopfenden Herzens von Stein zu Stein, und schmiegte sich bei jedem Geräusch, das vom Meere oder von den schwarzen Citronenbäumen zu ihren Ohren drang, enger und fester an ihren Gefährten an.

„Es ist doch gar zu weit!" flüsterte sie, und schon gereute sie's, seinem Flehen

Digitized by Google

und Drängen Gehör gegeben zu haben, und ihm aus dem sichern Bollwerk ihres Hauses auf diese gefährliche Fahrt gefolgt zu sein.

„So beruhige Dich doch, Kind," antwortete aber Nino; „keine hundert Schritte sind es mehr; und Dein Bruder, das weißt Du ja, kommt vor Mitternacht nicht zurück — und heute gar, wo sie sich so viel von des heiligen Pancrazio Schicksalen zu erzählen haben, — und derweilen erzählen wir uns Mancherlei dort in meinem traulichen Heim!"

„Ach, Nino, mir bangt; warum plauderten wir nicht vor meinem Hause? Die Straße ist so einsam. Laß uns umkehren! Wahrlich, es ist nicht recht von mir!"

„Was sagst Du, Carmela? Die Straße sei einsam? — Nun ja, daß plötzlich, wie letzthin, die alte Franziska, Deine Magd, zum Fenster herausschaue und alle Hunde auf den nächtlichen Einbrecher hetze! — Dort ist nichts dergleichen zu befürchten. Dort sind wir allein — und allein waren wir ja noch nie, seitdem wir uns Liebe geschworen!"

Carmela blieb stehen.

„Nino," sagte sie; — „Du setztest freilich nichts auf's Spiel; Alles aber setze ich drauf. — Und fände mich Jemand hier — oder dort" . . . .

„Wer soll Dich denn finden?" fiel ihr Nino in's Wort; „hier heraus verirrt sich kein Mensch in dieser Stunde, und sicher bist Du, wie" . . . .

Sie zuckte plötzlich zusammen, und legte mit stürmischer Geberde ihre Hand auf seinen Mund. Sie standen dicht vor der äußersten Spitze des Vorgebirges, gerade wo die Felsen jäh in's Meer hinunterfallen, und wo der Pfad sich eng zwischen der See und der steilen Wand hindurchzwängt.

„Was ist's?" fragte Nino leise.

„Dort! Dort!" flüsterte Carmela, und ihr Finger deutete durch die Nacht auf einen Felsen, — dicht am Pfade — wo unbeweglich und schweigend Einer stand.

„Santo Diavolo!" murmelte Nino finster vor sich hin, und die ganze sizilianische Eifersucht schoß ihm, wie eine brennende Gluth, zu Kopfe; — und rasch beugte er sich zur Erde, hob einen schweren, spitzen Stein auf, und, kein Auge von der unheimlichen Gestalt verwendend, setzte er rasch hinzu: „Der Weg ist versperrt! — Hier steigt der Pfad, der zur Kapelle führt! — Rasch hinauf, Carmela, ehe er uns sieht!" —

Durch einen Riß der im sausenden Winde schon bis hoch zum Zenith heranschwebenden Wolken fiel plötzlich ein Streifen hellen Mondlichts auf die Felsen. Ein gellender Schrei entfuhr dem mit weitgeöffneten Augen zu der unbeweglichen Gestalt hinstarrenden Mädchen:

„Der Heilige!" rief sie, und wie wehrend streckte sie die Arme gegen das schreckliche Gesicht, — „Der Heilige! — dem Meere entstiegen! gebenedeite Madonna, beschütze mich!" —

Und, ohne zu wissen, was sie that, und als fliehe sie vor dem hinter ihr losbrechenden göttlichen Gerichte, flog sie in athemloser Hast den Bergespfad hinauf.

Nino war im ersten Augenblick wie festgebannt geblieben vor dem so überraschend und selbst für ihn so unheimlich erschreckenden Anblick.

„San Pancrazio!" kam es abgebrochen über seine Lippen. Wie er aber seine Geliebte aufschreien hörte, und wie er sie, verlorenen Sinnes, in die Nacht

Digitized by Google

fliehen sah, da erfaßte ihn die blinde, tobende Wuth des in seiner Liebe bedrohten Sizilianers:

„Santo Diavolo, vermaledeiter Heiliger! das sollst du mir büßen!“ schrie er mit wild erdröhnender Stimme, und im selben Augenblick flog der Stein, von kräftiger, jugendlicher Hand geschleudert, auf den armen Evolino. Nino sah ihn fliegen, anprallen, — dumpf und schwer kollerte da Etwas über die Felsen.

„Mögst du dir den alten Heidenschädel an den Klippen zerschellen, du Götze!“ rief Nino dem stürzenden Heiligen nach; dann folgte er seiner Geliebten: „Carmela!“ rief er, ohne Rücksicht auf die Gefahr, von einem Andern gehört und entdeckt zu werden. — „Carmela, halt ein! — was beginnst Du?“

Carmela aber kletterte wie ein flüchtiges Reh über Steine und Baumwurzeln; was sie hier oben suchte, sie wußte es nicht; — warum sie dort hinauf floh, sie hätte sich's selber nicht erklären können; — sie floh, um zu fliehen — vor dem Bilde des drohenden Heiligen, der ihr, in seinem weißen Mondschimmer, wie ein himmlisch warnendes Gespenst erschienen war, — wie ein Bote Gottes, mit der strafenden Ruthe der Gerechtigkeit in der erhobenen Hand, — oder wie ein rettender Engel auf dem Wege der Versuchung und des Verderbens. Sie hörte Nino's Rufen nicht; sie hörte auch eine andere Stimme nicht, die jetzt plötzlich ihren Namen rief; — als hätte sie alle Höllengeister auf den Fersen, flog sie den Berg hinauf, lief sie unter den alten Oelbäumen der Kapelle zu. „Carmela! Carmela!“ rief Nino, der in athemloser Hast der Rasenden auf dem Fuße folgte; — im Winde wehte die Thür des verlassenen Heiligthums; — wie ein Kind, das Schutz im väterlichen Hause sucht, sprang Carmela in die Kapelle, — hinter ihr drein Nino. — Und im selben Augenblick fiel auch, von starker Hand zugeschlagen, die Thür hinter den Beiden in die Falle; — ein rasches, festes Knacken und aus dem verriegelten Schloß fuhr der Schlüssel.

Don Cesare war's, der vor der Kapelle stand. Bewegungslos blieb er, den Schlüssel in der Faust, die Augen auf die Thür gerichtet. Krampfhaft zuckte seine Hand um das Heft seines Messers, und halberstickte Worte murmelte er vor sich hin.

Lange blieb er so stehen. Schwer schien er mit sich zu kämpfen und nach einem Entschluß zu ringen. Endlich schien er ihn gefunden zu haben.

„Ihr entschlüpft mir nicht,“ sagte er zu sich selbst, und schob den Schlüssel in seine Tasche, — und nach einer Weile setzte er hinzu: „Daran erkenn' ich deine Hand, heiliger Pancrazio!“

Und hurtig kletterte er den Bergpfad wieder hinunter, und ein ganz grimmiges Lächeln flog über sein Gesicht; denn ein Spruch, den Padre Atanasio in seinen Predigten anzubringen pflegte, kam ihm plötzlich, — er wußte selbst nicht wie — in den Sinn, von dem alten Saul, der hinausgegangen war, um seine Eselin zu suchen. Hatte nun nicht auch er, gleich Jenem, etwas Besseres gefunden? Den frechen Nino hielt er in seiner Gewalt! Das Blut schoß ihm in den Kopf, und fast wäre er umgekehrt, und wäre ihm nach in die Kapelle, — aber er wurde wieder Herr seines Willens und ließ das Messer fahren. Ja,

Digitized by Google

der räuberische Geselle, der hatte seine Abwesenheit benutzt, um der verliebten Carmela, Gott weiß was, vorzuschwatzen — und hatte sie weggelockt aus dem Hause — und was wollte er anfangen, in der Nacht, auf diesem verlorenen Pfade? — Sie floh vor ihm; aber gefolgt war sie ihm doch! — und jetzt saßen die Beiden dort oben, — gefangen, — hinter Schloß und Riegel, — und er, Don Cesare, er hielt den Schlüssel in seiner Hand, — und anders als rechtmäßiger Ehegatte seiner Carmela sollte dieser Bube nicht aus der Kapelle treten! — Und nun lachte Don Cesare wieder auf und dachte: „Wem hast du dies zu verdanken, Don Cesare? Wem anders, als dem guten, lieben Evolino, den du mit eigener Hand aus dem Wasser gezogen, — zu dem du jetzt wieder hinuntergehst, — vor dem du dich auf die Knie werfen willst und der" . . . . .

Halt! was war denn das? — In der Felsennische stand ja der Evolino nicht mehr — und was mußte er sehen? — Dort lag er, quer über dem Pfad — und, heilige Mutter Gottes! ohne Kopf lag ja der arme Heilige da, — und auf der Brust zeigte er eine weite, klaffende Wunde, — wie von einem Steinwurf, der des armen, alten Evolino's wurmstichiges Körperchen zerquetscht und der bis in das Herz des nunmehr auf immer und ewig Zertrümmerten gefahren war. — Don Cesare sah sich nach allen Seiten um; — dort lag der Stein — und jetzt verstand er Alles. — Den Stein konnte nur Nino auf den Heiligen geworfen haben, als Carmela's Stimme, vor Angst gellend, von unten erschallte; — ja, ja, und jetzt rächte sich der Heilige auch! Denn in *seine* Kapelle hatte er die Beiden gejagt und in Don Cesare's Hand lag der Schlüssel dazu. — Und siehe! jetzt erblickte er auch den Kopf des armen San Pancrazio. Bis zum Strande war er hinabgerollt; — aber ach, in welch schlimmem Zustande war er dort unten angekommen! — und wie ganz anders schaute jetzt des guten Evolino's Gesicht drein, — so fremd, so ganz anders, so unverständlich! Es war eine so sonderbare Mischung von göttlich heiterer Jugend und von zusammengeschrumpfter Altersschwäche; die Formen der Stirne, des Scheitels, des Kinnes waren die eines Jünglings; Runzeln aber hatte man drauf hingemalt, und Narben hatten sich in das alte Holz eingegraben, und neben den tiefen Rissen, die die Zeit in das vordem jugendliche Antlitz eingefressen hatte, glänzte die Farbe des neuen Firnisses so grell, so unheimlich, wie Schminke auf den Wangen eines todten Knaben. Don Cesare fühlte sich bei diesem Anblick ganz ergriffen. „Evolino! San Pancrazio!" sagte er halblaut zu dem Kopfe, den er zagend und fast zitternd in seinen Händen hielt; — „Evolino! bist du's? — bist du's nicht? — ich erkenne dich nicht mehr — und doch erkenne ich dich wieder, armes, gutes, altes Frennddchen!" —

Und mit inbrünstiger Geberde, als trüge er die heilige Hostie in seiner Hand, so trug er den Kopf des San Pancrazio zu dem Rumpfe hin, hob denselben von der Erde auf, stellte ihn wieder in die Felsennische, — und legte dann behutsam über die gekreuzten Arme den verstümmelten, unkenntlichen Kopf. Dann kniete er nieder auf die spitzen Steine, und faltete die Hände, und dankte in andächtigem Gebet seinem Schutzpatron für Alles, was er ihm heute Gutes erwiesen hatte.

Digitized by Google

Er betete lange, lange Zeit. Er merkte nicht, wie die Wolken sich tiefer und immer tiefer herunterſenkten auf das Meer und auf das Land; er merkte nicht, wie der Wind kühler und immer kühler über die Felsen wehte; — und erst als das ſanfte Träufeln des Regens ſeine Schultern und Arme netzte, wachte er auf aus ſeinem inbrünſtigen Gebet.

„Evolino — lieber Evolino!“ ſagte er ſtill vor ſich hin; „Du biſt es wieder, der mir dieſen Gedanken eingab. Du biſt es, der mich führt und in deine Hände übergebe ich getroſt meine und meines Hauſes Geſchicke. Walte damit, wie es dir am Beſten dünkt! Zu Allem findeſt du mich morgen in deiner Kapelle bereit: zur Verſöhnung und bräutlichen Luſtbarkeit, — oder zur blutigen Rache meiner gekränkten Ehre.“

Und als er ſo geſprochen, zog er langſam den Schlüſſel aus ſeiner Taſche, hing ihn an eine der Hände des Heiligen, wie an einen Nagel, küßte dann nochmals in vertraulicher Demuth Evolino's Rock und entfernte ſich raſchen und feſten Schrittes durch die Nacht.

## III.

Das war, früh morgens am anderen Tag, ein Leben, und ein Rufen, und ein Lachen, und ein Frohlocken in dem Städtchen von Roccaſtretta! Unter den Thüren ſtanden die Männer in ihren Kapuzen, zu den Fenſtern ſchauten die in ihre Manta eingewickelten Frauen heraus; und von einem Hauſe zum andern, und von einer Straße zur andern, lachte das eintönig jauchzende Zwiegeſpräch: „Ha, ha! was ſagten wir geſtern? Vernünftig iſt er über Nacht ſchon geworden! Seit geſtern früh liegt er im Meere, und geſtern Abend gleich hat er den Regen geſchickt! Und welch feinen, köſtlichen, himmliſchen Regen! Ja, ja! Evolino iſt doch ein braver Schutzpatron, und einen braveren könnten wir uns nicht wünſchen!“

Dem Padre Atanaſio, dem man's anſah, daß er nicht recht wußte, was für ein Geſicht er machen ſollte, flogen luſtig ſchnippiſche Bemerkungen an den Kopf, als er langſam über den großen Platz wandelte, wo ſich am frühen Morgen ſchon die unbeſchäftigten Männer herumzutreiben pflegten.

„Na, Padre Atanaſio, 's hat doch geholfen!“ Padre Atanaſio aber, der ein kluger Mann war, nahm eine freudig verklärte Miene an, nickte mit wichtigem Schmunzeln ſeinen Mitbürgern zu, und antwortete ſalbungsvoll:

„Niemals wendet man ſich vergeblich an die Heiligen; und wenn's auch diesmal in derber Weiſe geſchah, San Pancrazio liebt doch zu ſehr dieſe Stadt und dies Volk, um ſich darob zu erzürnen, und Schlechtes mit Gutem vergelten, das iſt der Himmliſchen Brauch.“

„Schon gut, ſchon gut!“ ſchallte es aus dem neckenden Haufen zurück; „daß Du ſo ſprechen mußt, wiſſen wir; aber daß es in derber Weiſe geſchehen mußte, das wiſſen wir auch, und Don Ceſare ſoll leben, der uns zu dieſem Einfall führte.“

„Und der es verhütete, daß man den guten Evolino der Feuerpein ausſetzte,“ antwortete mit erhobener Stimme der kleine Don Ceſare, der gerade aus einer Seitenſtraße zu den Freunden hintrat und mit würdevoller Selbſt-

Digitized by Google

befriedigung die von allen Seiten ihm zuregnenden Lobsprüche und Gratulationen und Ehrenbezeugungen annahm, als wäre er's und nicht der heilige Pancrazio gewesen, der die Wolken am Horizonte aufgeschichtet und das befruchtende Naß über Gärten und Felder gegossen hatte. Etwas ganz besonders Ernstes und Gravitätisches lag auf des Schiffsmaklers Zügen; er sprach mit Würde und Grandezza, wie sein berühmter Namensvetter in der alten Römerzeit wohl nach einem Siege über die Gallier gesprochen haben mochte; wer ihn aber genau beobachtet hätte, dem wäre sicherlich das unstäte, fiebernde Umherirren seines Blickes aufgefallen, und ein gewisses Zucken, das sich zuweilen seiner rechten Hand bemächtigte und dieselbe, ohne sichtbaren Anlaß, zur Faust ballte, oder gar in raschem Griff zu dem im Gürtel steckenden Messer führte.

Nur eine kurze Zeit weidete sich Don Cesare an seiner Mitbürger Enthusiasmus. Zu Padre Atanasio sich wendend, rief er plötzlich:

„Nun aber nicht gezögert, Freunde! Nicht eine Stunde länger darf unser guter Schutzpatron im Wasser liegen bleiben. Er hat uns erhört, — schneller noch, als wir es hofften, und ebenso schnell müssen wir ihm auch unsere Dankbarkeit beweisen, und ihn mit allen Ehren wieder in seine Kapelle einsetzen. Kommt, Padre Atanasio, und den Herrn Sindaco ruft auch herbei. Denn Alle, die gestern mithalfen, die müssen heute wieder mithelfen. Thäten sie's nicht, so dürfte es ihnen der Heilige schlimm nachtragen!"

Don Cesare's Worte und Gründe leuchteten Allen, und auch dem Padre Atanasio und dem Herrn Sindaco ein, der ja ohnedies niemals wagte, etwas Anderes zu wollen, als was die Majorität schon vor ihm gewollt hatte; und so zog die ganze Schar wieder hinaus zu dem Vorgebirge von Evolo, trotz Regen und Wind, die Füße im nassen Sande, die Hände in den Taschen, die Kapuzen und bunten Tücher über Kopf und Nacken. Don Cesare eröffnete den Zug zwischen dem Sindaco und dem Padre Atanasio.

„Wo ist Dein Schwesterchen Carmela?" fragte mit einem Male der Padre, pfiffig lächelnd und seinen Nachbar von der Seite herunter anblickend.

„Oh, Padre Atanasio, um die ist mir nicht bange," antwortete Don Cesare; „die war schon heute früh auf den Beinen, und ließ mir keine Ruhe, und wollte den Regen in ihren Händen auffangen, ein rechtes Kind!"

„Ja, ja!" meinte der Padre in aller Behäbigkeit; „ein tüchtiges Mädchen, die Carmela, und hübsch. Na, mich geht dies ja nichts an, aber Andere merken's auch! Eine Freude wär's mir, Don Cesare, könnte ich die Beiden vor dem Altare sehen. Ich spreche von Nino, Don Cesare, der ihr den Hof macht, als gebe es kein anderes Mädchen in ganz Sizilien."

Hinter dem gutmüthigen Tone, in dem diese Worte gesprochen wurden, versteckte sich aber ein stilles Lachen über den Hieb, den er seinem Nachbar versetzen zu können sich freute. Davon schien aber dieser nichts zu merken, sondern erwiderte in vollem Ernste:

„Soll auch bald geschehen, Padre Atanasio, und in der Kapelle oben sollen sie getraut werden, vor dem Bilde des guten Evolino."

Erstaunt sahen die beiden Nachbarn auf ihn hin.

Digitized by Google

„Na, na, mein guter Don Cesare," sagte der Herr Sindaco; „ich möchte Dir's schon gönnen, uns schien nur Nino ein bischen zu reich!"

Rasch fiel ihm aber Don Cesare in's Wort:

„So dacht' ich gestern auch noch, Herr Sindaco. Doch seit heute morgen" . . .

„Und was ist denn geschehen seit gestern?" fragte höchlichst verwundert der Padre.

„Ich darf's Euch jetzt wohl sagen, mein guter Padre Atanasio," antwortete Don Cesare, und wer ihn beobachtet hätte, der hätte ein schelmisches Lächeln, wie einen Blitz, über seine Augen fahren sehen; — „als wir gestern den Evolino vom Felsen hinunter in's Meer ließen, da rief Alles nach Regen, nach Regen! — Was liegt aber mir am Regen? — Ich schrie mit, weil ich es gut mit den Andern meine; selber aber schrie ich im Grunde meines Herzens nach etwas ganz Anderem."

„So, so!" machte Padre Atanasio und stieß hinter Don Cesare's Rücken dem Herrn Sindaco in die Seite, und schaute sich triumphirend zu den hinter ihm Einherschreitenden um, und winkte ihnen mit gewichtig siegreichem Augenzwinkern zu, und schien plötzlich, im Vorgefühl seiner, die versteckteften Gedanken des menschlichen Herzens durchschauenden Sehergabe, um eine halbe Kopfeslänge alle Andern zu überragen.

„Ja, das ist doch Jedem erlaubt!" fuhr Don Cesare fort; „und seht! die Wünsche der Andern hat der gute Evolino erfüllt, und da denke ich mir: die Deinen, Don Cesare, wird er auch erfüllen. Denn es ist ja doch nicht Einer in der ganzen Gemeinde, der es so gut mit ihm meint, wie ich!"

Don Cesare dachte dabei wohl auch an die fremden Schiffe; sein Auge flog in raschem Umblick über den Horizont; aber nichts zeigte sich da, und auf Carmela und Nino mußte sich, wohl oder übel, sein Sehnen und Hoffen wieder beschränken.

Sie waren am Fuße des Vorgebirges angelangt.

„Ich denke, wir bleiben unten," meinte der Sindaco; „von oben das Seil aus dem Wasser zu ziehen, ginge doch nicht. Der Heilige könnte dabei zu Schaden kommen."

Keiner hatte gegen diese weise Fürsorge Etwas einzuwenden, und vorwärts ging's an der steilen Felswand hin, im langen Gänsemarsch, Einer hinter dem Andern, der Sindaco voran, dann der Padre, dann Don Cesare, und dann die andern Alle, wie eine verregnete Kapuzinerprocession. Die Felsen und Steine waren von der Nässe ganz bedenklich glatt geworden; jedesmal, wenn ein Kapuzenmann oder ein Kapuzenmädchen ausglitt und mit mehr oder minder possirlichem Anstand in den Sand purzelte, oder sich an den Röcken und Armen und Beinen des Nachbars oder der Nachbarin festhielt, entstand ein Lachen und Schreien, und so kam nach und nach die ganze Gesellschaft, des strömenden Regens ungeachtet, in die heiterste Stimmung und in die richtige Gemüthsverfassung, die gerade zu dem Befreiungswerke, das unternommen werden sollte, paßte.

Plötzlich stockte der Zug. Der Herr Sindaco stand nämlich unbeweglich, wie angewurzelt, mitten auf dem Weg. Er war mit einem Male kreideweiß

Digitized by Google

geworden. Man sah wie seine feisten Wangen bebten, wie seine Knie zitterten, und man wußte nicht recht, ob unter dem scharfen Winde, oder unter dem Eindruck eines jähen Schrecks, seine Haare so nach allen Seiten in die Höhe strebten.

„Heilige Madonna!" hörte man den Herrn Sindaco dumpf vor sich her rufen, — „heilige Madonna!"

Weiter brachte er aber auch nichts über die Lippen.

„Was ist's? was gibt's?" rief es von allen Seiten, und Alles drängte sich nach vorn, und über die Felsen, durch das seichte Wasser, an dem jähen Abhange der Berge hin, stürzte sich die Menge; — aber ein starres Entsetzen bemächtigte sich Aller, — denn dort über dem Ufer, in einer Felsennische stand der heilige San Pancrazio, den sie gestern in's Meer geworfen hatten, — und, o schaudervoller Anblick! ohne Kopf stand er da, — und seinen Kopf trug er auf seinen Armen, — und, o der unbegreiflichsten aller Wunder! in der Hand hielt er den Schlüssel seiner Capelle, — den Schlüssel, der gestern noch in der Thüre steckte und der jetzt an seinen Fingern hing!

Stumm vor Schreck und Schauer, blieben Alle, Alt und Jung, Mann und Weib, auf dem Fleck gebannt; — kalt rieselte es ihnen durch die Glieder; — und enger drückten sie sich zusammen, — und Aller Hände warfen zu gleicher Zeit das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust, Aller Mund murmelte zur gleichen Secunde das heilige Gebet an die gebenedeite Mutter Gottes.

Selbst Don Cesare, der Schlaukopf, der doch ganz genauen Bescheid wußte in dieser Wundergeschichte, fühlte sich von der Anderen Bestürzung und Erschütterung erschüttert und bestürzt; und auch er fühlte seine Knie schlottern, auch er fühlte sein Blut erstarren, auch er schlug das Kreuz, auch er murmelte, ohne zu heucheln und nur dem Zug seiner Seele folgend: „Santa Madonna, beschütze uns!"

Padre Atanasio war der Erste, der sich vorwagte, wie es ja auch seines Amtes war. Den an allen Gliedern zitternden Herrn Sindaco bei Seite schiebend, trat er mit erhobener Hand, die Augen zum Himmel gerichtet, auf den enthöpften Heiligen zu, und ließ sich, bebend und zagend, auf die Knie nieder, welches Beispiel von der ganzen Gemeinde befolgt wurde. Dann schlug er die Augen in die Höhe, zuerst bis zu der Stelle, wo die Menschen und die Heiligen gewöhnlich den Kopf zu tragen pflegen; — dort fand sein Blick aber nur den schaurigen Holzstumpf, der wie zerrissene Spähne aus dem Nacken hinausragte, — und schaudernd senkte Padre Atanasio den Blick bis zur Brust des Heiligen, wo der Kopf über den gekreuzten Armen lag. — Ein neuer Schreck aber überfiel ihn, als er jetzt in dieses so veränderte, so wildfremde Angesicht schaute, — und an der Erde mußte er sich mit beiden Händen halten, um nicht, wie gelähmt und vom Schlage gerührt, zusammenzusinken. Die Andern merkten freilich nichts davon, denn sie glaubten, ihr Padre liege dort in inbrünstigem Gebet, und sie senkten die Augen zur Erde und beteten eifrig und emsig ihre murmelnden Litaneien.

„San Pancrazio, lieber, guter, einziger Evolino!" betete aber der schlaue Don Cesare in der Stille seines Herzens; „nun erinnere dich meiner und

Digitized by Google

schicke dem Padre Atanasio einen glücklichen Einfall, — und vergiß nicht, daß dort oben in deiner Capelle mein Schwesterchen sitzt, mit dem verwünschten Hund, dem Nino; und diesem lüderlichen Geck von Nino, lieber Evolino, schicke du auch einen glücklichen Einfall, . . . damit kein Unglück geschehe an diesem Tage!"

Dem armen Heiligen mit seinem abgerissenen Kopfe mochte das Denken und das Hören und das Schicken eines Einfalls ein bischen beschwerlicher werden, als früher, da er noch ganz war; denn lange dauerte es, ehe Padre Atanasio aus seiner Erstarrung erwachte. Da war es ihm aber auch plötzlich, als falle ein heller, leuchtender Lichtstrahl in seine Seele. Ein Zucken fuhr durch seine Glieder.

„Das Zeichen verstehe ich und weiß es zu deuten," murmelte er, indem er den Fuß des Heiligen küßte; „sei gebenedeit, San Pancrazio von Evolo!"

Dann stand er auf, wandte sich zu der ängstlich zu ihm aufblickenden Menge, und die Arme ausbreitend, rief er:

„Ein Wunder hat der Heilige an uns gethan! Ein Wunder hat er an sich selbst vollbracht! Den Regen, den langersehnten, schickte er uns über Nacht, — und dem Meere, in das Ihr ihn gestern gesenkt, entstieg er, siegreich den Menschenwitz bezwingend, und hier steht er, auf trockner Erde, wie es einem Heiligen geziemt. Und schauet ihn nur an: zum Zeichen, daß sich von heute an ein neues, reineres Band zwischen dem Schutzpatron und seinen Schutzbefohlenen geschlungen, hat San Pancrazio mit eigener Hand den alten Heidenkopf, den er, Euch zum Schaden und der Madonna zum Trotze, zuweilen wieder aufsetzte, von seinen Schultern genommen. Und zum Zeichen dessen, was er von Euch begehrt, hat er den Schlüssel seiner Capelle heruntergeholt und an seinen Finger gehängt, — daß Ihr ein neues Bild in seiner Capelle aufrichtet, — daß der alte Evolino, wie Ihr ihn in Erinnerung an seine vorchristliche Vergangenheit zu nennen pflegt, heute stirbt und ein neuer San Pancrazio an seine Stelle tritt, ein hochgebenedeiter Heiliger, der Euch lieben und beschützen und nimmermehr dulden wird, daß der alte Heide, der unter diesem verehrungswürdigen Gewande steckte, Eure Stadt und Euer Land mit Dürre und Mißernte und tödtlicher Seuche heimsuche!"

Also sprach der brave Pater. Der Herr Sindaco nickte seinen Worten Beifall zu, und Don Cesare that natürlich das Gleiche. Dann wurde der Heilige mit sorglicher Hand auf die Schultern einiger rüstiger Männer geladen; den Kopf aber legte Padre Atanasio mit wichtiger Geberde in Don Cesare's Hände, und er selber, mit dem erhobenen Schlüssel in der Rechten, eröffnete den Zug, der sich langsam und in tiefem Schweigen zur Capelle hinauf bewegte.

Dort oben aber waren Zweie, die eine schlimme Nacht hinter sich hatten. Wie eine Rasende, verlorenen Sinnes, hatte sich Carmela vor dem Altar auf die Erde geworfen. „Der Heilige! — der Heilige!" schluchzte das Mädchen; — „er war's! — er rief meinen Namen! — ich hab' ihn gesehen! — er schwebte die steile Höhe hinan, — er folgte mir, — sein Heiligenschein strahlte furchtbar durch die Nacht. — Heilige Mutter Gottes, Dich flehe ich an! — Beschütze mich! — Verzeih deinem frevelnden Kinde!"

Vergeblich versuchte Nino sie zu beruhigen. „Nein," rief sie und stieß ihn

Digitized by Google

von sich, als er sie von der Erde emporheben wollte; „— auf unrechten Pfaden folgte ich Dir, Nino; der Heilige hat uns gewarnt und er wird uns strafen. Hörtest Du nicht, wie er hinter uns die Thüre in's Schloß warf? — Nino, Nino! nur eine Sühne gibt's. — Als Deine rechtmäßige Gattin erkenne mich vor diesem Altar!"

Nino bangte. Das Bild des heiligen Pancrazio stand noch vor seinen Augen, — und er konnt' es nicht wehren, — auch er fühlte ein Zittern durch seine Seele ziehen, — denn, so sicher und so ungläubig er sich auch stellen mochte, im Tiefsten des Herzens wohnte auch bei ihm die alteingeborne Furcht vor den unbekannten, wunderbar sich zuweilen offenbarenden Gewalten des Himmels und der Hölle, — und in immer deutlicher hörbarem Pulsschlag klopfte dies Gefühl jetzt an sein Herz.

Eine schwüle, dicke Luft erfüllte die Capelle. Durch das einzige, runde Fensterchen hinter dem Altar fiel nur ein düsterer Schein, kaum heller als die Alles umwebende Finsterniß. Nino richtete sich auf und tappte der Thüre zu. Er wollte sie öffnen, er wollte die frische Nachtluft hereindringen lassen; er wollte die unheimlichen Phantasien, die seine Sinne langsam umfingen, verscheuchen. . . . . Die Thür aber gab seiner Anstrengung nicht nach! Fest lag sie in Schloß und Angel, und wie er mit den tastenden Fingern nach der Klinke suchte, da gewahrte er, daß der Schlüssel umgedreht und aus dem Schlosse herausgezogen worden war.

„Santo Diavolo!" rief er, und es war als rieselte es eiskalt durch alle seine Glieder, — „die Thür ist geschlossen."

„Geschlossen, ja, geschlossen!" rief aber Carmela, und sprang von den Knien auf, und warf sich an der Thürschwelle wieder zur Erde; „ich hab' ihn gesehen, wie er uns auf den Fersen folgte, mit drohender Geberde erhob er seine Hand. Und ich hörte ihn — und ich sah ihn — und er ist's, der uns in sein Heiligthum eingeschlossen, auf daß unsere That gesühnt werde!"

So raste und fieberte die Arme. Rathlos hörte ihr Nino zu. Was sollte er thun? Was sollte aus all' Dem werden? An ein Entweichen war nicht zu denken, fest lagen die alten Quaderſteine ineinander gefügt, fest lag die alte Eichenthüre in ihren Angeln; und morgen würden sie kommen, von Roccastretta herauf, um den Heiligen wieder auf sein Postament zu setzen; denn den Regen hatte er ja geschickt! — Nino hörte sein Rieseln und Rauschen, und auf dem breiten Gesimse des Fensterchens klatschten die breiten Tropfen; — und hier würden sie ihn finden — mit Carmela! — Mit Carmela allein in der Capelle! — Und alsdann? — wenn Don Cesare über die Schwelle träte und seine Schwester hier, allein, mit einem Mann fände? — Nino kannte den Don Cesare, und wußte gar wohl, was er von ihm zu erwarten hätte! — Einen Kampf gäbe es, auf Leben und auf Tod, und auf Cesare's Seite ständen alle Männer und alle Frauen, und Padre Atanasio und der Herr Sindaco und Alle, Alle, wären mit dem in seiner Hausehre beleidigten Bruder Carmela's. So hatte er sich freilich den Ausgang seines Liebesabenteuers nicht vorgestellt, und andere Bilder umgaukelten seine leichtfertige Phantasie, als er Carmela zu bewegen suchte, ihm in seine stille Casſina zu folgen . . .

Digitized by Google

Immer schwärzer senkte sich die Nacht herunter, immer tiefer schienen die Wolken auf die Erde herabzuhängen, immer dichter rieselte der Regen. Und wie Nino die schweren Tropfen auf das Dach rauschen hörte, und wie der feuchte Athem der regendurchtränkten Erde durch die kleinen Fenster drang, da war es, als bräche Etwas in seinem Innern zusammen, — und als schrie es aus der Tiefe seines Herzens zu ihm herauf: „Jeder Tropfen Regen, der vom Himmel fällt, verkündigt die Wunderkraft des Heiligen, und an dem Wunder, das er an dir gethan, könntest du noch zweifeln?“

Als am andern Morgen die vom Padre Atanasio geführte Schar mit dem verstümmelten Bilde des heiligen Pancrazio vor der Thüre der Capelle Halt machte, und als der Schlüssel sich in's Schloß legte, und als das Schloß krachte, und als die, von der Feuchtigkeit angeschwollene Thür langsam und schwer sich in ihren Angeln zu bewegen anfing, — da war Einer, dem das Herz gewaltig klopfte, Einer, dem das Blut im Fieberbrande kochte. — Einer, der seine Hand, wie nachlässig spielend, aber doch fest und grimmig, auf sein Messer legte, — denn wer konnte voraussehen, was jetzt geschehen würde? — Aber leichter athmete Don Cesare auf, und den Griff des Messers ließ er fahren, — und nur mit Mühe gelang es ihm seine Fassung zu bewahren und die Rolle, in die er sich hineinbegeben, in gehöriger Weise weiterzuspielen, — als der Padre Atanasio mit einem Schrei der Ueberraschung auf der Schwelle stehen blieb, und als, aus dem Dunkel der Capelle, vom Fuße des Altars zwei Gestalten hervortraten, sich mit verschlungenen Händen vor dem Pater auf die Knie niederließen, und durch das staunende Schweigen, das über Alle gekommen war, Nino's Stimme zu ihm herüber drang, die langsam sagte:

„Ein Wunder hat der heilige Pancrazio nicht nur an unsern Feldern und Gärten vollzogen; an mir und an Carmela ist in dieser Nacht ein anderes Wunder geschehen. Wie es zuging, fragt mich nicht. In diese Capelle führte uns der Heilige mit eigener Hand, und mit eigener Hand verschloß er die Thüre, und mit eigener Hand entzog er den Schlüssel, und am Fuße seines Altars haben wir eheliche Treue geschworen, und am Fuße seines Altars bitten wir Euch, Padre Atanasio, unsern Bund zu segnen!“

Da jubelte der kleine Don Cesare hell auf:

„Ha!“ rief er, und fuchtelte mit den Händchen in der Luft herum; — „das war's, was ich gestern von dem guten, einzigen, lieben Evolino für mich erbat. Das war's, Padre Atanasio! — Euch gab er den Regen, — und mir gab er den Eidam. — Der Evolino soll leben!“

Und in seinem Herzen dachte er noch etwas Anderes dazu, das er aber nicht laut sagte:

„Evolino!“ dachte er, „du warst doch noch klüger als ich, und ein Königreich führtest du mir zu, da ich meine Eselin suchte. Deine Schiffe werden doch von selber wieder diesen Hafen anlaufen, — von selber aber hätte dieser Schuft von Nino mein Schwesterchen niemals zur Frau genommen!“ . . . . . .

Als wenige Wochen später Carmela's und Nino's Hochzeit, mit großem Gepränge, in der Capelle von Evolo gefeiert wurde, da stand ein neues Heiligenbild auf dem Altar, ein buntes, funkelnagelneues Bild, das Don Cesare, mit

Digitized by Google

vielen anderen Dingen, von einem fremden Schiffe, das im Hafen von Roccastretta vor Anker lag, angekauft und zum Andenken an jene Wundertage der Capelle gestiftet hatte. Den alten Evolino aber hatte Don Cesare für sich beansprucht, und wie hätte man ihm dies wurmstichige, zerbrochene Bild verweigert?

Am Fuße des Felsens von Evolo, in der kühlen, strahlendurchfunkelten Laube der Cassina, wo Carmela und Nino ihr Heim aufgeschlagen, da hatte Don Cesare das von seiner Hand geflickte und ordentlich restaurirte Bild aufgestellt. Es stand in einer Steinnische, unter einem Dache von duftenden Orangenbäumen, neben dem griechischen, epheuumrankten Marmorbecken, in das sich die krystallhelle Quelle von Evolo ergoß; und fast wollte es scheinen, als fühle in dieser Umgebung, bei den seinen, aus seinem ehemaligen Tempel hierher verschlagenen Bas-Reliefs, inmitten der frei umherfäuselnden Winde, der alte Evolino sich weit behaglicher, als oben in seiner dumpfen Capelle; denn eine eigenthümliche Ruhe hatte sich auf seinen alten, vom Heiligenschein und Bart und Haupthaar entblößten Kopf gelegt, und mit olympischem Lächeln schaute er sich das lustige Pärchen an, das am Abend nach der Hochzeit hier unten, zu seinen Füßen, sein fröhliches Wesen trieb, und ein mattes Funkeln blitzte durch seine gemalten Augen, als Nino, der auch Etwas von der alten Götterlehre gelernt haben mochte, einen Becher duftenden Moscatoweines vor seinem Bilde auf die Erde goß, und lachend ausrief: „Den Göttern gehören die ersten Tropfen; den Göttern und Heiligen sei Ehre und Ruhm!"

Als sie sich aber alle entfernt, und als auch Don Cesare, mit einem freundlich vertraulichen Winken, von dem guten Evolino Abschied genommen hatte, und als dieser so ganz allein in der stillen Mondnacht dastand, da zog ein leises Flüstern über seine Lippen:

„Zu dem alten Heidengotte fühlst du dich trotz alledem immer wieder hingezogen, du liebes, lustiges, heidnisches Völkchen; und mögen auch neue Benennungen an Stelle des ehemaligen Namens getreten sein, in Euch, ihr heitern, gutmüthigen, großen Kinder, erkenne ich doch meine früheren Verehrer wieder, die dort oben, in den sonnendurchwebten Säulenhallen, duftende Kränze auf der alten Götter Altäre niederlegten, und singend und lachend und jauchzend durch das singende, lachende, jauchzende Leben zogen!"

Still leuchtend nickten die ewigen Sterne und plätschernd murmelte die rieselnde Quelle dem armen, vergessenen Gotte ihre freundlich tröstende Antwort zu.

---



Digitized by Google

# Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar 1883.

Im öffentlichen Leben kommt es bekanntlich nicht nur darauf an, wie die Dinge sich wirklich verhalten, sondern zugleich darauf, wofür sie gehalten werden; für die Richtigkeit dieses Erfahrungssatzes liegt ein neuer Beleg vor. Auch da, wo man den Tod Gambetta's für keine Gefährdung der Republik in Frankreich ansah, ist man durch die Geschichte der letzten vier Wochen darüber belehrt worden, daß der Glaube an eine solche Gefährdung für die republikanische Sache die verhängnißvollsten Folgen gehabt hat. Ohne diesen Glauben würde Prinz Jerôme Napoléon schwerlich den Versuch gemacht haben, die Haltbarkeit der bestehenden Staatsform durch sein am 16. Januar veröffentlichtes Manifest auf die Probe zu stellen. Diese Probestellung ist gemacht worden, und die Republik hat dieselbe so schlecht, wie überhaupt möglich, bestanden. Unter dem ersten Eindruck einer von Niemandem ernst genommenen Kundgebung stellte Herr Floquet seinen Antrag auf Ausweisung der Abkommen sämmtlicher in Frankreich herrschend gewesenen Familien, dem alle Welt auf den ersten Blick ansehen konnte, daß er durch die Furcht dictirt worden sei. Trotz der Mißbilligung, welche dieser Vorschlag bei allen bedeutenderen Politikern und Publicisten Frankreichs erfuhr, und trotz der Warnungen der Regierung erklärte die Deputirtenkammer, daß die Sache dringlich sei und eine sofortige Erledigung verlange. Die Wirkung dieses Beschlusses war natürlich, daß die Besorgniß des Antragstellers sich rasch über weite Kreise verbreitete und daß Paris sich mehrere Tage lang mit Befürchtungen trug, deren Grundlosigkeit für jeden unbefangenen Beobachter auf der Hand lag. Fabeln, von denen eine immer thörichter als die andere war, lösten einander in wilder Hast ab, und obgleich Jedermann versicherte, daß er den umlaufenden Gerüchten keinen Glauben schenke, machten Rath- und Kopflosigkeit so rasche Fortschritte, daß die Parteinahme für die von Herrn Floquet vorgeschlagene Maßregel alsbald in der Mehrheit der republikanischen Fractionen die Oberhand gewann und daß die Anträge Bannier und Fabre von einer unaufhaltsam gewordenen Fluth herangewälzt wurden. Der Ministerpräsident und die beiden Minister der Landesvertheidigung erklärten von Hause aus, daß sie lieber ihre Aemter niederlegen, als in eine für die Würde der Republik bedenkliche und bei der Stimmung der Armee geradezu gefährliche Maßregel willigen würden; fast alle besseren Köpfe der republikanischen Partei sprachen sich gegen Fabre ebenso entschieden aus, wie gegen Floquet, und Herr Ferry, dem die Nachfolgerschaft Duclerc's angeboten wurde, erklärte, die ihm zugedachte Ehre ablehnen zu müssen. Die Mehrheit aber bestand so entschieden auf ihrem Willen, daß sie sich auch durch die Rücktrittsdrohungen der Minister nicht beeinflussen ließ und daß zum zweiten Male binnen sechs Monaten das unerhörte Schauspiel einer Ministerveränderung erlebt wurde, welche Frankreich von jedem Einfluß auf die ägyptische Angelegenheit ausschloß. Just in dem Augenblick, wo es sich um die Beantwortung des ägyptischen Circularschreibens und um die Geltendmachung des Protestes handelte, welchen Herr Duclerc

Digitized by Google

gegen die Abschaffung der gemeinsamen ägyptischen Finanzcontrole eingelegt hatte, ging die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs in die Hände eines namenlosen Stellvertreters über, von dem Niemand weiß, wie lange er im Amt bleiben und wen er zum Nachfolger erhalten wird, die Kriegsverwaltung aber wurde einem General übertragen, der unter dem Verdacht steht, sein Ehrenwort gebrochen zu haben und dem Niemand die Fähigkeit zutraut, die großen Worte wahr zu machen, mit denen er sich für die Aufrechterhaltung der Disciplin und des Gehorsams derjenigen Generale verpflichtet hat, die die Sache der orleanistischen Prinzen zu der ihrigen machen wollten. Dann folgte eine Kammerdebatte, von welcher Organe der republikanischen Partei gesagt haben, daß sie zum Würdelosesten gehöre, was jemals in einem französischen Parlamentssaale erlebt worden sei. Vergebens bot eine ganze Anzahl von Männern, deren Einsicht und Erfahrung ebenso unzweifelhaft fest steht, wie ihre entschieden republikanische Gesinnung, alle ihnen zu Gebote stehende Beredsamkeit auf, um die Mehrheit von der Unzweckmäßigkeit, Ungerechtigkeit und Grundlosigkeit des beantragten Ausnahmegesetzes gegen die Prinzen zu überzeugen — die gedankenlose Mittelmäßigkeit fühlte sich als Herrin der Situation, schrie alle Einwürfe der Gegner nieder und erlebte die Genugthuung, einen Beschluß durchgesetzt zu sehen, für welchen sich kein einziger Mann von Bedeutung und politischem Credit erklärt hatte.

Wenn diese Blätter gedruckt sind, werden die Folgen dieses Beschlusses sich deutlicher als im gegenwärtigen Augenblick übersehen lassen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der über die Vorherrschaft des Radicalismus längst bedenklich gewordene Senat es als unvereinbar mit seiner Würde ansehen wird, einer Volksvertretung den Willen zu thun, deren Mehrheit in allen wichtigen Fragen versagt und den Interessen des Landes bereits einmal unberechenbaren Schaden zugefügt hat. Und doch erscheint der Verfassungsconflict, den die Mehrheitsbeschlüsse heraufbeschworen haben, nicht als die größte der Gefahren, denen Frankreich entgegen geht. Ungleich bedenklicher nimmt es sich aus, daß die Partei, welche seit Jahr und Tag das Staatsruder in Händen hält, kein einziges wirkliches Talent, keinen einzigen Mann aufzuweisen hat, dessen Einfluß ausreichte, die Anarchie aufzuhalten, welche sich als Product einer haltlos schwankenden Mehrheitsherrschaft darstellt. Bereits im Herbste vorigen Jahres wurde von aufmerksamen Beobachtern der französischen Zustände constatirt, daß die Masse des gebildeten französischen Bürgerthums sich mehr und mehr von der republikanischen Sache zurückziehe und daß der kriegsscheue Bauernstand zur Hauptstütze derselben geworden sei, weil er die Ueberzeugung habe, daß dem gegenwärtigen Regime die Fähigkeit zu kriegerischen Actionen abhanden gekommen sei. Seit dem Zeitpunkt, wo diese Version zum ersten Male auftauchte, sind fünf Monate vergangen — fünf Monate, während welcher nichts zur Kräftigung, aber außerordentlich viel zur Herabdrückung des republikanischen Credits geschehen ist. Die mühsam zu Stande gebrachte Regierung hat abermals gewechselt, der richtige Zeitpunkt für die Geltendmachung von Frankreichs ägyptischen Interessen ist abermals versäumt und gleichzeitig durch eine beständig zunehmende Zahl von socialistisch-revolutionären Kundgebungen bewiesen worden, daß die Partei des Umsturzes die bestehende Regierung zu fürchten aufgehört hat. Die Gesetzgebung stockt so gut wie vollständig, die Verhandlungen betreffend die Reform des Richterstandes sind abermals fruchtlos verlaufen, die sämmtlichen Anträge auf Erwählung der Richter durch das Volk in den ersten Februartagen verworfen worden. Um die Finanzen des Staates sieht es ebenso bedenklich aus, wie um die wirthschaftliche Wohlfahrt des Landes. Wie die Abrechnungen über die Steuererträge des vorigen Jahres ausweisen, ist das Wachsthum der Mehrerträge aus den indirecten Steuern von Vierteljahr zu Vierteljahr zurückgegangen und hinter den Erwartungen, zu welchen das Jahr 1881 berechtigte, erheblich zurückgeblieben. Im Jahre 1881 waren die Voranschläge der Einnahmen aus den indirecten Steuern um nicht weniger als 220 Millionen überschritten worden, während sie dieses Mal bloße 102 Millionen betragen. In Summa sind die Voranschläge um 94 Millionen überschritten worden; daß von diesen 57 auf das erste und nur 37 Millionen auf das zweite Halbjahr kommen, ist für den engen



Digitized by Google

Zusammenhang zwischen der finanziellen und der politischen Wohlfahrt des Landes außerordentlich bezeichnend. „Sorgt für eine gute Politik, so werde ich für gute Finanzen sorgen", lautet der bekannte Ausspruch des ersten Finanzministers unter Ludwig XVIII., des Baron Louis.

Diese relative Ungunst der Steuererträge kommt um so ernsthafter in Betracht, als nach der bekannten Auseinandersetzung Léon Say's die finanzielle Lage in Folge des übermäßigen Wachsthums der Ausgaben und der Ueberstürzungen, die in Sachen der Canal-, Eisenbahn- und Schulbauten begangen worden, eine an und für sich schon zur Vorsicht mahnende ist. Für ihre politischen Mißerfolge waren die zahlreichen Franzosen, die außerhalb des eigentlichen Parteitreibens stehn, bisher durch die Sicherheit des Eigenthums, den wirthschaftlichen Aufschwung ihres Landes und die Gunst der Finanzlage entschädigt worden. Hat es mit dieser Entschädigung ein Ende und treffen die Verlegenheiten, denen die französische Industrie nach der Meinung Leroy-Beaulieu's entgegen geht, mit einer finanziellen Krisis zusammen, so ist es um den hauptsächlichsten Titel geschehen, welchen die Republik auf die Dankbarkeit ihrer Bürger besaß. Der einzige übrig bleibende Trost ist dann dieser, daß beide monarchische Parteien zur Zeit führerlos sind und daß sie nicht gefürchtet zu werden brauchen, so lange die nächstberechtigten Erben des Bonapartismus und des Legitimismus am Leben sind. Wie lange dieser Trost vorhalten wird, vermag Niemand zu sagen, und was die dritte Möglichkeit anlangt, diejenige der Präsidentschaft des Herzogs von Aumale, so kann leicht geschehen, daß die jüngsten Thorheiten der parlamentarischen Mehrheit ihr directen Vorschub leisten.

Wie dem immer sein mag, mit der Sache der französischen Republik ist es seit dem Tode Gambetta's rascher bergab gegangen, als irgend erwartet werden konnte und erwartet worden ist. Von der Republik kann heute gesagt werden, was 1870 von dem Kaiserthum gesagt wurde: daß weitere Fehler nicht mehr begangen werden könnten.

Es hat nicht ausbleiben können, daß die seit Monaten andauernde Lahmlegung des weiland gefürchtetsten aller europäischen Staaten auf dem Gebiete der auswärtigen Politik fühlbar geworden ist. Auf die Unmöglichkeit, zur Zeit mit Frankreich zu rechnen, ist es zurückzuführen, daß Rußland durch die Vermittelung des Herrn von Giers ein engeres Verhältniß zu den beiden mitteleuropäischen Reichen gesucht hat, deren Einfluß jetzt jedes wirklichen Gegengewichtes entbehrt. Der intime Charakter des deutsch-österreichischen Bündnisses schließt Erweiterungen desselben aus, — für das Einverständniß mit Mächten, die den Frieden befestigen helfen wollen, hat dasselbe von Hause aus Raum gehabt. Darf den aus Wien eingegangenen Berichten Glauben geschenkt werden, so hat der russische Minister des Auswärtigen sich darauf beschränkt, Rußlands Bereitschaft zur Erhaltung freundnachbarlicher Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn zu betonen und dabei volles Entgegenkommen von Seiten des Wiener Hofes gefunden. Ein Mehreres soll nicht beabsichtigt und nicht erreicht worden sein. Eine Prüfung dieser Angaben liegt außerhalb des Bereiches des Möglichen; für die Wahrscheinlichkeiten derselben spricht der Umstand, daß sich Rußland mehr denn je auf seine inneren Angelegenheiten zu beschränken scheint und daß die leidlich hergestellte innere Ruhe des weiten Reiches zur Inscenirung der lange erwarteten und immer wieder aufgeschobenen Krönungsfeierlichkeiten benutzt werden soll. Nach beinahe zweijähriger Unterbrechung hat der Kaiser von Rußland in seiner Hauptstadt zum ersten Male wieder dauernden Aufenthalt genommen und seine Zuversicht auf Erhaltung der Ruhe durch die Veranstaltung von Festen bezeugt, wie sie seit Jahr und Tag an der Newa nicht mehr erlebt worden. Bis zu einem gewissen Grade scheint diese Wiederkehr des Selbstvertrauens der russischen Regierung auch das Vertrauen Anderer befestigt zu haben. Der Cours des Credit-Rubels hat sich mindestens so weit gehoben, daß er wieder zwei Drittheile seines Nominalwerthes beträgt — eine Steigerung, an welcher die politische Lage größeren Antheil haben dürfte, als die finanzielle. Der vor einigen Wochen veröffentlichte Budget-Voranschlag für das Jahr 1883 weist in seinem Extra-

Digitized by Google

ordinarium ein Deficit von 35 Millionen, in seinem Ordinarium Mehrausgaben für den Hof (+ 2 Millionen) und für die Armee (+ 10 Millionen für das Landheer und + 3 Millionen für die Flotte) auf, die durchaus begreiflich erscheinen lassen, warum der begleitende Bericht des Finanzministers sich über die finanziellen und wirthschaftlichen Aspecte des russischen Reiches ziemlich reservirt äußert und rund heraus erklärt, daß auf eine Beseitigung der Hauptquellen aller Verlegenheiten, der Unsicherheit der Valuta, für die nächste Zukunft nicht zu rechnen sei. Dieser Bericht verdient aber noch aus einem andern Grunde Beachtung. Herr von Bunge nimmt keinen Anstand, von dem letzten Kriege zu sagen, es habe derselbe die schwachen Seiten des russischen Wirthschafts- und Finanzwesens ebenso rücksichtslos bloß gestellt, wie weiland der Krimkrieg, auf welchen die bekannte längere Periode ökonomischen Siechthums gefolgt sei, und er gesteht außerdem ein, daß das Uebel der Supplementär-Credite und der durch dieselben bewirkten Störungen der Finanzgebahrung unverändert fortdauere. Was das in dem amtlichen Bericht des verantwortlichen Leiters der russischen Finanzverwaltung heißen soll, ist auch ohne Commentar verständlich und überdieß von dem Präsidenten der Ober-Rechnungskammer („Reichs-Controle") bei sehr zahlreichen Gelegenheiten gesagt worden. Es handelt sich um Unregelmäßigkeiten, welche die Bedeutung der Voranschläge mehr als ein Mal vollständig in Frage gestellt haben, die mit dem herrschenden System indessen so eng verbunden sind, daß ihre Beseitigung von der vorigen Regierung nicht erreicht werden konnte und daß sie von der jetzigen Regierung erwartet werden kann, so lange die Grundlagen derselben die bisherigen bleiben. — Von eingreifenden Reformen ist seit dem — nächstens jährig gewordenen — Rücktritt des an Versprechungen überreichen Grafen Ignatjew in St. Petersburg nicht mehr die Rede; auch die wiederholt angekündigten Ministerveränderungen lassen auf sich warten, obgleich der russische Jahreswechsel einige Umgestaltungen im Personal des Reichsraths mit sich gebracht hatte. Die dieser Tage erfolgte feierliche Ankündigung der auf den 1. (13.) Mai d. J. angesetzten Kaiserkrönung kann als Bürgschaft dafür angesehen werden, daß für die nächsten drei Monate russische politische Ueberraschungen nicht in der Absicht liegen, — mindestens solche nicht, die von der Regierung abhängen. Die geheime Gegenregierung hat allerdings einen erneuten Versuch gemacht, sich wieder in Erinnerung zu bringen und dem Kaiser Alexander III. ein Ultimatum zu stellen, — anscheinend ohne Erfolg, weil dergleichen Drohungen zu häufig da gewesen sind, um geglaubt zu werden.

Es versteht sich von selbst, daß Frankreichs momentanes Ausscheiden aus dem europäischen Concert für die an den ägyptischen Angelegenheiten interessirten Staaten von noch ungleich größerer Wichtigkeit gewesen ist, wie für Rußland, das bereits an und für sich alle Veranlassung hatte, sich auf seine inneren Angelegenheiten zu beschränken. Für Englands ägyptische Pläne ist die Lahmlegung des anspruchsvollen continentalen Nachbarn gleichbedeutend mit der Eröffnung einer freien Bahn, auf welcher es keine andern als scheinbare und formale Hindernisse zu beseitigen gilt. Des Rückhaltes an der französischen Republik beraubt, ist die Pforte völlig außer Stande, ihren Verwahrungen gegen die Veränderungen in dem ägyptischen status quo irgend welchen Ausdruck zu geben. Bei allem guten Willen für den Sultan ist das deutsche Reich von der Möglichkeit ausgeschlossen, türkische Ansprüche zu unterstützen, für die seit Jahrzehnten jedes materielle Substrat fehlt und die zu der Hilflosigkeit, in welcher die türkische Regierung sich im eigenen Hause befindet, im ausgesprochenen Gegensatz stehen. Ist die Sicherheit der Person des Sultans doch neuerdings ebenso bedroht gewesen, wie die Autorität, deren die Pforte sich sonst ihren nächsten Nachbarn gegenüber zu erfreuen hatte. In der „Provinz" Ostrumelien schaltet Alekko Pascha ebenso souverän, wie Fürst Alexander in Bulgarien, wo der Name des Oberherrn nur noch genannt zu werden scheint, wenn die unbefriedigenden Zustände des Landes mit dem barbarischen Charakter seiner früheren Regierung entschuldigt werden sollen. Nicht einmal dazu hat die Pforte es gebracht, daß der von Bulgarien zu entrichtende Tribut festgesetzt und daß Miene gemacht wird, den auf dieses Fürstenthum kommenden An-

Digitized by Google

theil an der Ottomanischen Staatsschuld zu berechnen: unterstützt von den Umständen ist man in Sofia darauf aus, sich der Erfüllung dieser vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen womöglich völlig zu entziehen. Jede neue, durch bulgarische Zeitungen vermittelte Kunde bestätigt, daß es für die Regierung und die herrschende Partei des jüngsten der europäischen Fürstenthümer nur einen Oberherrn und nur eine Autorität, diejenige des Kaisers von Rußland, gibt. Auch die auf die Theilnahme Bulgariens an der europäischen Donau-Commission bezüglichen Verhandlungen scheinen ohne jede Mitwirkung der türkischen Regierung geführt zu werden. Die einzigen Hindernisse, mit denen man rechnet, sind diejenigen, welche von Seiten des Wiener Cabinets gemacht werden könnten; denn neben der Ergebenheit gegen Rußland gehört der Gegensatz gegen Oesterreich zu den Hauptmerkmalen der in Sofia befolgten Politik. Das umgekehrte System wird bekanntlich in Plowdiw (Philippopel) befolgt, wo Alekko Pascha das gegen den russischen Einfluß eifersüchtig gewordene liberale Jungbulgarenthum an sich zu fesseln und unter den Fittigen des habsburgischen Doppeladlers ein vorläufiges Unterkommen zu finden sucht. Derselbe Gegensatz spielt auch auf der westlichen Hälfte der Balkan-Halbinsel die entscheidende Rolle. Rußlands montenegrische Schützlinge machen aus ihrer üblen Gesinnung gegen Serbien, den Verbündeten Oesterreichs, so wenig Hehl, daß der Fürst der Schwarzen Berge dem Vertreter des vertriebenen serbischen Fürstengeschlechtes, dem Prinzen Alexander Karageorgewitsch, einen demonstrativ feierlichen Empfang hat zu Theil werden lassen — eine Herausforderung, welche König Milan mit der Ausweisung der in seiner Hauptstadt lebenden Montenegriner zu beantworten gedenkt. — Die Zeiten, in denen dergleichen Händel zwischen den südslawischen Stämmen ernsthaft genommen und für Vorläufer großer europäischer Verwicklungen angesehen zu werden pflegten, sind indessen vorüber. Man hat sich nachgerade daran gewöhnt, daß in diesen, an der Grenze der Culturwelt belegenen Erdgegenden „Jedermanns Hand gegen Jedermanns Hand" feindlich erhoben ist und daß die am südlichen Donauufer hausenden Zeitungscorrespondenten Jahr aus und Jahr ein versichern, die slawisch-orientalische Welt stehe wieder einmal am Vorabende großer Ereignisse. Einstweilen sorgt das Ruhebedürfniß der Großen dafür, daß die Kleinen Ruhe halten, und seit der Wiener Reise des Herrn v. Giers herrscht allenthalben die Meinung vor, das kommende Frühjahr werde an der Ruhe der östlichen Welt ebenso spurlos vorübergehen, wie an derjenigen des Westens. Entscheidend wird natürlich sein, ob die österreichisch-ungarische Regierung diese ihr gegönnte Frist zur Befestigung ihrer Stellung in Bosnien und der Herzegowina auszunutzen und in diesen Ländern haltbare Zustände herzustellen vermag. Wenn irgend wo, so müßte das Wiener Cabinet hier die Fähigkeit beweisen können, seinen civilisatorischen Einfluß geltend zu machen. Ungehemmt durch parlamentarische Rücksichten ist das österreichische Beamtenthum in der Lage, die Staatsraison zum alleinigen Maßstabe ihres Thuns und Lassens zu machen und der Welt zu beweisen, daß die Zeiten, in denen der „aufgeklärte Despotismus" eine Mission zu erfüllen hatte, für gewisse Theile Europas noch nicht vorüber sind! Hat man es doch überdies mit einer Bevölkerung zu thun, deren Ansprüche an die Regierung die denkbar geringsten sind und der die Sicherung von Leben und Eigenthum den Gipfelpunkt aller staatlichen Cultur bedeutet.

Das deutsche Leben der ersten Wochen des neuen Jahres hat die gewohnte ernste und arbeitsvolle Signatur getragen. Preußens Zurüstungen zu dem Familienfeste, welches dem Träger der Zukunft des deutschen Reiches und seinem Hause galt, sind am Vorabend der allenthalben erwarteten Feier durch einen Todesfall unterbrochen worden, der abermals eines der Bande zerrissen hat, die unser Geschlecht mit demjenigen der Befreiungskriege und der ersten großen deutschen Erhebung verknüpften. Es fehlt nur noch ein Weniges, und die Generation, welche sich um Friedrich Wilhelm III. geschart hatte, wird einem anderen und anders denkenden Geschlechte vollständig Platz gemacht haben. Der tiefe Einschnitt, welchen das Jahr 1870 bezeichnete, beginnt mehr und mehr sein Recht geltend zu machen und die Eindrücke,

Digitized by Google

unter denen wir groß geworden, die Traditionen, die in den Tagen unserer Kindheit noch lebendig waren, zu bloßen Reminiscenzen zu verflüchtigen. Die Arbeit und Sorge des Tages nimmt alle Gedanken und alle Kräfte in Anspruch und drängt die Beschäftigung mit der Vergangenheit immer weiter zurück. Sind doch zu den großen und gewichtigen Aufgaben, welche das neue Jahr von dem alten übernommen hatte, abermals neue hinzugekommen. Die neuerdings erfolgte Veröffentlichung des Briefes, den der Kaiser am 22. December des vorigen Jahres an den Papst gerichtet hat, kündigt eine entscheidende Wendung in den seit Jahr und Tag gepflogenen Verhandlungen zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens an. Freunde und Gegner desselben stehen unter dem Eindruck, daß ein weiteres Hinausschieben der Sache kaum mehr möglich ist und daß dieses Mal „aufgeschoben" zugleich „aufgehoben" heißen würde. Wird das Erbieten der Reichsregierung zu einer Verständigung über die zunächst zu lösenden Fragen abermals dilatorisch beantwortet und der bisher bezüglich der Anzeigepflicht eingenommene Standpunkt der Curie unverändert behauptet, so dürfte bis auf Weiteres an neue Angebote nicht zu denken sein. Weiter, als die Regierung zu gehen und die Forderungen bedingungslos zu unterschreiben, zu deren Anwalt die Centrumspartei sich bisher machte, hat keine Partei Neigung gezeigt: beharren die Vertreter der katholischen Interessen auf ihrem bisherigen Ausgleichsprogramm, so wird ein nahezu einstimmiges non possumus die Antwort sein. Noch liegen die Dinge so, daß die extreme Richtung den Vordergrund der Scene beherrscht und daß die versöhnlichen Elemente des Katholicismus den Hintergrund, in welchem sie sich bisher gehalten haben, nicht zu verlassen wagen. Die Situation im Vatican scheint in dieser Hinsicht dieselbe zu sein, die innerhalb der kirchlichen Kreise des katholischen Deutschlands obwaltet.

Nächst der Veröffentlichung des Kaiserlichen Handschreibens vom 22. December hat die Rede, welche der Statthalter v. Manteuffel den um ihn versammelten Vertretern Elsaß-Lothringens gehalten hat, die weiteren Kreise des deutschen Volkes am meisten beschäftigt. Werden System und Erfolge der Manteuffel'schen Verwaltung auch sehr verschieden beurtheilt, so haben die Rede des Statthalters und die in derselben enthaltene Darlegung der Lage in den Reichslanden doch auch da Zustimmung gefunden, wo man lieber dissentirt als consentirt, lieber tadelt als lobt. Seit Jahr und Tag ist von den Elsaß-Lothringischen Schwierigkeiten nicht mehr so viel die Rede gewesen, wie während der Tage, welche auf den Schluß der Session des reichsländischen Landesausschusses folgten. So allgemein hat man die Empfindung, an der Lage Nichts ändern zu können, in welche das Reichsland durch die herrschende Partei versetzt worden ist, daß die einst so lebhafte Discussion über diesen Gegenstand immer wieder erlahmt. Von den verschiedenen Systemen, die zur Versöhnung der neuen Bürger des deutschen Reiches angewendet worden, hat keines sich eines auch nur annähernden Erfolges zu rühmen gehabt, und immer wieder hat man die Erfahrung gemacht, daß mit den gutwilligen ländlichen Massen Nichts anzufangen sei, so lange die Aristokratie der gebildeten Leute an der Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit Frankreich festhält. Diese Hoffnung aber hat sich erhalten, obgleich der Gang der französischen Entwickelung derselben nichts weniger als günstig gewesen ist und obgleich in Frankreich selbst die Zahl derer im Zunehmen begriffen ist, welche mit dem Gedanken an einen unvermeidlichen Verzicht auf das so hartnäckig vertheidigte Grenzland Frieden zu schließen bereit sind.

Daß auf einen Gesinnungswechsel der die Reichslande beherrschenden Gesellschaftsclassen nicht zu rechnen sei, hat Herr von Manteuffel mit einer Deutlichkeit und Schärfe anerkannt, die verschiedene Auslegungen nicht zuläßt; nur eine zweite Niederlage Frankreichs könnte in dieser Rücksicht Wandel schaffen und auf eine solche werden unsere westlichen Nachbarn es nicht ankommen lassen, so lange ihr Land den Schauplatz innerer Wirren bildet, die von Jahr zu Jahr an Leidenschaftlichkeit zunehmen. Bleibt der Frieden erhalten, so muß das Aussterben der Generation abgewartet werden, die in französischen Traditionen herangekommen ist und die an ihrem französischen Staats-

Digitized by Google

Idealismus mit deutscher Zähigkeit festhält. Bis dahin ist der Weg noch ein weiter. Erfahrungsmäßig sind die letzten Repräsentanten eines erlöschenden Kreises politischer oder religiöser Vorstellungen ungleich leidenschaftlicher und rücksichtsloser als ihre Vorgänger, weil bei ihnen an die Stelle des unter den früheren Verhältnissen möglich gewesenen naiven Fanatismus ein künstlich erworbener Fanatismus der Reflexion getreten ist. So ist es in den ehemals polnischen Ländern zugegangen, in denen der nationale Eifer zwanzig Jahre nach dem Verlust ihrer Selbständigkeit ungleich stärker aufloderte, als unmittelbar nach den Krisen von 1772, 1795 oder 1830/31, — so in denjenigen deutschen Landschaften, welche ihre particularstaatliche Existenz mit einer nationalen vertauschen mußten. — Danach würden der deutschen Sache in Elsaß-Lothringen die schlimmsten Zeiten erst bevorstehen, wenn der jüngere Theil der zu französischer Zeit groß gewordenen Elsässer an das Ruder gekommen ist! — Wie dem immer sein mag, — in dem Entschluß, den Besitz des für unsere Sicherheit unentbehrlichen Grenzlandes mit allen der Nation zu Gebote stehenden Kräften zu vertheidigen sind die Deutschen heute ebenso einig, wie vor zwölf Jahren, wo die Waage der Entscheidung noch schwankte. „Es ist ein Joch, das wir uns auferlegen" (c'est une corvée) soll der Reichskanzler damals gesagt haben und die Erfahrung hat die Wahrheit dieses damals vielfach mißverstandenen Wortes bestätigt. An der politischen Nothwendigkeit, dieses Joch zu tragen, bis dasselbe sich in eine Bürgschaft unserer nationalen Freiheit verwandelt hat, können und wollen wir Nichts ändern. Das den Elsaß-Lothringern noch ein Mal klar und deutlich gesagt zu haben ist ein unbestreitbares und unbestrittenes Verdienst des Feldmarschalls von Manteuffel gewesen, hinter welchem dieses Mal die gesammte Nation gestanden hat.

Digitized by Google

# Kunst und Kunstgeschichte.

## Lehner's Marienverehrung.

Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten, von Hofrath Dr. F. A. von Lehner, Director des Fürstl. Hohenzollernschen Museums in Sigmaringen. Mit acht Doppeltafeln in Steindruck. Stuttgart, Verlag der Cotta'schen Buchhandlung. 1881.

Man nimmt das Neue Testament nicht in die Hand, um historische Untersuchungen anzustellen. Die Absicht ist nicht etwa, die Lehre Christi, wie die Evangelien sie geben, mit der Auffassung des Paulus zu vergleichen oder diese der des Petrus kritisch entgegenzustellen. Auch die Kenntniß des Verhaltens der ersten christlichen Gemeinden in und außerhalb Judäa, oder im ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus ist weder das Ziel unseres Bibelstudiums, noch für unsere religiösen Ueberzeugungen überhaupt von Wichtigkeit. Auf der anderen Seite aber ist nicht abzuleugnen, daß heute ein gewisser Trieb, sich in diesen Richtungen zu belehren, Befriedigung suche. Allemal in Zeiten der Umwälzung hofft man dadurch rascher und sicherer zu einer neuen Consolidirung der Meinungen und der Institutionen zu gelangen, daß man die die geistige Lust erfüllenden Fragen historisch betrachtet. Im fünften, im achten, im dreizehnten, sechzehnten Jahrhundert hat man aufgetrieben, was an literarischen Hilfsmitteln irgend dienlich erschien, die historische Genesis der kirchlichen Verhältnisse zu erklären; auch wird in diesem Sinne heute zu solchen Studien zurückgegriffen. Denn ebenso wie man von einer Repräsentation der lebenden handelnden Generation das vernünftigste Urtheil über die praktischen Bedürfnisse erwartet, wird aus der Repräsentation aller auch in früheren Jahrhunderten oder -tausenden denkenden Männer ein branchbares Gesammtresultat erhofft, das den geistigen Bedürfnissen der nach neuen Gedankenformulirungen sehnsüchtigen Gegenwart dienlich sei. Es erfüllt uns mit uns fruchtbar dünkendem Nachdenken, zu vergleichen, was in verschiedenen Jahrhunderten geglaubt oder nicht geglaubt worden ist und in welchen Formen beides, Position oder Negation, zur Erscheinung kam.

Damit nun aber empfangen für unsere Augen eine Reihe von Jahrhunderten Wichtigkeit im Einzelnen, welche die Aeltern unter uns in ihrer Lernzeit nur im Ganzen und summarisch abzuthun angehalten worden sind; vielleicht daß es — Schreiber dieses weiß wenig vom heutigen Schulunterricht — auch heute noch so gehalten wird. Uns will scheinen, als sei die Geschichte der einzelnen Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit (die mit einem für das vorige Jahrhundert passenden, heute aber inhaltlosen Namen: „Verfall" genannt zu werden pflegt) wichtiger für die heutige Generation als die Kriege der römischen Republik, deren Schicksale im Lichte moderner politischer Verhältnisse vorgeführt, allerdings als ein höchst lebendiges Märchen Abwechslung genug darbieten, die in Wirklichkeit wahrscheinlich aber von ganz anders gearteten Persönlichkeiten in Scene gesetzt worden sind, als moderne Historien sie darstellen. Die römische Republik ist in Bausch und Bogen viel prähistorischer als wir denken, und wird mit wenig Worten künftig in unseren Schulen hoffentlich abgethan werden. Denn es handelt sich nicht nur im Allgemeinen bei unserer Chrono-

Digitized by Google

logie, sondern auch bei der Geschichte selbst um die Zeiten vor und nach Christo. Die Neuere Geschichte, die uns heute wirklich etwas angeht, fängt erst an mit Augustus.

Dr. Schultz, von dessen Buch über die Katakomben im Januarheft die Rede gewesen ist, hat gezeigt, wie die Christen in den ersten Jahrhunderten sich, was die Begräbnisse anlangt, zu ihren heidnischen Daseinscollegen verhielten. Er hat sorgsam abgewiesen, seine Darlegungen mit dem heutigen christlichen Credo in Contact zu bringen; und ebenso, wenn Dr. von Lehner im vorliegenden Buche einen Theil der heutigen katholischen Lehre in ihrer frühesten Gestaltung die ersten Jahrhunderte hindurch untersucht, hegt er die Hoffnung, seine Arbeit als eine rein kunsthistorische durchzubringen. Bei manchen Lesern wird ihm das kaum gelingen, denn die Straße, die er aus jenen ersten Jahrhunderten, auf die er sich beschränkt, trotzdem bis in unsere Zeit hinein eröffnet, strahlt in heller Beleuchtung auch durch alle die folgenden Jahrhunderte hindurch, von denen in dem Buche nicht die Rede ist. Wohlthuend aber muthet uns an, daß hierbei in der That keine versteckten Gedanken mitspielen. Lehner beabsichtigte sicherlich nicht, den heutigen Mariencultus zu beeinträchtigen, sein Buch enthält kein Wort, das als nicht-objectiv Mißtrauen erweckte. Ein ehrlicher Mann tritt uns entgegen, der viel Studium daran wendet, zu ergründen, wie man von den wirklichen Lebzeiten der Mutter Christi an bis zum 6. Jahrhundert im Volk und in der Kirche über sie gedacht habe. Dabei kommt viel Material zur Sprache, das Jedermann interessiren, zum Theil sehr erfreulich anregen wird. Und das Resultat ist, obgleich sich offen von selbst darlegt, wie der Mythus der Jungfrau Maria allmälig entstanden sei, trotzdem kein offensives, sondern gibt zu Betrachtungen Anlaß, die auch dem heute eifrigsten Marienverehrer unverwehrt sein könnten.

Lehner nimmt die bildlichen Darstellungen Maria's in den Katakomben und auf Sarkophagen zum Ausgangspunkt. Er schöpft hauptsächlich aber, wie sich von selbst versteht, aus den Schriften der älteren Kirchenlehrer. Wir kennen sie in Betreff der besonderen Absicht, in der sie von ihm durchgelesen worden sind, bei weitem weniger als er und nehmen seine Auswahl auf Treu und Glauben an. Die von ihm oft umfangreich und auch in der Uebersetzung mitgetheilten Stellen sind derart, daß sie dies Vertrauen rechtfertigen. Unsere Absicht ist auch nicht, eigne, aus gleichen Quellen entronnene besondere Kenntniß mit der Lehner's hier zu vergleichen, sondern nur, zu referiren.

Der Verfasser erzählt in der Vorrede, wie er das Studium der christlichen Kunst seit Jahren betreibe und dabei besonders den Madonnenbildern nachgegangen sei. Der kirchliche wie volksthümliche Mariencultus stehe im Zusammenhange mit ihnen und die Geschichte dieses Cultus sei Ziel seiner Untersuchungen geworden. Dieser Cultus habe sich, als er die Arbeit begonnen, vom 5. Jahrhundert ab nicht schwer verfolgen lassen, für die frühere Zeit hätten sich jedoch nur einzelne Notizen gefunden, deren einerseits confessionell-polemische, andererseits religiös-praktische Tendenz wenig Belehrung geboten habe. So sei es denn nöthig gewesen, sich zu den Quellenschriften und den Kunstwerken zu wenden: alles, was er jetzt gebe, sei der Nachweis, wie die religiöse Phantasie als die Mutter der künstlerischen, und die Schöpferin ihrer Ideale anzusehen sei.

Im ersten Capitel wird ohne Einleitung dann anszüglich die Zusammenstellung dessen gegeben, was die Evangelien über die Mutter Christi enthalten und aus dem so gewonnenen, in jeder Beziehung kritisch geprüften Materiale der erste Schluß gezogen. Aus den biblischen Erzählungen, sagt Lehner, ergibt sich: „Maria ist Jungfrau, Mutter des Messias, Joseph's Weib. Sie ist gläubig und tugendhaft und genießt die Gnade Gottes. Sie wird selig gepriesen.“ Erörtert wird nun, bis zu welchem Zeitraume diese einfache Anschauung als die maßgebende anzunehmen sei, und es werden dafür die ersten anderthalb Jahrhunderte nach Christo festgestellt. Mit diesem Capitel ist das Thema für die nun folgenden des ganzen Buches geliefert, in welchen er die einzelnen Positionen des oben mitgetheilten Satzes jede besonders

Digitized by Google

verfolgt: Maria als Jungfrau, als Mutter, als Weib Joseph's, als Trägerin einer Reihe hoher Tugenden, als Inhaberin besonderer göttlicher Gnade. Höchst inhaltsreich und anziehend sind diese Untersuchungen. Bei jedem Begriffe lernen wir aus historischen Zeugnissen, wie er sich erweitert und der Höhe zustrebt. Die Kämpfe zwischen den Kirchenlehrern, welche diesen Weg zur Höhe entweder zu beschleunigen oder aufzuhalten bestrebt waren, geben einen wunderbaren Einblick in die Gedankenarbeit der ersten fünf Jahrhunderte. Die Dinge werden auf's Genaueste dargelegt und die betreffenden Stellen, wie bereits bemerkt, ausführlich (Deutsch) mitgetheilt. Der von Maria sich bildende Mythus wird immer breiter und glänzender und siegreicher, schrittweise rückt die Mutter Christi der Erhöhung zur Himmelskönigin näher und im fünften Jahrhundert sehen wir sie den Thron neben Gottvater und Gott dem Sohne als beinahe ebenbürtig besteigen. Dies der Inhalt des Buches. Wir gewinnen am Schlusse die Ueberzeugung, daß in Anbetracht der antiken Culturen, die in das Christenthum, sobald es Volksreligion geworden war, hineinströmten, und in Berücksichtigung der Natur der romanischen Völker, die als die leitende Macht in dieser Gedankenwelt ausersehen worden waren, die Entwicklung der Dinge keinen anderen Lauf nehmen konnte. Damit geben wir die oppositionellen Gedanken auf und fühlen uns befähigt, die zum Theil entzückende Kunst- und Volkspoesie, durch die die Mutter Christi verherrlicht und ihr Bild zu einem für Jedermann erfreulichen und Jedem befreundeten gemacht wird, rein auf uns wirken zu lassen. Die im 2. Jahrhundert entstandenen Einleitungen zu den Evangelien, die das Leben der Maria enthalten, gehören als Dichtungen zu den reizendsten Erzeugnissen der Volksphantasie, wie die Spiegelbilder dieser Dichtung in den Werken der Künstler denselben Rang einnehmen. Was gäbe es unschuldigeres, freundlicheres, Deutscheres als Dürer's Leben der Maria?

Für Diejenigen, die das aus Lehner's Buche Gelernte weiter verfolgen möchten, sei zur Fortsetzung ihrer Studien hier noch auf Mrs. Jameson's Legends of the Madonna (6. Aufl. London 1879) verwiesen, ein Buch, das im besten Sinne eine Frauenarbeit genannt werden kann. Mrs. Jameson hat aus langjähriger Kenntniß der Kunstwerke in den Museen und Kirchen Europa's eine Zusammenstellung des ihren Blicken Erreichbaren versucht. Was ihrem Buche an kritischer Gelehrsamkeit mangelt, läßt sich nach der Lectüre weniger Seiten leicht herausfinden: seine Vorzüge bestehen darin, daß man es trotzdem bis zu Ende lesen und schließlich zu besitzen wünschen wird. Denn es steckt eine liebenswürdige, der Sache ergebene Persönlichkeit darin, die einer Frau, der Alle, die sie einst gekannt haben (sie ist längst in höherem Alter gestorben), ein liebevolles Andenken bewahren.

In Lehner's ausführlicher Weise wird sich der gesammte Stoff die späteren Jahrhunderte hindurch natürlich nicht behandeln lassen. Auch Didron's Arbeiten werden dem Deutschen Leser nicht das leisten, was er braucht: es wäre gut, wenn noch eine neue Kraft sich dieses Stoffes bemächtigte und neben Lehner weiterarbeitete, der hoffentlich übrigens den beim Abschlusse seiner ausgezeichneten Arbeit gegebenen Ausblick in die späteren Jahrhunderte als Versprechen gegeben hat, es selber beim fünften nicht bewenden zu lassen.

Die dem Buche beigegebenen acht Tafeln finden auf den letzten sechzig Seiten desselben eingehende Erklärung. B. K. F.

---

Digitized by Google

# Ernst Dohm.

Am 5. Februar, Vormittags 10 Uhr, schied ein Mann aus dem Leben, welcher vierunddreißig Jahre lang vor dem Publicum gestanden hat; der während dieser vielen Jahre am Ende jeder Woche, regelmäßig wie der Sonnabend selber, erschien, um die Thorheit zu geißeln, der Lüge die Maske vom Gesicht zu reißen, den Humbug zu verspotten, die Welt lachen zu machen, und dessen Name gleichbedeutend war mit Frohsinn, Heiterkeit, guter Laune, scharfem Witz und feiner Ironie. Mit dem „Kladderadatsch", welchen David Kalisch begründet und Ernst Dohm in lebenslanger Gemeinschaft mit diesem, mit Rudolf Löwenstein und Wilhelm Scholz geleitet hat, ist ein neues Element in unsere periodische Literatur gekommen: durch ihn ward zuerst der Berliner Witz, diese merkwürdige Mischung sehr verschiedenartiger geistiger Essenzen, welche mit den Bevölkerungsverhältnissen Berlins auf das Genaueste zusammenhängen, entlocalisirt, indem er aus der früheren Spießbürgerlichkeit heraustrat und sich allgemein gültiger Motive bemächtigte. Die Späße des Eckenstehers Raute reichten nicht weit über das Weichbild unserer Stadt und sind mit ihm verschwunden; aber der „Kladderadatsch", welcher aus der großen politischen und nationalen Umwälzung des Jahres 1848 hervorgegangen, ist eine Macht, mit welcher der Historiker der letzten dreißig Jahre zu rechnen haben wird. Was die politische Poesie der vierziger Jahre war, das — und vielleicht mehr — war der „Kladderadatsch" in den fünfziger Jahren. Seine Wirkung war positiver; obwohl ein Frondeur, wie der Berliner insgemein, besaß er doch auch die Bonhommie desselben. Seine Pfeile trafen, ohne daß sich darum aus seinem Gesichte jenes Lächeln verzogen hätte, welches wir Alle so wohl kennen und welches, so sollten wir meinen, auch den Verletzten wieder versöhnt. In jener trüben Zeit war es vornehmlich der „Kladderadatsch", welcher es sich herausnehmen durfte, die Wahrheit zu sagen; denn er sagte sie mit so viel Anmuth und Geschick, daß man sie selbst dort gern hörte, wo man in anderer Form sie vielleicht weniger goutirt hätte. Ueber alle Theile Deutschlands verbreitet, hat der „Kladderadatsch" redlich daran mitgearbeitet, den nationalen Gedanken in immer weiteren Schichten unseres Volkes zu wecken und zu kräftigen. In dem Menschenalter seines Bestehens war es ihm beschieden, einen neuen Morgen über unserem Vaterlande heraufkommen zu sehen, und einer neuen Generation, welche für die Verwirklichung dessen, was der Traum der älteren gewesen, auf blutigen Schlachtfeldern rang, einige der schönsten Lieder und Gesänge zu geben.

In der Geschichte der politischen Entwickelung Deutschlands seit der Revolution von 1848 nimmt, unter allen Organen der öffentlichen Meinung, der „Kladderadatsch" eine der markantesten Stellen ein: und mit diesem Ruhme des Blattes wird für immer die Erinnerung an Ernst Dohm verknüpft sein. Es ist das Loos Derjenigen, welche für den Tag schreiben, daß Das, was sie geschrieben haben, auch mit dem Tage geht. Wer wird in künftigen Zeiten sich die Mühe geben, oder selbst im Stande sein, aus den alten Bänden des „Kladderadatsch" die Fülle pointirter Gedanken, inhaltvoller, formvollendeter Verse herauszusuchen, welche von Ernst Dohm herrühren? Wer vermöchte die vielleicht noch größere Zahl gelegentlicher Einsendungen zu bestimmen, welche von seiner Hand erst Schliff und Glanz erhielten? Schreiber dieser Zeilen erinnert sich aus weit entfernter Zeit eines Begegnens mit

Digitized by Google

David Kalisch, welcher, trotz seiner außerordentlichen Erfolge im „Kladderadatsch“ und auf der Bühne, dennoch einer der bescheidensten und anspruchslosesten Männer war, wie man sie nur in dem Berlin der Vergangenheit fand. Auf die Frage, ob er sich an einem damals stattfindenden Schriftstellerfeste betheiligen werde, erwiderte er mit leichtem Erröthen: „Halten Sie mich denn überhaupt für einen Schriftsteller?“ Auch Dohm war von einer rührenden Bescheidenheit und ohne jeden Ehrgeiz, soweit es sich um äußere Dinge handelte. Doch in einer Schöpfung von unvergänglichem Werth, die seinen Namen trägt, hat seine ganze dichterische Begabung sich zusammengefaßt; wir meinen seine Uebersetzung von Lafontaine's Fabeln. Es ist nicht der exquisite Formensinn allein, der hier in der Ueberwindung der größten Schwierigkeiten wahre Triumphe feiert: es ist die Congenialität mit dem alten französischen Dichter, welche sein Werk in einer anderen Sprache gewissermaßen zum zweiten Male schafft. „Wir haben es hier,“ hat ein competenterer Richter in diesen Blättern gesagt [1]), „mit einer classischen Leistung zu thun, durch die dem Pantheon der deutschen Uebersetzungsliteratur ein Meisterwerk mehr zugeführt, durch die Lafontaine wirklich einer der Unsrigen geworden ist.“ — Ebenso verdankt unsere Zeitschrift dem nun Heimgegangenen die Uebersetzung einiger Farina'scher Novellen, welche für die Feinfühligkeit des Nachempfindens, für das Aneignungsvermögen Dohm's, man möchte sagen: für seine Divinationsgabe Zeugniß ablegen.

Er arbeitete mit erstaunlicher Leichtigkeit, wie spielend, und brauchte sich nicht anzustrengen, um geistreich zu sein; er war es in jedem Worte seines Gesprächs, aber er war es mühelos. Das vor Allem gab seiner Persönlichkeit den Zauber, dem sich nicht leicht Jemand entzog. Sein Witz drängte sich nicht auf und war immer graziös. Man hatte bei ihm das Gefühl, in der besten Gesellschaft zu sein; in der Gesellschaft eines Mannes von der vielseitigsten Bildung und den urbansten Formen. Er besaß die Höflichkeit des Herzens; und wiewohl er stark ausgesprochene Antipathien hegte, war er doch kaum fähig, Jemandem persönlich wehe zu thun. Er hatte viele treue Freunde und gewiß keinen Feind. Die Kinder liebten ihn; und die Kinder haben ein untrügliches Gefühl für Liebenswürdigkeit. Er war ein Sechziger und hatte sich noch die ganze Frische der Jugend bewahrt, fast das Aussehen derselben. Da kam die tückische Krankheit, ein Herzleiden, die ihn hinraffen sollte. Doch sie brauchte fast vier Jahre, um den Widerstand und die zähe Lebenskraft dieses Körpers zu überwältigen. Sein Geist blieb, wenn nicht vollkommen unberührt, doch theilnahmsvoll und rege bis zuletzt. Er trug die immer heftiger werdenden Schmerzen, die qualvollen Tage, die schlaflosen Nächte mit bewunderungswürdiger Geduld und mit einem stillen Blick der Dankbarkeit für die Hingebung und unermüdet liebevolle Pflege der Seinen. Das Sprechen ward ihm schwer; er konnte das Wort „Kladderadatsch“ kaum noch hervorbringen. Aber noch acht Tage vor seinem Tode unterhielt er sich über die gegenwärtigen literarischen und gesellschaftlichen Zustände Berlins; das Letzte, was er sah, waren die Aquarellen eines befreundeten Malers, und das Letzte, was er sprach, ein liebevolles Wort an seine kleinen Enkel. Sein Andenken lebt fort im Herzen seiner Freunde. Er wird uns überall fehlen. Aber auch im Berliner Leben hat sein Scheiden eine Lücke gelassen, die sobald nicht wieder ausgefüllt werden wird.

J. R.

---

[1]) Director Karl Laubert über „Dohm's Lafontaine-Uebersetzung“ in der „Deutschen Rundschau“, 1878, B. XVII, S. 489 ff.

Digitized by Google

# „Politischer und gemeiner Mord in den Vereinigten Staaten von Nordamerika."

## Entgegnung.

„Eine Stimme aus Amerika", welche es in einer unpolitischen Frage, der in der „Deutschen Rundschau" vorwiegenden Praxis entgegen, vorgezogen hat, anonym zu bleiben, hat im Novemberheft (1882) diejenige Quelle bemängelt, die ich in einem Aufsatz über die Tödtungsverbrechen in den Vereinigten Staaten zu Grunde legte und fernerhin auch meine Schlußfolgerungen bekämpft. Die geehrte Redaction wolle mir gestatten zu bemerken, daß in dem Wochenblatt der von Herrn K. Schurz herausgegebenen „Evening Post", in der allgemein hochgeschätzten „Nation" seit November v. J. eine Reihe von Artikeln unter der Ueberschrift „Southern Homicide" meine Darlegungen in allen wesentlichen Punkten bestätigt, vornehmlich darin, daß Tödtungen in den Südstaaten sehr viel häufiger vorkommen, als im Norden, daß es wesentlich die gebildete Classe ist, die aus verirrtem Ehrgefühl an solchen Missethaten sich betheiligt und die von der öffentlichen Meinung im Süden gebilligten Freisprechungen der Gerichte einen großen Theil des Uebels mitverschulden.

Was das von mir benutzte Buch von Redfield und seine Zahlenangaben anbelangt, so urtheilt auf mein Befragen Herr K. Schurz in einem an mich gerichteten Briefe vom 15. Januar folgendermaßen: „Was die Redfield'sche Arbeit betrifft, so hat der Verf. des Artikels „Individualismus in den Vereinigten Staaten" in dem Novemberheft der „Deutschen Rundschau" dieselbe mit Unrecht als eine Tendenzschrift bezeichnet, welche nur den Zweck gehabt habe, im Interesse der republikanischen Partei den Süden anzuschwärzen. Ich war mit Redfield, der vor zwei oder drei Jahren gestorben ist, persönlich gut bekannt. Er war selbst ein Südländer aus dem Staate Tennessee, durchaus kein Parteimann und als Schriftsteller kein Sensationshascher. Er hatte sich in der Journalistik einen guten Namen erworben gerade durch seine nüchterne, unparteiische Gewissenhaftigkeit als Berichterstatter. Er war dem Süden freundlich gesinnt und trat bei manchen Gelegenheiten den übertriebenen Schauergeschichten, welche zu politischen Zwecken über jenen Landestheil erzählt wurden, berichtigend entgegen. Ich bin daher überzeugt, daß seine Schrift über den Todtschlag in den Südstaaten seinerseits eine gewissenhafte Arbeit war, zu keinem andern Zwecke unternommen, als die Wahrheit, wie er sie verstand, an's Licht zu stellen. Ich erinnere mich nicht, daß seine Angaben der Hauptsache nach hier zu Lande erfolgreich angegriffen worden wären. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß alle seine Zahlen durchaus als richtig anzunehmen sind, besonders wenn er allgemeine Ueberschläge macht. Es lag ihm aber auch kein zuverlässiges statistisches Material vor. Er mußte sich seine Thatsachen aus den Zeitungen und hier und da einem amtlichen Actenstück zusammensuchen, und dabei mag Dieses und Jenes übersehen und zuweilen auch eine Ueberschätzung oder Uebertreibung untergelaufen sein. Im Wesentlichen wird die Richtigkeit seiner Zeichnung der Zustände wenig bestritten. Man sucht eher die Thatsachen zu erklären und zu beschönigen, als sie zu leugnen."

Ich kann hierin lediglich die Bestätigung dessen finden, was ich in meinem Aufsatz über Redfield's Buch gesagt habe. Dr. F. von Holtzendorff.

Digitized by Google

ϱ. **Indische Reisebriefe.** Von Ernst Haeckel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

Den Lesern der „Rundschau" sind diese Briefe bekannt, welche hier in einem stattlichen Bande vorliegen, um einige Abschnitte bereichert und mit einer ergreifenden Widmung an die Mutter des Verfassers, zu deren 84. Geburtstag. Wir enthalten uns, aus begreiflichen Gründen, jedes Wortes zum Preise dieses Buches; aber wir können uns nicht versagen, aus einer Anzeige des leitenden amerikanischen Wochenblattes, „The Nation" (Jan. 4, 1883) folgende Sätze zu reproduciren: „Diese Briefe bilden eines der bezauberndsten Reisewerke, welche jemals erschienen, und sind, was Lesbarkeit betrifft, durchaus würdig, Darwin's „Voyage of the Beagle" an die Seite gestellt zu werden. Mit der Kraft minutiöser Beobachtung, welche diesem großen Naturforscher eigenthümlich ist, verbindet Professor Haeckel eine Klarheit, eine Gegenständlichkeit und einen Glanz des Stiles, welche sehr selten sind bei deutschen Gelehrten. Einige der mehr technischen Resultate seiner Beobachtungen bei Seite lassend, enthält der vorliegende Band eine Fülle von Details über das Klima, die landschaftliche Scenerie, die Thier- und Pflanzenwelt ꝛc. von Ceylon, mit einer höchst anschaulichen Schilderung seiner Reise hin und zurück." — Eine englische und französische Uebersetzung der „Indischen Reisebriefe" sind bereits angekündigt. —

ϱ. **Fünfzehn Essays** von Herman Grimm. Dritte Folge. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1882.

Auch bei diesem Buche beschränken wir uns auf die einfache Anzeige. Prof. Herman Grimm ist ein regelmäßiger Mitarbeiter der „Rundschau", und einer der wichtigsten der im vorliegenden Bande enthaltenen Essays „Raphael's Schule von Athen" ist zuerst in unserer Zeitschrift erschienen (September 1880). Ein anderer, über Anselm Feuerbach, ist aus einer Besprechung seiner Werke gelegentlich ihrer Ausstellung in der Nationalgalerie hervorgegangen (Juni 1880). In zwei kleineren Artikeln (Juni 1880 und September 1881) wird man die Studien zu dem Essay „Raphael's Galatea in der Farnesina zu Rom" erkennen; und aus dem Vergleich des ersten Entwurfs mit der fertigen Arbeit ließe sich folgern, welche Anforderungen Herman Grimm an die Kunst des Schriftstellers macht. Die Nekrologe auf die Brüder Grimm, Wilhelm, Jacob und Ludwig Emil, den Maler und Kupferstecher, regen zum Nachdenken darüber an, wie sich in Herman Grimm die Literatur- und die Kunstinteressen vereinigen, welche auch diesem Werke den individuellen Zug verleihen. Literarischen Inhalts sind: Fiorenza (Anmerkungen zu einigen Gedichten Dante's und Michel Angelo's), die Entstehung des Volksbuchs von Dr. Faust, Bettina von Arnim und Ralph Waldo Emerson, eine Charakteristik und die Uebersetzung der beiden Essays über Goethe und Shakespeare, durch welche Herman Grimm als einer der Ersten vor sechsundzwanzig Jahren den großen Amerikaner einem deutschen Publicum bekannt machte. Dem Kunstgebiete gehören an (außer den obengenannten): Michael Angelo's Sarkophage in der Sacristei von San Lorenzo, Raphael's Madonna di Terranuova, Zwei Stiche von Friedrich Weber, Raub's hundertjähriger Geburtstag, Zwei Dürer'sche Kupferstiche und Raphael's erste Zeiten (zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht). Diese dritte Folge der Essays schließt sich den beiden früheren Sammlungen von 1874 („Fünfzehn Essays") und 1875 („Fünfzehn Essays. Neue Folge"), sowie den „Zehn ausgewählten Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst" vom Jahre 1871 an, welche gegenwärtig vergriffen sind und in neuer Auflage demnächst erscheinen werden. Ein vollständiges Sach- und Namenregister über alle vier Sammlungen ist diesem Bande beigegeben. Die Verlagshandlung hat das Buch vortrefflich ausgestattet.

ϱ. Die „**Collection of British Authors**" (Leipzig, Tauchnitz) ist durch eine Anzahl der interessantesten Novitäten bereichert worden. Von Anthony Trollope, dem Erzähler, der seine Feder eben für immer niedergelegt hat, erhalten wir den einbändigen Roman „Kept in the dark"; von Mrs. Parr: „Robin", in zwei Bänden, und von Agnes Giberne: „the Curate's home", die Geschichte eines englischen Pfarrhauses. — Eigenartig und bedeutend ist „John Inglesant", von J. Henry Shorthouse, „ein Versuch im philosophischen Roman." Da der Verfasser indeß als seine Muster zugleich Cervantes und Lesage, Goethe und Jean Paul nennt, so darf der Leser allerdings nicht befürchten, nur Philosophie zu bekommen; es ist vielmehr „incident" genug in diesem Roman, der unter und nach Carl I., zum Theil in England, zum Theil in Italien spielt. — Eine werthvolle Gabe ferner sind die „Poems and Ballads" des früh verstorbenen und in den maßgebenden Kreisen Englands hochgeschätzten Dante Gabriel Rossetti. Besonders reich ist diesmal die „Tauchnitz Collection" an Werken amerikanischer Provenienz, wie denn der dichterische Genius des Westens immer weiter vordringt in die Länder der alten Cultur — ein Motiv, welches vielleicht mehr als jedes andre bisher vorgebrachte die Legislative der großen Union über kurz oder lang bestimmen wird, sich den Verträgen zum Schutze des literarischen Eigenthums anzuschließen. Das Buch der Londoner Season war diesmal eine amerikanische anonyme Novelle: „Democracy", die wir hier in einem handlichen Band erhalten; Bret Harte ist mit „Flip and other stories", Mark Twain mit „The stolen white Elephant" und W. D. Howells, der Autor, auf welchen in Deutschland vielleicht zuerst unsre Zeitschrift aufmerksam gemacht hat und der jetzt auch in England zu allgemeiner Anerkennung zu gelangen scheint, mit dem Roman „A modern instance" vertreten. Sehr dankenswerth endlich ist die Incorporation von Oliver Wendell Holmes, berühmt durch seine „Breakfast-Table Series", welche sowohl in Amerika, als auch in England zu einer Art klassischer Geltung gelangt ist. Einstweilen liegt nur „The Autocrat of the Breakfast-Table" vor; aber auch die beiden andern Bände, welche den Professor und den Dichter am Frühstückstisch zeigen, werden in der „Tauchnitz Edition" nachfolgen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Aus Carmen Sylva's Königreich.** Poleln-Märchen von Carmen Sylva. Mit 8 Illustrationen und Facsimile. Leipzig, W. Friedrich.

**Bergmann.** — Erfunden und empfunden. Gedichte von P. Joseph Bergmann, Kreuzherrn zu Karlsbad. Prag, F. Ehrlich. 1883.

**Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome.** Publiée sous les auspices du ministère de l'instruction publique. Lfg. 22. 24. 25. 27. Paris, Ernest Thorin. 1882.

**Brunetière.** — Le roman naturaliste par Ferdinand Brunetière. Paris, Calman Levy. 1883.

**Buchner.** — Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Wilh. Buchner. Mit 75 in den Text eingedruckten Abbildungen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Essen, G. D. Bädeker. 1883.

**Candolle.** — Darwin considerè au point de vue des causes de son succès et de l'importance de ses travaux. Par M. Alph. de Candolle. Deuxième édition. Genève, H. Georg. 1882.

**Caroli,** — Humani a me alienum. Lieder aus der Hauptstadt von Carl Caroli. Berlin, Freund & Jeckel. 1883.

**Chavanne.** — Afrika's Ströme und Flüsse. Ein Beitrag zur Hydrographie des dunklen Erdtheils von Joseph Chavanne. Mit einer hydrographischen Uebersichtskarte Afrika's. Wien, A. Hartleben. 1883.

**Collection of British Authors Tauchnitz Edition.** Vol. 2114. The autocrat of the Breakfast-table by Oliver Wendell Holmes. In one volume. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1883.

**Correspondance ministérielle du Comte J. H. E. Bernstorff.** Tome I. II. Copenhague, Librairie de Gyldendal.

**Corbus.** — In omnibus charitas. Roman von M. Corbus. Breslau, S. Schottlaender. 1883.

**Criegern.** — Das rothe Kreuz in Deutschland. Handbuch der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedensthätigkeit. Von Friedrich von Criegern. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Veit & Comp. 1883.

**Dinglage.** — Die Amsdorfer. Heimathgeschichten von Emmy von Dinglage. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1883.

**Dunder.** — Geschichte des Alterthums. Von Max Dunder. Siebenter Band. Mit einem ausführlichen Register über Band I—VII. Fünfte Aufl. Leipzig, Dunder & Humblot. 1882.

**Dünzer.** — Christoph Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und sein pantheistischer Arzt. Ein Lebensbild mit Benutzung von Kaufmann's Nachlaß entworfen von Heinrich Dünzer. Mit zwei Portraits. Leipzig, Eduard Wartig's Verlag. 1882.

**Ganghofer.** — Der Jäger von Fall. Eine Erzählung aus dem bairischen Hochlande von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1883.

**Goerth.** — Einführung in das Studium der Dichtkunst. I. Das Studium der Lyrik. Von A. Goerth. Leipzig, Julius Rinkhardt. 1883.

**Graham.** — The creed of science: religious, moral and social. By William Graham, M. A. Author of „Idealism: an essay methaphysical and critical." London, C. K. Paul and Co. 1881.

**Griswold.** — General Index to the North-American Review, Volumes 92—134. 1861—1882. By W. M. Griswold, A. B. (Harvard), Assistant in the library of congress. Bangor, Maine: Qu. P. Index Publisher. 1882.

**Hagen.** — Beiträge zur Einsicht in das Wesen der Wagner'schen Kunst. Gesammelte Aufsätze von Edmund von Hagen. Berlin, Theodor Barth. 1883.

**Hengst.** — Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen. Ein Fürstenbild aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Hermann Hengst. Berlin, Gebr. Paetel. 1883.

**Indiscretionen.** Aus den Erlebnissen eines patriotischen Reptils. I. Berlin, Hofmann & Comp. 1883.

**Kern.** — Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen von Franz Kern, Professor und Director des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 1883.

**Keussler.** — Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Russland von Johannes von Keussler. Zweiter Theil. I. Hallte. St. Petersburg, C. Ricker. 1882.

**Kleinstück.** — Goethe und Gotta. Vortrag gehalten am 50. Todestage Goethe's, den 22. März 1882 im Buchhandlungs-Gehilfen Verein „Buchfink" zu Wien von Gustav Kleinstück. Der Reinertrag ist der Krankenkasse des „Buchfink" gewidmet. Wien, Verlag des Vereinsfinken. 1882.

**Knetschke.** — Deutsche Lyriker seit 1850. Mit einer literar.-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. Herausgegeben von Dr. Emil Knetschke. Lfg. 4/10. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Rudolf Winkler.

**Kunst und Gewerbe.** Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. Sechzehnter Jahrg. Heft 1/12. Nürnberg, G. P. J. Bieling. 1882.

**Lipperheide.** — Muster altitalienischer Leinenstickerei. Zweite Sammlung. Gesammelt und herausgegeben von Frieda Lipperheide. Berlin, Franz Lipperheide. 1883.

**Lyon.** — Minne- und Meistergesang. Lieder aus der Geschichte altdeutscher Litteratur. Von Dr. Otto Lyon. Leipzig, J. Griebens Verlag (L. Fernau). 1883.

**Manega.** — Die Anlage von Arbeiterwohnungen vom wirthschaftlichen, sanitären und technischen Standpunkte, mit einer Sammlung von Plänen der besten Arbeitshäuser England's, Frankreich's und Deutschlands dargestellt von Rudolf Manega. Zweite durchg. u. verm. Auflage. Mit einem Atlas. Weimar, Bernh. Friedr. Voigt. 1883.

**Max.** — Unsere Ellen. Roman aus dem Amerikanischen von Sophie May. 2 Bände. Breslau, S. Schottländer.

**Morgenstern.** — Victoria, Kronprinzessin des deutschen Reichs, Prinzeß Royal von Großbritannien. Festschrift zur Feier der silbernen Hochzeit des deutschen Kronprinzen und der deutschen Kronprinzessin von Lina Morgenstern. Leipzig, E. Kempe. 1883.

**Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen.** VIII/IX. Bd. Berlin, Alexander Duncker. 1882.

**Powell.** — First annual report of the Bureau of Ethnology tho the secretary of the Smithsonian Institution 1879—80 by J. W. Powell, Director Washington, Government Printing Office.

**Reclam's** Universal-Bibliothek. Bd. 1702. Ein Volksfeind. Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

**Rehenbach.** — Zwei Novellen von Moritz von Reichenbach. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Gb. Hallberger). 1883.

**Report of the Commissioner of Education for the year 1880.** Washington, Government Printing Office. 1882.

**Rohrscheidt.** — Sinnen und Minnen. Märchen und Märchenartiges von Kurt von Rohrscheidt. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

**Scharling.** — Mein Freund und ich. Erzählung von Henrik Scharling. Vom Verfasser autorisirte Uebertragung von E. Duncker. Dritte Auflage. Norden, Hinricus Filcher Nachfolger. 1883.

**Schuerich.** — Gedichte von Dr. Gotthard Schuerich. 2. verm. Aufl. Wolfsberg, Druck von E. Plötz. 1883.

**Segesser.** — Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Ein Stück Französischer und schweizerischer Geschichte im sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. A. Ph. von Segesser. III. Bd. 1/II. Abtheilung. Bern, K. J. Wyss. 1882.

**Schwald.** — Deutsche Dichter und Denker in Proben. Motto's, Selbstbekenntnissen und Urtheilen der Zeitgenossen und Nachwelt. Litterarhistorische Aufbaut bearbeitet von Dr. Friedrich Schwald. 2. Bd. 1. Lfg. Allenburg, Oscar Bonde. 1883.

**Teuber.** — Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. Von Oscar Teuber. Erster Theil. Prag, A. Haase. 1883.

**Turgenjew.** — Senilia. Dichtungen in Prosa von Iwan Turgenjew. Uebersetzt von William Henckel. Leipzig, Franz Duncker. 1883.

**Vedel.** — Den aeldre Grev Bernstorff's Ministerium. Judledning til „Correspondance ministérielle du comte J. H. J. Bernstorff" af P. Vedel. Kjobenhavn, Gyldendalske Boghandel. 1882.

**Voß.** — Regula Brandt. Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1883.

**Wissen der Gegenwart, das.** Bd. IX. Geschichte des modernen Drama's in Umrissen. Von Alfred Klaar. Leipzig, G. Freytag. 1883.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Aus Carmen Sylva's Königreich.** Peleš-Märchen von Carmen Sylva. Mit 8 Illustrationen und Facsimile. Leipzig, W. Friedrich.

**Bergmann.** — Erfunden und empfunden. Gedichte von P. Joseph Bergmann, Kreuzherrn zu Karlsbad. Prag, F. Tempsky. 1883.

**Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome.** Publiée sous les auspices du ministère de l'instruction publique. Lfg. 22. 24. 25. 27. Paris, Ernest Thorin. 1882.

**Brunetière.** — Le roman naturaliste par Ferdinand Brunetière. Paris, Calman Levy. 1883.

**Buchner.** — Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Wilh. Buchner. Mit 75 in den Text eingedruckten Abbildungen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Essen, G. D. Bädeker. 1883.

**Candolle.** — Darwin considéré au point de vue des causes de son succès et de l'importance de ses travaux. Par M. Alph. de Candolle. Deuxième édition. Geneve, H. Georg. 1882.

**Caroll.** — Humani a me alienum. Lieder aus der Hauptstadt von Carl Caroll. Berlin, Freund & Jeckel. 1883.

**Chavanne.** — Afrika's Ströme und Flüsse. Ein Beitrag zur Hydrographie des dunklen Erdtheils von Joseph Chavanne. Mit einer hydrographischen Uebersichtskarte Afrika's. Wien, A. Hartleben. 1883.

**Collection of British Authors. Tauchnitz Edition.** Vol. 2114. The autocrat of the Breakfast-table by Oliver Wendell Holmes. In one volume. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1883.

**Correspondance ministérielle du Comte J. H. E. Bernstorff.** Tome I. II. Copenhague, Librairie de Gyldendal.

**Corbus.** — In omnibus charitas. Roman von M. Corbus. Breslau, S. Schottlaender. 1883.

**Criegern.** — Das rothe Kreuz in Deutschland. Handbuch der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedensthätigkeit. Von Friedrich von Criegern. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Veit & Comp. 1883.

**Dinclage.** — Die Amsitharier. Heimathgeschichten von Emma von Dinclage. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1883.

**Duncker.** — Geschichte des Alterthums. Von Max Duncker. Siebenter Band. Mit einem ausführlichen Register über Band I—VII. Fünfte Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot. 1882.

**Dünzer.** — Christoph Kaufmann, der Apostel der Genietzeit und der Herrenhuter Arzt. Ein Lebensbild mit Benutzung von Kaufmann's Nachlaß entworfen von Heinrich Düntzer. Mit zwei Portraits. Leipzig, Eduard Wartig's Verlag. 1882.

**Ganghofer.** — Der Jäger von Fall. Eine Erzählung aus dem bayrischen Hochlande von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1883.

**Goerth.** — Einführung in das Studium der Dichtkunst. I. Das Studium der Lyrik. Von A. Goerth. Leipzig, Julius Klinkhardt. 1883.

**Graham.** — The creed of science: religious, moral and social. By William Graham, M. A. Author of „Idealism: an essay methaphysical and critical." London, C. K. Paul and Co. 1881.

**Griswold.** — General Index to the North-American Review. Volumes 92—134. 1861—1882. By W. M. Griswold, A. B. (Harvard), Assistant in the library of congress. Bangor, Maine: Qu. P. Index, Publisher. 1882.

**Hagen.** — Beiträge zur Einsicht in das Wesen der Wagner'schen Kunst. Gesammelte Aufsätze von Edmund von Hagen. Berlin, Theodor Barth. 1883.

**Hengst.** — Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen. Ein Fürstenbild aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Hermann Hengst. Berlin, Gebr. Paetel. 1883.

**Indiscretionen.** Aus den Erlebnissen eines patriotischen Reptils. 1. Berlin, Hofmann & Comp. 1883.

**Kern.** — Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen von Franz Kern. Professor und Director des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 1883.

**Keussler.** — Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Russland von Johannes von Keussler. Zweiter Theil. 1. Hälfte. St. Petersburg, C. Ricker. 1882.

**Kleinstück.** — Goethe und Gotta. Vortrag gehalten am 50. Todestage Goethe's, den 22. März 1882 im Buchhandlungs-Gehilfen-Verein „Buchfink" zu Wien von Gustav Kleinstück. Der Reinertrag ist der Krankenkasse des „Buchfink" gewidmet. Wien, Verlag des Verfassers. 1882.

**Knetschke.** — Deutsche Lyriker seit 1850. Mit einer literar.-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. Herausgegeben von Dr. Emil Knetschke. Lfg. 4/10. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Rudolf Lincke.

**Kunst und Gewerbe.** Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. Sechzehnter Jahrg. Heft 1/12. Nürnberg, G. P. J. Bieling. 1882.

**Lippertheide.** — Muster altitalienischer Leinenstickerei. Zweite Sammlung. Gesammelt und herausgegeben von Frieda Lippertheide. Berlin, Franz Lippertheide. 1883.

**Lyon.** — Rinne- und Meistergesang. Lieder aus der Geschichte altdeutscher Litteratur. Von Dr. Otto Lyon. Leipzig, J. Griebens Verlag (L. Fernau). 1883.

**Manega.** — Die Anlage von Arbeiterwohnungen vom wirthschaftlichen, sanitären und technischen Standpunkte, mit einer Sammlung von Plänen der besten Arbeitshäuser Englands, Frankreich's und Deutschlands, dargestellt von Rudolf Manega. Zweite durchg. u. verm. Auflage. Mit einem Atlas. Weimar, Bernh. Friedr. Voigt. 1883.

**May.** — Unsere Ellen. Roman aus dem Amerikanischen von Sophie May. 2 Bände. Breslau, S. Schottländer. 1883.

**Morgenstern.** — Victoria, Kronprinzessin des deutschen Reichs, Prinzeß Royal von Großbritannien. Festschrift zur Feier der silbernen Hochzeit des deutschen Kronprinzen und der deutschen Kronprinzessin von Lina Morgenstern. Leipzig, G. Kempe. 1883.

**Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen.** VIII/IX. Bd. Berlin, Alexander Duncker. 1882.

**Powell.** — First annual report of the Bureau of Ethnology tho the secretary of the Smithsonian Institution 1879—80 by J. W. Powell, Director Washington, Government Printing Office.

**Reclam's** Universal-Bibliothek. Bd. 1702. Ein Volksfeind. Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

**Rehenbach.** — Zwei Novellen von Moritz von Reichenbach. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger). 1883.

**Report of the Commissioner of Education for the year 1880.** Washington, Government Printing Office.

**Rohrscheidt.** — Sinnen und Minnen. Märchen und Märchenartiges von Kurt von Rohrscheidt. Halle a S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

**Scharling.** — Mein Freund und ich. Erzählung von Henrik Scharling. Vom Verfasser autorisirte Uebertragung von E. Duncker. Dritte Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

**Schmerich.** — Gedichte von Dr. Gotthard Schmerich. 2. berm. Aufl. Wolfsberg, Druck von E. Plötz. 1883.

**Segesser.** — Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. A. Ph. von Segesser. III. Bd. 1/11. Abtheilung. Bern, K. J. Wyss. 1882.

**Schwald.** — Deutsche Dichter und Denker in Proben. Motto's, Selbstbekenntnissen und Urtheilen der Zeitgenossen und Nachwelt. Litterarhistorische Studien, bearbeitet von Dr. Friedrich Schwald. 2. Bd. 1. Lfg. Altenburg, Oscar Bonde. 1883.

**Teuber.** — Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. Von Oscar Teuber. Erster Theil. Prag, A. Haase. 1883.

**Turgenjew.** — Senilia. Dichtungen in Prosa von Iwan Turgenjew. Uebersetzt von William Henckel. Leipzig, Franz Duncker. 1883.

**Vedel.** — Den aeldre Grev Bernstorff's Ministerium. Audiedning til „Correspondance ministérielle du comte J. H. J. Bernstorff" af P. Vedel. Kjobenhavn, Gyldendalske Boghandel. 1882.

**Voß.** — Regula Brandt. Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1883.

**Wissen der Gegenwart, das.** Bd. IX. Geschichte des modernen Drama's im Umrissen. Von Alfred Klaar. Leipzig, G. Freytag. 1883.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.
AUG 17 1906
RECEIVED